This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

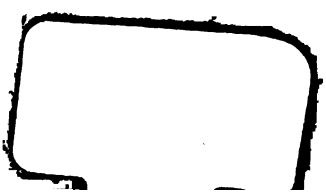
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07572428 0



Geschichte

der

deutschen Poesie

in

leicht faßlichen Umrissen

für

die reifere Jugend beiderlei Geschlechts

von

Chr. Oeser. pseud.

Tobias Gottfried Schroer

Erster Theil.

Leipzig, 1844.
Verlag von Wilhelm Einhorn.

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Vorrede.

Es will ſich in unſern Tagen die Meinung verbreiten, als ob für das Ideale von den Deutſchen ſchon mehr als zu viel geleiſtet worden, und daß man namentlich an Poeſieen ſchon genug habe, weil nicht einmal nach dem ſchon Vorhandenen mehr die Frage ſei; indem die Wirklichkeit unſer Geſchlecht nunmehr ganz in Anſpruch nehme und man ſich von dem Spiele zu dem Ernſte des Lebens wenden müſſe. Wenn nun dieſe Stimmen wirkliche Stimmen des Volkes wären, welch einem troſtloſen Zuſtande ſähen wir da entgegen: die Harfen der Sänger zertrümmert und ſtatt ihrer nur ſchnurrende Maſchinen und brodelnde Dampfkeſſel, Tanz und Spiel verſcheucht und keine andere Bewegung in der leb- und freudenloſen Stille, als im Angeſicht des Schweißes gebotene Arbeit, kein

anderes Feſt als das des lärmenden Marktes und in der Feierabendſtunde etwa das Evoe thieriſcher Sättigung. Doch zu unſerm Troſte iſt das nicht Volksſtimme, es iſt die Stimme derjenigen, die alle Kräfte auf das politiſche Leben hinlenken wollen, es iſt das Feldgeſchrei in gemeiner Wirklichkeit verſunkener Weltkinder oder in wunderlichen Syſtemen verſtiegener Denker. Allein bei allem Treiben der Welt beharret das rein Menſchliche in ſeinem Rechte und der Menſch folgt neben Schulgelehrſamkeit, Erwerbſucht und Politik immer noch gern der Stimme der Natur; und dieſe läßt ſich nicht verkehren und irre machen in ihrem Gange ſondern führt ihren fröhlichen Wechſeltanz fort Tag für Tag und Jahr für Jahr, ohne je inne zu halten, Freude und Leben zu geben; und auch das menſchliche Herz bleibt mit all' ſeinen Neigungen und Empfindungen nicht ſtille ſtehen, der göttliche Funke in ihm, der aus der gemeinen Wirklichkeit heraus ihn nach Oben hebt, wird nicht aufhören zu glimmen, ſo lange es Menſchen gibt und wir mögen uns immer noch den Troſt eines wackern Zeitgenoſſen zurufen, daß erſt mit dem letzten fühlenden Herzen auch der letzte Dichter ſterben werde. — Wird nicht ſelbſt unſere neueſte Philoſophie von Poeſie getragen? Iſt nicht in unſern Tagen offenbar worden, daß auch der Religion dieſer friſche Lebensquell inne wohne? Sind nicht die Edelſten und Weiſeſten zu jener und dieſer wieder zurückgekehrt, ſobald ſie ſich hier und dort Wortkram und zufälliges Beiwerk weggeſchafft und gelernt haben am Weſen menſchlichen Denkens und Glaubens an Wahrheit mit Schönheit gepaart,

nicht an bloßem Scheine zu halten? Iſt nicht inmitten des Rennens und Jagens und Lärmens nach Geld und Gut, noch immer der häusliche Heerd der heilige Ort, wo ſich des Abends nach gethaner Arbeit, nach des Tages Sorgenſchwüle, Geſang und vertrauliches Geſpräch, wo Poeſie gleich Perlen im Weinglaſe die Herzen erleichtert und erheitert. Sind es nicht noch immer, wie in den Zeiten der Minneſänger, liebe ſinnige Frauen und Mädchen, dieſe poetiſchen Blumen des Lebens, welche unſere geſelligen Kreiſe erheitern und deren anmuthiges Lächeln noch immer die Preiſe austheilt, die den Dichter wie den Weltmann für ihre Werke lohnen? Sucht nicht noch immer Alt und Jung, aus allen Ständen, edlere und ſchönere Geſtalten, die es in der Wirklichkeit nicht findet, in Büchern und Romanen? Singt nicht Jung und Alt aus allen Ständen alte und neue Lieder zur Erleichterung des Herzens in Freude und Leid und ſteigt nicht ſelbſt im Tempel Gottes die fromme Andacht in heiligen Pſaltern zum Himmel empor? Strömt nicht jeden Abend, beſonders in großen Städten, wo der Lärm des Marktes betäubender iſt und das Treiben der Menſchen proſaiſcher als in den Wohnplätzen, die noch mitten im Schooße der Natur umgränzt von Wäldern und Wieſen liegen, ſtrömt nicht hier jeden Abend die Menge, des wirren Treibens müde, in die Schauſpielhäuſer, wo auf den Brettern und beim Scheine blendender Lampen eine ſchönere Welt in Ernſt und Scherz vor uns ſich aufrollt und in Ernſt und Scherz wunderſam die Sorgen

des Tages wegſpielt und mit neuem Lebensmuth die Seele kräftigt?

Ja es iſt offenbar, daß je proſaiſcher das Leben ſich geſtaltet, je begränzter der ideale Horizont in unſern engen Straßen erſcheint, deſto drängender die Sehnſucht, je zuweilen der Gemeinheit zu entrinnen und zur Poeſie ſich zu erheben in uns wirke; ja die Edelſten ſuchen mit wahrer Bangigkeit nach einem Ausgange aus dem finſtern Labyrinthe ihrer Zuſtände, Furcht ergriffen der Menſch in ihnen möchte gar erſterben.

Iſt nun alſo die Poeſie ein wahres Bedürfniß auch der jetzigen Menſchheit, ſo iſt es Pflicht derjenigen, die Beruf dazu fühlen, Alles beizutragen, daß ſich die unſichtbare Gemeine des Göttlichen und Schönen nicht vermindern und die proſaiſchen Elemente unſerer Geſellſchaft: die Abſonderung der Geſchlechter in verſchiedene Kreiſe, das zeittödtende und gemüthloſe Kartenſpiel, der Mangel an Sitte und Anſtand, die Beſchönigung des Laſters u. dgl. m. immer mehr beſeitigt werden.

Hiezu iſt nun vor Allem eine gründliche und innige Bekanntſchaft mit der Poeſie erforderlich, daß man das wahre Weſen derſelben erkenne und ſo allen Erſcheinungen den Zugang verwehre, welche unter dem Gewande der Poeſie ſich eingeſchlichen haben und doch eigentlich ganz gemeinen Urſprungs das Ideale vernichten, indem ſie zugleich daſſelbe durch ſchnöden Mißbrauch dem Geſpötte des frivolen Haufens preisgeben. Schwer iſt jedoch das

Göttliche der Poeſie ſelbſt zu erkennen, denn ſo wie Tauſende und Tauſende in der Natur wandeln und Alles mit den Augen ſchauen ohne zu ſehen, ſo tappen auch Tauſende und Tauſende wie Blinde im Reiche der Ideale, ohne das Schöne zu erkennen. Wird es ja ſogar Gelehrten ſo ſchwer, ſich einen wahren Begriff von der Poeſie zu verſchaffen, wie viel ſchwerer muß es jenem Theile des Volkes fallen, daß ſich nicht wiſſenſchaftlich ausbilden konnte und dem noch überdieß die Schulſprache unverſtändlich iſt? Die Erfahrung hat gelehrt, daß durch theoretiſchen Unterricht gar wenig erzweckt werde, vielmehr führt uns das Weſen der Poeſie ſelbſt auf die wahre Methode und den Weg, in ihr Innerſtes einzudringen. Iſt ſie nicht ein durch allmälige Entwickelung des menſchlichen Geiſtes und des Geiſtes ganzer Nationen in der Zeit gewordenes Beſtreben und Vermögen ſich vom Wirklichen zum Idealen zu erheben und durch dieſe Erhebung das Wirkliche zu veredeln, zu erheitern und zu verſchönern. Wenn nun Göthe ſeine Freundin über die Pflanzenwelt belehren will und ſie in den Garten führt, um ihr zu zeigen, wie aus dem Samen ſich Wurzel, Stiel und Zweiglein und dann Knospen, Blätter und Blüthen eines aus dem andern entwickeln; ſo durfte wohl die natürlichſte Weiſe, zur Poeſie zu gelangen, ſein, wenn man zeigte, wie ſie geworden im Volke, vom einfachſten Volksliede bis zum Epos, bis zur bedeutungsvollen Kunſtdichtung und zum Drama, oder mit einem Worte die Geſchichte der Poeſie faßlich und verſtändlich zu erzählen.

Welch ein Führer zu ſolcher Fahrt durch alle Zeitläufte unſerer poetiſchen Nationalliteratur iſt uns in dieſen Tagen in Gervinus geworden, der wie Keiner noch den deutſchen Geiſt in ſeinen verborgenſten Keimen und ſeinem mächtigen Wachsthum erforſcht uns dargeſtellt, ſo daß wir ſtolz einander zurufen mögen: Das ſind wir! Wahrlich nicht geringeres Verdienſt hat dieſer große Forſcher, als diejenigen, welche die Kämpfe unſerer Vor- und neueren Zeit überlieferten; denn auch die Sänger, deren Leben und Wirken er ſchildert, haben männiglich geſtritten und an ihren Geſtalten kann ſich die Nachwelt auch eben ſo erheben, als wie an Kriegshelden; und in einer Zeit, wie die jetzige, wo es ſich nach einem großen rühmlichen Kampfe um Kräftigung, Einigung und Verſtändigung handelt, dürfte ſolch ein Werk der Forſchung, mit ſo ungeſchminkter Wahrheit niedergeſchrieben und aus einem ſo deutſchen Herzen entſproſſen, deſto willkommener ſein. Darum hat der Verfaſſer dieſes Verſuchs, als er das Buch Gervinus zu Ende geleſen und ſich lange nicht vor innerer Glut und Aufregung ſammeln konnte, den Gedanken gefaßt unſerer Jugend beiderlei Geſchlechts und Allen, die nicht vorbereitet genug ſind jenes für reife Denker und Kenner der Literatur geſchriebene Werk zu leſen, eine gemein faßliche Anleitung zur hiſtoriſchen Kenntniß unſerer Poeſie an die Hand zu geben. Da war es nothwendig auch biographiſche Nachrichten und Beiſpiele aus den Schriftſtellern ſelbſt und zwar mit den nöthigen Anmerkungen und Erläuterungen hinzuzufügen.

Uebrigens erwarte man nicht etwa ein ſchulgerechtes Compendium, es iſt mehr ein Leſebuch, beſonders geeignet das Gemüth für alles Schöne und Gute zu begeiſtern und zu zeigen, wo Troſt und Erheiterung zu holen ſei in den Tagen, die uns nicht gefallen.

Darum iſt auch nicht diejenige Vollſtändigkeit beobachtet worden, nach der kein Name ausgelaſſen werden durfte; weil es eben mehr um die Kenntniß und Würdigung der Poeſie zu thun iſt, ſo werden die Schriftſteller meiſt nur in Maſſen aufgeführt und ausführlich nur die Chorführer und diejenigen behandelt, welche große Spuren ihres Wirkens zurückgelaſſen haben. Auch bei Schriftſtellern, die zugleich als Menſchen ausgezeichnet waren, wird länger verweilt und manche Züge und Erlebniſſe derſelben angeführt, die eben nicht zur Literaturgeſchichte gehören, weil ſolche individuelle Erſcheinungen bildend eingewirkt haben. Dieſelbe Anſicht iſt auch in Hinſicht der Beiſpiele verfolgt, die immer ſo gewählt ſind, daß ſie nicht nur das Talent der Schriftſteller beurkunden, ſondern auch zugleich durch ihren Stoff anziehen, belehren und veredeln.

Und hiemit ſendet der Verfaſſer dieſes Buch in alle deutſchen Lande, ja überall hin, wo Deutſche wohnen mit der Zuverſicht, es werde dort Anklang finden in allen Herzen, durch ſeinen deutſchen Sinn. Immerhin mag man ihm vorwerfen, er ſtehe nicht auf der Höhe, wo unſere neueſten Propheten ſtehen; er ſteht mitten im Volke und das wird ihn verſtehen und verſtehen werden ihn Alle, die es lieben das Volk, heute und

geſtern daſſelbe treue, wackere und ſinnige Volk der Deutſchen. Durch das Schwert iſt es in den Tagen 1813 einig geworden, möge die Leier es immer mehr einigen, daß es in Eins zuſammengeſchaart den herrlichen Sängern lauſche, denen, die ſchon unter dem Raſen ſchlummern und denen, die noch ſingen.

Inhaltsverzeichniß.

Erſter Zeitraum:

Seite.

Althochdeutſche Poeſie. Von den älteſten Zeiten bis auf die Minneſänger. Aelteſte Zeit . . . . . 1.
Die Zeit nach Karl dem Großen . . . . . 4.
Das Lied der Nibelungen . . . . . 9.
Gudrun . . . . . 28.

Zweiter Zeitraum:

Mittelhochdeutſche Poeſie oder die Zeit der Hohenſtaufen und Minneſänger. Beiläufig vom Jahr 1137—1300 . . . . . 49.
Die Ritterpoeſie . . . . . 51.
Die Minne . . . . . 55.
Zeittafel der berühmteſten Minneſänger . . . . . 62.
Heinrich von Veldeck und Hartmann von der Aue . . . . . 65.
Walther von der Vogelweide . . . . . 72.
Wolfram von Eſchenbach . . . . . 78.
Gottfried von Straßburg . . . . . 106.
Die übrigen Minneſänger . . . . . 113.
Didaktiſche Dichter . . . . . 121.
Allegorien. . . . . 124.

Dritter Zeitraum:

Zeitalter des Meiſterſangs. Beiläufig v. J. 1300 — 1523 Die letzten Minneſinger . . . . . 127.
Die Volksdichter . . . . . 132.
Der Meiſterſang . . . . . 156.
Satyre . . . . . 165.
Zeittafel . . . . . 178.

Vierter Zeitraum:

Reformation und Nationalproſa. Von Luther bis Opitz. Luther . . . . . 180.
Die Bibelüberſetzung . . . . . 182.
Das Kirchenlied . . . . . 184.
Altrömiſche Bildung in Deutſchland . . . . . 197.

Seite.
Der Meiſterſang . . . . . 204.
Thierfabel . . . . . 211.
Schauſpiel . . . . . 216.
Satyre und Romane . . . . . 219.
Schlußbemerkung . . . . . 223.
Das Zeitalter der deutſchen Nationalproſa . . . . . 224.

Fünfter Zeitraum:

Kunſtpoeſie und Einfluß ausländiſcher Literatur. Von Opitz bis Klopſtock. Allgemeines . . . . . 226.
Sprach- und Dichtergeſellſchaften . . . . . 227.
Opitz und ſeine Schule . . . . . 231.
A. Gryphius und Hofmann . . . . . 237.
Das Drama . . . . . 255.
Gottſcheb und Bodmer . . . . . 269.
Haller und Hagedorn . . . . . 276.
Zeittafel . . . . . 292.

Sechster Zeitraum:

Selbſtändigkeit der deutſchen Literatur. Von Klopſtock bis zu Göthes Jugend. Allgemeines . . . . . 294.
Zeittafel der deutſchen Dichter von 1740—1773 . . . . . 298.
Die Vorläufer der Muſtergiltigkeit . . . . . 300.
Klopſtock . . . . . 303.
Gleim . . . . . 310.
Leſſing und das Drama . . . . . 317.
Wieland und der Roman . . . . . 339.
Poeſie nach dem Hubertsburger Frieden . . . . . 347.
Herder . . . . . 359.
Göthe's Jugendjahre . . . . . 364.

Erſter Zeitraum:

Althochdeutſche Poeſie.

Von den älteſten Zeiten bis auf die Minneſänger.

Aelteſte Zeit.

Wie bei allen Völkern war es auch bei den Deutſchen die Poeſie, welche ſie aus dem Wuſte der Wildheit zog und menſchlich leben lehrte. Man hält die Harfe für ein urſprünglich deutſches Tonwerkzeug, weßwegen wohl auch Luther das Saitenſpiel David's eine Harfe nannte. Und alſo waren es Sänger, die bei Saitenklang aus dem Stegreife, wie einſt Homer und die anderen griechiſchen Rhapſoden, ihre Lieder vor dem deutſchen Volke ſangen, zur bevorſtehenden Schlacht befeuerten, tapfere Helden prieſen und die Gefallenen beklagten. Frei und lebensvoll klangen ſie, denn es ſangen eben — zu einer Zeit, wo noch kein Unterſchied der Stände im Volke und Fürſt und Volk Eins waren, — Fürſt und Volk ein und daſſelbe Lied, das aus dem Herzen des Volkes drang und ſeinen Wiederhall fand im Volksleben. Niedergeſchrieben wurden dieſe Lieder freilich nicht, allein um ſo eifriger angehört, um ſo treuer von Geſchlecht zu Geſchlecht im Gedächtniß aufbewahrt. Uebrigens hatten die Deutſchen ſeit den älteſten Zeiten Buchſtabenſchrift, ja man will behaupten, ſie hätten ſie ſchon aus Aſien mitgebracht. Die erſten Buchſtaben hießen Runen, weil ſie gleich Rinnen in Stäbe oder auch in Stein eingeſchnitten wurden, ſo wie man dergleichen auf alten Denkmälern noch heute, beſonders in den ſkandinaviſchen Ländern, findet. Ihnen gleicht das gothiſche Alphabet, das ſchon Ulphilas bei ſeiner Bibel-Ueberſetzung brauchte. Es war aber Ulphilas (Wulphilas, Wölfl) ein Weſtgothe, der

zwiſchen 360 und 380 lebte und als Geißel nach Konſtantinopel gekommen war, wo er griechiſch gebildet und zum Chriſten bekehrt wurde. Er trat dann in den geiſtlichen Stand und kehrte als Biſchof zu ſeinen Landsleuten, die damals in Möſien (dem heutigen Bulgarien) wohnten, zurück, um auch ſie zum Chriſtenthume zu bekehren. Er bediente ſich hiezu der Bibel, welche er in die gothiſche Sprache überſetzt hatte, und dies zeigt, daß die Gothen bereits eine höhere Bildungsſtufe erreicht haben mußten, als die übrigen Barbaren, weil man ſie mittelſt eines Buches und alſo durch Leſen mit der Lehre Jeſu bekannt machen konnte. Von dieſer Ueberſetzung ſind noch Bruchſtücke vorhanden, die in drei alten Urkunden, zu Upſala, Wolfenbüttel und Mailand aufbewahrt werden. Die darauf folgende Völkerwanderung ſcheint die Früchte dieſes Bildungsverſuches größtentheils wieder vernichtet zu haben, denn vom 4ten bis zum 8ten Jahrhundert ſind wenig Spuren von Schriftenthum vorhanden. Hier das Vaterunſer aus der Bibel des Ulphilas:

Atta unsar thu in himinam. weihrai namo thein. Zuimai thiudinassus theins. wairthai wilja theins. swe in himina jah ana airthai. Hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himmadaga. Jah aflet uns thatei skulans sijaima. swaswe jah weis afletam thaim skulam unsaraim. Jah ni briggais uns in frais tubnjai. ak lausei uns af thamma ubilin. unte theina ist thiudangardj. jah maths. jah wulthus. in aiwins. amen.

Indeſſen pflanzte ſich doch unter den deutſchen Völkern die Liebe zu Geſang und Dichtung mitten im Waffengetümmel immer fort. Die wildeſte Zeit, wo die verſchiedenen Stämme erſt ihre feſten Sitze erobern mußten, wo von der einen Seite die Hunnen, von der andern die Araber Europa erſchütterten, war der Raum vom 5ten bis zum 9ten Jahrhundert. War aber auch damals nirgend Friede und ruhiger Beſitz, ſo lebten die Männer des Krieges und der Waffen doch frei und ihr Wohl und Wehe lag in ihren tapfern Fäuſten. In ſolcher Freiheit lebte nun auch freier Geſang und ungekünſtelt klangen ihre Lieder von Dietrich von Bern, von Roland, von Hildebrand, König Arthur und Rother, die alle erſt ſpäter, mit wenigen Ausnahmen, im 11ten bis 13ten Jahrhundert geſammelt und niedergeſchrieben worden ſind. Es ſind aber dieſe Heldenlieder nicht alle in Deutſchland entſtanden, denn durch das

Untereinanderjagen der verſchiedenen Stämme vermengten ſich auch die Sagen, ſkandinaviſche, engliſche, fränkiſche, und dann hatte auch die römiſch-griechiſche Bildung, die noch immer, obwohl kränkelnd, wenigſtens unter den gelehrten Geiſtlichen fortlebte und die arabiſche Poeſie großen Einfluß, den größten aber das Chriſtenthum.

Der zweite große Abſchnitt des Mittelalters beginnt mit Kaiſer Karl dem Großen und reicht bis zu den Ottonen, wo ſchon die fränkiſche Monarchie begründet, einige Ordnung, Geſetzlichkeit und ſelbſt auf kurze Zeiträume Landfrieden ſchaffte. Die Völkerwanderung hatte aufgehört und an der Spitze ihres Heerbanns zogen der König und ſeine Herzoge in den Krieg. Auch in dieſer Zeit erklangen noch die alten Heldenlieder, und wir beſitzen aus dieſer Zeit werthvolle Bruchſtücke, von welchen wohl das Hildebrandslied und das Siegeslied über die Normannen bisher am bekannteſten geworden.

Siegeslied über die Normannen.

Tho nam her skild indi sper
Ellianlicho reit her.
Uuolt her uuarer rahchon
Sina uuider sahchon.
Tho ni uuaz iz buro lango.
Fand her thio Nortmannon,
Godelob, sageta.
Her siht, des her gereda.
Thar Kunig reit kuono,
Sang lioth frano,
Joh alla saman sungan:
Kyrieleison!
Sang was gesungen,
Uuig uuas bigunnen.
Bluot skein in uuangon
Spilodunder Vrankon.
Thar raht thegeno gelih,
Nichein so, so Hludouuig,
Snel indi kuoni,
Thas uuas imo gekunni.

Ueberſetzung:

Da nahm er Schild und Speer,
Eilends ritt er her,

Er wollte wahrlich rächen
Seine Widerſacher (ſich an ſeinen W.)
Da nicht ward es dauernd lange
Fand er die Normänner.
Gottlob! ſagte (er).
Er ſieht, das er begehrte (die er).
Der König reitet kühn,
Sang (ein) Lied fromm,
Und alle zuſammen ſangen:
Kyrieleiſon!
Sang war geſungen;
Kampf war begonnen.
Blut ſchien in (den) Wangen
Spielender (fechtender) Franken.
Da rächt (ſich), Degen gleich,
Niemand ſo, als Ludwig,
Schnell und kühn,
Das war ihm angeboren. —

Die Zeit nach Karl dem Großen.

Merkwürdig iſt, daß ſchon in dieſer Zeit die Volkslieder der Geiſtlichkeit anſtößig ſchienen. Auf einer Synode wurden ſie, als unchriſtlich und heidniſch, ſtreng verboten. Gleichſam ſie zu erſetzen, verfaßten die Geiſtlichen aus dem Kreiſe chriſtlicher Sagen und bibliſcher Erzählungen neue Lieder, unter welchen beſonders die Evangelienharmonie in gereimten Strophen von dem Weiſſenburger Mönche Ottfried zu erwähnen iſt, welche zwiſchen 863 und 872 niedergeſchrieben worden. Sie iſt in mehrern Handſchriften zu Ebersberg, St. Gallen und Heidelberg noch vorhanden.

Der 3te Abſchnitt des Mittelalters umfaßt die Zeit der Ottonen oder der Kaiſer aus ſächſiſchem Stamme, welche ſich durch ihre Römerzüge und ihr Beſtreben, Rom und Italien dem deutſchen Reiche zu erhalten, auszeichnen. Eben dieſer Umſtand führte neue Verbindung mit der Römerwelt herbei, und ſo deutſch und volksthümlich dieſe Kaiſer ſelbſt waren, überkam doch die deutſche Poeſie damals ein Anflug altrömiſcher Bildung, und die lateiniſche Sprache gewann immer mehr Raum in Deutſchland, ſo daß ſich neben den

deutſchen Heldenſagen der macedoniſche Alexander, der trojaniſche Krieg und die römiſche Kaiſerchronik Eingang verſchafften und häufig mit den deutſchen Sagen ſo vermengt wurden, daß bei damaliger Unkenntniß der Chronologie römiſche Kaiſer aus der heidniſchen Zeit mit chriſtlichen Zuſtänden in Verbindung geſetzt und Helden aus den verſchiedenſten und entfernteſten Jahrhunderten zuſammen auftreten. Auch ſchrieb man jetzt ſchon häufiger in lateiniſcher Sprache oder wenigſtens in abwechſelnd lateiniſchen und deutſchen Verſen. Eine merkwürdige Erſcheinung dieſes Zeitalters iſt die Nonne Hrosvitha aus Gandersheim, eine Verwandte Kaiſer Otto's I., welche ein Lobgedicht auf dieſen Kaiſer und ſechs Komödien in lateiniſcher Sprache ſchrieb, die noch vorhanden ſind. Daß aber dieſe lateiniſche Hof- und Kloſter-Poeſie die nationale Dichtung wenig oder gar nicht förderte, bedarf keiner weiteren Erklärung. Es war auch in dieſer Zeit das gemeine Volk ſchon zu ſehr von den höhern Ständen, von Adel und Geiſtlichkeit getrennt. Nicht mehr im Heerbanne kämpfte der freie deutſche Mann für ſeinen Beſitz und ſeine Ehre, es hatte ſich ein Waffenſtand, das Ritterthum, gebildet, welcher beinahe ausſchließlich das Recht ſich anmaßte, ſowohl im Gefolge der Herzoge als des Kaiſers in's Feld zu ziehen und die gemeinen Leute wurden nur als Waffenträger, Troß- und Roßbuben mitgenommen, um nicht ſowohl für das Vaterland als der Herrn Sache zu kämpfen. Das gab nun dem Ritterthum auch jenes Uebergewicht, womit es ſich das gemeine Volk allmälig unterwarf; aus den freien Landbauern wurden Unterthanen, ja ſogar Leibeigene, denen unter dem ſchweren Drucke wohl auch das Singen ſchwer geworden, ſo daß man annehmen darf, die alten Heldenlieder ſeien nun bei dem Volke allmälig ſeltener geworden.

Unter den fränkiſchen Kaiſern, Conrad II., Heinrich III., IV. und V. nahm die Volkspoeſie und alle Poeſie noch mehr ab, weil dieſe Fürſten ſelbſt, nur auf Vergrößerung ihrer Macht und Herrſchaft bedacht, wenig Sinn dafür hatten und auch mit Rom, wo einſt Karl der Große und die Ottonen für Kunſt und Wiſſenſchaft begeiſtert wurden, zerfallen waren. Die unglückliche Regierung vollends Heinrich's IV., wo ſich wieder mit aller Wuth Franken und Sachſen bekämpften, und wegen des Bannes, in welchem der

Kaiſer lag, die Geſetze kraftlos waren, und die Ritter ſich allen Frevel gegen das Volk erlaubten, verſtummte die Volkspoeſie immer mehr. Auch waren die damaligen Ritter und ihre Thaten eben keine Gegenſtände für dichteriſche Begeiſterung, denn ſie glichen nicht den alten Helden oder Recken, die ſo männlich und bieder zugleich an der Spitze des Volkes um das Land ſtritten, das ſie nähren ſollte. Roh und wild, im Krieg und im Frieden, raubten ſie nur für ſich und meinten alle Frevel zu verſöhnen, wenn ſie an Feſt- oder Bußtagen faſteten, beteten und ſich geißelten und alſo den gebotenen Gottesfrieden hielten. Jede Geiſtesbildung hielten ſie für ſchimpflich und entehrend, und ſtatt der alten Heldenlieder erſchollen nur bei hohlem Humpenklang Flüche, Prahlereien und Hohngelächter. Es hatten ſich um dieſe Zeit, vielleicht mit der Gattin Heinrichs III., franzöſiſche Sänger, die mit ihren Jongleurs oder Spaßmachern kleine Hiſtörchen komiſch vortrugen, auch in Deutſchland eingefunden; allein der Kaiſer verjagte ſie von ſeinem Hofe und ein Gleiches thaten ſeine Vaſallen, ſo daß im ganzen Reiche Spiel und Scherz verbannt ſein ſollte. Auch in den Klöſtern verlor ſich bald der warme Eifer für deutſche und ſelbſt lateiniſche Dichtkunſt, und nahm ſeinen Weg nach den Niederlanden, wo die Geiſtlichen die ſeit alten Zeiten beliebte Thierfabel und darunter vorzüglich die Geſchichte von Reinecke dem Fuchs, welche, wie beinahe mit Gewißheit in neuſter Zeit ausgemittelt worden, franzöſiſchen Urſprungs iſt, bearbeiteten. Es ſoll dieſes epiſch-ſatyriſche Gedicht auf einen Herzog Renard von Lothringen, der um die Zeit Kaiſer Arnulfs lebte und durch ſeine Ränke Kaiſer und Reich hintergangen habe, verfaßt worden ſein, daher der Name Reinecke. Uebrigens iſt auch dieſes, von niederländiſchen Mönchen lateiniſch verfaßte Gedicht im 15ten Jahrhundert, wie wir hören werden, in's Nieder- oder Plattdeutſche überſetzt worden.

Unter den wenigen Gedichten, die aus dieſer Zeit auf uns gekommen ſind, iſt der Lobgeſang auf den Hanno das vorzüglichſte. Es war aber Hanno um's Jahr 1070 Erzbiſchof von Cöln; der Verfaſſer des Gedichtes, der wahrſcheinlich zu Ende des 11ten Jahrhunderts lebte, iſt unbekannt. Er beginnt mit der Schöpfung, geht dann auf den Sündenfall über und kommt auf die

Erlöſung des Menſchen durch Chriſtum. Sodann läßt er das Chriſtenthum mehrern Völkern, unter andern auch den Franken, verkündigen, wobei er die Verdienſte des Hanno preiſt. Dabei kommt er, weil Hanno Erzbiſchof zu Cöln, und Cöln eine Burg, auf die Burgen zu ſprechen, wo er dann von Ninus und der Semiramis ausholt, die Weiſſagungen Daniels anführt und von den Römern und ihren Eroberungen in Deutſchland ſpricht. Das gibt ihm Veranlaſſung von Cäſar und Pompejus und ſodann von Auguſt zu ſprechen, unter deſſen Regierung Jeſus Chriſtus geboren wurde. Da iſt er nun wieder beim Chriſtenthum und fährt fort Hanno zu preiſen und die Wunder, die er verrichtet hat.

Hier eine der erhabenſten Stellen aus dieſem Gedichte:

Dü sih Lucifer dü ce ubile gevieng,
Unt Adam diu Godis wort ubirgieng,
Du balch sig es Got desti mer,
Daz her andere sine werch sach rehte gen.
Den manen unten sunnen,
Di gebin ihre liht mit wunnen.
Di sterrin bihaltint ire vart.
Si geberint vrost unte hizze so starch.
Daz fuir havit ufwert sinen zug,
Dunner unte wint irin vlug,
Di wolken dragint den reginguz,
Nidir wendint wazzer irin vluz.
Mit blumin cierint sich diu lant,
Mit loube dekket sich der walt;
Daz wilt habit den sinin ganc,
Scone is der vugil sanc,
Ein iwelich diu e noch havit,
Di emi Got van erist virgabit,
Newere di zuei gesceſte,
Di her geschuft di bezziste,
Di virkerten sich in diu dolcheit.
Dannin hubin sich diu leit. —

O, wi di wifini clungin,
Da di marin cisamine sprungin,
Here horn duzzin,
Becche blütis vluzzin,
Derde dir untini diuniti,
Di helle in gegine gliunte,
Da di heristin in der werilte
Suchtin sich mi suertin,

Dû gelach dir manich breiti scari,
Mit blûte birunin gari;
Da mohte man sin duowen
Durch helme virhouwin
Des richin Pompeiis man,
Da Cesar den sige nam.

Ueberſetzung:

Da ſich Lucifer nun dem Uebel gefangen gab,
Und Adam Gottes Wort übertrat,
Da erzürnte ſich Gott deſs deſtomehr,
Weil er andere ſeiner Werke ſah recht gehn.
Der Mond und die Sonne,
Die gaben ihr Licht mit Wonne.
Die Sterne behalten ihre Fahrt.
Sie gebären Froſt und Hitze ſo ſtark.
Das Feuer hat aufwärts ſeinen Zug;
Donner und Winde ihren Flug.
Die Wolken tragen den Regenguß.
Nieder wenden die Waſſer ihren Fluß.
Mit Blumen zieren ſich die Lande (Gefilde);
Mit Laube decket ſich der Wald.
Das Wild hat ſeinen Gang;
Süß iſt der Vögel Sang.
Ein jeglich Ding das Geſetz noch hat,
Das ihm Gott zu Anfang gab.
Nur die zwei Geſchaffenen,
Die er ſchuf die beſten,
Die verkehrten ſich in die Thorheit.
Von dannen erhub ſich vieles Leid. —

Ha, wie die Waffen klangen,
Da die Roſſe zuſammen ſprangen!
Heerhörner ertoſeten,
Bäche Blutes floſſen.
Die Erde drunten dröhnte.
Der Glanz glühte ihnen entgegen,
Als die erſten in der Welt
Sich ſuchten mit Schwertern.
Damals fielen die berühmteſten Truppen
Mit Blute ganz und gar umfloſſen, in's Gras
Damals konnte man toben ſehen
Durch die zerhauenen Helme
Die Soldaten des mächtigen Pompejus,
Da Cäſar den Sieg errang.

In dieſer nächtlichen Zeit war aber für das deutſche Volk, für das gemeine, ein wohlthätiger Schimmer neuen Tages aufgegangen in dem Glauben an Chriſtum, der um dieſe Zeit allmälig begriffen und in Verſtand und Herzen aufgenommen wurde. Die frommen Mönche mit ihren Heiligenbildern, Gotteslämmchen und Roſenkränzen, die chriſtlichen Feſte mit ihren Weihnachtsbeſcheerungen, heiligen drei Königen, Oſterſpielen und Pfingſtbäumen, der feierliche Choral bei der majeſtätiſchen Orgel in den Kirchen, wo wiederum Herren und Knechte ein und daſſelbe Lied ſangen, die Meſſe mit den prächtigen Gewanden und all der Liturgie des Gottesdienſtes, waren poetiſche Funken, die fröhlich in die Macht der Barbarei hineinſprangen, und die Drangſale des Lebens erträglich machten. Dazu kamen die Kirchen, die Rieſendome, Münſter und Thürme, die man eben zu der Zeit im ſogenannten gothiſchen Style zu bauen anfing, an deren Spitzpfeilern, wunderbaren Schnörkeln und grauen Gewölben aller Glaube, alle Liebe und alle Hoffnung deutſcher Völkerherzen wie kryſtalliſirt zu leſen waren und bis heute zu leſen ſind.

Das Lied der Nibelungen.

Aus dieſer Zeit ſind nun auch die trefflichen Volksepen, die dann ſpäter im 12ten oder 13ten Jahrhundert erſt geſammelt und mit verſchiedenen Abänderungen, wohl auch in anderer Mundart niedergeſchrieben worden ſind. Darunter ſind unſtreitig das Nibelungenlied und Gudrun die wichtigſten, weil ſie beide aus deutſchen Sagen entſprungen, und die alte Heldenzeit, die dem Ritterthume vorangegangen, in großen und treuen Umriſſen darſtellen. Wir wollen zuerſt vom Nibelungenliede, von ſeiner Entſtehung, dann von ſeinem Inhalte und endlich von ſeinem äſthetiſchen Werthe ſprechen, damit wir des Eindrucks, welchen dieſe koloſſalen ſteinernen Geſtalten auf das Gemüth machen, deſto gewiſſer werden; denn da die Darſtellung deſſelben ſowohl, als der Stoff unſern Zeiten und unſrer Auffaſſung ſo ferne liegen, wird man ohne alle Einleitung ſchwerlich für das Gedicht Intereſſe gewinnen. Es iſt aber

dieſes Volksepos aus mehrern longobardiſch-gothiſchen und fränkiſch-burgundiſchen Sagen zuſammengeſetzt. Solche Sagen ſind: Dietrich der Berner (der Gothen-König Theodorich von Verona), die Nibelungen (ein altes Geſchlecht gewaltiger Rieſen, die im Eiſenland Island, Irland oder Niederlande wohnten, und daſelbſt einen unermeßlichen Hort oder Schatz bewahrten), der Burgunderhof, und die ſchöne Chriemhilde, der gehörnte Siegfried, das Hünenweib Brunehild und der Hunenkönig Etzel oder Attila, der das burgundiſche Königsgeſchlecht vertilgte. Alle dieſe meiſt ungleichzeitigen Sagen werden in dieſem Epos in eine Zeit und auf einen Schauplatz zuſammengedrängt, und man muß geſtehen, daß dieß auf eine äußerſt planmäßige Weiſe geſchieht. Raſch ſchreitet die Erzählung von Thaten zu Thaten fort, und wird nicht wie bei den Griechen und Römern durch Zwiſchenhandlungen aufgehalten; ſollte dieſe Art von Darſtellung nicht im deutſchen Charakter liegen, der einmal aufgeregt, nicht gerne innehält?

In der erſten Aventüre führt uns der Dichter nach Worms am Rheine, wo die Burgunden-Könige Gunther, Gernot und Giſelher wohnen. Auch ihre Mutter, die Königswittwe Frau Ute lebt da, und bei ihr die ſchöne Chriemhild, ihre Tochter:

> Der Maid, der minniglichen, durften ohne Schaam
> Begehren kühne Recken, Niemand war ihr gram;
> Ohne Maßen ſchöne ſo war ihr edler Leib,
> Der Jungfrauen Tugenden hätten gezieret jedes Weib.

Zugleich werden uns die ſtarken und kühnen Recken vorgeführt, die den Königen unterthan ſind, Hagen und ſein Bruder Dankwart ꝛc.

Gleich zu Anfang des Gedichts läßt uns der Dichter das tragiſche Ende ahnen; denn es träumte Chriemhilden, daß ihr den Falken, den ſie ſich erzogen, zween Aare erwürgten. Die Mutter Ute legt ihr den Traum aus:

> Der Falke, den du zieheſt, das iſt ein edler Mann;
> Will ihn nicht Gott behüten, wirſt du ihn bald verloren han.

Da verſetzt Chriemhilde, ſie wolle nichts von einem Manne und von Minne wiſſen und

In ihren viel hohen Tugenden, deren ſie in Züchten pflag,
Lebte die Mägd, die edle, viel manchen lieben Tag,
Wußt' Keinen, dem ſie eigen wollt' ſeyn mit Seel' und Leib.

In der zweiten Aventüre lernen wir den Helden Siegfrid kennen; er wohnt in den Niederlanden bei ſeinem Vater, dem König Siegemund und ſeiner Mutter Siegelinde zu Santen in der Burg am Rheine.

Von ſeiner Stärke und Heldenthaten wird vorerſt nur wenig erzählt; wir ſollen erſt mit ſeiner Milde und mit ſeinem Gemüthe, das ihm aller Herzen gewann, bekannt werden.

Eh' daß der Degen kühne erwuchs zum Mann,
Hatt' er ſchon ſolche Wunder mit ſeiner Hand gethan,
Davon in allen Tagen man wird erzählen und zeugen,
Deß wir zu dieſer Stunden, ob andrer Märe, müſſen ſchweigen.

In ſeinen beſten Zeiten, bei ſeinen jungen Tagen,
Mochte man viel Wunder von Siegfriden ſagen,
Wie groß er wuchs an Ehren, und wie ſchön war ſein Leib;
Seit freuten ſeiner Minne ſich die viel waidlichen Weib.

Dabei war er ſo gut und liebte ſeine Eltern ſo ſehr, daß er, als die Vaſallen ihn zu ihrem Herrn haben wollten, die Ehre ausſchlug.

So lang noch beide lebten Siegmund und Siegelind,
Nicht wollte tragen Krone ihr beider liebes Kind.

Auch wird erzählt, wie der König eine große Hochzeit, das iſt Kampfſpiel, gibt, wo man ſo recht in die eiſerne Zeit der ungeſchlachten Recken während der Völkerwanderung eingeführt wird.

Sie liefen, da ſie fanden geſattelt manch Roß,
In Siegmundes Hofe; der Buhurt* war ſo groß,
Daß man ertoſen hörte Palaſt und Saal;
Die hochgemuten Degen hatten großen Jubel allzumal.

Von Greiſen und von Jungen man hörte manchen Stoß,
Von der Schäfte Brechen ſtieg in die Luft Getos;
Speerſplitter ſah man fliegen vom Kampf der Recken heiß
Hin zu dem Palaſte; das ward gethan mit großem Fleiß.

---

* Ein Kampfſpiel in ganzen Schaaren.

Der Wirth bat abzulaſſen; weg zog man die Roſſe da;
Viel manche ſtarke Buckeln man auch zerbrochen ſah;
Viel der edeln Steine, zerſtreuet auf dem Gras,
Von lichter Schilde Spangen; von Stößen war geſchehen das.

In der dritten Aventüre zieht Siegfrid nach Worms; er hörte von der minniglichen Chriemhilde; dieſe wollte er freien. Vergebens rathen ihm Siegmund und Siegelinde von dieſer Fahrt ab, denn es hat der König Gunther viel manchen hoffärtigen Mann. Doch Siegfrid läßt ſich nicht abhalten.

„Was kann uns das gefährden?“ ſprach der kühne Mann;
„Was ich nicht mit Freundſchaft von ihnen erbitten kann,
Das mag mit Trotz erwerben meine ſtarke Hand;
Ich getrau' mir von ihnen zu erzwingen Leute und Land“

Und ſo zieht er denn wohlgerüſtet und nur von zwölf Recken begleitet, und kam am ſiebenten Morgen zu Worms an. Als König Gunther ſie in den Hof reiten ſah, fragte er verwundert, wer die Fremden und woher ſie ſeien, und Herr Hagen, der auch am Fenſter ſtand, erkennt den Helden Siegfrid, obwohl er ihn niemals geſehen. Zugleich erzählt er, was für Heldenthaten Siegfrid bereits vollbracht: wie er die Schilbung und Nibelung, trotzige und zornige Recken, auf ſeinem Zuge antraf, wie ſie eben einen unermeßlichen Hort d. i. Schatz theilten; Siegfrid ſollte ihnen den Schatz theilen, ſie gaben ihm dafür das Schwert Balmung, dem Nichts widerſteht. Allein bei der Theilung kam es zum Streit, und Siegfrid erſchlug mit ſeinem guten Schwerte die Rieſen, bezwang das Land der Nibelungen und eroberte den Nibelungen-Hort. Da war aber noch ein kleiner Zwerg Alberich mit der Tarnkappe, welche unſichtbar machte; dieſer wollte nun ſeine Herrn rächen. Auch ihn bezwang Siegfrid und machte ihn zum Kämmerer des Nibelungen-Hortes, den er in einer feſten Burg verſchloß.

Noch erzählt Hagen, wie Siegfrid einen Lindwurm erſchlagen, in deſſen Blute er ſich badete, wodurch ſeine Haut hörnern wurde und unverwundbar. Daher ſein Name: der gehörnte Siegfrid. Darauf wird Siegfrid vorgelaſſen.

Nach einer ehrbaren Begrüßung von beiden Seiten beginnt

Siegfrid ganz in der tollkühnen Weiſe der alten Recken: er habe gehört, daß die Könige mit ihren Mannen ſo kühn ſeien, darum wäre er gekommen, ſich mit ihnen zu meſſen und ihnen Land und Burgen abzuſtreiten. Man kann ſich denken, wie das die Burgunder aufnahmen; es wurde trotzig geantwortet und laut nach Schwertern gerufen; allein Gernot, wohl eingedenk, was Hagen von Siegfrid erzählt, ſucht den Streit zu ſchlichten, und weil Siegfrid an die viel herrliche Maid gedachte, ward er ein wenig ſänftlicher gemuth. Und ſo bekam er gute Herberge und in kriegeriſchen Kurzweilen, ſo wie bei Hoffeſten mit den ſchönen Frauen iſt er ſeiner Mannheit wegen wohl gelitten und bewundert; nur Chriemhild, die eine, die er in ſeinem Sinne trug, konnte er nicht mit Augen ſehen.

Wenn draußen auf dem Hofe Kurzweil trieben und Spiel
Die Kind', Ritter und Knechte, da ſchaute oft und viel
Chriemhild durch die Fenſter zu, die Königin hehr,
Keiner Kurzweile bedurfte ſie zu den Zeiten mehr.

Wüßt' er, daß ſie ihn ſehe, die er im Herzen trug:
Er hätte Kurzweile davon immer genug;
Könnt' er ſie ſehn mit Augen, das iſt gewiß, der Held:
Es konnte nimmermehr ihm Liebres geſchehn in dieſer Welt.

Nachdem nun unſer Held in König Gunthers Lande völliglich ein Jahr ſich aufgehalten, da begab es ſich, daß der Sachſen König, Liudeger und der von Dänemark, Liudegaſt, den Burgunden Fehde entboten. Da ſtellte ſich Siegfrid an die Spitze der Mannen und zog aus gegen die Feinde, überwand den Liudegaſt und nahm ihn auch gefangen und fuhr nun auch über die Sachſen her.

Da flogen die Schildſpangen weg unter Siegfrids Hand;
Sieg gedachte zu erwerben der Held von Niederland
An den kühnen Sachſen, die man da wimmeln ſah;
Hei, wie viel lichter Ringe zerbrach der kühne Dankwart da!

Da hatte der Herr Liudeger auf einem Schild erkannt
Gemalt eine Krone, der an Siegfrides Hand;
Wohl wußt' er, daß es wäre der viel kräftige Mann;
Laut zu ſeinen Freunden rufen da der Held begann:

„Meine Mannen alle wollt ab vom Sturme ſtehen!
Den Sohn Siegemundes hab' ich hier geſehen,
Siegfriden den Starken, den hab' ich hier erkannt;
Ihn hat der üble Teufel her nach Sachſenland geſandt."

Vom Sturm hieß er ablaſſen, des Friedens er begehrte,
Und hieß die Fahnen ſenken, daß man ihn bald gewährte;
Doch mußt' er werden Geiſel in König Gunthers Land,
Das hatte von ihm erzwungen Siegfrieds des viel kühnen Hand.

Die Fehde war nun ausgefochten, und die Sieger kehrten heim, angekündigt durch Boten, die dem Herrn voraneilten. Wie freute ſich da die edle Chriemhild.

Ihr Antlitz, ihr ſchönes, das ward roſenroth,
Weil mit Glücke war geſchieden aus der großen Noth
Der waidliche Recke, Siegfrid, der ſtarke Mann.
Sie freute ſich auch ihrer Freunde; das ward nach Schuld und Fug gethan.

Herzlich willkommen waren nun die heimkehrenden Helden dem König Gunther, reich wurden ſie beſchenkt, und jeder, wie er begehrte, nach Hauſe entlaſſen, um über ſechs Wochen wieder nach Worms zu kommen, weil ihnen der König zu Ehren eine große Hochzeit geben wollte; bis dahin, hoffte man, würden auch die Verwundeten geneſen.

Urlaubs da auch begehrte Siegfrid von Niederland;
Da der König Gunther ihn ſo gewillet fand,
Er bat ihn freundlichen Sinnes, daß er's noch laſſ' ſtehn an;
Ohne ſeine Schweſter hätt' ſchwerlich es der Held gethan.

Als nun die Recken nach 6 Wochen zu der Hochzeit kamen,

Da ſprach zu dem Könige der Degen Ortewein:
„Wollt ihr mit vollen Ehren Wirth bei der Hochzeit ſein,
So ſollt ihr laſſen ſchauen die wonniglichen Kind',
Die mit ſo großen Ehren hier im Burgundenlande ſind.

Was ſollte Mannes Wonne und Herzens Labe ſein,
Wären nicht herrliche Weiber und Jungfrauen fein?
Laſſet Eure Schweſter vor Eure Gäſte kommen."
Der Rath der war gar manchem von den Helden hoch willkommen.

„Dem will ich gerne folgen;“ ſprach Gunther; die ihn ſo
Hörten reden, all' die waren's herzlich froh;
Er entbot Frau Uten ſammt der Tochter wohlgethan,
Daß ſie mit ihren Mägden hin zu Hofe ſollten gahn.

Da ward aus den Schreinen geſucht gut Gewand,
Was man in den Truhen von edlem Schmucke fand,
Spangen ſammt Borten, deß war ihnen viel bereit;
Mit Fleiße ſich zierte viel manche wohlgethane Maid.

Viel mancher junge Recke des Tags war ſo gemut,
Daß in der Frauen Augen er ſtattlich wär' und gut,
Daß er dafür nicht nähme eines reichen Königs Land;
Sie ſahen die viel gerne, ſo niemals ſie zuvor gekannt.

Da hieß der reiche König mit ſeiner Schweſter gehn
Die ihr dienen ſollten, ſeiner Mannen zehnmal zehn,
Von ihren und ſeinen Sippen, die trugen Schwert' in der Hand;
Die das Hofgeſinde waren in der Burgunden Land.

Uten, die viel reiche, die ſah man mit ihr kommen;
Die hatte ſchöner Frauen zur Geſellſchafft genommen
Wohl hundert oder drüber, die trugen reiche Kleid';
Auch hinter ihrer Tochter ging manche ſtattliche Maid.

Man ſah ſie alle ſchreiten aus eines Saales Pforte;
Von Helden ein groß Drängen erhub ſich an dem Orte,
Die da heiß begehrten, ſo es könnte geſchehen,
Daß ſie die Jungfrau edel ſollten da viel herrlich ſehen.

Nun ſchritt die Minnigliche, als wie der Morgen roth
Zieht aus trüben Wolken; da ſchied von mancher Noth
Der ſie da trug im Herzen nun ſchon ſo lange Zeit;
Er ſah die Minnigliche mit Augen in ihrer Herrlichkeit.

Es leuchtete ihr vom Kleide viel mancher Edelſtein;
Ihre roſenrothe Farbe gab minniglichen Schein;
So Einer dürfte wünſchen: doch könnt' er ſagen nicht,
Daß in dieſer Welt ihm je Schöneres kam zu Geſicht.

Wie der Mond, der lichte, vor den Sternen ſteht,
Der Schein alſo lauter abwärts den Wolken geht,
Demſelben gleich ſtand ſie vor manchen Frauen gut;
Daß ward wohl da erhöhet manches ſchnellen Helden Mut.

Die Kämmerer, die reichen, ſah man vor ihr gehn;
Die hochgemuten Degen mochten nicht ferne ſtehn;
Sie drängten ſich zu ſehen die minnigliche Maid;
Siegfrid dem Herren ward zu Mute lieb und leid.

Er dachte in ſeinem Herzen: wie wäre das gethan,
Daß ich dich minnen ſollte? das iſt wie Kindes Wahn;
Soll aber ich dich fremden, ſo läg' ich ſanfter todt.
Er ward von den Gedanken viele Male bleich und roth.

Da ſtand ſo herrlich des Siegemundes Kind,
Als ob er wär' gemalet auf ein Pergamint
Durch Kunſt eines guten Meiſters; Alle zeugten da,
Daß man Seinesgleichen an Schönheit einen Held nie ſah.

Die mit den Frauen gingen, die hießen aus den Wegen
Weichen allenthalben; dem gehorchten manche Degen;
Die hochtragenden Herzen erfreuten Seel' und Leib;
Man ſah in hohen Züchten ſchreiten manch waidliches Weib.

Da ſprach von Burgunden der Herre Gernot:
„Der Euch ſeine Dienſte ſo gütlich und trefflich bot,
Gunther, viel lieber Bruder, dem ſollt' Ihr alſo thun
Vor allen dieſen Recken — bedacht iſt, was ich rathe nun:

Ihr heißet Siegfriden zu meiner Schweſter kommen,
Daß ihn die Maid begrüße; deß haben wir immer Frommen.
Die nie noch Recken grüßte, ſoll ihn jetzt grüßen pflegen;
Damit uns bleibt gewonnen der viel zierliche Degen."

Da gingen des Wirthes Magen wo man den Helden fand.
Sie ſprachen zu dem Recken aus dem Niederland:
„Euch hat erlaubt der König: Ihr ſollt zu Hofe gehen;
Seine Schweſter ſoll Euch grüßen; zu ehren Euch ſoll das geſchehn."

Der Herr in ſeinem Mute war deß viel gern bereit;
Da ward es ihm im Herzen lieb, ohn' alles Leid,
Daß er ſollte ſehen ſchön Utens Töchterlein;
Mit minniglicher Tugend grüßte ſie Siegfriden fein.

Wie ſie den Hochgemuten vor ſich ſtehen ſah:
Da entzündete ſich ſeine Farbe; die ſchöne Magd ſprach da:
„Seid willkommen Herr Siegfrid, o edler Ritter gut!"
Da ward ihm von dem Gruße wohl erhöhet der frohe Mut.

Minniglich er ſich neigte, und Gruß und Dienſt ihr bot;
Sie zwang gegen einander ſehnender Minne Noth.
Mit lieben Augenblicken einander ſahen an
Der Herr und auch die Fraue; in Heimlichkeit ward das gethan.

Ob ihr da ward freundlich gedrückt die viel weiße Hand
Von herzelieber Minne? das iſt mir nicht bekannt;
Doch will ich nicht glauben, daß es blieb unterwegen;
Zwei minnegehrende Herzen die mußten deß von Schulden pflegen.

Um die Sommerzeiten und an den Maientagen
Durft' er in ſeinem Herzen nicht mehr geheim tragen
So viel der hohen Freuden, als er da gewann,
Da ihm die ging an Händen die er zur Trauten wollte ha'n.

Da dachte mancher Recke: hei! wär' mir ſo geſchehen,
Daß ich zur Seit' ihr ginge, als ich ihn hab' geſehen,
Oder bei ihr läge! das thät' ich ohne Haß.
Es hat ſeither kein Recke gedienet einer Königin baß.

Von welcher Könige Landen die Gäſte kamen dar,
Die nahmen ſonderlich alle dieſer Beiden wahr.
Ihr ward erlaubt zu küſſen den waidlichen Mann;
Ihm ward nie ſo Liebes noch auf dieſer Welt gethan.

Der König von Dänemarken ſprach da ſo zur Stund':
„Um willen des hohen Grußes liegt viel Mancher wund;
Wie ich das wohl empfinde, von Siegfrides Hand.
Gott laſſe nimmer ziehen ihn nach Dänemarken Land."

Man hieß da allenthalben weichen aus den Wegen
Der ſchönen Chriemhilde. Manchen kühnen Degen
Sah man gehn in Züchten zur Kirche mit ihr hinan;
Seit ward von ihr geſchieden der viel waidliche Mann.

Da ging ſie zu dem Münſter; ihr folgte manch Weib.
Da war auch wohl geſchmücket der jungen Königin Leib,
Daß da hoher Wünſche mancher ward verloren.
Sie war zur Augenweide für der Recken Manchen geboren.

Zu warten verdroß Siegfrid bis zu Ende war der Sang;
Er mochte ſeinem Heile immer ſagen Dank,
Daß ihm die ſo gewogen, die er im Herzen trug;
Auch war er, von Schulden, der Schönen von Herzen hold genug.

Da man ſie nach der Meſſe ſah vor dem Münſter ſtehn,
Bat man den kühnen Helden wieder zu ihr gehn.
Da erſt begann ihm danken die minnigliche Maid,
Daß er vor den Recken alſo mannhaft gethan im Streit.

„Nun lohn' Euch Gott, Herr Siegfrid" ſprach das viel ſchöne Kind
„Daß Ihr das habt verdienet, daß Euch die Recken ſind
So hold in guten Treuen, als ich ſie höre ſagen."
Das Aug' begann er minnig gegen Chriemhilden aufzuſchlagen.

„Ich will ihnen immer dienen," alſo ſprach der Degen,
„Und mein Haupt zur Ruhe will ich nimmer legen,
Ehe ich ihre Gunſt erworben, ſoll ich das Leben h'an;
Das ſoll Euch zu Dienſten, Jungfrau Chriemhilde, ſeyn gethan."

Während zwölf Tagen, jeden Tag allda
Stehen bei dem Degen die hohe Magd man ſah,
So oft ſie ſollte zu Hofe zu ihren Freunden gehn;
Der Dienſt war dem Recken aus großer Gunſt und Liebe geſchehn.

Nachdem nun das Feſt vorüber war, und die Gäſte reich beſchenkt und vergnügt von dannen zogen, wollte auch Siegfrid wieder Urlaub nehmen; da ſprach zu ihm Giſelher:

„Was wollt ihr nun reiten, Ihr Held von edler Sitte?
Bleibet bei den Recken, thut wie ich Euch bitte,
Bei dem König Gunther und den Mannen ſein.
Hier ſind viel ſchöne Frauen; die zu ſehn ſoll unverwehrt Euch ſeyn."

Da ſprach der ſtarke Siegfrid: „So laßt die Roſſe ſtehn;
Ich wollte wegreiten, davon will ich abgehn.
Traget hin die Schilde; ich wollte in mein Land;
Deß hat mir mit Ehren Giſelher den Sinn gewandt."

So blieb der Kühne den Freunden zu Liebe dort,
Und wär' nicht in der Heimath, und wär' an keinem Ort
Ihm alſo ſanft geweſen. Dadurch es geſchah,
Daß er nun alle Tage Chriemhilde, die viel ſchöne, ſah.

Ihrer Schönheit ohnmaßen willen der Held da blieb,
Mit mancher Kurzweile man nun die Zeit vertrieb,
Nur daß ihn zwang ihre Minne, die ſchuf ihm viele Noth;
Darum ſeit der Kühne erlag in jämmerlichem Tod.

Nun beginnt in der sechsten Aventüre die Schürzung des Knotens, und vom heitern Rhein im Burgunderlande soll der Leser über das Meer geführt werden, in ein nördliches und trübes Land, wo aber die schöne Brunehild hauste.

Es war eine Königin gesessen über der See;
Ihr Gleiche fand man keine in der Fern' und Näh'.
Sie war ohnmaßen schöne, viel groß war ihre Kraft;
Sie schoß mit schnellen Degen um ihrer Minne Preis den Schaft.

Den Stein den warf sie fernhin, darnach sie sprang viel weit;
Wer ihrer Minne begehrte, mußt' ohne Wanken im Streit
Drei Spiele abgewinnen der Frauen hoch geboren:
Gebrach es ihm in Einem, so hatte er sein Haupt verloren.

Und eben dieses furchtbarliche Weib wollte Gunther freien, und so sehr ihm alle widerriethen, sprach er doch:

„Sei sie so stark sie wolle, die Reise laß' ich nicht
Hin zu Brunhilde, was auch mir geschicht;
Um die ohnmaßen Schöne muß es gewaget seyn;
Ob mir's nun Gott bescheide, daß sie mir folget an den Rhein."

Auf Hagens Rath bat er Siegfriden mitzuziehen, und dieser willigte ein, wenn er ihm seine Schwester Chriemhilde zum Weibe gebe. Ehe sie aber noch fortzogen, wurde Chriemhilde von ihrem Bruder und Siegfrid angegangen, die Ausrüstung und Bekleidung der Mannen zu besorgen. Wunderlieblich erscheint uns hier die holde Jungfrau, mit welchem Anstand und Herzlichkeit sie die Helden empfängt: sie nahm sie beide bei der Hand und führte sie in ihr Gemach, um zu hören, was sie begehrten. Nur mit wenig Zügen wird geschildert, wie die Liebenden freundliche Blicke wechselten und im Anschauen glücklich waren, und von Siegfrid heißt es:

Er trug sie in seinem Herzen, wie die Seele von seinem Leib.

Viele Thränen wurden beim Abschied vergossen. Doch weilt der Dichter nicht lange und führt uns rasch dem Rhein entlang zur Feste Isenstein, wo die stolze Brunhilde haust. Da wird nun in der siebenten Aventüre erzählt, wie die Recken von der Brunhilde

empfangen werden, und wie Siegfrid für König Gunther um sie wirbt, und wie die Waffenspiele, die todesgefährlichen, beginnen, und wie Siegfrid, durch die Tarnkappe allen unsichtbar, über die Heldin den Sieg davontrug, und Brunhilde sich dem König Gunther als Weib ergab. Als sie aber darauf durch Boten ihre Mannen herbeirufen läßt, wird den Burgunderhelden bange; doch Siegfrid tröstet sie; er wolle Hülfe bringen von auserwählten Recken. Darauf zieht er in das Land der Nibelungen, zwingt den Zwerg Alberich, ihm die Nibelungen herbeizuholen, dreißighundert an der Zahl. Von diesen wählt er tausend aus, die er reich und prächtig schmückte von diesem Horte, der nicht kleiner ward, wie viel man von ihm weg auch trug. Mit diesen Mannen eilte er nach Isenstein zurück, und geleitete von da den König Gunther mit seiner Braut nach Worms. Dort wurde nun die Doppelheirath vollzogen, und große Hochzeit und Freude ist in Worms. Allein sehr bald sucht das trotzige Gemüth der Brunhilde Ursache zu Hader und Streit: sie wollte wissen, warum die Königstochter Chriemhilde einem Dienstmann, für den sie Siegfriden hielt, vermählt worden sei. Doch König Gunther hütete sich wohl, ihr das Geheimniß zu entdecken, wie er nämlich sie nur durch Siegfrid's Kraft, im Streite mit ihr, gewonnen habe. Diesmal wurde Brunhild's böse Absicht noch vereitelt, denn

Da die Gäste waren alle abgefahren davon,
Da sprach zu seinem Gesinde Siegemundes Sohn:
„Wir wollen auch uns rüsten heim wieder in mein Land."
Lieb war es seinem Weibe, da sie es so beschlossen fand.

Siegfrid zieht also mit seinem Weibe heim in sein Land, und der Leser, welcher schon voll der finstern Ahnung durch die so oft wiederkehrende Schlußzeile:

„Von der er seit Freuden und auch Jammers viel gewann."

Oder:

„Durch die ihm seit viel Liebe und auch Leides viel geschah." —

iſt recht froh, daß ſie von dem Gefahr drohenden Worms weggekommen. Wie freundlich iſt dagegen Siegfrids Heimath, mit welch herzlicher, aufrichtiger Liebe wurde das Paar von den Aeltern empfangen. Der alte König übergab ihm Krone und Reich, und Chriemhilde beſchenkte ihn mit einem Sohne, den er wohl erziehen ließ, nur Siegelindes Tod trübte das häusliche Glück des guten Helden. Allein von Worms her kommt viel ſchlimmere Störung, denn Brunhilde kann nicht ruhen, ſie will Siegfrid den ſtolzen an ihrem Hofe haben. Aber das Haſſenswerthe der auf Verderben ſinnenden Brunhilde wird einigermaßen dadurch gemildert, daß uns der Dichter merken läßt, wie Brunhilde eine heimliche Neigung zu Siegfrid hege, was in der elften Aventüre ausdrücklich geſagt wird, wo es heißt:

Nun hatte auch dort beim Rheine, ſo wir hören ſagen,
Bei Gunther, dem reichen, einen Sohn getragen
Brunhild, die ſchöne, im Burgunden Land,
Aus Liebe des Helden wurde Siegfrid der genannt.

Nun ruhte Brunhilde nicht, bis ihr Gemahl Günther Siegfrid mit ſeiner Gattin nach Worms zu einer Hochzeit lud. Siefrid und Chriemhilde folgten der Einladung, und mit prächtigem Gefolge erſchienen ſie am Wormſer Hofe. Da wurde nun Brunhildes Neid rege und ſie wollte ihr auf dem Kirchgange den Vortritt nicht geſtattten, welchen ſich Chriemhilde erlaubte, um zu beweiſen, daß ihr Gatte ein König und Gunthers Genoſſe, nicht ein Dienſtmann ſei. Vor dem Münſter kam es zum Wortwechſel zwiſchen den Frauen, und im Zorne entfuhr Chriemhilden das Geheimniß, das ihr Siegfrid anvertraut hatte: wie dieſer und nicht Gunther ſie durch ſeine Kraft überwunden habe. Die Sache kam vor Gunther, der, wie leicht zu denken, keine weitere Unterſuchung anſtellen wollte, und es

Wurden geſchieden mit Worten die ſchönen Frauen.
Da war alſo traurig Brunhild anzuſchauen,
Daß es erbarmen mußte jeden Gunthers Mann.
Da trat vor Trónege Hagen zu ſeiner Königin heran.

Er fragte, was ihr wäre? Weinend er ſie fand;
Da ſagte ſie ihm die Märe, er gelobte ihr allzurhand,
Daß es entgelten ſollte Chriemhildens Mann,
Oder er wolle nimmer Fröhlichkeit auf Erden ha'n.

Zu der Rede kam auch Ortwein und Gernot,
Da die Helden beriethen den Siegfrides Tod;
Dazu kam auch Giſelher, der edeln Ute Kind;
Da er ihre Reden hörte, da ſprach er ſo, treu geſinnt:

„Ihr viel guten Recken, warum thut Ihr das?
Verdiente doch Siegfrid niemals ſolchen Haß,
Daß er darum ſollte verlieren Leben und Leib;
Und iſt's eine leichte Sache, drob zürnen ſein und Gunthers Weib."

„Sollen wir Gäuche ziehen?" ſprach Hagen in grimmigem Mut;
Deß hätten gar wenig Ehre Degen alſo gut;
Daß er ſich hat gerühmet der lieben Herrin mein,
Darum will ich ſterben, geht's ihm nicht an das Leben ſein."

Da ſprach der König ſelber: „Er hat uns Nichts gethan
Als nur Gutes und Ehre; man thu' ihm kein Leides an;
Was frommt es, ſo dem Recken ich nun trüge Haß?
Er iſt uns treu geweſen; mit gutem Willen that er das."

Da ſprach von Metzen der Degen Ortwein:
„Es ſoll ihm doch nichts helfen die große Stärke ſein;
Erlaubet mir's mein Herre, thu' ich ihm alles Leid."
Da gelobten ihm die Helden ohne ſeine Schuld Feindſeligkeit.

Da gab nun der wilde Hagen den böſen Rath, es ſollten falſche Boten aus dem Sachſenlande kommen, die dem Könige Krieg ankündigten; da würde ſich Siegfrid gewiß anbieten mitzuziehen, und im Felde dann könnte er leicht und ohne Aufſehn um's Leben gebracht werden. Wohl ſträubte ſich lange Gunthers redliches Gemüth; allein er willigte endlich ein, und Alles wurde, wie es Hagen erſonnen, ausgeführt. Ehe aber die Recken mit Siegfrid auszogen, pflog Chriemhild, der für das Leben ihres Siegfrid bange war, eine Unterredung mit dem Hagen und bat ihn, nicht ahnend den Verrath, Sorge zu tragen, daß ihrem Gatten kein Leid geſchehe. So wie früher Zorn, machte ſie jetzt Furcht ſchwatz-

haft, und ſie verrieth, was Siegfrid nur ihr anvertraut hatte und ſprach:

Ich meld' es im Vertrauen, viel lieber Freund, dir,
Da du deine Treue bewähreſt gegen mir:
Wo man doch mag verwunden den meinen lieben Mann,
Das laß' ich dich hören; auf Treu' und Gnade iſt's gethan.

Als von des Drachen Wunden
Floß das heiße Blut,
Und ſich darin badete
Der kühne Ritter gut,
Da fiel ihm zwiſchen die Schultern
Ein viel breites Lindenblatt,
Da mag man ihn verwunden;
Darob mein Herz viel Sorge hat.

Da ſprach von Tronege Hagen:
„Hin auf ſein Gewand
Nähet ihm ein kleines Zeichen;
Dadurch wird mir bekannt,
Wo ich ihn möge behüten,
So wir im Sturme ſtah'n."
Sie wähnte den Held zu beſchützen, —
Es war um ſeinen Tod gethan.

Sie ſprach; „Mit feiner Seiden
Näh' ich auf ſein Gewand
Ein Kreuz gar heimlich;
Da ſoll, Held, deine Hand
Den meinen Mann behüten,
So es hart gefährlich geht,
Wenn er in den Stürmen
Gegen ſeinen Feinden ſteht."

Als nun dies der Hagen erfuhr, änderte er ſeinen Rath und ging hin zum König und ſprach: Der Krieg iſt nicht mehr vorzusehen; verkünde deinen Mannen, daß die Sache mit den Sachſen beigelegt ſei, und veranſtalte eine Jagd, da will ich dem Feinde deines Hauſes an's Leben. So geſchah es auch, und Siegfrid wurde todt aus dem Walde heimgetragen. Der Schmerz und das Entſetzen Chriemhildes hat eine Erhabenheit und eine Wahr-

heit zugleich, wie man ſolche nur bei den größten Dichtern geſchildert findet, und mit Blitzesſchnelle fährt ihr zugleich der Argwohn in die Seele.

„Brunhilde hat's gerathen und Hagen hat's gethan —"

ſprach ſie, und als ihr Bruder Gunther von ſich und ſeinen Mitſchuldigen den Verdacht wegwälzen will, führt ſie dieſelben an die Leiche, und ſiehe da die Wunden des Erſchlagenen bluten, ſo bald die Mordbefleckten hinzutreten, das war das Zeichen, das Michelwunder, das alte, an welches man von jeher glaubte, welches ihr die Schuld Hagens bewies, und laut ruft ſie aus:

„Gunther, du und Hagen, ja ihr habt es gethan.
Nun gebe Gott die Rache in ſeiner Feinde Hand!"

Auch ſchickten ſich die Nibelungen, die mit Siegfrid nach Worms gekommen, ſogleich zum Streiten an, allein Chriemhilde, das kluge Weib dachte:

„Es hat der König Gunther manch übermüthigen Mann!"

und ſchloß das Rachegefühl in ihre Bruſt, während ſie ſich nun ganz dem Schmerze hingab.

„Sie hub" (heißt es) „ſein Haupt, das ſchöne mit ihrer weißen Hand,
Und küßte ſo den Todten, den edlen Ritter gut;
Ihr lichten Augen weinten vor Leide Blut."

Sie ließ die geliebte Leiche begraben, und konnte durch nichts bewogen werden, an den Freuden des Hofes Theil zu nehmen und mit den Mördern ihres Gatten umzugehn, ſondern:

Wo man ihr Lieb begraben,
Da ging ſie immer hin.

Siehe da kommt der Markgraf Rudiger aus dem Oſtlande und wirbt für König Etzel (Attila) um ihre Hand, und ſo ſehre

ſich ihr Herz gegen jede Verbindung ſträubt, zieht ſie mit in das ferne Hunnenland, denn Rudiger verſprach ihr insgeheim:

„Hätte euch wer gekränket,
Es müßte ſchwer gerochen ſeyn!“

Weit iſt die Fahrt bis an die Donau hin, und in Tulna wird ſie von dem Könige Etzel feierlich empfangen und er zieht mit ihr in die Königsburg von Wien. Sieben Jahre lebt ſie hier und das Rachegefühl mit ihr, worauf ſie ihren Gatten bewegt, ihre Brüder mit ihren Mannen und dem Hagen zu einem Beſuche einzuladen. Dem ſchuldbewußten, grimmen Hagen ſchwant nichts Gutes, er ſchickt ſich aber doch an zur Reiſe und kommt mit Gunther und den Uebrigen zu den Hunnen. Er war indeß am Wormſer-Hofe in der Könige Gunſt hochgeſtiegen und übermüthig und tritt ebenſo trotzig am Hofe Etzels auf, zeigt der Königin Chriemhilde offenbare Verachtung und tödtet einen vornehmen Hunnen im Buhurte. Allgemeine Entrüſtung, genährt durch Chriemhilden und Hagens wilde Laune, in der er ſogar den kleinen Ortlieb, Chriemhildens und Etzels Sohn enthauptet. Da werden nun die Burgunden in dem Saale, den ſie bewohnen, überfallen und es beginnt ein mörderiſches Gefecht, worin jedoch der Angriff durch Hagens und Volkers beiſpielloſe Tapferkeit abgewieſen wird. Nun läßt Chriemhilde Feuer in das Haus werfen und die Angſt, die Hitze, der Drang iſt ſo groß, daß die verſchmachtenden Recken, vom Durſte gequält, das Blut der Erſchlagenen trinken. Da ſprach Hagen:

„Stellt an die Wand euch alle,
Seht zu, daß euch das Feuer nicht auf die Helme falle,
Tretet die Brände tiefer in das Blut hinein,
Zu einem üblen Feſte lud uns die Königin ein.“

Jetzt kommt auch Dietrich von Bern, der hier als ein Vaſall Attilas erſcheint, mit ſeinen Mannen. Auch dieſe wagen einen Angriff auf die Burgunder, fallen aber alle unter den Streichen Hagens und ſeiner Gefährten. Drauf nimmt Herr Dietrich

ſelber die Waffen, verwundet Hagen und nimmt ihn ſo wie Gunther, nachdem alle Burgunder erſchlagen, gefangen. Gunther wird enthauptet, und Hagen, der noch in Feſſeln trotzt, ſchlägt Chriemhilde mit Siegfrids Schwerte, das der böſe Feind ſich zugeeignet hatte, das Haupt vom Rumpfe. Das empört Etzel und die übrigen Degen, daß ein ſolcher Recke von Weibeshänden ſterben ſollte, und Dietrichs Dienſtmann, Hildebrand, erſchlägt im Grimme, eh' es Etzel hindern kann, Chriemhilden. —

Betrachten wir nun das ganze Gedicht, ſo finden wir neben der äußern Geſtaltung ſo viel innere Schönheit, daß man es wenigſtens nicht lächerlich finden kann, daß Einige es neben die Iliade von Homer ſtellen wollen, was freilich etwas übertrieben iſt. Wie der Erzählungston getroffen ſei, iſt ſchon oben erwähnt worden, und wenn nicht ſo viel Kenntniß der mittleren Geſchichte zum Verſtändniß des Ganzen und die ſämmtliche Sagenkunde der Deutſchen erfordert würde, könnte man mit Gewißheit behaupten, daß es, in unſer Deutſch übertragen, von dem deutſchen Volke in ſeinem ganzen Umfange mit dem regſten Intereſſe würde geleſen werden. Des Follenius neueſte Arbeit wird zeigen, wie nahe wir dieſem Ziele ſind. Es iſt ja zu dieſem Zwecke ſo einfach angelegt und überall ſtraff durchgeführte Einheit, ja eine Haltung unter den verſchiedenartigſten Geſtalten, daß die Maler unſerer Zeit beinahe nur den Dichter kopiren durften, um die herrlichſten Bilder zu entwerfen; denn überall ſtrahlen die Hauptperſonen, Chriemhilde und Siegfrid, Hagen, Brunhilde u. ſ. w. vor allen Uebrigen im Vordergrund geſtellt, hervor. Nicht zu läugnen iſt zwar, daß zur gänzlichen Vollſtändigkeit der hiſtoriſche und ſagenhafte Hintergrund mehr in's Helle hätte gebracht werden ſollen. So hätte, wenn z. B. (wie es in andern Sagen vorkommt,) der Fluch, welcher auf dem Nibelungenhort haftete, deutlich ausgeſprochen worden wäre, das tragiſche Intereſſe ungemein gewonnen; eben ſo werden weitere Ausführungen einzelner Geſtalten und Bilder z. B. Volkers, des kleinen Ortliebs u. dgl. m. ſchwer vermißt. Auch iſt die Darſtellung weit entfernt von der griechiſchen Leichtigkeit, ja ſie wird von Gottfried und ſelbſt von Wolfram weit übertroffen; iſt ſie aber

auch ſteif, und aus ſtarrem Eiſen gegoſſen, den erſten Anfängern der Bildhauerkunſt in rohgemeiſelten Steinblöcken vergleichbar, gezwungen und plump iſt ſie doch nirgends, ja ſie trägt in dieſer Hinſicht noch immer den Preis über die lebloſen Heldengedichte, die ſeit dem Verfall der Minnezeit bis Klopſtock in Deutſchland erſchienen, davon. Ebenſo rühmlich iſt die ſcharfe Zeichnung, die wir ſo ſehr an vielen deutſchen Werken, worin jene Oſſianiſche Nebelei vorherrſcht, vermiſſen. Was dann die innere Schönheit der Nibelungen betrifft, ſo finden wir beinahe alle Eigenſchaften darin, die es zu einem plaſtiſchen Werke erheben. Welch' lebendige und vollendete Naturen treten hier handelnd auf, und in dieſer Hinſicht wäre das Buch allerdings ein rechter Spiegel deutſcher Mannheit, Kräftigkeit, Treue, Beſonnenheit und Sittenreinheit; die Rohheit aber findet ihre Entſchuldigung in der Zeit, und wird ſo geſchildert, daß ſie dem Uebermaß natürlicher Kräfte und Triebe, nicht dem Ueberreiz eines verderbten Geſchlechtes entſprungen ſcheint. Wie trefflich ſind ferner die Charaktere gezeichnet: Siegfrids argloſe und harmloſe Ehrlichkeit, mit einer titaniſchen Tapferkeit, die er aber faſt ohne Bewußtſein wie ohne Stolz und Uebermuth ſo übt, daß er uns ſelbſt liebenswürdig erſcheint im keckſten Trotze. Chriemhilde ferner, wie züchtig und wie jungfräulich iſt ſie geſchildert und mit Zügen, die an griechiſche Anmuth erinnern; ſelbſt daß ſie das anvertraute Geheimniß ihres Gatten verrieth, erſcheint als ein natürlicher Ausbruch gekränkten Selbſtgefühls, den die übermüthige Brunhilde herausfordern mußte, und wie ſie zum zweiten Mal gegen Hagen in denſelben Fehler geräth und ihm die verwundbare Stelle des Gatten anvertraut, geſchieht es wieder aus Beſorgniß inniger Liebe zu ihrem Siegfrid; ſelbſt die Rache, die ſie am eigenen Bruder und an dem wilden Hagen nimmt, wird durch ſo viel Unbilden hervorgerufen, daß man kaum die damalige Zeit zu Hülfe zu nehmen braucht, ſie zu entſchuldigen. Weniger vollendet, jedoch voll poetiſcher Wahrheit und eben ſo anziehend iſt das Hünenweib Brunhilde geſchildert, und ihre heimliche Neigung zu Siegfrid läßt wenigſtens keinen Abſcheu gegen ſie aufkommen. Der vollendetſte Charakter iſt Hagen und er hat gewiß in dem ganzen Gebiete der Poeſie nur wenige ſeines Gleichen. Am

erhabenſten erſcheint er uns in dem 2ten Theile des Gedichtes, wo er recht abſichtlich von der Ahnung und der Weiſſagung ſeines bevorſtehenden Schickſals ergriffen, ſeinen und ſeiner Geſellen Fall beſchleunigt, ihn aber auch zugleich ſo koloſſal als möglich zu machen ſich beſtrebt und mitten unter den ungeheuerſten Thaten ſeines Grimmes eine ritterliche deutſche Biederkeit bis zum letzten Hauche bewahrt. Neben ihm, um nicht alle Geſtalten aufzuführen, ſteht noch der Sänger Volker, des Fidelbogen durch Stahl und Eiſen bricht, wenn er auf Helm und Schilde niederfährt; ein äußerſt intereſſanter Charakter, der, ſo wenig ausgeführt er iſt, mit ſeinen Kampfgeſellen ächt deutſchen Humor und alſo das Komiſche im edelſten Style darſtellt. Wie das ganze Epos, ſo objectiv und ruhig auch der Sänger gebar, doch in vollſter und lebendigſter Bewegung fortſtrebe, das Intereſſe immer ſteigere, ja am Schluſſe am lebendigſten und lebhafteſten werde, ſo daß mit dem Falle der Wackerſten bis zum ſchauderhaften Untergang aller Burgunder wahrhaft geeilt wird — läßt ſich ſchon aus dem Mitgetheilten abnehmen. Wer mit der Geſchichte, die der Völkerwanderung vorangeht, vertraut iſt, wird auch das Ideelle, wodurch die ganze Handlung bis zur Schönheit erhoben iſt, nicht verkennen, eben ſo wenig als die Anmuth, die ſelbſt wo Leidenſchaft, Gräuel und Wüthen bis zum Aeußerſten fortſchreitet, immer einiges Maaß, und durch Gegenſtellung milder Züge einiges Licht in die furchtbarſten Schatten zu bringen weiß.

Gudrun.

Neben dem Nibelungenliede ſteht, wie die Iliade zur Odyſſee, die Gudrun. Dieſe Sage bewegt ſich in Norddeutſchland und in einigen unbekannten Ländern an der Nordſee, — denn Irland und die Normandie, welche vorkommen, ſcheinen nicht eben diejenigen Länder zu bezeichnen, welche wir unter dieſem Namen kennen, — und fängt mit dem Urahn der Heldin an. Sigeband war König in Irland, dem ſein Sohn Hagen von dem Vogel Greif entführt

wurde. Durch ein wunderbares Geſchick rettet ſich der Knabe und wird von drei Jungfrauen, welche in einer Wüſte eben ſo wunderbar dem Greif entronnen ihr Leben friſten, aufgenommen und auferzogen. Als ſtattlichen Jüngling führte ihn ein Schiff, das an der unwirthbaren Küſte landete, ſammt den Jungfrauen in die Heimath zurück. Große Freude über den wiedergefundenen Sohn, Feſte und Kampfſpiele, und zuletzt Vermählung Hagens mit einer der Jungfrauen, der ſchönen Hilde aus fernem Inderlande. Darauf übergab der alte König dem Sohne das Reich, und dieſer regierte ſtrenge und gerecht, und im Kampfe gegen Feinde focht er als Ritter brav und gut. Einer Tochter, die ihm geboren wurde, gab er den Namen ihrer Mutter Hilde und Hagen ſchwur: es ſollte ſie Keiner haben, der ſchwächer wär', als er. Viele Ritter und ihre Boten verloren da ihr Leben. Nun bekam auch Hettel, König in Hegelingen, Frieſen, Dietmars und Waleis, Luſt um Hilde zu werben. Es gingen alſo in ſeinem Namen der tapfere Wate, auch Herr Frute und der ſangreiche Horand, und verkleidet als Krämer ſchifften ſie nach Irland. Angekommen und gut aufgenommen daſelbſt, wär' es ihnen doch nicht gelungen die ſchöne Hilde insgeheim zu ſprechen, wenn nicht Horand durch ſeine Lieder ſie gewonnen hätte.

Da ſich die Nacht geendet
und es begann zu tagen,
begann Horand zu ſingen;
in Bäumen und in Hagen
ſchwiegen alle Vögel
bei ſeinem ſüßen Sange;
die Leute die da ſchliefen,
die lagen jetzo nicht mehr lange.

Schön klangen ſeine Töne,
je höher, deſto baß;
Hagen hörte es ſelber;
bei ſeinem Weibe er ſaß.
Aus der Kammer mußten
hervor ſie auf die Zinnen;
der Gaſt war wohl berathen;
die Maid vernahm's, die Zier der Königinnen.

Des wilden Hagen Tochter
und ihre Jungfräulein
die ſaßen da und lauſchten
wie die Vögelein,
vergaßen in dem Hofe
des Königs ihr Getöne;
wohl hörten auch die Helden
nie, wie des Dänen Lieder, alſo ſchöne.

Die Thiere in dem Walde
die Weide ließen ſtehn,
und das Gewürm, das ſollte
in dem Graſe gehn,
die Fiſche, die da ſollten
in dem Waſſer fließen,
die ließen ihre Reiſe;
ſo durfte ſeiner Kunſt er wohl genießen

Was er da ſingen mochte,
das deuchte niemand lang,
man horchte nicht in Chören
der Pfaffen ſchönen Sang;
die Glocken ſchienen nicht mehr
wie ſonſt zu klingen voll;
Alles, was ihn hörte,
glaubte, nur wenn er ſinge, ſei ihm wohl.

Da ließ die ſchöne Hilde, um noch mehr Lieder von ihm zu hören, ihn heimlich durch einen liſtigen Kämmerer zu Abend kommen und als er mit ihr allein war, brachte er ſeine Werbung an.

„Wenn du mir wollteſt ſingen
Am Abend und am Morgen"

erwiderte die Jungfrau, bin ich bereit dir zu folgen, und ſo wurde ſie, als ſie des andern Tags mit ihren Jungfrauen die fremden Schiffe beſchaute, von hinnen nach Hegelingen geführt. Wohl ſetzte ihnen Hagen nach, allein er mußte dem kühnen Wate beinahe unterliegen, denn der Kampf war furchtbar und die Frauen weinten heftig, da ſie die Schwerter hörten ſo erklingen.

Die ſchöne Hilde ſelber
in ihrer Traurigkeit
rief jetzt dem Helden Hettel
zu, daß er befreit'
ihr aus der Noth den Vater
vor Wate dem greiſen;
Er hieß nach ſeinem Fähndrich
das Volk zum harten Sturme weiſen.

Der edle König Hettel
ſtritt ritterlich den Streit;
er kam zum alten Wate;
das war dem Helden leid.
Der Recke rief zu Hagen:
bei eurer eigenen Ehre
laßt jetzt den Haß ſich enden,
damit nicht unſrer Freunde ſterben mehre.

Laut fragte da Herr Hagen,
grimmig war ſein Muth,
wer ſolch Geheiß ihm ſtelle.
Da ſprach der Degen gut:
Ich bin's, der König Hettel
vom Hegelingenlande,
der ſeine werthen Vettern
ſo weit hinweg um Hildes willen ſandte.

Da ſprach der ſtolze Ritter:
ich habe es wohl vernommen,
daß ſie in guter Abſicht
um ſie ſind hingekommen.
Um dieſer Helden willen
eure Ehre iſt unzerronnen;
Ihr habt durch ſeine Künſte
mir meine liebe Tochter abgenommen.

Jetzo ſprang Hettel näher,
gleich alſo mancher thut,
um den Streit zu ſcheiden;
ergrimmt in ſeinem Muth
war noch der kühne Wate
doch wichen ſie von dannen;
da ſtand bald auf Herr Hagen
vom Irenland mit allen ſeinen Mannen.

Hettel der tapfere König
den Helm ſich jetzt abband;
Frieden hört man ausrufen
über all das Land.
Hilden ſagte ihr Vater,
daß aller Streit aus wäre;
da hörten die Frauen
in langer Zeit nicht ſo erwünſchte Mähre.

Hilde war nun an der Seite Hettels Königin von Hegelingen und reſidirte in Matelane. Zur Geſpielin ließ Vater Hagen ihr Hildburg von Portugal zurück, die eine der drei Jungfrauen war, welche Hagen einſt in der Wüſte hegten und ſo wie Hilde, die Mutter, unvergängliche Schönheit hatte.

Rührend iſt es zu leſen, wie Hagen von ſeiner geliebten Tochter Abſchied nahm und zu Hauſe dann der Gattin erzählte, wie gut Hilde aufgehoben und gehalten ſei in Hegelingen. Die Ehe Hettels und Hildes wurde mit zwei Kindern geſegnet.

Das eine ward ein Recke
und hieß Ortewein;
den befahl er Waten,
der zog das Kindelein,
daß nach hoher Tugend
ſich ſeine Sinne wandten;
man lehrte ihn in der Jugend,
drum ward er auch ein Degen ſtets bei Handen.

Die ſchöne Tochter aber
mit Namen ward genannt
Gudrun die ſchöne
von Hegelingenland.
Im Dänenland die Vettern
Hetteln den Dienſt erwieſen,
daß ſie ſie ihm erzogen,
das ließen ſie ſich nicht verdrießen.

Nun wuchs heran die Jungfrau,
gar ſchön ward ſie von Leib,
daß ſie loben mußten
beides, Mann und Weib,

ſo daß man ſie auch ferne
von ihrer Heimath kannte;
Sie war geheißen Gudrun
und ward erzogen in dem Dänenlande.

Sie wuchs, daß ſie wohl konnte
kräftig tragen ein Schwert,
als wäre ſie ein Ritter;
drum ward ſie auch begehrt
von gewaltigen Fürſten
vielfältig ſchon zur Minne;
doch viel, die um ſie warben,
die fanden ihren Schaden nur darinne.

Wie ſchön auch war Frau Hilde,
des Königs Hettel Weib,
ſo wurde doch weit ſchöner
Gudruns ſüßer Leib;
auch ſchöner, als die Ahne
Hilde im Irenreiche;
unter allen Frauen,
das ſagte jeder, fand man keine gleiche.

Darum hielt ſich auch König Hettel ſo hoch, wie Hagen einſt die Mutter, und viele Freiwerber wurden abgewieſen. Das widerfuhr zuerſt dem Mohrenkönig Siegfried (man denke ſich einen Araber aus Spanien oder Portugal, die damals unter Arabern ſtanden), der dieſe Schmach dann ſpäter grauſam rächte. Der zweite iſt Hartmut, König Ludwigs von der Normandie Sohn, den beſonders ſeine Mutter Gerlinde aus Stolz, die geprieſene Schönheit zur Schwiegertochter zu haben, ermuthigt, Alles anzuwenden, um zu ihrem Beſitze zu gelangen. Dieſes Weib iſt nun der einzige intrigante Charakter, und der Dichter nennt ſie eine Teufelin; aber auch ihre Leidenſchaften ſind ſo natürlich und mit ſo viel Güte verſchmolzen dargeſtellt, daß ſie nie unſchön und ganz verabſcheuungswürdig erſcheint, und es wäre dies wieder ein Wink für unſere neuern Dichter, die ſo gerne moraliſche Ungeheuer ausmalen. Als Hartmuts Bote abgewieſen wurde, kam er ſelbſt ungekannt nach Matelane, und gibt ſich nur der Gudrun zu erkennen. Sie iſt ihm nicht abgeneigt, ſo wenig ſie es dem Siegfried war: wieder

Hettel der tapfere König
den Helm ſich jetzt abband;
Frieden hört man ausrufen
über all das Land.
Hilden ſagte ihr Vater,
daß aller Streit aus wäre;
da hörten die Frauen
in langer Zeit nicht ſo erwünſchte Mähre.

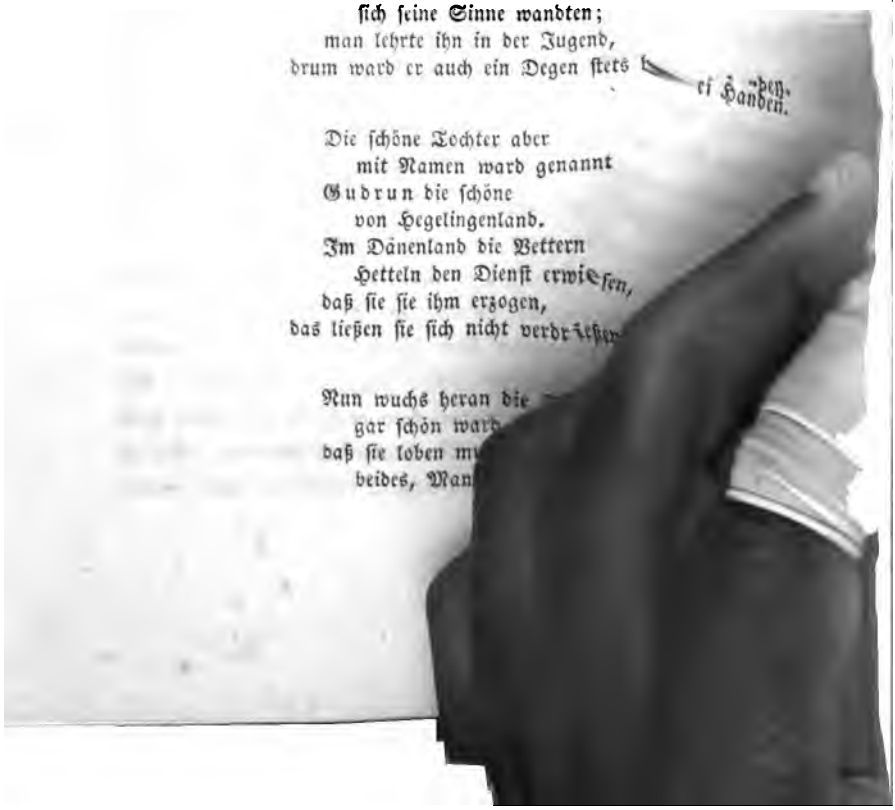
Hilde war nun an der Seite Hettels Königin von Hegelingen und reſidirte in Matelane. Zur Geſpielin ließ Vater Hagen ihr Hildburg von Portugal zurück, die eine der drei Jungfrauen war, welche Hagen einſt in der Wüſte hegten und ſo wie Hilde, die Mutter, unvergängliche Schönheit hatte.

Rührend iſt es zu leſen, wie Hagen von ſeiner geliebten Tochter Abſchied nahm und zu Hauſe dann der Gattin erzählte, wie gut Hilde aufgehoben und gehalten ſei in Hegelingen. Die Ehe Hettels und Hildes wurde mit zwei Kindern geſegnet.

Das eine ward ein Recke
und hieß Ortewein;
den befahl er Waten,
der zog das Kindelein,
daß nach hoher Tugend
ſich ſeine Sinne wandten;
man lehrte ihn in der Jugend,
drum ward er auch ein Degen ſtets bei Handen.

Die ſchöne Tochter aber
mit Namen ward genannt
Gudrun die ſchöne
von Hegelingenland.
Im Dänenland die Vettern
Hetteln den Dienſt erwieſen,
daß ſie ſie ihm erzogen,
das ließen ſie ſich nicht verdrießen.

Nun wuchs heran die
gar ſchön ward
daß ſie loben mu
beides, Man



so daß man sie auch ferne
von ihrer Heimath kannte;
Sie war geheißen Gudrun
und ward erzogen in dem Dänenlande.

Sie wuchs, daß sie wohl konnte
kräftig tragen ein Schwert,
als wäre sie ein Ritter;
drum ward sie auch begehrt
von gewaltigen Fürsten
vielfältig schon zur Minne;
doch viel, die um sie warben,
die fanden ihren Schaden nur darinne.

Wie schön auch war Frau Hilde,
des Königs Hettel Weib,
so wurde doch weit schöner
Gudruns süßer Leib;
auch schöner, als die Ahne
Hilde im Irenreiche;
unter allen Frauen,
das sagte jeder, fand man keine gleiche.

Darum hielt sich auch König Hettel so hoch, wie Hagen einst die Mutter, und viele Freiwerber wurden abgewiesen. Das widerfuhr zuerst dem Mohrenkönig Siegfried (man denke sich einen Araber aus Spanien oder Portugal, die damals unter Arabern standen), der diese Schmach dann später grausam rächte. Der zweite ist [illegible]ut, König [illegible]igs von der Normandie Sohn, den [illegible]e Mutter [illegible]de aus Stolz, die gepriesene Schön- [illegible] wiegerto[illegible]n, ermuthigt, Alles anzuwenden, [illegible]m Besitz [illegible]n. Dieses Weib ist nun der ein- [illegible]nte Char[illegible]r Dichter nennt sie eine Teufelin; [illegible]hre Leide[illegible] so natürlich und mit so viel Güte [illegible]n dargest[illegible]e unschön und ganz verabscheuungs- [illegible]scheint, [illegible] dies wieder ein Wink für unsere [illegible]ichter, [illegible]oralische Ungeheuer ausmalen. Als [illegible] B[illegible] wurde, kam er selbst ungekannt nach [illegible], und [illegible] der Gudrun zu erkennen. Sie ist [illegible] [illegible]ie es dem Siegfried war: [illegible]

Hettel der tapfere König
den Helm ſich jetzt abband;
Frieden hört man ausrufen
über all das Land.
Hilden ſagte ihr Vater,
daß aller Streit aus wäre;
da hörten die Frauen
in langer Zeit nicht ſo erwünſchte Mähre.

Hilde war nun an der Seite Hettels Königin von Hegelingen und reſidirte in Matelane. Zur Geſpielin ließ Vater Hagen ihr Hildburg von Portugal zurück, die eine der drei Jungfrauen war, welche Hagen einſt in der Wüſte hegten und ſo wie Hilde, die Mutter, unvergängliche Schönheit hatte.

Rührend iſt es zu leſen, wie Hagen von ſeiner geliebten Tochter Abſchied nahm und zu Hauſe dann der Gattin erzählte, wie gut Hilde aufgehoben und gehalten ſei in Hegelingen. Die Ehe Hettels und Hildes wurde mit zwei Kindern geſegnet.

Das eine ward ein Recke
und hieß Ortewein;
den befahl er Waten,
der zog das Kindelein,
daß nach hoher Tugend
ſich ſeine Sinne wandten;
man lehrte ihn in der Jugend,
drum ward er auch ein Degen ſtets bei Handen.

Die ſchöne Tochter aber
mit Namen ward genannt
Gudrun die ſchöne
von Hegelingenland.
Im Dänenland die Vettern
Hetteln den Dienſt erwieſen,
daß ſie ſie ihm erzogen,
das ließen ſie ſich nicht verdrießen.

Nun wuchs heran die Jungfrau,
gar ſchön ward ſie von Leib,
daß ſie loben mußten
beides, Mann und Weib,

ſo daß man ſie auch ferne
von ihrer Heimath kannte;
Sie war geheißen Gudrun
und ward erzogen in dem Dänenlande.

Sie wuchs, daß ſie wohl konnte
kräftig tragen ein Schwert,
als wäre ſie ein Ritter;
drum ward ſie auch begehrt
von gewaltigen Fürſten
vielfältig ſchon zur Minne;
doch viel, die um ſie warben,
die fanden ihren Schaden nur darinne.

Wie ſchön auch war Frau Hilde,
des Königs Hettel Weib,
ſo wurde doch weit ſchöner
Gudruns ſüßer Leib;
auch ſchöner, als die Ahne
Hilde im Irenreiche;
unter allen Frauen,
das ſagte jeder, fand man keine gleiche.

Darum hielt ſich auch König Hettel ſo hoch, wie Hagen einſt die Mutter, und viele Freiwerber wurden abgewieſen. Das widerfuhr zuerſt dem Mohrenkönig Siegfried (man denke ſich einen Araber aus Spanien oder Portugal, die damals unter Arabern ſtanden), der dieſe Schmach dann ſpäter grauſam rächte. Der zweite iſt Hartmut, König Ludwigs von der Normandie Sohn, den beſonders ſeine Mutter Gerlinde aus Stolz, die geprieſene Schönheit zur Schwiegertochter zu haben, ermuthigt, Alles anzuwenden, um zu ihrem Beſitze zu gelangen. Dieſes Weib iſt nun der einzige intrigante Charakter, und der Dichter nennt ſie eine Teufelin; aber auch ihre Leidenſchaften ſind ſo natürlich und mit ſo viel Güte verſchmolzen dargeſtellt, daß ſie nie unſchön und ganz verabſcheuungswürdig erſcheint, und es wäre dies wieder ein Wink für unſere neuern Dichter, die ſo gerne moraliſche Ungeheuer ausmalen. Als Hartmuts Bote abgewieſen wurde, kam er ſelbſt ungekannt nach Matelane, und gibt ſich nur der Gudrun zu erkennen. Sie iſt ihm nicht abgeneigt, ſo wenig ſie es dem Siegfried war: wieder

ein natürlicher Zug; denn die mannbare Jungfrau zeigt ſich in ihrer Einfalt gewöhnlich dem erſten Manne, der ſich liebend nähert, nicht ſo leicht abgethan, und von der Siegwartiſchen Empfindlichkeit unſerer Zeit konnte Gudrun nicht berührt ſein; auch hebt es ihre bewieſene Treue gegen den Verlobten, daß ſie keine Abneigung gegen deſſen Nebenbuhler fühlt. Weil nun Gudrun ſeinen Tod nicht wünſchte, ſo bat ſie ihn ſchnell von dannen zu eilen und Hartmut folgte ihrem Winke, nahm ſich aber vor, Rache zu nehmen an Hettel, doch ſo, daß er darunter nicht der ſchönen Jungfrau Huld verlöre. Glücklicher war der dritte Freiwerber Herwig, König von Seeland, der, nachdem er vergebens um Gudrun geworben, mit ſeinen Mannen nach Hegelingen zog und plötzlich vor der Stadt Matelane ſteht und ſie mit Sturm einnimmt. Da ſcheidet Gudrun die Kämpfenden und wird Herwig anverlobt, doch ſo, daß er erſt nach Hauſe kehren müſſe und eine Jahresfriſt geben zu den Hochzeitsrüſtungen. Während dem war König Siegfried von Mohrland in Herwigs Reich eingefallen, hatte Alles verwüſtet und Herwig mit ſeinen Mannen in offener Schlacht beſiegt, ſo daß er auf ſeine Warte entrinnen mußte. In dieſer Bedrängniß ſandte er Boten zu König Hettel, der möchte ihm zu Hülfe kommen. Mit Thränen in den Augen bat Gudrun ihren Vater auszuziehen und dieſer verſpricht es ihr und der alte Wate und Horand und alle die Mannen, die er hat, auch ſein Sohn Ortwein geſellt ſich zu ihnen und ſo ziehen ſie hin nach Seeland.

Hei was der kühne Wate
  ſtürmte in den Streit!
Der Degen war gar weiſe
  und brachte ſchweres Leid
in wilder Feinde Schaaren.

Alle Helden kämpften ritterlich und Siegfried nahm die Flucht und ſuchte eine Veſte, zu heilen ſeine Wunden. Während nun aber Hettel die Mohren ängſtete und belagerte, kam der rüſtige Hartmut mit ſeinem Vater Ludwig in das Land der Hegelingen, weil er gehört hatte, daß Hettel abweſend ſei und ſtand plötzlich vor Matelane. Ehe er aber Gewalt brauchte, ließ er der Königin

Hilde ſagen: er komme, um der ſchönen Gudrun Hand zu bitten; würde ihm aber die nicht werden, ſollte ſie ihn mit ſeinen Recken am dritten Morgen ſelber ſehen. Darüber lachte Gudrun. Ein unheilbringendes Lachen, wie die Folge lehrte, welches aber für Gudruns Charakter bezeichnend iſt, weil es im ſpätern Verlauf der Sage wieder vorkommt. Die Boten wollten ſogleich von dannen, und nahmen weder einen Becher Weins, noch andere Gaben, die man ihnen bot:

Von Hettels Recken ſagte
man den Geſandten das,
daß ſie wenig fürchten
ihren Zorn und Haß;
wenn ſie nicht trinken wollen
des Königs Hettel Wein,
werde man Blut einſchenken
ihm und den Recken ſein.

Die Boten kehren zurück und Hartmut bringt nun mit ſeinen Mannen in die Stadt, raubt die Gudrun und Hildburg, läßt Stadt und Land verwüſtet zurück und eilt zu Schiffe in ſeine Heimath. Davon ſendet Hilde Botſchaft ihrem Gemahl; racheſchnaubend erheben ſich die Helden Hettels und Herwigs; allein es fehlten Schiffe, ſie eiligſt hinzuführen nach der Normandie. Da nahm der kühne Wate neun Schiffe, die an der Küſte im Hafen lagen und fromme Pilger führten, mit Gewalt und auf dieſen geraubten Fahrzeugen eilten nun die Helden den Räubern nach und auf dem Wulpenſand (einer Inſel) erreichten ſie dieſelben. Nun folgt ein grimmiger Kampf, der auch trefflich beſchrieben iſt, bis endlich Hettel ſelbſt von König Ludwig erſchlagen wurde.

Hettel und Ludwig ſchwangen
hoch jetzt in der Hand
ihre ſcharfen Schwerter;
jeder von ihnen fand
an der Kraft des andern
recht deutlich, wer er wäre.
Darauf ſchlug Ludwig Hettel;
da hub ſich eine kummervolle Mähre.

Da von Matelane
der Herrſcher war erſchlagen,
erfuhr's die Wohlgethane;
da hörte laut man klagen
die ſchöne Jungfrau Gudrun
und ihre Mägdlein alle;
ja man war kaum geſchieden,
die Feinde weinten auch ob dieſem Falle.

Da der grimme Wate
erfuhr des Königs Tod,
begann er wie ein Eber
zu brüllen; Abendroth
machte er von Helmen ſchimmern
mit Schlägen ſo geſchwinden;
er und die Seinen alle
ließen ſich gar zornig jetzt erfinden.

Was auch die Helden thaten,
was konnte helfen das?
Von dem heißen Blute
der Wert wurde naß.
Nichts wollten mehr von Frieden
die braven Hegelingen;
von dem Wulpenſande
wollten ſie Gudrun gern nach Hauſe bringen.

Die Waleiſer von Sturmland
rächten des Königs Tod;
die vom Dänenlande
waren in der Noth
bei den Hegelingen
und denen aus Nordlanden;
an der Hand zerbrachen
die Schwerter oft den Helden ohne Schanden.

Seinen Vater wollte
rächen kühn Ortwein;
da kam Horand gezogen
mit vielen Helden ſein.
Der Tag war jetzt zu Ende,
es kamen die Nachtſtunden;
da wurden erſt geſchlagen
noch von den Helden viele tiefe Wunden.

Einer von den Dänen
auf Horand ſchnell zuſprang,
und in der Fauſt gewaltig
ihm ſein Schwert erklang;
er hielt ihn für den Gegner;
doch alsbald zur Stunde
Horand, der kühne Degen
ſchlug ihm eine tiefe Wunde.

Da er ſo den Vetter
hatte ſelbſt erſchlagen,
ließ er deſſen Fahne
hinter der ſeinen tragen.
Nun kannte er, wen er hatte
getödtet, an der Stimme;
darum beklagte Horand
den Todten, der erlegen ſeinem Grimme.

Laut rief König Herwig:
hier geſchiehet Mord,
ſeit der Tag von hinnen
iſt gegangen fort;
es ſchlägt jeder den andern,
ſei fremd er oder eigen;
währt das bis an den Morgen,
wird nicht der dritte ſich mehr lebend zeigen.

Wo man den kühnen Wate
in dem Kampf vernahm,
drängte man ſich zur Seite,
wo die Noth ankam;
ſein ſchonungsloſes Zürnen
niemand zu dulden wußte;
er brachte manchen dahin,
wo er immer bleiben mußte.

Drum ward der Kampf geſchieden,
bis es würde Tag;
viel Volks auf beiden Seiten
tödtlich verwundet lag,
erſchlagen von den Fremden;
es fehlt' des Mondes Scheinen,
der Tag war hingegangen;
ſo ward beſiegt der Gaſt mit all den Seinen.

Mit Mühe die Ergrimmten
verließen jetzt den Streit,
wiewohl der Helden Hände
müd waren schon zur Zeit.
Doch wollten sie nicht weiter
von einander gehen,
als daß, wo Feuer brannten,
man Helm' und Schilde konnte deutlich sehen.

In der Nacht entwichen die Normannen und nahmen die Jungfrauen mit sich, und als die Hegelingen am andern Morgen den Kampf erneuern wollten, fanden sie keinen Feind mehr. Da nun keine Möglichkeit war sie zu erreichen, begannen sie die Todten, so Freund als Feind, zu begraben. Sechs Tage wurden damit zugebracht, und auf der Stelle ein Kloster gestiftet.

Wer dort gelassen hatte
einen theuren Leib,
gab Beisteuer dem Hause,
es sey Mann oder Weib,
zum Seelenheil der Leiche,
die hier ruht in der Klause;
dadurch ward es gar mächtig,
dreihundert Hufen dienten bald dem Hause.

Gott sei denn allen gnädig,
welche ruhen dort
und andern in dem Lande!
Jetzo zogen fort,
die gesund noch waren
auf dem Wulpensande,
und nach all den Sorgen
kamen sie heim in ihrer Herren Lande.

Als die Helden dann heimgekommen nach Hegelingen und die traurige Botschaft von des Königs Tode und von der großen Niederlage mitbrachten, die sie des an den Pilgern verübten Raubes wegen verschuldet zu haben laut bekannten, war große Wehklage in Matelane und ganz Hegelingen, und die Königin Hilde war nicht zu trösten. Da wurde zuerst den Pilgern alles Geraubte zurückgestellt und dann beschlossen, sobald die Jugend herangewachsen wäre, — denn fast alle waffenfähige Mannschaft war auf dem Wulpensand geblieben —

mit einem Heereszuge nach der Normandie zu fahren und Gudrun mit ihren Jungfrauen zu befreien. Allein es währte 14 Jahre bis dieſer Heereszug zu Stande kam, und Gudrun litt mit ihrer Freundin Hildburg und allen ihren Jungfrauen während der Zeit unſägliche Schmach. Gleich als ſie in Normannenland angekommen, warf ſie der alte König Ludwig, darüber ergrimmt, daß ſie ſich freimüthig erklärte:

„Ehe ich Hartmut nehme,
wäre ich lieber todt",

in die See; nur mit Mühe rettete ſie der herbeieilende Hartmut. Eben ſo hart, ja grauſam wurde ſie von der Königin Gerlinde behandelt; die einzige Schweſter Hartmuts, Ortrun, hatte Mitleid und ſuchte, gleich ihrem Bruder, ihre Leiden zu lindern; denn die Königstochter mußte mit ihren edlen Jungfrauen Garn winden, Flachs hecheln, Waſſer tragen, Ofen heizen und andere niedrige Dienſte verrichten.

Als Hartmut, von einer Heerfahrt zurückkehrend, von dieſen Mißhandlungen hörte, war er ungehalten und ging zu Gudrun und verſuchte die Maid und ihre Liebe zu gewinnen, indem er ihr verſprach, alle die angethanen Leiden reichlich zu verſüßen, wenn ſie wollte Königin werden. Allein Gudrun war unbeweglich; Nichts konnte ſie von ihrer Treue zu Herwig abbringen, und zugleich warf ſie ihm den Tod ihres Vaters vor: „könnte ich", ſprach ſie, „den zum Gatten nehmen, deſſen Vater den meinigen erſchlagen", und ferner:

Es war doch immer Sitte
von früheſten Zeiten an,
daß ein Weib nicht nehmen
ſollte einen Mann,
es wär' denn beider Wille;
und das iſt Recht und Ehre.

Da wandte ſich Hartmut zornig von ihr und ſprach: „nun kümmert es mich wenig, was man an euch thut." Als darauf auch die ſanfte Ortrun vergebens ſie an den Hof zog, und vergebens ihr zuredete, freundlicher gegen Hartmut zu werden, verurtheilte

ſie die böſe Gerlinde, die Kleider für Hof und Geſinde zu waſchen, gleich einer Magd, und weil Hildburg ſie laut deshalb beweinte, wurde ſie ihr zu dieſem Dienſte beigeſellt, welches ſie auch mit Freuden annahm und es iſt rührend, wie die Treue dieſer theilnehmenden Freundin geſchildert wird.

Kaum konnte ſie erwarten,
bis die Nacht begann,
daß die edle Gudrun
einigen Troſt gewann.
Zu ihr ging Frau Hildburg
in eine Kammer ſtille:
da ergoſſen beide
über den Dienſt der Klagen reiche Fülle.

Hildeburg, die hehre,
mit vielen Thränen ſprach:
Traun mich ſchmerzet heftig
dein großes Ungemach;
doch hab' ich von der Teufelin
erbeten, daß am Strande
du ſollſt allein nicht leiden;
ich werde mit dir waſchen die Gewande.

Darauf ſprach die Verbannte:
das lohne dir Herr Chriſt,
daß ob meinem Leiden
ſo betrübt du biſt!
Willſt du mit mir waſchen,
das gibt uns Freude gute,
und kürzet uns die Weile,
und uns iſt deſto beſſer auch zu Muthe.

Da ihr nun war erlaubet,
daß ſie das Gewand
mit der Freudeloſen
durfte an den Strand
tragen und auswaſchen
in ihren großen Leiden,
da mußten, was die andern
auch thaten, immer waſchen dieſe beiden.

Da nun ihr Geſinde
Muß indeß gewann,

weinten ſie doch heftig,
wenn ſie ſie ſtehen ſah'n
und waſchen an dem Ufer;
ſie huben laute Klagen
und hätten gern für jene
die ſchwerſten Mühen in der Welt getragen.

Es währte das ſo lange,
das iſt gewißlich wahr,
daß ſie waſchen mußten
wohl fünf ein halbes Jahr,
ſie reinigten die Kleider
für König Hartmut's Helden.
Nie mußten mehr ſie dulden
und tragen größre Noth die Auserwählten.

Indeſſen kam die Heerfahrt in Hegelingen zu Stande und die Helden Herwig, Ortewein, Horand, Frute, Irold und der grimmige Wate landeten nach großen Gefahren endlich in der Normandie, in einer Bucht, die durch einen Wald ſo gedeckt war, daß ſie nicht geſehen wurden von den Bewohnern des Landes. Nachdem ſie berathſchlagt, wurden ſie darüber eins, erſt Boten zu ſenden in's Land, um genaue Kundſchaft zu haben von des Feindes Stärke und ob Gudrun noch lebe. Die Könige Herwig und Ortwein wollten ſelber die Botſchaft übernehmen und beſtiegen eine Barke, um längs der Küſte näher der königlichen Burg zu fahren. Eben waren Gudrun und Hildburg am Strande und wuſchen unter Thränen, wie ſie geheißen waren, als ein Vogel daher geſchwommen kam, der ihnen ihr nahes Glück verkündete.

Es war in einer Faſten
um die Mittagszeit,
geſchwommen kam im Meere
heran ein Vogel weit.
Weh, ſprach ſie, ſchöner Vogel,
es macht mir Leiden ſchwere,
daß du einher mußt ſchwimmen
auf dieſer Flut! ſo ſprach die Maid die hehre.

In menſchlicher Stimme
zu antworten begann

Gottes hehrer Engel,
als wäre es ein Mann:
ich bin von Gott ein Bote,
und willſt du mich befragen,
edle hehre Jungfrau,
will ich dir Kunde von den Deinen ſagen.

Als die edle Jungfrau
die Stimme hier vernahm,
konnte ſie nicht glauben,
daß jemals ſo zahm
ein Vogel werde, daß er
zu reden gar anfinge;
doch hörte ſie die Stimme,
als ob aus eines Menſchen Mund ſie ginge.

Da ſprach der hehre Engel:
bald wirſt du Gutes ſehn,
du arme Weggeführte,
viel Freud ſoll dir geſchehn.
Willſt du mich befragen
nach deinem Heimathlande,
ich bin der Deinen Bote,
den Gott dir her zum Troſte ſandte.

Da fiel zum Sande nieder
die edle Gudrun bald;
als flehte ſie um Gnade
von Gott in Kreuzgeſtalt.
Sie ſprach dabei zu Hildburg:
wohl uns ob dieſer Ehren,
die uns Gott gewähret!
nun muß unſer Trauern bald aufhören.

Da ſprach die Unglückſelge:
da Chriſt dich hat geſandt
uns verirrten Kindern
zum Troſt her in das Land,
ſollſt du mich laſſen hören,
Bote, du mein guter,
lebet noch Frau Hilde,
die war der armen Gudrun Mutter.

Da ſprach der hehre Bote:
dafür will ich ſtehn,

deine Mutter Hilde
hab' ich gesund gesehn,
wie sie ein Heer ausrüstet
her nach diesem Lande,
wie nie ein Kind noch Witwe
eines um lieber Freunde willen sandte.

Sag an, du edler Bote,
sprach die Jungfrau hehr,
laß dich es nicht verdrießen
zu melden mir noch mehr!
Lebet auch noch Ortwein,
der König vom Nordlande,
Und Herwig mein Geliebter?
Wichtigere Mähre ich niemals erkannte.

Da sprach der hehre Engel:
das thu' ich dir wohl kund;
Ortewein und Herwig
beide sind gesund;
ich sah sie in den Wellen
auf des Meeres Rücken;
die kräftigen Degen mußten
zusammen sich an einem Ruder bücken.

Sie sprach: die Mähr' ist glücklich;
ist dir auch das bekannt,
ob Irold und Morung
kommen in dies Land?
Das möchte ich gern dich fragen,
du tröstlicher Berather!
Gern würde ich hier sie sehen,
denn sie sind Vettern ja von meinem Vater.

Da sprach der hehre Bote:
ich will dir gern gestehn,
daß Irold und Morung
ich habe auch gesehn,
die euch dienen wollen;
für euch, ihr schönen Frauen,
kommen sie her zu Lande;
von ihnen werden Helme viel zerhauen.

Da sprach der hehre Engel:
nun scheide ich von hier:

Gott pflege eurer Ehre!
Viel Arbeit liegt auf mir,
auch iſt mir nicht verordnet,
euch noch mehr zu ſagen;
verſchwunden war den Augen
der Bote, und die Frauen mußten klagen.

Da ſprach Hildes Tochter:
mir iſt unmäßig leid,
daß auf viel andre Fragen
mich Antwort nicht erfreut.
Bei Chriſt gebiet' ich, ehe
du ſcheideſt noch von hinnen,
daß du aus Sorgen löſeſt
mich ärmſte aller Königinnen.

Er ſchwebte vor den Augen
wie eben wieder ihr.
Ehe ich wieder ſcheide,
ſchöne Maid, von dir,
will ich dir wohl dienen,
ich laſſe es mir gefallen;
wenn du beim Chriſt gebieteſt,
ſo ſage ich dir von deinen Vettern allen.

Sie ſprach: ſo hörte ich gerne:
haſt du wohl vernommen,
wird vom Dänenlande
Horand der Degen kommen
mit ſeinen wackern Helden,
die mich in Sorgen ließen?
Ich weiß, er iſt ſo bieder,
daß auch ich arme Maid deß darf genießen.

Es kommt der Däne Horand
zu dir, der Neffe dein,
um heftigen Krieg zu führen,
er und die Recken ſein.
Er wird Hildes Feldzeichen
kräftig tragen in Handen,
wenn die Hegelingen
kommen nach Herrn Hartmuts Landen.

Da ſprach von Neuem Gudrun:
kannſt du mir das ſagen,

lebt Wate noch von Sturmland!
So wollte ich nicht mehr klagen.
Deß freuten wir uns alle,
wenn uns das geſchähe,
daß ich den alten Frute
auch hier bei meinem Zeichen ſähe.

Da ſprach der Engel wieder:
es kommt in dieſes Land
zu dir Wate von Stürmen;
der hält in ſeiner Hand
ein ſtarkes Steuerruder
in einem Kiel bei Frute;
beſſere Freunde darfſt du
zum Krieg nicht wünſchen dir in deinem Muthe.

Der König wollte jetzo
wieder ſcheiden hin;
da ſprach die Entführte:
in Sorgen ich noch bin,
ich wüßte gar zu gerne,
wann es ſoll geſchehen,
daß ich, die Verlaſſene,
darf meiner Mutter Hilde Boten ſehen!

Der Engel gab zur Antwort:
die Freude iſt nahe hie;
es kommen her zwei Boten
zu dir morgen früh;
die ſind wohl ſo bieder,
daß ſie dich nicht trügen,
und, wenn ſie Mähre bringen,
daß ſie in keinem Wort dir lügen.

Von ihnen mußte ſcheiden
jetzt der Bote hehr;
die entführten Frauen
fragten nun nicht mehr;
es ſchwebte in ihrem Sinne
Freude jetzt und Schwere,
wo wohl ihre Helfer
und wo ihr treu Geſinde wäre.

An jenem Tage wuſchen
läſſiger das Gewand;

Sie ſprachen von den Helden,
die ihnen hergeſandt
die mächtige Hilde hatte
vom Hegelingenlande;
ſie harrten voll von Sorgen
auf Gudruns Mannen und Verwandte.

Voller Hoffnung gingen nun die Minniglichen Abends nach Hauſe und eilten wieder am folgenden Morgen an den Strand mit ihrer Wäſche und ſind bald ſo glücklich, die Helden zu erblicken. Wie ſie ſich nun Alle wiedererkennen, wie ſie ſich freuen und wieder über die ſchmachvolle Dienſtbarkeit klagen und weinen, Alles iſt trefflich geſchildert. Gerne möchte Herwig ſeine Gudrun ſogleich mitnehmen, allein Ortwein will nicht ſtehlen, was ihm die Feinde im Sturme genommen, und auch die übrigen gefangenen Jungfrauen retten. So fahren ſie hinweg, und Gudrun wirft im ſtolzen Selbſtgefühle die Kleider, die ſie waſchen ſollte, in die See. Freilich droht ihr, als ſie Abends heimkam, von der zürnenden Gerlinde die entehrendſte Strafe; doch dieſer entzieht ſie ſich, indem ſie willig erklärt, dem Hartmut ihre Hand zu geben. Nun iſt allgemeine Freude auf der Burg; alle gefangenen Jungfrauen werden freigelaſſen, ſie baden und kleiden ſich königlich und Gudrun iſt ausgelaſſener Freude. Da kommt es, daß ſie wieder, wie damals in Matelane, laut lachte, während die Uebrigen heftig weinten, daß ſie nun dableiben ſollten. Dieſes Gelächter ſchien Gerlinden auf Verrath zu deuten, und ſie warnte ihren Sohn und meinte, Gudrun müſſe heimliche Botſchaft haben. Doch Hartmut läßt in ſeiner Freude keinen Verdacht aufkommen, und ſo geht Alles vergnügt zur Ruhe. Gudrun bleibt mit ihren Jungfrauen in einem geſonderten Gemache. Doch mit dem erſten Morgenſtrahle ſtößt der Wächter in's Horn, die Burg iſt belagert, König Ludwig und ſein Sohn eilen mit den Gewaffneten zum Thore hinaus. Hier beginnt ein wüthender Kampf, Ortwein und Horand werden verwundet, auch Herwig kann nicht beſtehen vor dem alten Ludwig, bis er ſich endlich ermannt und mit erneuertem Angriff eindringt auf der Normannen König. Da fällt das Haupt des alten Ludwig und der grimmige Wate trennt Hartmut von dem Thore. Dieſem Kampfe ſehen die Frauen auf

der Zinne und den Mauern zu. Wehgeſchrei über Ludwigs Fall, ſteigende Angſt um Hartmuts Leben. Da bietet Gerlinde großen Lohn, wer die Gudrun erſchlüge, und ſchon eilt Einer dahin mit blankem Schwerte, Gudrun und die Jungfrauen zu ſchlachten. Aus den Fenſtern ſendet Gudrun ihr Hilfgeſchrei und der edle Hartmut ruft erzürnt zur Burg hinauf: es ſolle der feige Schurke mit dem Strange büßen, der es wagen würde, die Jungfrau zu erſchlagen. Während dem kommt Hartmut ſelbſt in große Noth, denn Wate dringt mit Macht auf ihn ein. Da ſtürzt Ortrun in den Saal und bittet Gudrun, da ihr Vater ſchon gefallen, doch ihren Bruder zu retten. Gudrun fordert dazu den Herwig auf, der aber vergebens den grimmigen Wate zur Schonung zu bewegen ſucht. Während dem wird Hartmut gefangen genommen und Wate ſtürmt die Burg, und mordet was er findet, ohne auch der Kinder zu ſchonen. Ortrun und Gerlinde flüchten ſich zu Gudrun, aber der grimmige Held mit knirſchenden Zähnen, mit Mordſucht in den Augen und ellenbreitem Barte hört nicht auf Gudrun's Bitten; er ſchleppt Gerlinden aus der Mädchenſchaar und ermordet ſie vor den Augen derſelben; Ortrun, die Gute, aber bleibt verſchont; darauf folgt nun die Heimfahrt nach Hegelingen, auch der gefangene Hartmut wird mitgeführt; allein in Matelane angelangt und von Frau Hilde mit Freuden empfangen, löſt ſich Alles in milde Verſöhnung auf. Herzlich dankt Hilde den Helden und ſelbſt dem wilden Wate, der ſich vor ihr tief neigt, küßt ſie vor Wonne. Als aber Gudrun die ſanfte Ortrun zu ihrer Mutter führte, bat ſie, ſo treu war ſie geſinnt: „Nun küſſet die liebe Jungfrau auch, die hehre, die mir im Feindesland ſo viele Liebe hat erwieſen.“ Ja ſie ruhte nicht, um gleich einem verſöhnenden Engel allen Haß zu ſchlichten und Alles mit Liebe zu verbinden: daß Ortwein, ihr Bruder, Ortrun und der gefangene Hartmut ihre treue Hildburg ſich vermählten, war ihr Werk. So zog denn nach herrlichen Feſten Herwig mit Gudrun und Hartmut mit Hildburg heim in ihr Land, in Hegelingen aber trugen Ortwein und Ortrun nach Hilde's Willen die Krone.

Aus dieſem kurzen Abriſſe wird man entnehmen, welch' reiches Leben ſich in dieſem Gedichte entfalte. Je roher aber und einfacher

die Darſtellung iſt, deſto mehr hat ſie auch Wahrheit; denn ſie iſt der treue Abdruck der Zuſtände und Zeiten des finſtern Mittelalters, die eben ſo roh und einfach waren. Schade, daß dieſes Gedicht zufällig erſt in neueſter Zeit bekannt wurde, während das Nibelungenlied ſchon im Jahr 1757 durch Bodmer aus ſeiner Vergeſſenheit hervorgezogen wurde. Welch' herrlichen Stoff hätte unſern neuern Romantikern dieſe Sage gegeben, die ſo ganz im deutſchen Volke ſpielt und uns jene Zeit, beſonders die Meerfahrten und Raubzüge der Normannen ſchildert. Im Ganzen iſt wohl das Nibelungenlied großartiger und koloſſaler, dafür tritt in der Gudrun mehr das Gemüthsleben hervor und von großer Wahrheit und Anmuth ſind hier die Schilderungen der Frauen. „Beide Gedichte, die Nibelungen und die Gudrun", ſagt Gervinus, „dürfen für die Nation ein ewiger Reichthum heißen. Sie reichen gleichſam in jene alten Zeiten mit ihren Sitten, Thaten und Geſinnungen hinüber, aus denen die Stimme der mißgeſtimmten römiſchen Feinde, die Tapferkeit, die Wildheit, aber auch die Treue und Verläſſigkeit, die Zucht und Keuſchheit unſerer ehrwürdigen Ahnen rühmte. Wenn wir dieſe Dichtungen voll geſunder Kraft, voll biederer, wenn auch rauher Sinnesart, voll derber aber auch reiner, edler Sitte betrachten neben dem ſchamloſen, ekten und windigen Inhalt der britiſchen und neben den ſchalen, läppiſchen und zuchtloſen Stoffen der franzöſiſchen Romane, ja neben dem bigotten, fränkiſchen Volksepos, ſo werden wir ganz andere Zeugniſſe für die angeſtammte Vortrefflichkeit unſeres Volkes reden hören, als die dürren Ausſagen der Chroniſten, und im Keime werden wir bei unſern Vätern ſchon die Ehrbarkeit, die Beſonnenheit, die Innigkeit und alle die ehrenden Geſinnungen finden, die uns noch heute im Kreiſe der europäiſchen Völker auszeichnen. Dieſe herrlichen Stoffe uralter Dichtung laſſen, wenn ſie auch nicht geiſtige Routine zur Schau tragen (wie das die fremden Poeſien jener Zeiten beſſer können), auf eine Fülle des Gemüthes und auf eine geſunde Beurtheilung aller menſchlichen und göttlichen Dinge ſchließen, die ein Erbtheil der Nation geblieben ſind, das mit jedem neuen Umſatz wuchernd zu einem weiten Vermögen heranwächſt."

Zweiter Zeitraum.:

Mittelhochdeutſche Poeſie

oder

Die Zeit der Hohenſtaufen und Minneſänger.

Beiläufig vom J. 1137 bis 1300.

Als die ſchwäbiſchen Kaiſer aus dem Hauſe Hohenſtaufen: Konrad II., Friedrich I., Heinrich VI., Philipp I., Friedrich II. und Konrad IV. über Deutſchland regierten, geſtaltete ſich auch für das deutſche Volk eine neue, eine freiere und frohere Zeit. Dieſe Fürſten machten nämlich durch ihre Tapferkeit und Weisheit das Reich und ſich ſelbſt mächtig und reich; Rom und Italien wurden durch ihren Arm wieder zur alten Lehnspflicht zurückgeführt und die Slaven in der Nordoſtgränze bezwungen. Dadurch verbreitete ſich Wohlſtand über alles Volk; die Herzoge und Grafen beſteuerten als Landesherren ihre Erblehnen, ließen aber auch dem niedern Adel, den Rittern ihren Theil, wodurch denn dieſe die Leibeigenſchaft meiſt aufhoben, ſo daß die Bauern, gewöhnlich die armen Leute genannt, nunmehr ſteuerpflichtige Unterthanen wurden. Wo dem armen Volke ſolche Zugeſtändniſſe nicht gegeben wurden, nahm es ſeine Zuflucht zu den Städten, die meiſt unmittelbar vom Kaiſer abhingen, und wo es unter dem Namen der Pfahlbürger aufgenommen wurde. Zu dieſer Befreiung des gemeinen Volkes und einem freiern Staatsleben trug die neueröffnete Verbindung aller europäiſchen Nationen ſehr viel bei. Bisher war jedes Land für ſich, und verſumpfte in ſeinen alten Einrichtungen, weil kein fremdes Element das träge Blut in den Volksadern auffriſchte. Jetzt erſcholl der Ruf vom Papſte: die

Hofe derſelben wieder einen Mittelpunkt, um welchen ſich die ganze Nation zu dauernder Einheit ſammelte. Dort war nun der Sammelplatz aller geiſtreichen Männer, dort der Schauplatz glänzender Hoffeſte, an denen ſich der ungeſchlachte Ritter zu feinerer Sitte gewöhnte. Dieſer Umſtand erhob auch die ſchwäbiſche Mundart zur Hof- und Gelehrtenſprache, die ſich ihrer Weichheit und Biegſamkeit halber ſo trefflich zum Geſange eignete, ſo daß ſie von den meiſten Dichtern dieſer Zeit gebraucht wurde.

Von den romaniſchen Sprachen, in welchen die Lieder und Sagen der baltiſchen und provenzaliſchen Sänger und der Troubadours gedichtet waren, hat die geſammte Poeſie des Mittelalters den Namen der romantiſchen erhalten. Bunt und mannigfaltig, abenteuerlich und oft bis zum Geſtaltloſen vergeiſtigt, wie ſie iſt, hat ſie einerſeits mit der orientaliſchen, andererſeits mit der ſkandinaviſchen viele Aehnlichkeit. Sie heißt auch die ſentimentale, im Gegenſatz der griechiſchen Poeſie, welche naiv iſt d. h. eins mit der Natur, ſo daß der Dichter die Gegenſtände ganz frei, wie ſie ſind, ſchildert, ohne ſeine Empfindung beizumiſchen, und drückte er dieſe im Liede aus, es mit ſcheinbarem Unbewußtſein thut. Dadurch wird dieſe Poeſie ſo harmlos und heiter, da hingegen die ſentimentale unruhiger und düſter iſt. Wie kamen nun unſre Minneſinger zu dieſer ſentimentalen Stimmung, die man mit Recht die ſubjektive nennt, weil darin mehr das Subjekt als Objekt hervortritt? Sobald ſich bei ihnen der Geiſt zu erheben und thätig zu ſein begann, ſonderte ſich ihr Weſen unwillkührlich von der Natur ab, verließ die ſinnlichen Formen und hielt ſich allein in den reinen Gedanken. Jugendlich ſtrebten ſie allen hohen Idealen nach, wurden aber ſogleich von den Zuſtänden der damaligen Zeit, die nicht ſo jugendlich hell und freundlich waren, unangenehm aus ihren Träumen gewecket; woraus denn diejenige gereizte, oft ſogar trübſelige Stimmung entſtehen mußte, die man die ſentimentale nennt, oder die ſubjektive, weil ſich die Dichter von den Objekten oder Gegenſtänden, die ihnen nicht gefielen, wegwendeten und in ſich ſelbſt zurückkehrten, um in verborgenen Herzensfreuden zu ſchwelgen und einen Troſt zu finden für die Unbilden der Außenwelt. Darum haben unſre deutſchen Minneſinger, wenige ausgenommrn, weder

Kriegs- noch Freiheitslieder, ſcheinen ungerührt von dem Großen und Gewaltigen der Zeit, laſſen auch die Gebrechen und Laſter derſelben ungeſtraft, ſind aber eben darum viel poetiſcher, als die romaniſchen Dichter, deren Lieder von Kriegsluſt, Ritterpflicht und Lehnsdienſt laut erklingen und mit Leidenſchaft Papſt und Kleriſei verfolgen. Bei unſern Dichtern iſt es anders; ſie ſelbſt, ihr eigenes Herz mit allen ſeinen Freuden und Leiden iſt der Gegenſtand ihrer Geſänge. So ſchreibt San Marte in ſeiner Einleitung zum Eſchenbachiſchen Wilhelm und Titurel:

„Minneluſt und Minneleid, Frühlingsfreude, Tanz, war der Inhalt der meiſten Lieder. Der oft gemachte Vorwurf der Eintönigkeit dieſer ſogenannten doch in zu engen Begriff gefaßten Minnepoeſie wird ſeine Spitze verlieren, wenn wir uns das Leben der Ritter auf ihren einſamen, im Winter oft kaum zugänglichen Burgen vergegenwärtigen. Da gab es keine ſichere, wohlgebahnte Chauſſéen, kein bequemes Fuhrwerk, keine wohleingerichteten Herbergen, welche die Kommunication erleichterten; Geſelligkeit war im Winter abgeſtorben, wie die Natur, während bei uns der Winter die blühende Jahreszeit der geſelligen Freuden iſt. Das Schwert ruhte mit den Fehden; keine Wiſſenſchaft gab dem Ritter ernſte Geiſtesbeſchäftigung, keine Zeitungen brachten Kunde aus der großen Welt; die Lectüre der thatvollen Rittergedichte, vorgeleſen vom Hauskaplan, oder den Frauen oder einem Andern, „der das konnte,“ machte die Unthätigkeit der Gegenwart nur um ſo fühlbarer; die Jagd hatte für die minneluſtigen Jünglinge den Reiz verloren, da die Frauen nicht, wie im Sommer bei der Falkenjagd, daran Theil nehmen konnten. Es war eine Einſamkeit und Oede in das tägliche Leben gekommen, von der wir kaum eine Vorſtellung haben. — Welche überſchwengliche Freude mußte die Bruſt erfüllen, wenn der Lenz den allgemeinen Verkehr wieder eröffnete, wenn das Eis zerging, der Schnee ſchmolz, die Straßen wieder freier wurden, der kalte Reif verſchwand und die Flur mit dem jungen Grün ſich ſchmückte! Wie die Blumen des Lenzes mit jedem Jahre wieder hervorbrachen, dieſelbe Sonne des Mai dem luſtigen Gewimmel auf Anger und Wieſe, dem fröhlichen Tanz unter der Linde leuchtete, der Wald von Vögelgeſang wiederhallte, die Brun-

nen geſchwätzig floßen, — wie dieſelben Freuden darüber mit jedem Jahre in Aller Bruſt ſich erneuten: ſo drängten dieſelben Gefühle auch immer aufs Neue, ſich in Liedern laut zu machen. Nun kam die Zeit der Turniere und Feſte, der glänzenden Beſuche, der wandernden kaiſerlichen Hoflager mit ihrem Pompe und zahlreichen Gefolgen; nun nahten ſich wieder die entfernten Liebenden, neue Intriguen entſpannen ſich; die Sehnſucht ſuchte ihr Ziel, das Geheimniß ſeine Löſung, der Begehrende Befriedigung und Beſitz. — Liebesgeſänge, Tanzreigen, Reiſelieder, Ausmärſche, Preis des Frühlings, waren die Frucht dieſes wiedererwachten Lebens und Treibens in dieſem, wie im vorigen Jahre, ſo wie ſie es im künftigen ſein wird. — Nicht für uns haben dieſe Dichter geſungen, nicht um den Ruhm, in entfernten Jahrhunderten noch als Meiſter zu glänzen, nicht um eine Unſterblichkeit, von der ſie keinen Begriff hatten. — Der Augenblick war ihr Element, in dem und für den ſie lebten, die Freude der Gegenwart Quell und Lohn ihres Geſanges. Erſt als die Töne der Beſten verſtummt waren, Zerrüttung im Reiche überhand nahm, der trübe Sinn auf das Elend der Gegenwart, auf eine drohende düſtre Zukunft blickte, als grelle Mißklänge die heitere Harmonie der alten Nachtigallenlieder zerriſſen, die Vornehmen durch den Drang der politiſchen Ereigniſſe von der heitern Kunſt abgezogen wurden, der höfiſche Geſang verſchlungen zu werden drohte von plumper, roher Dörperheit, der Sänger nicht mehr um Minnelohn und Dank der Freude, ſondern um alte Kleider und Almoſen ſang, und dem Kargen Kletten in den Bart zu werfen drohte und ihn ſchimpfte, wenn er ſeinen Schmutzgeſang und ſeine Lobhudeleien in ungefügen Reimen verſchmähte — da erſt begriff man, was man an den Alten gehabt; da ſammelten die edlen Maneſſen (im vierzehnten Jahrhundert) eifrig, was noch an fliegenden Blättern, was noch aus dem Munde fahrender Sänger zu erhaſchen war, und getreu der urſprünglichen Neigung, ſammelten ſie hauptſächlich die Lieder, womit das Lob der Frauen konnte gemehrt werden."

Die Minne.

Zuvörderſt war es alſo die Minne, was dieſe Sänger begeiſterte, daher auch der Name Minneſang und Minneſänger. Es war aber die Minne die bis zur Verehrung geſteigerte Liebe zum weiblichen Geſchlechte, jene zarte Empfindung, die in den wilden Zeiten des Kampfes und der Leidenſchaften der Troſt edler Männer war, wie Steinmar in ſeinem Liede ſingt:

Iſt mein Herz von Freuden leere,
So gedenk' ich an ein Weib,
Wie ſie iſt voll Reiz und Ehre,
Und ihr tugendlicher Leib
Meinen ſchweren Muth erhebt,
Gleich dem edlen wilden Falken,
Der in hohen Lüften ſchwebt.

Süßer Wunſch bei allen Weiben,
Krone deinem Vaterland,
Du kannſt Herzeleid vertreiben
Und entbinden Sorgenband.
Ehrenſchmuck für jedes Weib,
Alſo hehr und alſo reine,
Iſt dein wonnereicher Leib.

Dacht' ich doch, vom Himmelreiche
Hätt' ein Engel mir gelacht,
Als ich ſah' die Minnereiche:
Schnell war all mein Schmerz verjagt,
Und ich ward ſo freudevoll,
Wie die Seele aus der Hölle,
Die zum Paradieſe ſoll.

Wie iſt aber dieſe Minne entſtanden? Solch innerſtes Empfinden kam nicht von außen her angeflogen, nicht die Verehrung und Anbetung der Jungfrau, nicht die Mittheilung der franzöſiſchen Courtoiſie konnte dieß bewirken, ſondern die deutſchen Frauen waren ſelbſt ſo liebenswürdig, und erwarben ſich durch ihr holdes Weſen ſo ungewöhnliche Verehrung. Schon in den älteſten Zeiten ſtanden die Frauen in großer Achtung bei den Deutſchen, und ſie ſcheinen ihre Aufgabe zu Ende der Völkerwanderung vollkommen begriffen zu haben, wenigſtens handelten ſie inſtinktmäßig vollkommen ihr

gemäß; denn als ſich die Nationen in feſten Sitzen einmal gelagert hatten, Reiche gründeten, das Lehnweſen ausbildeten und Verfaſſungen ſchufen, waren die Frauen nicht müßig, daheim dem einzelnen Kämpfer ſein Haus bequem und wohnlich einzurichten. Als dann im 11. und 12. Jahrhundert die deutſchen Ritter ſchaarenweis nach Paläſtina zogen, nützten die Frauen auch die Zeit und in ihrer Einſamkeit, getrennt von ihren Lieben, lernten ſie von den Burgpfaffen leſen und ſchreiben, und laſen außer den Erbauungsbüchern auch manches alte Heldenbuch; denn es iſt bekannt, daß noch im 13. Jahrhundert wenige Ritter, ſelbſt wenige Minneſinger dieſe Kunſt verſtanden, ſo wie Ulrich von Lichtenſtein in ſeinem Frauendienſt erzählt: „Mein Schreiber war nicht bei mir, der meine heimlichen Briefe las, und mir auch die meinigen ſchrieb, davon blieb das Büchlein zehn Tage ungeleſen.“ Außerdem ſangen ſie wohl auch manche Lieder der Sehnſucht und der Liebe, und als die Kreuzfahrer glücklich nach Hauſe kamen, lehrten ſie ſie alle die Spiele der geiſtigen Liebe, die auch in der Entfernung Treue bewahrt und ſelbſt am Entſagen und Entbehren ihre Freude hat. Als dann das eigentliche Ritterweſen aufkam, wo das Kind von der Mutterliebe großgezogen, Empfindungen zarter Liebe in den erſten Lebensjahren einſog und dann, wie es Sitte war, als Knabe einem befreundeten Ritter übergeben wurde, da mußte ſich nun ſchon frühzeitig der ritterliche und romantiſche Sinn entwickeln. Als Edelknabe gehörte es zu ſeinem Dienſte, der Burgfrau bei der Tafel aufzuwarten, beim Ausgehen in den Garten oder in die Kapelle ſie zu begleiten, ihr Buch und Schleppe nachzutragen, ihren Falken zu pflegen, wohl auch ihren Zelter zu ſatteln, und aufzuzäumen. Dabei verſäumte die Dame nicht, volle Mutterpflicht zu üben und dem Kleinen eine anmuthige Lehrerin der Tugend und Frömmigkeit zu ſein. Er betete und ſang mit ihr für das Wohl des abweſenden Herrn; ſie lehrte ihn nicht ſelten auch leſen oder ſchreiben, erzählte ihm Mährchen und von den Abenteuern großer Helden, unterwies ihn im Harfenſpiel, und hatte er eine angenehme Stimme, ſo war es fortan ſeine Pflicht, die Herrin durch ſeinen Geſang zu ergötzen. Dieſes ſtille Kinderleben, fern von Getümmel und Weltleben, auf der einſamen Burg, wo ein ſo guter Geiſt, der ſtille,

ſanfte Geiſt einer edlen Burgfrau waltete, wie mußte das nicht Minne und Poeſie im heranwachſenden Jünglinge erzeugen? Kam nun der Edelknabe ſpäter als Knappe in das laute Waffengetümmel der Ritter und auf Abenteuer, zog er nach Paläſtina mit und erkämpfte ſich endlich den Ritterſchlag und kam nach blutigen Kämpfen in ſeine Heimath zurück, wo die Träume ſeiner Jugend lebten, und ſaß er da auf ſeiner einſamen Burg, mochten wohl die alten Lieder aus der Kinderzeit mit dem Bilde der Mutter und Pflegemutter wieder erwachen. Und wenn er nun bei einem Turniere in dem ſchönen Kreiſe der Damen Eine ſah, die dem Bilde glich, das in ſeiner Seele lebte von einem Weibe, das er ewig minnen wollte, da griff er dann in die Saiten und ſang in herzergreifenden Tönen die Lieder, die vor uns liegen.

Auf dieſe Weiſe ſtellt ſich nun abermals ein neues Merkmal der mittelalterlichen Poeſie heraus; ſie unterſcheidet ſich nämlich von der griechiſchen oder naiven dadurch, daß ſie die Liebe zum vorzüglichſten Gegenſtande macht. Da ſich aber unſer Leben auch in neuer und neueſter Zeit durch erſchwerten Lebensunterhalt und die allgemeine Richtung auf das Nützliche immer proſaiſcher geſtaltet, und nur im häuslichen Leben und im gegenſeitigen Umgang beider Geſchlechter Poetiſches entwickelt, iſt dieſes Merkmal auch der neuern Poeſie geblieben. Trefflich ſagt hierüber Gervinus*): „Die Hinderniſſe und Beſchwerden unſers Lebens wehren uns den leichten Genuß, und die raſche Befriedigung der Alten; ſie ſchrecken uns in uns zurück, ſie erzeugen die unbeſtimmte Sehnſucht nach einer Gefährtin, die uns die Laſten des Lebens tragen hilft, und die Laſten kannte der Grieche ſo wenig, wie unſer eheliches und häusliches Glück. Ohne das Weib wäre für jede feinfühlende Seele das heutige Leben nicht zu ertragen, und es war eine wunderbare, wohlmeinende Fügung des Schickſals und der Vorſehung, daß, als ſie die Ordnungen der alten Welt, und mit ihnen den Seelenadel der alten Männer zerſtörte, ſie die Frauen aus ihrer Unterordnung heraushob, und zur Herrſchaft über die Gemüther berief, ohne die die neue Welt in Gemeinheit der Beſtrebungen aufs tiefſte hätte

*) Geſch. der National-Lit. I. S. 302; 2. Aufl. 317.

herabſinken müſſen. Nicht einmal da, wo das Weib aus dieſe ſchönen Beſtimmung herauswich, wo es ſeine Unabhängigkeit zur frivolen Licenz mißbrauchte, nicht einmal da hat ſich das Leben auf einer Höhe erhalten können, die dem menſchlich Empfindenden genügte; denn welcher Beſſere unter uns möchte in dem Zuſtand einer Pariſer Welt Anderes als Widrigkeit und Ekel empfinden? Nur wo, wie in Deutſchland, das Weib, indem man ihm jene größte und ſchönſte Gewalt einräumte, von jeder Anmaßung einer weitern Herrſchaft abſtand, nur wo es dieſer Aufopferung des Mannes jene andere entgegen brachte, mit der ſich jeder ächt weibliche Charakter des Mannes und ſeiner kleinen Bedürfniſſe pflegend und dienſtfertig annimmt, nur wo häusliche Tugend im Weibe aufrecht erhalten ward, nur da füllt das Weib die würdige Stellung würdig aus, die ihm die Natur angewieſen hat. Wir dürfen es freudig ſagen, kein Volk kann ſich in alter und neuer Zeit mit uns vergleichen. Und mögen Chriſtenthum und Naturanlage zur Erſchaffung und erſten Geſtaltung dieſes Verhältniſſes in der neuern Geſellſchaft das Frühere und Weſentlichſte gethan haben, ſo iſt es gewiß, daß erſt das ritterliche Leben und dieſe ritterliche Minnepoeſie demſelben ſeine Blüthe gegeben, ſo wie hernach die folgende Zeit des bürgerlichen Hausſtandes erſt die Reife hinzugab; der Genuß der Früchte war vielleicht erſt uns Späten vorbehalten." Indeſſen ſind unſre neuern Dichter in dieſer Liebespoeſie weiter gegangen, und wie es meiſt geht, des Guten wurde zu viel gegeben. Da iſt uns, die wir an dieſe Uebertreibungen gewöhnt ſind, das Minnelied zu eintönig. Doch auch in das reinere Gemüth, dem die Ueberſchwenglichkeit der Neuern noch nicht ganz ſeinen natürlichen Sinn geraubt, will die volle Empfindung jener harmloſen Sänger nicht überſtrömen; beſonders legen unſre Frauen, ja ſelbſt Dichterinnen die alten Minnelieder unbefriedigt bei Seite, die ſie nur aus Neugierde in die Hand genommen haben. Die Urſache dieſer Ungunſt liegt nähor als wir glauben; es iſt dieſelbe, welche häufig alle wahre Poeſie verdrängt und an ihre Stelle rhetoriſirenden Erguß gereizter Empfindlichkeit ſetzt — nämlich die Trennung der Muſik von der Poeſie. Saitenſpiel, Geſang und Dichtung war bei den alten Minneſingern eins; nicht mit der Feder, mit der Harfe in der Hand dichtete er und was er dichtete,

gestaltete sich sogleich zum melodischen Gesang. Man kann zwar nicht behaupten, daß alle Minnesinger aus dem Stegreife gesungen haben, obwohl es von der Mehrzahl gelten dürfte; es ist das Lied eben wie bei uns häufig, und meist in der Einsamkeit entstanden, nur daß es nicht niedergeschrieben wurde, sondern mit dem Gesange begleitet in dem Maße an Kraft und Lebendigkeit gewann, in welchem das niedergeschriebene an Lebensfülle und Kraft verlieren muß. Mit dem neu erfundenen Liede zog nun der Sänger aus, sang es Freunden und Genossen und sang es am Hofe und in der Nähe der geliebten Dame, oder er lehrte es einen Edelknaben, und sandte diesen als Boten zu ihr, der das Lied geweiht war.

„Ich sende diesen Minnesang der Süßen,
Die ich vermeiden nimmer kann und mag;
Wohl möcht' ich lieber mündlich sie begrüßen,
Und seufze drum so manchen lieben Tag!
Wer dieses Lied nun singt vor ihr,
Nach der ich so unsäglich schmachte,
Es sei Weib oder Mann, der grüße sie von mir."

Das eine Lied wurde dann von vielen Andern abgelernt und ging so von Munde zu Munde, und immer nur von Munde zu Munde, durch's ganze Land. Gesungen wurden also diese Lieder, denn das ist ja eigentlich ihre Bestimmung und bei allen Völkern sind Musik und Dichtung anfänglich Hand in Hand gegangen.

„Nur nicht lesen, immer singen,
Und ein jedes Blatt ist dein,"

sagt ja auch unser Göthe von seinen Liedern, in welchen er unter allen Neuern wieder zuerst den lyrischen Ton getroffen hat. Denken wir uns diese Lieder gesungen von einer kräftigen Männerstimme mit all dem leidenschaftlichen Vortrage, der dem Verfasser und zugleich Tonsetzer eines Liedes eigen ist, wie wird da erst der künstliche Bau der Verse, der wunderliebliche Reim, das Steigen und Fallen des Tones klar uns werden, wie wird alle Musik der Empfindung uns ergreifen und entzücken!

„Diese Sänger," sagt Grimm, „haben sich selbst Nachtigallen

genannt und gewiß kann man durch kein Gleichniß, als das des Vogelgeſanges, ihren reichen und doch ſo einfachen, nie zu erfaſſenden Ton treffender ausdrücken, in welchem jeden Augenblick die alten Schläge in immer neuer Modulation wiederkehren. Nie hat vorher noch nachher eine ſo unſchuldige, liebevolle, ungeheuchelte Poeſie die Bruſt des Menſchen verlaſſen, um den Boden der Welt zu betreten, und gewiß iſt von keinem dichtenden Volke die geheimnißvolle Natur des Reimes in ſolchem Maße erkannt und ſo offenbar gebraucht worden. Es würde uns dieß noch weit deutlicher werden, wenn uns die Muſik zu dieſen Gedichten aufbewahrt wäre. Wir Neueren ſingen und ſingen zwar auch in Reimen, aber über die Lippen des Dichters kommt kein Laut; wir hören ſingen — mit den Augen, wenn wir das Buch der Lieder aufſchlagen und im gedruckten, ſteifen Buchſtaben erſtarrt das Leben der Töne."

Was die Verskunſt betrifft, iſt zu bemerken, wie ſtatt der vierzeiligen Strophe im alten Volksepos, der Minneſang die dreitheilige Strophe beobachtet hat, wie hier in einer Probe gezeigt werden ſoll:

Perlenthau an Blum' und Aeſten
Höht der Blüthenkelche Glanz auf Wieſ' und Bergeshang.

Vöglein, hellgeſtimmt, die beſten,
Wiegen in der Zeit des Mais ihr Kindlein mit Geſang.

Dann ſchläft nicht die Nachtigall;
So wach' auch ich, und ſing auf Bergen und im Thal.

Solche Gedichte „die ſich nicht an dieſes Geſetz hielten," wurden Laichen genannt. Uebrigens gibt uns die ungleiche Zahl der Sylben, beſonders in den Schlußzeilen, einen Begriff von dem ungebundenen Geſange, der mehr dem italieniſchen Recitativ, als dem eigentlichen Liede glich.

Ehe wir noch die Werke der Minneſänger ſelbſt kennen lernen, müſſen wir bemerken, wie nicht bei allen Dichtern die deutſche Sinnesart unverfälſcht geblieben. Es hat ihnen nämlich die Be-

kanntſchaft mit den Provenzalen und ihren Sitten und Treiben viel Franzöſiſches und Fremdartiges mitgetheit. Schon dieſer Umſtand und noch andere Einflüſſe veranlaßten unter den Minneſingern drei verſchiedene Richtungen, deren Vertreter Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eſchenbach und Gottfried von Straßburg genannt werden können. Walther von der Vogelweide und ſeines Gleichen ſchöpften noch aus reinem und ungetrübtem Borne der Volksthümlichkeit, und ſangen aus freier Bruſt, wie es die Natur, nicht wie es Schule oder irgend eine Ueberlieferung gegeben, nämlich lebensfriſch, heiter und naiv; gleich den alten Griechen iſt ihr Sinn, und ihre Frömmigkeit, die ſich nicht blindlings dem Prieſtergebote unterwirft, verräth die Vorboten des 16. Jahrhunderts. Bald aber wurde durch Bücher und allerlei Mönchslehren das heitere Ritterleben getrübt; die Graalsſage, die Entſagungs- und Selbſtpeinigungslehre und mehrere dergleichen entzogen die Dichter der Wirklichkeit und führten ſie in ein Gebiet endloſer Träumereien, ſo daß keine ruhige Anſchauung der Dinge mehr ſtattfand, ſondern ein ängſtliches Fliehen und Flüchten aus dem Leben in das Innerſte der Seele. Das iſt der Uebergang von objektiver zu ſubjektiver Poeſie, die von Wolfram von Eſchenbach an, bis auf unſre Zeiten ſich immer mehr und mehr von der alten Art entfernte, woraus denn folgte, daß kein Nibelungenlied zu Stande kam, denn das Epos kann nur in der naiven Darſtellung der Gegenſtände gedeihen, wo die Erzählung ohne ſubjektive oder lyriſche Unterbrechung von Thaten zu Thaten hinreißt und der ganze Schauplatz, worauf die Helden handeln ſollen, vor unſern Augen aufgebaut, klar und deutlich daſteht. Das beſchauliche und myſtiſche Element hatte aber eben bei den Provenzalen, von denen es kam, ſeine Widerſacher. Dreiſter und ſchonungsloſer, als die Deutſchen, griffen dieſe die laſterhafte Cleriſei und die Mißbräuche der Kirche an, und zugleich in ſüdlicher Lebensluſt gegen die Entſagungslehre und das düſtre Kirchenweſen ankämpfend, ſagten ſich ganze Gemeinden im ſüdlichen Frankreich vom Prieſterthume los, um das Wort rein und lauter zu bekennen und Gott freudig anzubeten. Der große Kaiſer Friedrich II., der weit über ſein Zeitalter hinaus dachte und dem Papſte wie allen Vor-

genannt und gewiß kann man durch kein Gleichniß, als das des Vogelgeſanges, ihren reichen und doch ſo einfachen, nie zu erfaſſenden Ton treffender ausdrücken, in welchem jeden Augenblick die alten Schläge in immer neuer Modulation wiederkehren. Nie hat vorher noch nachher eine ſo unſchuldige, liebevolle, ungeheuchelte Poeſie die Bruſt des Menſchen verlaſſen, um den Boden der Welt zu betreten, und gewiß iſt von keinem dichtenden Volke die geheimnißvolle Natur des Reimes in ſolchem Maße erkannt und ſo offenbar gebraucht worden. Es würde uns dieß noch weit deutlicher werden, wenn uns die Muſik zu dieſen Gedichten aufbewahrt wäre. Wir Neueren ſingen und ſingen zwar auch in Reimen, aber über die Lippen des Dichters kommt kein Laut; wir hören ſingen — mit den Augen, wenn wir das Buch der Lieder aufſchlagen und im gedruckten, ſteifen Buchſtaben erſtarrt das Leben der Töne."

Was die Verskunſt betrifft, iſt zu bemerken, wie ſtatt der vierzeiligen Strophe im alten Volksepos, der Minneſang die dreitheilige Strophe beobachtet hat, wie hier in einer Probe gezeigt werden ſoll:

Perlenthau an Blum' und Aeſten
Höht der Blüthenkelche Glanz auf Wieſ' und Bergeshang.

Vöglein, hellgeſtimmt, die beſten,
Wiegen in der Zeit des Mais ihr Kindlein mit Geſang.

Dann ſchläft nicht die Nachtigall;
So wach' auch ich, und ſing auf Bergen und im Thal.

Solche Gedichte „die ſich nicht an dieſes Geſetz hielten," wurden Laichen genannt. Uebrigens gibt uns die ungleiche Zahl der Sylben, beſonders in den Schlußzeilen, einen Begriff von dem ungebundenen Geſange, der mehr dem italieniſchen Recitativ, als dem eigentlichen Liede glich.

Ehe wir noch die Werke der Minneſänger ſelbſt kennen lernen, müſſen wir bemerken, wie nicht bei allen Dichtern die deutſche Sinnesart unverfälſcht geblieben. Es hat ihnen nämlich die Be-

kanntſchaft mit den Provenzalen und ihren Sitten und Treiben viel Franzöſiſches und Fremdartiges mitgetheilt. Schon dieſer Umſtand und noch andere Einflüſſe veranlaßten unter den Minneſingern drei verſchiedene Richtungen, deren Vertreter Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eſchenbach und Gottfried von Straßburg genannt werden können. Walther von der Vogelweide und ſeines Gleichen ſchöpften noch aus reinem und ungetrübtem Borne der Volksthümlichkeit, und ſangen aus freier Bruſt, wie es die Natur, nicht wie es Schule oder irgend eine Ueberliefernng gegeben, nämlich lebensfriſch, heiter und naiv; gleich den alten Griechen iſt ihr Sinn, und ihre Frömmigkeit, die ſich nicht blindlings dem Prieſtergebote unterwirft, verräth die Vorboten des 16. Jahrhunderts. Bald aber wurde durch Bücher und allerlei Mönchslehren das heitere Rittersleben getrübt; die Graalsſage, die Entſagungs- und Selbſtpeinigungslehre und mehrere dergleichen entzogen die Dichter der Wirklichkeit und führten ſie in ein Gebiet endloſer Träumereien, ſo daß keine ruhige Anſchauung der Dinge mehr ſtattfand, ſondern ein ängſtliches Fliehen und Flüchten aus dem Leben in das Innerſte der Seele. Das iſt der Uebergang von objektiver zu ſubjektiver Poeſie, die von Wolfram von Eſchenbach an, bis auf unſre Zeiten ſich immer mehr und mehr von der alten Art entfernte, woraus denn folgte, daß kein Nibelungenlied zu Stande kam, denn das Epos kann nur in der naiven Darſtellung der Gegenſtände gedeihen, wo die Erzählung ohne ſubjektive oder lyriſche Unterbrechung von Thaten zu Thaten hinreißt und der ganze Schauplatz, worauf die Helden handeln ſollen, vor unſern Augen aufgebaut, klar und deutlich daſteht. Das beſchauliche und myſtiſche Element hatte aber eben bei den Provenzalen, von denen es kam, ſeine Widerſacher. Dreiſter und ſchonungsloſer, als die Deutſchen, griffen dieſe die laſterhafte Cleriſei und die Mißbräuche der Kirche an, und zugleich in ſüdlicher Lebensluſt gegen die Entſagungslehre und das düſtre Kirchenweſen ankämpfend, ſagten ſich ganze Gemeinden im ſüdlichen Frankreich vom Prieſterthume los, um das Wort rein und lauter zu bekennen und Gott freudig anzubeten. Der große Kaiſer Friedrich II., der weit über ſein Zeitalter hinaus dachte und dem Papſte wie allen Vor-

Graf Otto von Henneberg (Bodenlauben), ſang Gefühle des weiblichen Herzens.

Konrad von Flecke: Flore und Blanſcheflur.

Der von Johannsdorf.

Heinrich von Meiſſen, Landgraf von Thüringen, Minneſinger.

Meiſter Gottfried von Straßburg: Triſtan . . 1250

Ulrich von Lichtenſtein: Frauendienſt.

Heinrich, Fürſt von Anhalt, Minneſinger.

Der Stricker, Rolandslied in einer neuen Bearbeitung.

Konrad der Junge.

König Wenzel von Böhmen, Minneſinger 1278

Kaiſer Rudolph von Habsburg 1276

Steinmar.

Konrad Schenk von Landeck.

Der Tanhuſer Volksliederdichter.

Der Schwabenſpiegel.

Herzog Heinrich IV. von Breslau, Minneſinger.

Markgraf Otto von Brandenburg mit dem Pfeile, Minneſinger.

Meiſter Konrad von Würzburg: der trojaniſche Krieg, die goldene Schmiede, poetiſche Erzählungen: Alexander und Ariſtoteles, das Gedicht von der Minne u. ſ. w. 1300

Ottokar von Horneck: von den Weltregenten, und Kaiſern, und eine öſterreichiſch-ſteieriſche Reimchronik.

Meiſter Johann Handlaub aus Zürch, Minneſinger.

Ritter Rüdiger von Maneſſe, Sammler der Minnelieder 1312

Bisher hatte Dante Alighieri, und mit ihm das italiſche Volk die Ehre, das erſte größere Gedicht von klaſſiſchem Werthe d. i. den alten Griechen und Römern vergleichbar, geſchaffen zu haben; allein mit Stolz können wir nun unſern Parcival und Triſtan nennen, Werke die zwar im Ganzen an Form und Inhalt von jenen Meiſterſtücken ſehr verſchieden ſind, jedoch an

poetiſcher Fülle und Anmuth ihnen nichts nachgeben, wenn wir nicht in blinder Vorliebe für das Fremde befangen, urtheilen wollen. Es wurde aber Dante geboren im Jahr 1265, als Walther ſowohl als Gottfried längſt ſchon geſtorben waren.

Heinrich von Veldeck und Hartmann von der Aue.

Als der erſte Minneſinger, der mit ſeinen Liedern von Burg zu Burg wanderte, und Ritter und Frauen ergötzte, wird Heinrich von Veldeck, ein ſchwäbiſcher Ritter, genannt; jedoch zweifelsohne hatte es ſchon vor ihm Minneſinger gegeben, nur daß ihre Lieder und ihr Andenken verloren gegangen. Dieſer Mann dichtete eine ſchwäbiſche Eneit (ſo ſchreibt er nicht nur der lateiniſchen Sprache unkundig, ſondern auch ohne alle Kenntniß des Alterthums und der Virgilianiſchen Aeneide). Es ſind die Abenteuer des Aeneas, wie ſie von irgend einem franzöſiſchen Dichter armſelig genug erzählt wurden, und man muß das poetiſche Talent Heinrichs bewundern, wie er beſonders durch die naive Einflechtung der Minne ſein Vorbild weit übertraf. Daſſelbe gilt auch von ſeinen tändelnden und gemüthlichen Minneliedern, die nach dem Zeugniſſe ſeiner Mit- und Nachwelt ſehr beliebt waren. Was nachher Wernher, Konrad Eilhart und Ulrich von Zazichoven nach franzöſiſchen und brittiſchen Muſtern dichteten, iſt freilich nicht mit den Arbeiten Wolframs, Gottfrieds und der beſſern Dichter des 13. Jahrhunderts zu vergleichen, eröffnet aber doch ſchon die tiefere Gemüthswelt, welche bei den Ausländern vermißt wird.

Der erſte Minneſinger von Belang iſt Hartmann von der Aue, ein ſchwäbiſcher Ritter, welcher ſowohl Sprache als Vortrag ſtufenmäßig ſo verfeinerte, daß der deutſche Minneſang an den Höfen erſcheinen durfte. Dabei ſpricht ſich in ſeinen Dichtungen das ſchönſte, edelſte Gemüth voll Verträglichkeit, Duldung und

Beſcheidenheit aus, und in alle ſeine Ueberarbeitungen fremder Dichtungen trug er ſeine deutſche Seele hinein, wenn er's auch nicht wagte, den Stoff ſelbſt umzuſchaffen. Am bekannteſten iſt ſeine Erzählung der arme Heinrich, welche zum beliebten Volksbuche geworden iſt.

Ein Rittersmann, Heinrich von der Aue, reich an Gütern, ſchön und ſtark an Leibe, allverehrt ſeiner Tugend und Gerechtigkeit wegen, wird plötzlich von einem böſen Ausſatz heimgeſucht, ſo daß ihn von nun an die Menſchen, die ihn vordem ſo ſehr liebten und ſuchten, flohen. Vergebens bietet er all' ſein Gold den beſten Aerzten, keiner konnte helfen. Da reiſte er nach Salerno, weil er gehört, daß dort ein Meiſter lebe, der ihm helfen würde. Nach langem Weigern ſagt ihm endlich der Mann das Mittel:

Denn ſolltet ihr gerettet ſein,
So wär's durch eine reine Maid,
Die keuſch und züchtig und bereit,
Ihr eignes junges Leben
Für euch dahin zu geben.
Des reinen Mägdleins Herzensblut
Das wär' für euer Leiden gut; —
Doch wißt ihr: Niemand iſt zu werben,
Um für des Andern Heil zu ſterben.

Der edle Ritter verſchmähte ebenfalls dieſes Mittel, kehrte heim, nahm ſein Geld und Gut, gab's den Freunden und den Armen und behielt Nichts, als ein kleines Haus mit Hof und Feld, wo ein armer Bauersmann ihn pflegte und mit ſeiner Hände Arbeit nährte. Es hatte aber der Bauer unter vielen Kindern ein munteres zart und feines Mägdelein,

Das nun im zehnten Jahre war,
Mit einem klaren Augenpaar
Und rothen Wänglein, lichtem Haar
Und holden Zügen wunderbar.
Es war das gute liebe Kind
Dem kranken Herrn ſo treu geſinnt,
Daß ſelten ſie von ſeinen Füßen
Entwich und für ein freundlich Grüßen
Ihm willig diente allezeit.

Die andern alle flohen weit
Den kranken, beulenvollen Mann,
Sie aber ging zu ihm heran
So oft es ihr nur möglich war.
Ihr kindlich Herz war immerdar
Ihm zugethan und ſtets bereit,
Die ſchwere Pein, das harte Leid
Mit Zärtlichkeit ihm zu verſüßen,
Und lächelnd ſaß ſie ihm zu Füßen.

Mit ungemeiner Zartheit und Anmuth erzählt der Dichter weiter, und ſchildert uns den traurigen Zuſtand des armen Heinrich ſo, daß dieſer an ſich Eckel erregende Stoff poetiſches Intereſſe gewinnt. Wie nun der Leidende von dieſen guten Menſchen gepflegt, ſein Leben drei Jahre fortfriſtet, erzählt er unter Anderm auch von dem Mittel, das ihm der Arzt zu Salerno gerathen. Dieß zuhörend, ſchloß das Mägdelein jedes ſeiner Worte in ihres Herzens Schrein, und rührend iſt es geſchildert, wie das gute Kind ihre Thränen um den guten Herrn nicht eher ſtillen konnte, bis ſie beſchloſſen hatte:

Ihr junges reines Leben
Für ihn dahin zu geben.

Allein nun hat ſie Noth, ihre Eltern dahin zu bewegen, daß ſie ihr gewähren möchten, was ſie verlangte, und eine himmliſche Beredſamkeit, die uns ſelbſt die unſinnigſte Schwärmerei in einem ſchönen Bilde zeigt, beſchwichtigt endlich ihre Eltern und der Vater ſpricht endlich:

nach langem Weilen,
Das Wort will ihm das Herz zertheilen:
„Mein Kind, iſt Gott in deinem Herzen,
So frage nicht nach unſern Schmerzen.“
Die Mutter, ob ihr Herz will brechen,
Vermochte nicht zu widerſprechen.

Ebenſo ſchwer wird es dem guten Kinde, den kranken Herrn zu überreden, daß er das Entſetzliche geſchehen laſſe. Es kommt die Frage wieder vor die Eltern, und alle Drei, der Ritter, der Vater

und die Mutter, vereinigen nun ihre Vorſtellungen und Bitten wieder, die Schwärmerin von ihrem Vorſatze abzubringen. Das Hinundwiederreden dieſer guten Menſchen hat ſolche Wahrheit und ſo viel Leben, daß man beinahe es natürlich findet, wenn der kranke Mann von allen Dreien beſtürmt das Opfer anzunehmen, endlich mit Thränen ſpricht:

„Wohlan es ſei,
Was kann ich Einer gegen Drei,
Ich glaube jetzt, daß Gottes Wille
Euch hat berühret in der Stille,
Und Gottes Wille mag geſcheh'n,
Was über uns auch mag ergeh'n.
Er ſieht mein Herz und iſt mein Zeuge,
Daß ich vor ihm allein mich beuge,
Und nicht begehre, daß ſein Leben
Dieß holde Kind für mich ſoll geben."
Da ſprang das Mägdlein zu ihm hin,
Als würd' ihr herrlicher Gewinn,
Umfaßte ſeine Füße beide,
Vor Freude weinend, nicht vor Leide.
Die Eltern aber neigten dankend
Das Haupt, und aus der Kammer wankend,
Beweinten ſie dann nur im Stillen
Was ſie erkannt als Gottes Willen.

Unnachahmlich iſt die zunächſt folgende Schilderung der, durch das übermenſchliche Beginnen, verklärten Jungfrau.

Es ließ der Herr ein ſeidnes Kleid
Für die geliebte treue Maid
Bereiten, wie ſie nie getragen;
Den beſten Zobel, den man fand,
Den ſetzte man um das Gewand,
Das reich geſchmückt mit Edelſteinen,
Sie nur noch ſchöner ließ erſcheinen.
Es ward ein ſtolzes Roß der Maid
Gebracht, das ſie den Ihren weit
Entführen ſollte, — bis zum Grabe.
Sie nahm mit Lächeln an die Gabe.
Kein thöricht Kind erſchien ſie mehr:
Aus niedrem Stande nicht entſproſſen.
Ihr Angeſicht iſt übergoſſen

Von einem heitern Ernſt' und weiſe
Beſchickt ſie Alles zu der Reiſe,
Und tröſtet die betrübten Alten,
Die ſtill mit Ehrfurcht um ſie walten,
Als ob ſie ſchon ein höh'res Weſen,
Nicht ihre Tochter mehr geweſen.

Ohne Zögern geht nun die Reiſe nach Salerno, wo der wunderthätige Meiſter voll Staunen und Entſetzen über den Entſchluß der Jungfrau, wieder erſt von ihr überredet werden muß, das blutige Opfer an ihr zu vollbringen. Immer weiß der Dichter, ſelbſt wenn er das Gräßlichſte erzählt, „wie ſie z. B. entkleidet auf einen hohen Tiſch gebunden wird, während der Meiſter ſein Meſſer ſchärft, um ihren Tod zu ſänften," Anmuth über ſein Gemälde zu gießen, und in dem höchſten Affekte, den jeder Leſer mitempfindet, ſtürmt der Ritter gewaltſam in die Kammer ein; „denn ein neues Leben war in ſeiner Bruſt aufgegangen, und nicht ſterben ſoll die holde, ſüße, reine Maid, die unvermerkt ſeines Herzens Luſt geworden." Vergebens weint' die Jungfrau und beſtand auf ihrem Willen:

Herr Heinrich that als braver Mann,
Blieb treu dem Muth, den er gewann,
Er legte ſelbſt das Kleid ihr an,
Gab ſeinen Lohn dem Arzte dann
Und zog nach ſeinem Heimathlande,
Obſchon er wußte, neue Schande
Erwart' ihn dorten, Schimpf und Spott,
Er trug's geduldig, weil es Gott
So über ihn verhangen,
Wie es mit ihm ergangen.

Allein ſo freudig er im Herzen war, daß ihm dieſer Sieg gelungen, ſo verſenkt in Kummer war die arme Maid; denn ſie meinte, ſie wäre nicht rein genug für ſolch ein Opfer, und als ſie mit dem Ritter des Nachts in einer Herberge angekommen war, betete ſie allein in ihrem Kämmerlein und flehte Gott, er wolle ihr ein Zeichen geben, ob es ihr noch gelingen werde, ſeine Gnade zu erreichen.

Und Gott, der in das Herze ſchaut,
Der Niemand läßt, der ihm vertraut,
Der ſah mit gnädigem Erbarmen
Die harte Noth der beiden Armen,
Die beide ihm ihr ganzes Leben
Und Herz in Frömmigkeit ergeben,
Die ſeine Prüfung treu beſtanden,
Die würdig, daß ſie Rettung fanden.
Der Vater, der die Seinen
Gern tröſtet, wenn ſie weinen,
Der ſchied die frommen beiden
Von allen ihren Leiden:
Indeß er ſchlief in ſeiner Kammer,
Ward Heinrich frei von allem Jammer,
Und trat am andern Morgen,
Erlöſt von allen Sorgen,
Rein und geſund hin vor die Maid.

Beinahe zu karg ſpricht hier der Dichter die freudige Ueberraſchung der Jungfrau aus; allein ſo wenig er mit Worten ſagt, ſo tief iſt empfunden, was er ſie ſprechen läßt:

Sie ſchaut ihn an, und ſchaut ihn wieder,
Und ſinkt auf ihre Kniee nieder
Und ruft: „Es ſei der Herr geprieſen,
Er hat uns große Gnad' erwieſen!
Und gern behalt' ich nun mein Leben,
Denn Er hat mir's zurückgegeben."

Der Ritter tritt nun ſeine Rückreiſe mit frohem Sinne an und wie er daheim angekommen, läßt er allen Freunden die freudige Kunde ſagen, „daß Gottes Allbarmherzigkeit aus ſeinem Elend ihn befreit."

Da kamen ſie gefahren
In reichen, frohen Schaaren,
Sie ritten und ſie gingen,
Kaum ihren Augen trauten
Sie, wie ſie ihn erſchauten, —
Das war ein fröhlich Wiederſehn.

Geſchildert wird nun nur mit wenig aber treuen Zügen, wie die liebe Maid ihre Eltern wiederſieht und „wie ſie vor Freude

weinen und lachen.“ Ingleichen die Redlichkeit „der biedern Schwaben,“ die dem Ritter ungefordert all ſein Gut, das ſie von ihm empfangen, zurückgegeben, und wie der arme, jetzt wieder reiche, geſunde und glückliche Heinrich die Jungfrau, der er die Gnadengabe Gottes zu verdanken glaubte, zum Weibe nahm. Es iſt dieſes Gedicht mit Recht zum Volksbuche geworden, ſchon auch deßwegen, weil nicht Abenteuer und Minnedienſt vornehmer Ritterleute beſungen werden, ſondern Leid und Freud eines leutſeligen Ritters, und das Stillleben einer armen Bauernfamilie, mit Empfindungen und Geſinnungen, die in ſolchen Zuſtänden natürlich ſind. Wohl liegt die Entſagungslehre auch dieſer Erzählung zum Grunde, allein es iſt die Schwärmerei des Mädchens nicht der Glaube eines trübſeligen und kränklichen Gemüths, ſondern das Ergebniß eines friſchen und geſunden Herzens, das eben dieſe wunderliche Lehre in die tiefſten Tiefen ihres Herzens aufnimmt, weil ſie in der finſtern Zeit, in der ſie lebte, keinen andern Glauben kannte. Auch läßt es der Sänger wohl merken, daß der Glaube nicht der ſeinige ſei, und zwar deutlich in den Worten des Ritters, da er in die Kammer des Arztes eindringt:

„Willſt du, ein Thor, den Höchſten zwingen,
Von ihm Geſundheit dir erringen?
Glaubſt du, daß Jemand Einen Tag
Zu leben ohne ihn vermag?
Und wenn dir Gott nun helfen wollte,
Sag' an, warum ſie ſterben ſollte,
Es kann Gott Alles, was er will.
Drum halte uns gedulbig ſtill,
Verſuche nicht mit neuen Sünden
Den Ewigen, ſeinen Zorn entzünden
Nur kannſt du, doch zu ſeiner Gnade
Geleiten nur der Buße Pfade.“

Walther von der Vogelweide.

Eben ſo einfach, klar und verſtändig, eben ſo geſund und heiter, mit einem kernvollen, und wackern, deutſchen Gemüthe iſt Walther von der Vogelweide. Was des Menſchen Herz berühren kann, Leid und Freud, Tapferkeit und Frauenliebe, häusliches Glück und Vaterland, Welt und Himmel, Staat und Kirche, Alles findet auf ſeiner Harfe ſein Lied, und was ihn von allen übrigen Minneſingern unterſcheidet, er waltet mit ſeiner Schöpfungskraft frei über allen Stoff, weil er überhaupt, wie im Leben ſo im Dichten, als eine kräftige und innige Mannesnatur erſcheint. Von ſeinen Schickſalen iſt wenig bekannt, nur aus ſeinen Liedern erräth man, daß er viel auf Reiſen geweſen:

„Ich han Lande vil geſehen,"

und beſonders lange in Frankreich gelebt, auch einen Kreuzzug mit Philipp Auguſt, König von Frankreich, mitgemacht habe. In Frankreich lernte er die feinen Ritterſitten, ohne jedoch ſein deutſches Herz einzubüßen. Solch ein bewegtes Welt- und Mannesleben gab ihm die Mannigfaltigkeit, die in ſeinen Liedern herrſcht und ſo ſehr von der Eintönigkeit der übrigen Minneſinger abſticht. Nicht iſt es der ewige Klingklang von Seufzern und Stöhnen, von Jammer und Thränen klagender Liebe, nicht überſinnliche und übertriebene Empfindungen, die in ihrer phantaſtiſchen Nebelgeſtalt für Geiſt und Sinne gleich unverſtändlich und unfaßbar ſind. Sein Minnelied iſt der Erguß eines gefühlvollen Herzens voll Natur und Wahrheit, worin aber der freie und helle Ton des heiterſten Spiels den Mann verrathen, der nicht alle Tugend in die Liebe ſetzt und im Frauendienſte nie zum Sklaven wird. Wir heben zuerſt folgendes Lied heraus:

An die Königin Minne.

Viel minnigliche Minn', ein Wort!
Sprich, warum thuſt du mir ſo weh?
Du zwingeſt hier, ſo zwing' auch dort,
Verſuche, wer dir widerſteh'!

Jetzt laß mich ſehen deine Kraft,
Ob ſie mir Liebeshuld verſchafft.
Welch Eiſenſchloß hat ſolchen Halt,
Daß deine Hand nicht öffnen könnte?
So ſchließ nun auf ihr Herze kalt!

Viel minnigliche Minn', ich muß
Von dir verlieren meinen Sinn:
Du gehſt mit ungehemmtem Fuß
In meinem Herz aus und in.
Drum kann mein Sinn nicht mehr hinein,
Du nahmſt ihm ſeine Wohnung ein,
Und ſchickſt ihn nun wo anders hin:
Doch da will man die Thür nicht öffnen
Und ſpottet dein, o Königin!

Viel minnigliche Minn', ich bin
Von Jugend auf in deinem Frohn:
So gib dem treuen Dienerſinn,
Doch endlich den verdienten Lohn.
O die du blühſt in ew'ger Jugend,
Umſtrahlt von jeder reinen Tugend,
Klopf' an ihr Herz an meiner Statt,
Und, biſt du drinn, ſo laß mir öffnen!
Denn meine Bitten ſind zu matt.

Ebenſo heiter ſcherzend iſt folgendes:

Der Blumenkranz.

Fräulein, nehmet dieſen Kranz!
So ſprach ich zu einer holden Magd:
Und dann führ' ich euch zum Tanz
Mit den ſchönen Blumen, die ihr tragt.
Hätt' ich viele Edelſteine,
Ich ſetzte ſie alle auf eu'r Haupt.
Sprecht, warum ihr mir's nicht glaubt,
Daß ich es treulich mit euch meine?

Frau, ihr ſeid ſo wohlgethan,
Daß ich gern dieß Hütchen euch ſchenken will,
Das beſte, was ich nur bieten kann:
Auch zeig' ich duftender Blumen euch viel.
Seht, dort ſtehn ſie auf der Heide,
Wo die kleinen Vöglein ſingen

Und die ſilbernen Bächlein entſpringen.
Wollen wir gehen und pflücken ſie beide?

Und ſie nahm, was ich ihr bot,
Und verſprach mir mitzugehn,
Aber die Wangen wurden ſo roth,
Wie wenn Roſen bei Lilien ſtehn:
Und zur Erde ſah ſie nieder
Mit ſo ſüßverſchämten Blicken,
Daß ich bebte vor Entzücken:
Mehr erzählt mein Lied nicht wieder.

Indeß war Walther von der Vogelweide nicht minder ein eifriger Lobredner der Frauen; ja es müſſen das Lob aus dem Munde ſolch eines Mannes unſere deutſchen Frauen höher ſtellen, als hundert andere tändelnde Entzückungslieder, da er die Frauenehre auf reine Sitte, Zucht und Treue ſetzt. Darum ſetzen wir ſein berühmtes Lied: Lob deutſcher Zucht und deutſcher Frauen, in der Urſprache und Ueberſetzung her, weil es würdig iſt, in den eigenen Lauten ihm nachzuſingen, was nie irgend ein Anderer ſo groß und herrlich, ſo innig und warm geſungen hat:

Lob deutſcher Zucht und deutſcher Frauen.

Ich wil tütſchen frowen ſagen
Solhe mere, das ſi beſte bas
Al der werlte ſuln behagen:
Ane groſſe miete tun ich das:
Ze richeme lone
Sint ſi mir ze here:
So bin ich gefüge und bitte ſi nichtes mere,
Wan das ſi mich grüßen ſchone.

Tütſche man ſint wolgezogen,
Als engel ſint dů wip getan;
Swer ſi ſchildet der iſt betrogen:
Ich enkan ſin anders nicht verſtan.
Tugend und reine minne
Swer die ſuchen wil,
Der ſol komen in unſer lant, da iſt wunne vil:
Lange müſſe ich leben darinne!

Ich han lande vil geſehen
Und nam der beſten gerne war:
Uebel müſſe mir geſchehen,
Kunde ich je min herze bringen dar,
Das ihm wolde wol gevallen
Frömder ſitte:
Was hülfe mich, ob ich unrechte ſtritte?
Tütſchü zuht gat vor in allen.

Von der Elbe unz an den Rin
Und wider unz in Ungerlant,
So mugen wol die beſten ſin,
Die ich in der werlte han bekant.
Kan ich ſchowen
Gut geleſſe und den lip,
Sem mir Gott, ſo ſchwüre ich wol, das da dü wip
Beſſer ſint, danne anderswa die frowen!

Ueberſetzung:

Ich will deutſchen Frauen ſagen
Solch ein Lied, daß deſto baß
Aller Welt ſie ſoll'n behagen:
Unbezahlet ſing' ich das.
Wollt ihr mich belohnen,
Lacht mich freundlich an:
Wenn ich eure Gunſt gewann,
Nimmer begehr' ich dann Kränze und Kronen.

Deutſche Männer ſind wohlgezogen,
Die Weiber ſind wie Engel ſchön;
Wer ſie ſchilt, der iſt betrogen,
Oder hat ſie nie geſehn.
Tugend und reine Minne
Wer die ſuchen will,
Der komme nach Deutſchland, da findet er viel!
Lange müſſe ich leben darinne!

Viele Länder hab' ich geſehen,
Und das Allerbeſte drinn,
Doch nie ſoll mir's wohlergehen,
Könnte ich je mein Herz bringen dahin,
Daß ihm wollte wohl gefallen
Fremder Sitt' und Sinn.
Was hätt' ich vom Lügen für Gewinn?
Deutſche Zucht geht vor in Allen.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und bis in das Ungerland,
Da mögen die beſten Weiber wohl ſein,
Die man je auf Erden fand.
Kann mein Auge ſchauen,
Was iſt gut und ſchön,
So ſchwör' ich, nie hab ich wo anders geſehn
Holdere, keuſchere, treuere Frauen!

Den erſten Preis aber erwirbt Walther von der Vogelweide dadurch, daß er nicht bloß in den Räumen der Phantaſie herumirrt, ſondern wirkliches Leben mit ſeinem poetiſchem Hauche zu beleben ſtrebt, und nicht von den alten Heldenſagen, ſondern davon ſingt, was in der Gegenwart dem deutſchen Volke frommen kann. Wie kühn und freiſinnig iſt z. B. folgendes Gedicht:

Ermahnung an die Fürſten.

Ihr Fürſten, adelt euer Herz durch reine Güte,
Seid gegen Freunde ſanft, vor Feinden traget Hochgemüthe,
Stärkt das Recht, und danket Gott der großen Ehren,
Daß Gut und Blut ſo Mancher muß zu Euren Dienſten kehren;
Seid mild, friedfertig, laßt Euch ſtets in Würde ſchauen,
So loben Euch die reinen, ſüßen Frauen.
Scham, Treue, Milde, Zucht ſollt Ihr mit Freuden tragen,
Minnet Gott und ſchaffet Recht, wenn Arme klagen,
Glaubt nicht, was Euch die Lügenbolde ſagen,
Folgt gutem Rath, ſo dürft Ihr auf das Himmelreich vertrauen.

Ebenſo freimüthig tritt er auch gegen Papſt und Kleriſei, gegen alle Gleißnerei und Mißbräuche auf, obgleich er ſelbſt ein treuer Sohn der Kirche den reinſten Lebenswandel führte. Hier zwei Gedichte ſolcher Art:

Fluch und Segen.

Herr Papſt, ich fürchte mich noch nicht,
Denn ich gehorch' Euch, wie es Pflicht.
Wir hörten Euch der Chriſtenheit gebieten,
Dem Kaiſer unterthan zu ſein,

Wir ſah'n Euch ihm den Segen leihn,
Daß wir ihn heißen Herr und vor ihm knieten.

Gedenkt auch Eures Spruches,
Ihr ſprachet: wer Dich ſegnet, ſei
Geſegnet, wer Dir fluchet, der erfahre
Das Vollgewicht des Fluches:
Um Gott, bedenkt, ob ſich dabei
Der Pfaffen Heil und Ehre wohl bewahre?

Zwei Zungen.

„Gott gibt zum König, wen er will!"
Das glaub ich gern und ſchweige ſtill:
Und Laien wundert nur der Pfaffen Lehre;
Was ſie vor Kurzem uns gelehrt,
Wird nun in's Widerſpiel verkehrt:
Nun thut's um Gut und Eure eigne Ehre
Und ſagt bei eurer Treue,
Mit welchem Wort Ihr uns betrogt.
Beweiſet uns das Eine recht von Grunde,
Das Alte oder Neue;
Gewiß iſt, daß Ihr Eines logt:
Zwei Zungen ſtehen ſchlecht in einem Munde.

Noch wollen wir am Schluſſe über das Grabmal dieſes herrlichen Sängers Uhland hören, der ſeine Schrift: Walther von der Vogelweide, ein altdeutſcher Dichter; Stuttgart und Tübingen in der Cotta'ſchen Buchhandlung. 1822, alſo beſchließt:

Unſre Blicke ſind dem Dichter in das Gebiet des Unendlichen gefolgt und hier mag er uns verſchwinden. Es iſt uns keine Nachricht von den äußern Umſtänden ſeiner letzten Zeit geblieben, gleich als ſollten wir ihn nicht mehr mit der Erde befaßt ſehen, von der er ſich losgeſagt, und von ſeinem Tode nichts erkennen, als das allmählige Hinüberſchwinden des Geiſtes in das Reich der Geiſter.

Davon jedoch iſt Kunde vorhanden, wo ſeine irdiſche Hülle beſtattet worden. In der Würzburger Liederhandſchrift, aus der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, findet ſich die Nachricht, daß Herr Walther von der Vogelweide zu Würzburg zu dem Neuenmünſter in dem Graſehofe begraben liege. In einer hand

ſchriftlichen Chronik aber iſt eine liebliche Sage mit Folgendem aufbewahrt: im Gange des Neuenmünſters, gewöhnlich Lorenzgarten genannt, ſei Walther begraben unter einem Baume. Dieſer habe in ſeinem Teſtament verordnet, daß man auf ſeinem Grabſteine den Vögeln Waizenkörner und Trinken gebe; und, wie noch jetzt zu ſehen ſei, hab' er in den Stein, unter dem er begraben liege, vier Löcher machen laſſen zum täglichen Füttern der Vögel. Das Kapitel des Neuenmünſters aber habe dieſes Vermächtniß für die Vögel in Semmeln verwandelt, welche an Walthers Jahrestage den Chorherrn gegeben werden ſollten, und nicht mehr den Vögeln. Im Gange des vorbeſagten Gartens, gewöhnlich im Kreuzgang, ſei von dieſem Walther noch Folgendes, in lateiniſchen Verſen, in Stein gehauen, zu leſen: „Der du bei Leben, o Walther, der Vögel Weide geweſen biſt, Blume der Wohlredenheit! Mund der Pallas! du ſtarbeſt. Damit nun deine Frömmigkeit den himmliſchen Kranz erlangen möge, ſo ſpreche, wer dieſes lieſt: ſei Gott ſeiner Seele gnädig!"

Wolfram von Eſchenbach.

Es iſt ſchon oben geſagt worden, wie der lebensheitere, ſinnliche und klare Minneſang in das düſtere, geiſtige ja myſtiſche Epos bei Eſchenbach überging. Von dieſem Dichter wollen wir nun weitläufiger ſprechen. Seine Geſchichte iſt wie die der meiſten Minneſinger nur wenig bekannt; ſoviel iſt gewiß, daß er ein Ritter aus einem alten, baieriſchen Geſchlechte, jedoch ein armer Ritter geweſen ſei. Singt er ja ſelbſt:

Denn dort, wie oft ich abgeſtiegen,
Und man mit demuthvollem Schmiegen
Mich Herr nennt, in meinem eignen Haus,
Erfreut ſich ſelten des Mahls eine Maus.
Wollen die Mäuſe ſich's laſſen ſchmecken,
Brauch' ich doch die Speiſe nicht zu verſtecken,
Denn ich ſelber finde ſie nirgend ſtehen.
Nur allzu oft ſchon iſt's geſchehn,

Daß Wolfram ich von Eſchenbach
Erduldete ſolch Ungemach,
Wie ihr von Belripar*) vernommen.

Auch mit wiſſenſchaftlicher Bildung war er nur kärglich ausgerüſtet, wie er denn ſelbſt geſteht, daß er nicht ſchreiben könne.

Behagt meine Sage — gut! — doch ich erſuch':
Es nehm' ſie Niemand für ein Buch,
Denn ich verſteh' keinen Buchſtaben;
Woran ihr mögt zur Gnüge haben:
Daß der Sänger dieſe Abenteuer
Ausführt' ohne der Bücher Steuer.

Indeſſen war er wohlbewandert in allen romaniſchen Sagen, die er nun auch nach Art und Weiſe der Provenzalen ohne alle Beachtung der Zeitfolge untereinander mengte, ſo daß unſere Leſer, die jene Sagen nicht ſo wie Leſer im Mittelalter kennen, in ſeinen Epen nur mit Mühe Plan und Ordnung auffinden. Sein vorzüglichſtes Werk iſt der Parcival, worin die Abenteuer eines ſpaniſchen jungen Helden mit den Sagen von König Artus, vom h. Gral, von Gawain und Klinſchor in Verbindung gebracht werden, ſo daß vorzüglich das Streben nach einem hohen, geiſtigen Gute dargethan wird. Dieſes hohe Gut iſt aber Aufnahme in den Orden des h. Gral und alles übrige Minneglück, Preis der Ritterſchaft an Artus Tafelrunde, treten nur als Nebenzwecke zurück, ſo daß ſie aufzugeben der Held keinen Augenblick anſtehen würde, wenn er durch ſie vom h. Gralstempel ausgeſchloſſen würde. Doch zur Geſchichte: Parcival iſt der Sohn Gamurets, der durch ſeine Gemahlin Herzeleide Herr und König von Waleis und Norgals wurde. Ein unbezwinglicher Hang nach Abenteuern riß den Vater von der Mutter Seite, und er fiel im Zweikampfe, worauf Herzeleide mit ihrem Söhnlein Parcival in eine Wüſte ſich begibt, um ihn nie erfahren zu laſſen, was Ritterthum ſei. Wie anmuthig der Dichter von der Jugend des Knaben und ſeiner Erziehung erzählet, mag folgende Stelle lehren:

*) Wo in ſeinem Epos erzählt wird, daß die Belagerten viel Hunger litten.

Man ließ ihm nach, mit ſeiner Hand
Zu ſchnitzen Bogen ſich und Pfeile.
Das war den Vöglein nicht zum Heile;
Er tödtet alle die er fand.
Doch ſchoß er einen ihrer nieder,
Der kurz zuvor ſo ſüße Lieder
Geſungen noch, ſah man den Kleinen
Mit Schmerzgeberden um ihn weinen.
Er wuſch am Fluß ſich alle Morgen;
Noch wußte nicht ſein Sinn von Sorgen:
Doch wenn der Vögel holder Sang
Ihm dann zu Ohr und Herzen drang,
Da ſchwoll die kleine Bruſt ihm. Hin
Lief weinend er zur Königin,
Doch fragte ſie: was ihm geſchehn?
So wußt' er Rede nicht zu ſtehn,
Wie's oft bei Kindern noch geſchieht.
Frau Herzeleide ſorgenwach
Ging lang' umſonſt dem Weſen nach,
Bis ſie den Knaben einſt erſieht,
Wie ganz verloren er in Träumen
Den Vöglein lauſchet auf den Bäumen.
Nun wohl erkennend, wie ihr Sang
Des Söhnleins Herz ſo ſehnend zwang,
Schwur Haß den böſen Vögeln ſie,
Und daß ihr Singen nie mehr hie
Ihr Kind betrübe, ſandte Knechte
Sie aus, die Vöglein gut' und ſchlechte
Zu fangen all' und umzubringen.
Doch Vöglein waren wohl berathen;
Gar manche ſchlüpften aus den Schlingen,
Und ſüßer nur durch Hain und Saaten
Schien nun ihr Liedchen zu erklingen.
Der Knabe drauf zur Königin ſprach:
„Was ſtellt man doch den Vöglein nach?
Weh, Mutter, wende ihre Noth,
Gib ihnen Frieden noch zur Stund." —
Die Mutter küßt ihn auf den Mund,
Und rief: Wie konnt' ich das Gebot
Des höchſten Gottes auch verkehren,
Der ſie zu Freuden nur erſchuf!"
Der Knabe horchte ihrem Ruf
Mit Acht und ſagte: „Laß mich hören,
Mutter mein, was iſt das: Gott?"
„Mein Sohn, ich ſag dir ſonder Spott —
Begann ſie — wie der Tag ſo licht

Iſt er, von Menſchenangeſicht;
Ihn flehe an in jeder Noth,
Denn ſtäte Hilfe immer bot
Barmherzig er der Welt und liebend."

Es iſt alſo Gott nun der erſte Gedanke, der dem Jüngling in ſeiner Einfalt aufleuchtet, der Sonnenaufgang gleichſam zu einem gottgeweihten Leben, zu welchem er von Geburt aus beſtimmt iſt. Allein dem Menſchen iſts auf dieſer Erde nicht vergönnt, in reiner Einfalt zu Gott zu gelangen; er muß der Einfalt verluſtig werden, und nur durch Irrthum und Zweifel geht der Weg zum Heiligthume. Mittlerweile lebt der Junge mit ſeiner Mutter in der Wüſte, wo Jagd und freie Spiele ſeine Kräfte üben.

Gar herrlich wuchs der Knab heran,
Mit Muth und Stärke angethan.

Siehe, da kamen fremde Ritter des Weges gezogen und ſolche Männer wie er nie geſehen, ſo daß er jeden von ihnen für einen Gott hält. Allein die Ritter benehmen ihm den Irrthum, und ſagen, daß ſie Ritter ſeien; worauf denn Parcival:

Du nennſt da Ritter; was iſt das?
Sag' an, haſt du nicht Gottes Kraft,
Wer kann denn geben Ritterſchaft?

Kurz und bündig antworten ihm die Ritter:

Die theilt der König Artus aus.

Reden dann ihm zu, er ſolle nur darnach trachten, zu deſſen Haus zu kommen, und ſich den Ritterſchlag holen. Staunend ſieht der Knabe den Reitern nach; den Gedanken an Gott hat nun ein anderer „an Ritterſchaft" verdrängt und zur Mutter geht er und begehrt ein Pferd, um ſchleunigſt zu Artus hinzureiten. Die Königin ſah nun mit tiefem Gram, wie es umſonſt, ihn abzuleiten von ſeinem Willen, doch um ihm die Ausfahrt zu verleiden, legt ſie ihm Narrenkleider an, und denkt:

Wird er geneckt, gerauft, geſchlagen,
So kehrt er wohl von ſelbſt zurück.

Dabei gab ſie ihm aber folgende gute Lehren:

„Mein lieber Sohn, nun höre
Aufmerkſam meine Lehre:
Du mußt auf ungebahnten Straßen
Die dunklen Fuhrten liegen laſſen;
Doch ſiehſt du ſeicht ſie, hell und rein,
So reite nur getroſt hinein.
Du mußt dich ſchicklich ſtets betragen,
Niemandem deinen Dienſt verſagen,
Und wenn ein grauer weiſer Mann
Dich Zucht will lehren, nimm dir's an;
Verarg' ihm nicht, was er dir ſprach,
Vertrauend thu' und gern danach.
Dann, Sohn, laß dir empfohlen ſein:
Wenn gutes Weibes Ring und Grüßen
Du kannſt erringen, geh' drauf ein:
Das wird dir manches Leid verſüßen;
Nach Frauenkuß mußt du verlangen,
Und herzig ihren Leib umfangen,
Denn das gibt Glück und hohen Muth,
Iſt anders keuſch ſie und auch gut.

Parcival weilte nun nicht länger, ſondern beſtieg ſein Roß, von Sehnſucht getrieben den König Artus aufzuſuchen.

Es wird nöthig ſein, hier über die Artus- und Gralsſage das Nöthige vorauszuſchicken. Erſtere hat hiſtoriſchen Grund, inſofern wirklich in walliſiſchen Geſängen ein König Artus oder Artur vorkommt, der um die Zeit, als die Angelſachſen Britannien eroberten, als König an der Spitze mehrerer brittiſcher Stämme tapfer und heldenmüthig ſein Vaterland vertheidigte. Sein Freund und Gefährte, nach der Sage, war der Zauberer Merlin, ſeine Schweſter die Fee Morgane, ſeine Gemahlin Genevra. Dieſe Arturſage iſt nun von franzöſiſchen und ſpaniſchen Dichtern auf verſchiedene Weiſe umgeſtaltet worden, und ſpäter kam noch die Geſchichte von der Tafelrunde hinzu. Artus ſtiftete nämlich einen Orden von fünfzig Rittern, welche an einer runden Tafel ſitzen, damit kein Ritter durch ſeinen Sitz vor dem andern ausgezeichnet

ſei. Der König wohnt mit der Königin und den Rittern in ſchönen Paläſten in der Mitte eines großen Forſtes, der ihnen viele Abenteuer bietet. Dieſe Ritter ſetzen ſich nun nicht mehr zu Tiſche, als bis irgend eine Neuigkeit erſchienen, irgend ein Abenteuer beſtanden worden.

Mit dieſer Sage iſt nun auch der Gral in Verbindung. Was der Gral eigentlich ſei, kann nicht ſo leicht ausgemittelt werden; der richtigſten Auslegung nach, war es eine ſmaragdene Schale, aus welcher Chriſtus bei der Einſetzung des Abendmahls mit ſeinen Jüngern geſpeiſt haben ſoll, und worin dann Joſeph von Arimathia das Blut aus den Wunden des Gekreuzigten auffing. Dadurch bekam dieſes Gefäß eine doppelte Wunderkraft. Erſtlich ſchaffte es auf den bloßen Wunſch ſoviel Speiſe und Trank herbei, als man begehrte; ſodann that es durch Inſchriften, welche von ſelbſt an ſeinem Rande zum Vorſchein kamen und wieder erloſchen, Jeſu Willen kund. Auf dieſe Weiſe erwählte ſich der Gral nach dem Tode des Königs, der ihn hütete, immer ſelbſt einen neuen, und gab ſeinen Rittern Aufträge, an deren Ausführung ſie ihr Leben ſetzten. Um Ritter von der Tafelrunde zu werden, bedurfte es nur eines glücklich beſtandenen Abenteuers und der gewöhnlichen Rittertugenden: Frömmigkeit, Treue, Tapferkeit und Ehre; dieſe Ritter wurden aber nur erſt dann Tempeleiſen d. h. Ritter des h. Grals, wenn ſie ſich durch Sittenreinheit und Heiligkeit beſonders auszeichneten und deßhalb eine lange Prüfung beſtanden; auch mußten ſie alle, außer dem König des Grals, unbeweibt ſein.

Nun kehren wir zu unſerm Helden zurück, der wohlgemuth immerfort nach dem Ritter Artus reitet und in ſeiner Einfalt die Lehren der Mutter genau beobachtet. Er weigert ſich durch einen Bach zu reiten, da ſein Strom ſo dunkel ſchien, und reitet lieber den ganzen langen Tag den Bach entlang, bis er zu einer lichten und klaren Furt kam. Jenſeits des Bachs findet er die ſchöne Herzogin Jeſchute in einem prächtigen Zelte ſchlafend; er bemerkt einen Ring an ihrer Hand, ſteigt vom Roſſe, zieht ihr denſelben ab, und küßt ſie wacker, weil die Mutter geſagt:

Nach Frauenkuß mußt du verlangen,

woraus der guten Frau viel Ungemach widerfahren. Endlich kommt er in ſeiner Narrentracht von Kanvoleis bei Nantes an. Da begegnete ihm der rothe Ritter, welcher des Königs Artus Mundbecher entwendet, und dieſer läßt den Rittern der Tafelrunde ſagen, daß es ihrer Ehre wenig zieme, den König alſo dürſten zu laſſen. Parcival vernimmt die Botſchaft, und reitet bald, verlacht und verſpottet von den Gaſſenbuben, in die Thore von Nantes ein. Deß läßt er ſich nicht hindern, und kommt endlich zu dem Könige, deſſen Heldenſchaar eben verſammelt war.

Er wird von Artur ſehr gütig aufgenommen, der ſogleich Gefallen an ihm bezeigt, und ihm zum Ritterſchlage Hoffnung macht. Zugleich berichtet der junge Held, was ihm der rothe Ritter aufgetragen, und bittet den König, ihm deſſen Rüſtung zu verſchaffen. Artur lächelt über dieſes Anſinnen, doch der höhniſche Seneſchal Keye meint, er ſolle ſich ſelbſt die Rüſtung holen. Ungern willigt Artur ein, weil ihm für das junge Leben bange iſt; allein Parcival reitet getroſt zum Thore hinaus. Als ihn ſo reiten ſieht die Prinzeſſin Kunneware, welche mit einem Eide gelobt hatte, daß ſie nicht eher lachen wolle, als bis ihr d e r begegnete, der den höchſten Preis auf Erden erwürbe, — lachte ſie laut auf, worauf ſie der ſtrenge Seneſchal ſchonungslos mit ſeinem Stabe ſchlug; denn ſagte er:

Es ritten der Männer ſo viele werthe
Am Hofe des Königs ein und aus,
Und doch betrat noch keiner das Haus,
Dem euer Mund ein Lächeln beſcheerte.
Nun aber belacht ihr vermeſſen
Einen Knaben, von Thorheit beſeſſen,
Der nimmer gewonnen Ritterpreis,
Ja, der von Ritterſchaft gar nichts weiß!
Es mußte der junge Parcival
Den frechen Frevel des Seneſchal
Mit eignem Aug' ſehn, tief betrübt;
Viel lieber hätt' er gegriffen zum Speer
Und auf der Stelle Rache geübt,
Wenn das Gedränge um ihn her
Und oben an der Schlägerſtätte
Ihn nicht am Wurf gehindert hätte.

Nun kommt er hinaus zu dem rothen Ritter, und ſagt, wie er ſeinen Auftrag wohl ausgerichtet habe, doch daß zum Streite ihm mit kein Ritter Luſt bezeige. Und — fuhr er fort —

Es hat der König, mein Gebieter,
Gewährung meinem Wunſch gereicht,
Und Roß und Harniſch mir von Euch
Verliehn. Drum ſteiget ab ſogleich
Und liefert aus mir Eure Waffen,
Worin ich Ritter werden ſoll."
Der Rothe hielt das Kind für toll:
„Was hat der König denn zu ſchaffen
Mit meiner Rüſtung? Auch mein Leben,
Faſt glaub' ich, hat er Dir gegeben,
Sofern ich's ab mir laſſe zwingen.
Das nenn' ich Freunde ſich erringen!
Freilich, war lang' er Dir ſchon hold,
Verdient Dein Dienſt wohl baldigen Sold."
„„Wohl weiß ich, was ich ſoll verdienen —
Entgegnet der Knabe mit zornigen Mienen —
Da in der Stadt mir Ritterſtand
Verheißen hat des Königs Hand.
Gib her, entſage dem Landrecht;
Ich will nicht länger ſein ein Knecht.
Doch willſt Du mir mein Recht entreißen,
So magſt Du Läheliu wohl heißen,
Von dem mir meine Mutter klagte.'"
Der Knab', indem er dieſes ſagte,
Griff nach des Ritters Zaume. Doch der
Mit umgekehrtem Lanzenſchaft
Stieß ihn zurück mit ſolcher Kraft,
Daß zu Boden ſein Rößlein und er
Hinſtürzten und aus Mund und Naſe
Sich ihm das rothe Blut ergoß.
Doch ſchnell erhob ſich aus den Graſe
Wieder Gamuretes Sproß,
Und wüthend zu dem Jagdſpieß greifend,
Traf er den Ritter, wo das Viſier
Ein wenig ſich nach auswärts ſchweifend
Dem Helm ſich anſchloß, ſprengte hier
Das Band, und tief durch's Auge drang
Bis in den Nacken das Gabilot,
Daß auf der Stelle der König todt
Lautlos vom Roß zur Erde ſank. —

Nun bemächtigt ſich Parcival der Rüſtung des rothen Ritters und ſeines Roſſes, wie auch des geraubten Bechers und ſprengt nach der Stadt zurück. Am Thore begegnete er einem Knappen, zu dem er alſo ſpricht:

Lieber Freund, mein Kamerad:
Erworben hab' ich, um was ich bat.
Nun thu' den Dienſt mir, Artus zu ſagen
Was ſich hier begeben, und ihm zu klagen,
Wie ſich ein Ritter an mir vergaß,
Da eine Jungfrau er geſchlagen,
Weil ſie zu lächeln ſich vermaß
Um meinethalb. Ich bin ihr Rächer,
Und werde nimmer die Schmach vergeſſen,
Die ihr und mir ward zugemeſſen;
Dem König aber bringe den Becher,
Den ich vom rothen Ritter erſtritten;
Leb' wohl und bedaure was ich erlitten.
Behüt' Dich Gott (ich will nun fahren)
Der kann uns beide wohl bewahren.

Glücklich kam Parcival, der über Stock und Stein an einem Tage ſo weit ritt, als ein verſtändiger Mann nicht in zwei Tagen durcheilen kann, zu der Burg des biedern Ritters Gurnemanz von Graharß, welchen er zutraulich alſo anredet:

Meine Mutter hieß mich nehmen Rath
Von dem, der graue Locken hat,
Drum laßt mich Euch gehorſam ſein,
Wie mir befahl die Mutter mein.

Auch dieſer nahm den Jüngling väterlich auf, und als er ihm vollends ſeine Abenteuer erzählte, nahm er ſich ſeiner getreulich an, ihn zu belehren, wie folgt:

Ihr redet, Junker, wie ein Kind;
Führt nicht die Mutter ſtets im Munde,
Nehmt auch mit Fleiß verſtändig Kunde
Von andern Dingen, die da ſind.
Haltet Euch treu an meinen Rath,
Der Euch bewahrt vor falſcher That.
Vor Allem leget nie das Kleid

Der Schaam von Euch und Sittſamkeit;
Denn auf den Schaamentblößten träuft
Verachtung, und der Hölle reift
Sein Leib entgegen. — Euer Weſen
Zeigt, daß zum Volksherrn ihr erleſen;
Seid Ihr von hohem Stamm geboren,
Seid Ihr zu Höherem noch erkoren,
So haltet feſt doch im Gemüthe,
Daß Ihr Erbarmen ſtets und Güte
Der Noth, dem Kummerhaften leiht.
Oft wider Noth mit Schaam kämpft an —
Ein herbes Loos — der wackre Mann;
Stets ſeid mit Hilf' ihm gern bereit,
Denn ihm iſt übler, als jenen, die gehn
Die Thür zu ſuchen, wo Fenſter ſtehn;
Und könnt Ihr ſo den Kummer heilen,
Wird Gottes Gnade bei Euch weilen. —
Verſtändig ſeid, ſo wie im Geben,
Auch im Behalten. Es zeigt nicht eben
Von hohem Sinn, mit vollen Händen
Das Gut leichtſinig zu verſchwenden,
So wenig als es Ehre bringt,
Wenn man zu ſehr nach Schätzen ringt.
Beachtet immer Maß und Ziel;
Und Eins noch: — fraget nicht zu viel!
Doch ſeid auch maulfaul nicht, und laßt,
Daß Red' und Gegenrede paßt,
Bedachtſamkeit die Worte wählen;
Denn in der Rede, im Erzählen
Gibt ſich der Thor und Weiſe kund.
Mit Eurer Kraft ſei ſtets im Bund
Barmherzigkeit. Wen Ihr im Streit
Beſiegt, und flehet er Sicherheit,
(Wie ſchwer er Euch auch mochte kränken)
Ihr ſollt mit Großmuth ſie ihm ſchenken.
Ihr werdet oft die Waffen führen;
Legt Ihr ſie ab, ſo ſei doch nicht,
Daß Ihr ſie trugt, an Euch zu ſpüren
Und reinigt Hände und Geſicht;
So glänzet lieblich Ihr und klar;
Gerne nehmen das die Frauen wahr. —
Seid männlichfeſt und wohlgemuth,
Das iſt zu werthem Preiſe gut.
Und ſeid den Frauen hold ergeben,
Denn das erhöht des Jünglings Leben;
Gebt nie dem Wankelmuth Euch hin,

Das iſt der rechte Männerſinn.
Euch würd' es, wollt Ihr ſie bethören,
Nur zu leicht, daß ſie Euch erhören;
Doch gegen treue Liebe iſt
Von kurzer Dauer falſche Liſt.

Auch ritterliche Sitten und leibliche Uebung lehrt der alte Degen ihn, indem er ſprach:

„Und endlich: wie kamt auf dem Anger dort
So unbeholfen Ihr hergeritten!
Lernt nun auch ritterliche Sitten.
Geſehen hab' ich manche Wand,
An welcher beſſer hing der Schild,
Als wie er Euch zu Halſe ſtand.
Es iſt noch früh; fort in's Gefild!
Bringt ihm ſein Roß und mir das meine,
Und jeglichem Ritter auch das ſeine;
Es ſollen auch die Junker kommen,
Von jedem werd' ein Schaft genommen;
Da ſollt Ihr kunſtreich fechten lernen,
Und Euer Ungeſchick entfernen.

Und wahrlich zeigte ſich überall
Bald ſo gelehrig Parcival
Zu ſpornen, zu ſchließen, das Roß zu ſchwenken,
Parade zu geben, den Speer zu ſenken,
Mit kräftigem Stoß die Lanze zu brechen,
Selbſt den Erfahrnen niederzuſtechen.

Als er dann beim Mahle an der Seite Liaſſens, der anmuthigen Tochter des Alten ſaß, mahnte ihn dieſer ſcherzend, ihr nicht etwa den Ring wegzunehmen. Indeß ſo wohl und gütlich er auch hier im Hauſe gepflegt, belehrt und geſittet wurde und ſo minniglich Liaſſe war, hielt er es doch nicht lange aus.

Drei Wochen war in Lehr' und Pflege
Der Held; da ward es in ihm rege,
Daß, eh' in Frauenarmen
Er traulich dürf' erwarmen,
Im Streit er müſſe ſich bewähren.
Denn Heldenthaten zu vollbringen,
Und dazu holde Lieb' erringen,

Das, dacht' er, iſt das würdigſte Begehren.
Und das iſt noch ein wahres Wort.

So zog es ihn denn fort nach Abenteuern, die er aber nun nicht mehr in der alten Einfalt unternahm.

Er durfte nun in Aufzug und Benehmen
Vor keinem Ritter mehr ſich ſchämen.
Jedoch des Meiſters Lehren riefen
Gedanken, die bis dahin ſchliefen,
Im Buſen unruhvoll hervor:
Ihm ward zu eng die Weite,
Und allzuſchmal die Breite,
Vor den Augen hing es wie ein Flor;
Ihn reizte nicht die grüne Au;
In ihm und um ihn war dämmernd Grau,
Seit er der Einfalt ohne ward.

Auf bahnloſen Wegen und im dumpfen Sinnen ritt er durch wilde Gebirge die Kreuz und Quer, bis er endlich zu der ſchönen Stadt Belripar gelangte, wo die edle Konduiramur als Königin herrſchte. Sie hatte ſo eben Reich und Stadt von ihrem hingeſchiedenen Vater geerbt, wurde aber von dem König Klamide, der ihre Hand erzwingen wollte, ſo hart bedrängt, daß die Beſatzung ſchon allen Muth verloren hatte. Hier wird nun erzählt, wie Parcival erſtens den feindlichen Herold abfertigt, und dadurch der Bürger Kampftrotz wieder weckt; wie ihn Konduiramur zu ihrem Gatten erkor; wie er dann, nachdem ein Sturm der Feinde glücklich zurückgeſchlagen, im Zweikampf den König Klamide beſiegt, und dieſer, ſein Leben zu retten, verſprechen muß, zu König Artus zu gehen, ihm ſeinen Gruß zu bringen und zu ſagen, wie es ihm thue, daß die edle Kunneware ſeinetwegen ſo ſchimpfliche Schläge erduldet habe.

Kurz nur verweilt der Dichter bei dem jungen Paare, das zu Belripar in ſüßer Liebe ſelig lebt, bis Parcival, um ſeine Mutter aufzuſuchen, wieder ausreitet.

Immer ſeiner Konduiramur gedenkend, kam er unvermerkt nach Montſalvas, zu den Wundern des h. Grals, wo der kranke König Amfortas von ihm Erlöſung ſeiner Leiden zu erwarten ſcheint.

Verſammelt war in großer Zahl
Die Ritterſchaft im weiten Saal.
Da plötzlich trat ein Knapp' daher,
In ſeiner Hand einen blutigen Speer
Schweigend herum im Saale tragend.
Die Ritterſchaft erhub ſich klagend,
Der tiefes Leid und düſtern Schmerz
Des Speeres Anſchaun goß in's Herz.
Die Edelſten aus dreißig Landen
Bei dieſem Anblick jammernd wanden
Die Hände, und die Thränen floſſen
Der treuverbundnen Hausgenoſſen,
Bis daß der Knapp' zurückgewandt
Zur Thür, durch die er kam, verſchwand. —
Nun an des Saales andrem Ende
That auf ſich eine ſtahlne Thür,
Und zwei Jungfrauen traten behende
Hervor, mit Schleier und Blumenzier
Im langen glänzendblonden Haar;
Auf goldnen Leuchtern brennende Kerzen
Trug das anmuthvolle Paar,
Wohl Lieb' entzündend, wenn bei den Schmerzen
Des kranken Gebieters für dieſe Triebe
Der ſehnenden Bruſt noch Neigung bliebe;
Es war die Gräfin von Tenabrock
Und ihr Geſpiel. Ein Gürtel golden
Umſchloß den dunklen Scharlachrock,
Der weit umwallte die Holden.
Es folgte dieſen ein zweites Paar,
Wovon die eine Herzogin war.
Sie trugen von Elfenbein ein Geſtell;
Ihre Lippen flammten roſig hell,
Und es waren auch ihre Kleide,
Wie jene, von ſcharlachrother Seide.
Es neigten die vier ſich ernſt beſcheiden,
Und vor den Wirth hin ſetzten die beiden
Das Geſtell. — Andre Jungfrau'n vier
Mit Kerzen traten aus der Thür,
Und wieder vier, die einen Stein
Hellſtrahlend wie der Sonne Schein,
Hertrugen, einen Granatjachant,
Wie man noch nimmer auf Erden fand.
Gegen den Wirth ſich neigend bewegten
Die acht ſich her, und die letztern legten
Auf das Geſtell von Elfenbein
Den plattgeformten glänzenden Stein,

Und traten mit niedergeſchlagenem Blick
Dann zu den erſten vieren zurück.
Es hatten dieſe vier Jungfrauenpaare
Ein zierlich Blumengewind im Haare,
Und ſammtne Gewande mit Gürteln umſchloſſen,
Doch grüner wie Gras, das friſch entſproſſen.
Vier Jungfrau'n abermals erſchienen
Mit brennenden Kerzen, und hinter ihnen
Sah man zwei Fürſtentöchter kommen,
Die fern hieher zum Dienſt entnommen,
Da ſie die Wahl des Grales traf.
Florie, deren Vater Graf
Iwain von Lünel und Amflise,
Die Tochter Ruals von Jerniſe.
Auf weißen Tüchern brachte das Paar
Zwei ſcharfe ſilberne Meſſer dar;
Die legten ſie vor dem König nieder,
Und kehrten mit Zucht ſich neigend wieder
Zu den andern, die vor ihnen kamen.
Von der koſtbarſten Seide, Plialt mit Namen,
Und von Stoffen aus Ninive
War ihr Gewand, ſo weiß wie Schnee.
Endlich aber nahte die Königin;
Von ihrem Antlitz ging aus ein Licht,
Wie bei des neuen Tags Beginn
Die Sonne durch die Wolken bricht.
Auf einem Kiſſen von grünem Achmardi,
Dem feinſten arabiſchen Seidenſtoff,
Trug ſie, was in Menſchenbuſen hie
Die Wonne des Paradieſes troff,
Und was vom höchſten Wunſch der Erden
Erwünſcht nicht kann, erdacht nicht werden,
— Den heiligen Gral. — Urepanſe hieß
De Joie, von der er ſich tragen ließ.

Der Gral aber war von ſolcher Art,
Daß höchſte Keuſchheit der bewahrt,
Und tadellos die mußte ſein,
Die zur Pfleg'rin ſich erleſen der Stein.
Sechs Lampen von lautrem Glaſe (nicht
Von Armuth eben zeugt' ihr Licht)
Mit brennendem Balſam trugen dem Grale
Voran ſechs liebliche Jungfräulein.
Vor den König ſetzte die heilige Schaale
Die Königin nieder, und in die Reihn
Der achtzehn erſten mit ernſtem Reigen

Traten die sieben, so daß die Reigen
Der herrlichen kronetragenden Maid
Zur Rechten und Linken sich zierlich reiht.

Zu bedienen die Ritterschaaren,
Die zu dem Mahl versammelt waren,
War je vieren ein Kämmerer
Mit einem Teller von Golde schwer
Bestellt, und auch ein Junker klug,
Der im Arm ein weißes Handtuch trug.
Hundert Tafeln trug man herein zur Thür,
Stets eine für werther Ritter vier;
Tischlaken von blendender Weiße
Wurden drüber gedeckt mit Fleiße.
Man reicht das Wasser nun dem Gast,
Und dem Wirthe, der des Leidens Last
Kaum noch erträgt; sie waschen die Hand,
Und knieend reicht schön und gewandt
Ein Grafensohn dem hohen Paar
Das Handtuch bunt und seiden dar. —
Von Tisch zu Tisch fahren vier Wagen
Mit Bechern, Schaalen und Tischgeräth,
Und hinter jeglichem Wagen geht
Ein Schreiber, der, was man aufgetragen,
Genau verzeichnet, daß nach dem Essen
Nichts werde zurück zu liefern vergessen.

Als so geschmückt die Tafeln stehn,
Da hieß man hundert Knappen gehn,
Die nahmen mit weißen Tüchern das Brot
Und die Speisen hinweg, wie der Gral sie bot,
Und reichten sie an den Tischen herum.
Man sagte mir, daß das Heiligthum
(Und ich sag' es bei Eurem Eid)
Mit jeglicher Gabe sei bereit
(Sollt' ich hier etwa trügen,
So müßt Ihr mit mir lügen)
Mit Speisen warmen, Speisen kalten;
Mit neuen Speisen so wie alten,
Zahmem und Wildem, Fleisch und Fisch;
Wonach begehrte Mund und Hand,
Ein jeder fand, wie auf dem Tisch
Es alsobald auch vor ihm stand.
Viel kleine goldne Näpfchen sah
Mit Agrest und Pfeffer und Salz man da

Sich füllen, wie es zu mancher Speiſe
Nothwendig fordert der Schmecker Weiſe,
Ingleichen Pokale mit Wein und Meth
Und rothem Sinopel. Wohin nur geht
Das Gelüſt, was fordernd die Zunge ſpricht,
Sogleich ſteht vor dem Gral das Gericht;
So hielt die Hausgenoſſenſchaft
Hier Wirthſchaft von des Grales Kraft.
Er iſt's, der hohe Freude ſpendet,
Der Süßigkeit der Welt verſchwendet,
Er kommt an Seligkeit wohl gleich
Auf Erden ſchon dem Himmelreich:

Wohl ſah der junge Parcival alle die Wunder; doch weil ihm Gurnemanz gerathen, nicht viel zu fragen, ſo enthielt er ſich auch, ſo nahe man es ihm legte, um die Bedeutung aller dieſer Dinge zu fragen. Auch als ihm ein koſtbares Schwert übergeben wurde, nahm er es ſtumm und blöde hin. So verſchwinden denn allmälig die Knappen und Jungfrauen und alle Herrlichkeit des h. Grals, und Parcival wird in ſein Schlafgemach geführt, wo er eine lange Nacht in Unruhe und ſchweren Träumen zubrachte; als er aber des Morgens erwachte, fand er nichts Lebendes im Schloſſe, nur ſein Pferd, welches geſattelt im Hofe ſtand. Da er Niemand irgendwo findet, reitet er endlich zum Thore hinaus, das gleich hinter ihm ſich ſchließt, ja die Zugbrücke wird ſo ſchnell aufgezogen, daß ihn die Kette faſt niedergeſchleudert hätte:

Parcival wandte ſich und hielt an,
Um zu fragen — doch eh' er die Rede begann,
Rief zornig ein Knapp' vom Thurme ihm zu:
Packt Euch, der Sonne Verhaßter, im Nu!
Ihr ſeid eine Gans! Wenn Ihr den Flunſch
Hättet gerührt und den Wirth gefragt:
Ihr hättet der Erde höchſten Wunſch,
Und, wie kein Andrer, Preis erjagt!
Mit Zorn entgegnete Parcival,
Doch Antwort gab nur der Wiederhall,
Wie er auch rief und Kunde begehrte —
Der Knapp', als ſchlief' er im Gehen, kehrte
Den Rücken, und ſchlug das Fenſter zu.

Nun begann ſeine Prüfungsfahrt, und er kommt nach langem Herumirren und einem zwiefachen Abenteuer, ohne es zu ahnen, in die Nähe der Tafelrunde wieder. König Artur hatte eben das Verbot gegeben, daß ſich keiner der Ritter vom Zuge ſcheide, den Abenteuern nachzugehen.

Jetzt folgt im Gedichte eine der ſchönſten Stellen, worüber alle Süßigkeit und Zartheit des Minneſangs ausgegoſſen iſt. Es war Schnee gefallen, heißt es im Gedichte, und ein Falke, der den Jägern Arturs entwichen, nahm den irrenden Parcival wahr,

Zu dem er ſich vertraulich geſellte,
Schutz bei ihm ſuchend vor der Kälte.

Fort trabt auf rauhen ſteinigen Wegen
Durch Dorn und Geſtripp der Rittersmann
Unmuthig und frierend dem Tag entgegen,
Bis ſich der Wald zu lichten begann.
Auf einem ebnen beſchneiten Raum
Lag nur ein gefällter mächtiger Baum.
Der Falk hielt treulich an dem Verirrten;
Da laut gaggernd plötzlich ſchwirrten
Wohl tauſend wilde Gänſe auf.
Flugs nahm der Vogel ſeinen Lauf
Mitten unter ſie und ſtieß auf eine,
Daß ihre zuckenden Gebeine
Todt bei dem Baumſtamm niederſanken.

Spiel wunderſames der Gedanken! — —
Drei Tropfen Blutes aus den Wunden
Fielen auf den weißen Schnee.
Als ſie des Helden Aug' gefunden,
Ward ihm ſo freudig und ſo weh:
„Wer machte dieſer Farben Spiel —
Denkt er — zu ſeiner Arbeit Ziel?
Konduiramur, Dir iſt es gleich!
Wie macht mich Gott ſo freudenreich,
Daß ich Dir Aehnliches hier fand!
Geſegnet ſei die Gotteshand,
Und all Geſchaffnes zahm und wild!
Konduiramur, hier liegt Dein Bild:
Wie hier das Blut den Schnee mit Roth
Gefärbt, der ſeine Weiße ihm bot —
Konduiramur, ſo zart und licht
Trägt Roth und Weiß dein Angeſicht.“

Lebendig malt dem trunknen Sinn
Ihr Antlitz auf den Schnee ſich hin;
Zwei Tropfen malen ihre Wangen,
Der dritte glänzt von ihrem Munde: —
Ein Bild, wie jenes, da mit Bangen
In morgenlichter Dämmerſtunde
Die Königin zu Belripar
Ihm hilfeflehend genahet war.
Warm trug er ſie in treuer Bruſt,
Und ſchwärmend in der Liebe Luſt
Mit Sinnen und Gedanken hing
Dem Traum er nach, der ihn umfing.

Indeß er da wie im Schlafe hielt, kam ein Page des Weges von Arturs Hofe, und wie er den Mann mit aufgerichtetem Speere, als ob er auf Streit harrete, ſtehen ſah, lief er zum Lager mit Geſchrei zurück: die Tafelrunde ſei entehrt, weil da draußen ein Mamm ſtehen dürfe, als ob er zum Zweikampf herausfordere, den kein Ritter anzunehmen wage. Da ſprang zuerſt kampfſchnaubend auf Segramor, der

„glaubte er Kampf, Ehr' wo zu finden,
So mußte man ihn binden,
Sollt' er abzuhalten ſein."

Nicht ruhte er, bis ihm Artur erlaubte auszuziehen, um den Zweikampf zu beſtehen. Er fand den Ritter noch ganz vertieft, und was er auch zu ihm ſprach, es erfolgte keine Antwort. Als aber Segramor ſein Roß zum Anlauf herumwarf, wandte ſich Parcivals kluges Thier von ſelbſt und beim erſten Zuſammenſtoßen warf er den kühnen Segramor aus dem Sattel, ſo daß der Ritter ganz lahm in's Lager zurück hinken mußte. Da begehrte Keye, der Seneſchal, den Zweikampf und Artur mußte es ihm erlauben. Aber auch dieſer, ſo grob er unſern ſinnbetäubten Ritter auch angriff, wurde eben ſo ſchnell geworfen, nur daß er ſchwerer verwundet Arm und Beine brach. So rächte Parcival bewußtlos den Schimpf, welchen dieſer Mann der edlen Kunneware angethan. Nun erhob ſich Ritter Gawan, ein eben ſo tapferer, als beſonnener und kluger Held, der mit ſeinem Weltſinne das Gegenſtück zu Parcivals

Schwärmerei in dieſem Gedichte vorſtellt. Der reitet ohne Sporn und Schild und Schwert, ganz ſchlicht und ruhig hinaus, und als er den in ſich verlorenen Ritter ſah, grüßte er freundlich und da er eben ſo wenig Antwort als die Andern erhielt, ſo folgte er den Augen deſſelben und gewahrte, wie er unverwandten Blickes nur auf die Blutstropfen im Schnee hinſah. Sogleich erkannte er dieß als Zeichen eines Minnezaubers und um den Ritter davon zu erlöſen, bedeckte er die Blutstropfen ſchnell mit einem ſeidnen Tuche. Da kam denn Parcival zu ſich ſelber wieder und Gawan überredete ihn freundlich, mit ihm zu König Artur zu kommen. Parcival freut ſich nun den berühmten Gawan zu ſehen, zu hören wie er den groben Seneſchal beſtraft und daß er ſo nahe der Tafelrunde ſei. Dort angekommen, wird er jubelnd zum Ritter der Tafelrunde aufgenommen, als plötzlich die gräuliche Gralsbotin Kundrie la Sorciere erſcheint und den gefeierten Helden verflucht, weil er bei dem h. Gral nicht habe der Frage ihr Recht gethan. Parcival ſchließt ſich nun als Beſchimpfter ſelbſt von der Tafelrunde aus, ſo lange bis er den Gral wiedergefunden und durch die Frage ſich deſſelben würdig gemacht haben werde. Kundrie ladet zugleich die Ritter ein, die gefangenen Königinnen zu Chateau-Merveille zu erlöſen, und ein Theil zieht dahin. So wendet ſich das Gedicht von Parcival, und überläßt ihn ſeinen Abenteuern, die er auf dem Wege nach dem Grale zu beſtehen hat. Dafür tritt der lebens- und weltluſtige Gawan auf den Schauplatz, und ſeine Abenteuer, die im 4., 6. und 7. Buche erzählt werden, ſind ſo ergötzlich als drollig; wodurch denn der Gegenſatz des Reellen zum Ideellen recht lebhaft veranſchaulicht wird, und wir bewundern den Dichter mit Recht, daß er zwei ſolche ganz einander entgegengeſetzte Charaktere, wenn auch nur mehr in ihren äußern Begegniſſen, doch ſo richtig darzuſtellen vermag. Die Vorliebe, die er für Parcival zu hegen ſcheint, verleidet allerdings dem Eſchenbach dieſelbe Weltanſicht zuzuſchreiben, wogegen aber eben die lebensvolle Darſtellung Gawans dafür ſpricht, daß er nicht ſo ſehr im beſchaulichen Myſticismus befangen war, ſondern mit vieler Freiheit auch in das wirkliche Leben geblickt habe.

Wir müßten das ganze Gedicht abſchreiben, um alle die

anmuthigen Abenteuer Gawans anzuführen, begnügen uns aber nur eines derſelben, welches ſo recht aus der Romantik geſchöpft iſt, herauszuheben. Nach vielen Irrfahrten, Kämpfen und Gefahren, die er zum Theil im Minnedienſte der verführeriſchen und übermüthigen Orgueilleuſe, Herzogin von Logreis, beſtanden, kommt er auch nach Chateau-Merveille, wo der Zauberer Klinſchor vier Königinnen und vierhundert Jungfrauen im Zauberbanne hält. Es war dieſer Klinſchor ein Zauberer, welchen Eſchenbach deßhalb in dieſem Gedichte anführt, um zu zeigen, wie mächtig tapferer Muth und ein gläubiges Herz ſelbſt gegen einen Verbündeten des Teufels ſei. Vergebens hatten ſich ſchon viele Ritter gewagt, die unglücklichen Frauen zu erlöſen, ſie büßten mit Leib und Leben ihr Wagniß. Gawan ließ ſich aber nicht abſchrecken, den Kampf mit der Zauberei zu unternehmen. Muthig hält er ſich, bis er endlich auch zu dem Wunderbette kommt, von welchem uns der Dichter ſelbſt erzählen ſoll:

„Der Eſtrich hier im Saale war
Wie Glas ſo eben, durchleuchtig, klar,
Mit Jaſpis, Sardinen, Chriſolith
Reich ausgelegt, wie Klinſchor der Meiſter
Mit Hülfe zauberiſcher Geiſter
Dies Werk beſchickte und berieth,
Der noch viel Wunder aus aller Welt
Geraubt hat, und hier aufgeſtellt.
Der Eſtrich iſt dabei ſo glatt,
Daß Gawan die größte Mühe hat,
Einherzugehn mit feſtem Schritte.
Hier ſtehet in des Saales Mitte
Le Lit Merveille, das Zauberbette,
Und beut ihm Abenteuers Wette.
Des Bettes Füße ſtehn auf Rollen
Von Rubinen roth und rund und hell,
Die leicht es rücken laſſen ſollen.
Er tritt hinzu, doch windesſchnell
Entweicht's vor ihm. Der Held beſchwert
Vom Schilde, den ihm als ſo werth
Der Wirth empfahl, in vollen Waffen
Schon unbehilflich, und nun gar
Auf dem glatten Boden, gedenkt: fürwahr,
Zu dir zu kommen, wie kann ich's ſchaffen
Willſt du ſo ſchnell von mir entweichen?

Soll im Sprung ich etwa dich erreichen? —
Er ſteht: es bleibt. Er geht hinzu,
Und wieder weicht's vor ihm im Nu.
Da rafft er ſich auf, und es gelingt,
Daß mitten auf das Bett er ſpringt.

Aber nun die Kreuz und Quer,
Schnell wie Blitz im Ungewitter,
In dem Saale hin und her
Unaufhaltſam mit dem Ritter
An den Wänden ringsherum,
Hierhin, dorthin, um und um,
Fährt das Bett mit Donnertönen,
Daß des Schloſſes Mauern dröhnen.
Und wenn alle Poſauner der Welt
Vom erſten bis letzten vereint für Geld,
Da drinnen ſollten Lärmen machen,
Es würde nicht gewaltiger krachen.

Gawan, von dem Getöſ' betäubt,
Entſetzt, daß hoch ſein Haar ſich ſträubt,
Im Bette feſt ſich klammernd, ſtreckt
Der Länge nach ſich aus, bedeckt
Sich mit dem Schild, und läßt's ergehn,
Wie's dem gefällt, auf welchen Alle
In Nöthen hilfeflehend ſehn,
Und den in keinem Unglücksfalle
Zu helfen jemals noch verdroß,
Wenn fromm ſich ihm das Herz erſchloß.
Drum, als die Donnerfahrt begann,
Rief auch Gawan den Helfer an,
Daß er mit väterlicher Güte
Ihn kräftiglich behüte.

Das Lärmen nimmt ein Ende jetzt,
Und in des Saales Mitte ſetzt
Das Bett in Ruh ſich. — Doch zur Stund'
Thut ſich ein neuer Zauber kund.
Denn fünfhundert Stabſchlingen
Zugleich von allen Seiten fingen
Wider den Ritter an zu ſpielen
Mit alſo meiſterlichem Zielen,
Daß auch nicht ein Wurf ihn verfehlte.
Trefflich kam ihm der harte Schild,
Den ihm Plimpalinot erwählte,

Zu nutz; denn wenn auch noch ſo wild
Die Steine hagelnd ſich ergoſſen,
Die gegen ihn die Schleudern ſchoſſen,
So ward doch ſelten nur einmal
Durchbohrt der wohlgeglühte Stahl.

Auch dieſer Schauer ging vorüber;
Allein fünfhundert oder drüber
Armbrüſte ſchoſſen ſonder Weile
Zugleich aus allen Ecken Pfeile
Nun auf das Bette, wo er lag;
Wer ſanfte Ruh ſich loben mag,
Gelang' an ſolches Bette nicht;
Und wollt' er dieſes ſich erwählen,
Von Pfeilen wüßt' er zu erzählen.
Der Jugend blühend Angeſicht
Kann plötzlich ſich in Greiſenhaupt
Verkehren, empfängt es ſolchen Gruß,
Wo es ſich wohl geborgen glaubt. —
Es ſtürmt vorbei auch dieſer Guß,
Doch haben die Pfeil' und auch die Steine
Manche Quetſchung an Arm und Beine
Dem werthen Helden beigebracht,
Und Schnitte durch die Schienen gemacht.

Schon hofft Gawan, daß nun zum Ende
Sich ſeine ſchwere Arbeit wende:
Doch da thut eine Thür ſich auf;
Ein rieſ'ger Bauer tritt darauf
Von grimmigem Ausſehn in den Saal.
Von Fiſchhaut trägt — ſeltſame Wahl —
Er weite Hoſen, Mütz und Rock,
Und in der Hand einen Knotenſtock,
Noch dicker als ein großer Krug.
Zum Bette nimmt er ſeinen Zug.
Gawan beachtend, daß der Bauer
Ganz ohne Rüſtung kommt daher,
Gedenkt: es wird der Gang ihm ſauer,
Empfang' ich ihn in meiner Wehr!
Und richtet auf ſich Kampfes fertig.
Der Kerl war deſſen nicht gewärtig
Und trat vorſichtig ſchnell zurück,
Doch rief er mit zornwildem Blick:
„Stellt Euch zum Kampfe nur bereit!
Es kommt Euch dennoch bald die Zeit,

Daß Ihr den Leib zum Pfande gebt.
's iſt Teufels Werk, daß Ihr noch lebt!
Wenn Hilf' er Euch auch jetzt gewährte,
Ihr wandelt doch des Todes Fährte.
Bald ſollt Ihr deſſen werden innen".
Mit dieſem Wort geht er von hinnen.

Wohl ſah, daß hier es Kampf noch gäbe,
Der Ritter ein. Der Pfeile Stäbe,
Die häufig in den Schild gedrungen,
Drum ſchlägt er ab davon, und ſpäht,
Welch Abenteuer noch ergeht,
Das von ihm werde durchgerungen.

Da — horch — wird ein Gebrüll vernommen,
Als wären zwanzig Trommeln ſchier
Zur Tanzmuſik in Gang gekommen.
Gawan, nie furchtſam, aber hier
Doch ſtutzt er: „Was wird noch geſchehn?
Soll nun es mir an's Leben gehn?
Doch mag ſich meine Noth auch mehren,
Ich werde ritterlich mich wehren."
Herein zu jener Thüre ſprang,
Durch die der Bauer ſeinen Gang
Genommen, ein Löwe kräftereich,
An Größe einem Streitroß gleich,
Und hungerwüthend. Fertig ſtellt
Aufrecht zum Kampfe ſich der Held,
Und hebt den Schild. Mit gewalt'gem Satze
Springt grimmig der Löwe auf ihn ein,
Und packt den Schild mit ſeiner Tatze,
Daß die Klauen ſich tief hinein
In's Eiſenblech heften. — Gawan, verlegen,
Sich ſeiner zu entled'gen, ſchwingt
Wider das Ungeheuer den Degen,
Und haut den Fuß ihm ab. Wüthend ſpringt
Der Löw' auf dreien umher, und brüllt;
Der vierte Fuß hängt an dem Schild.
Blut muß er nunmehr reichlich laſſen,
Und deſto beſſer kann Gawan
Nun feſten Fuß auf dem Eſtrich faſſen,
Dem das Blut die Glätte hat abgethan.

Hierhin treibt, dorthin ſie der Kampf;
Durch die Naſe ſchnaubend Feuerdampf;

Mit Zähneblecken ungeſtüm
Springt auf den Gaſt das Ungethum.
Wär's wahr, daß nur ſo gute Herrn
Es als gemeine Nahrung fräße,
Ihr glaubt mir ohne Eid, daß gern
Ich nicht bei dieſem Kunden ſäße!
Gawan auch fand anmuthig eben
Nicht dieſen Kampf auf Tod und Leben.
Dem Leu'n geſchah ſein Recht ſo gut,
Daß den ganzen Saal beſtrömt ſein Blut.
Mit Grimm bäumt er empor ſich jetzt,
Daß unter ſich Gawan es bringe,
Bis der ihm einen Stoß verſetzt,
Daß bis an's Heft des Degens Klinge
Ihm in die Bruſt fährt, alſo daß
Beſänftigt ward des Thieres Haß.
Es brüllt, wälzt ſich, und ſtürzt dann todt
Zu Boden. —

Heil! die größte Noth
Hat der Held nun ſiegreich überwunden. –
Doch nun auch wird von ihm empfunden,
Wie von den Bogen- und Schleuderſchüſſen
Sein Haupt betäubt iſt, wie ſein Muth
Umſonſt nach Kraft ringt, wie das Blut
Mit immer reichlicheren Güſſen
Aus mancher Wunde rieſelnd fließt.
Ob ſchon die Ohnmacht ihn verdrießt —
Ihm ſchwindelt, er taumelt, ſtrauchelt, fällt.
Auf ſeinen Schild hinſinkt der Held,
Und todtbleich ruht und ſinnberaubt
Auf dem zottigen Nacken des Leu'n ſein Haupt.

Nachdem es im Saale ſtille geworden, wagen endlich die Frauen nachzuſehen, ob der Ritter im Kampfe gefallen ſei, oder noch lebe. Furchtſam betreten ſie den Saal und entdecken endlich, daß in dem Helden noch Leben ſei, und durch ihre Pflege wird er nun ganz zu ſich gebracht und von der Königin Arnive darauf geheilt. Ueberſchüttet von Dank und Lobpreiſungen der erlöſten Jungfrauen verläßt er aber ungeachtet ſeiner Schwäche bald die Zauberburg, weil er in einer Spiegelſäule einen fremden Ritter mit Orgueilleuſen reiten geſehen. Er ſucht die ſtolze Geliebte, überwindet den Ritter und auch das ſpröde Herz Orgueilleuſens, welche ihm reuig

zu Füßen fällt, und ihre Liebe erklärt. Ihre Vermählung wird sodann glänzend auf der Zauberburg vollzogen.

Indeſſen irrte Parcival voll Verzweiflung umher, kommt aber endlich zu dem Einſiedler Trevrezent, der ihn über Gott, über die Wunder des heiligen Grals belehrt, und ihm die Hoffnung gibt, endlich den Gral und dann ſein liebes Weib noch wiederzufinden. So kommt er zuerſt zu König Artus, welcher von Gawan eingeladen, in die Nähe der Zauberburg gekommen war. Mit Jubel begrüßt ihn die Tafelrunde, und nimmt ihn wieder auf in ihren Bund; auch erſcheint bald die Gralsbotin und verkündet, daß Parcival zum König des heiligen Grals ernannt ſei. Nun zieht Parcival nach Montſalvas, heilt den kranken Amfortas durch ein inbrünſtiges Gebet von ſeinen Leiden, und wird als König gekrönt.

Schon war die Kunde davon auch zu Konduiramur gedrungen und ſie nahm ihre beiden Söhne und zog ihrem Gemahle, begleitet von den Rittern ihres Hofes, entgegen und an der Stelle,

Wo ſo wunderbar ſich eh'
Ihr Bild gemalt mit Blut und Schnee,

ſchlug ſie ihr Lager auf. Dort fand ſie nun Parcival nach fünfjähriger Trennung, und mit unbeſchreiblicher Anmuth ſchildert der Dichter dieſes Wiederſehen. Es war in der Morgendämmerung, als er im Lager eintritt, und erkannt von ſeinen Leuten, wurde er ſogleich zu dem Zelte geführt, wo die Königin inmitten ihrer beiden Kinder noch ſchlummerte.

So in der Betten weißem Schnee
Sah er drei roſige Geſichte,
Verkläret in des Morgens Lichte,
Nun vor ſich ruhen, lächelnd mild,
Wie hier er einſt gemalt entzückt
Von dreien Tropfen Bluts das Bild
Konduiramurs im Schnee erblickt.
Von Katalon Kyot, der greiſe,
Klopft auf des Bettes Decke leiſe,
Und mahnt die Königin, zu erwachen
Und fröhlich zu lachen.
Auf blickt ſie, und ſieht ihren Mann.
Nichts hat ſie, als das Hemde an;

Doch das Bettlacken um ſich ſchwingend
Sturzt überwältigt von der Luſt
Des Wiederſehens an die Bruſt
Des Helden das liebe, treue Weib,
Deckt ihn mit Küſſen, umſchlingt ſeinen Leib,
Und ruft: „Dich hat mir Gott geſendet,
Du meines Herzens Freude, mein Glück,
Daß endlich, endlich nun ſich endet
Mein Trauern all und Mißgeſchick.
Nun hab' ich, was mein Herz begehrt,
Und jede Sorge von mir wehrt."

Die ſüßen Kindlein ſchlugen drauf
Erwachend auch die Augen auf;
Nackt, wie ſie in den Kiſſen lagen,
Hob mit erhöhtem Herzensſchlagen
Zu ſich empor ſie Parcival,
Und küßte ein um's andre Mal
Kardeiß und Lohengrin, beide,
Liebreich mit reinſter Vaterfreude.

Nachdem nun die Freude des Wiederſehens geſtillt war, ſchickte ſich das glückliche Königspaar an zur Reiſe nach Montſalvas, wo Konduiramur als Königin eingeführt wurde, und der Dichter eilt dem Schluſſe zu, indem er wohl bemerkt:

Sprach vormals ich, daß dieſe Sage
Vergleichbar ſei der Armbruſt Bogen,
Der den Pfeil, ſcharf angezogen,
Deſto ſchneller zum Ziele jage:
So ſoll ſie jetzt in grader Richtung
Mit aller Knoten ſchneller Schlichtung
Zu dem erſehnten Schluß gelangen.

Nur hält noch die Geſchichte des Mohren Feirefiz ein wenig auf, der von Bewunderung über die Pracht des heiligen Grals ergriffen, ſich taufen läßt und dann in ſein Heidenland hinzieht, wo er das Chriſtenthum kräftig verbreitet. Es mußte nach den Anſprüchen damaliger Zeit eine ächte Ritterſage ſolch einen Beiſatz haben; wäre das nicht, ſo hätte das Gedicht vielleicht mit dem Wiederfinden den Konduiramur enden können.

Eſchenbach ſchließt ſeinen Parcival, wie er ihn begonnen; als ein ächter Minneſinger ſpricht er faſt ausſchließend zu den Frauen und ringt nur nach Frauenlob. Welchen Frauen er aber den Preis gebe, ſagt er im Eingang mit den Worten:

Auch das Weib ſoll wiſſen, woran ſie kehre
Ihren Preis und ihre Ehre,
Und wem ſie darnach ſei bereit
In Lieb' und Huld mit Stätigkeit,
Daß ihre Keuſchheit, ihre Treue
Sie nie gereue.
Ich fleh' von Gott dem guten Weibe,
Daß ſtets im rechten Maß ſie bleibe;
Schaam iſt der Schlußſtein aller Sitte
Nichts mehr zum Heil, das ich ihr erbitte!
Die Falſche lohnet falſcher Preis,
Und alſo wie ein dünnes Eis
Vor Sommergluth nicht kann beſtehn,
Muß ſchnell ihr eitles Lob vergehn.
Es wird zwar manches Weibes Schönheit
Hoch geprieſen weit und breit;
Doch iſt vom Gegentheil ihr Herz,
So muß ich loben ſie, wie leicht
Im Gold gefaßtem ſchmutz'gem Erz
Man Lob zu geben iſt geneigt.
Nicht tadeln aber mag ich's laſſen,
Wenn edeles Rubines Blitzen,
Und was Du Koſtbares magſt beſitzen,
Du willſt in ſchlechtes Meſſing faſſen. —
Ein Stein unſcheinlich, eingehüllt,
Das iſt des rechten Weibes Bild;
Der edlen Frauen wahren Werth,
Von reiner Weiblichkeit genährt,
Darf nach der Farb' ich ſchätzen nicht,
In der ſich malt ihr Angeſicht,
Und nicht nach der Geſtalt des Leibes,
Die nur einfaßt das Herz des Weibes;
Iſt Werth ihr innen im Buſen bewahrt,
So werde nicht ihr Lob geſpart.

Wie ſchwer wird es ihm, von dem groben Seneſchal zu ſprechen, der die edle Kunneware ſchlug, und zur Ehre der Deutſchen ſetzt er hinzu:

Geſchieht im Zorn zwar allerhand,
Doch nie in Deutſchland wär' zuerkannt
Ihm das Recht, zu ſchlagen die holde Magd,
Die ſehr von Freunden ward beklagt.

Werfen wir noch einen Blick auf den Parcival zurück, ſo nehmen wir wahr, wie der Dichter die einfache Erzählung Hartmanns verlaſſen, um eine künſtlichere Weiſe zu verſuchen. Darum verwebte er ſo viele Sagen mit einander, und wollte dem ganzen Gedichte Sinn und Bedeutung geben. Es geht nämlich der Held von Einfalt zum Zweifel, und dann durch Belehrung zum Glauben über. Allein ſo reich an Schönheiten auch dieſes Kunſtgebilde iſt, ſo innig und ſinnig auch ſo Vieles einem warmen und edlen Herzen entquollen zu Menſchenherzen ſpricht, ſteht es doch an ſtiller Erhabenheit, feſter Anlage und Wahrheit dem Nibelungenliede nach. Denn die Kunſt iſt nur dann ſchön, wenn ſie der Natur entſproſſen ſcheint, und Eſchenbach verſtand es nicht immer, ſeine Kunſt der Natur anzunähern; weil er ſich in Ideen verſtiegen, die nicht ſein Geiſt erzeugte, die er nur als Angelerntes empfing, und in ſich nicht bis zur Klarheit brachte, bleibt auch dem Leſer ſo Vieles nebelig und dunkel. Der Held ringt nach höhern Gütern; wie aber ſeine Seele dabei arbeite, und was in ihr vorgehe, bis die Zweifel weichen, wird nicht klar gemacht und zu wenig verſinnlicht, das wohl daher kommt, weil der Dichter meiſt ſelbſt in der unklaren Träumerei befangen, ſich über ſeinen Gegenſtand nicht immer zu erheben vermochte. Das meiſte Leben zeigt ſich noch in den Stellen, wo er mit Ironie das wüſte Treiben der Ritter, die

Hierhin und dorthin ordnungslos
Wie Rüden, die der Koppel los,
In eitler Jagd mit wildem Lärmen
Auf eigne Fauſt den Wald durchſchwärmen —

ſchildert, weil er da edlere Begriffe vom Ritterthum zeigt, als ſeine Standesgenoſſen. Hätte er nur mit derſelben Ironie auch den finſtern Prieſterglauben behandelt, durch ihn iſt ſeine Zeit in jene ſchlaffe

und unmännliche Andächtelei verfallen, die im kranken Amfortas und dem dahinalternden Titurel verſinnlicht iſt.

Gottfried von Straßburg.

Lebensfriſch, klar und verſtändig tritt dagegen Gottfried von Straßburg, einer der größten Dichter der Deutſchen auf. Auch er hat den einfachen Weg der Natur verlaſſen, um der Kunſt nachzujagen; allein er hat beide glücklich zu verbinden gewußt, und gezeigt, daß er Herr ſeines Stoffes ſei, gleichwie er hoch über ſeinem Zeitalter geſtanden iſt. Auch er ſchildert inneres Streben, gleich Eſchenbach, allein die Geſtalten ſeiner Schöpfung haben ſo durchſichtige Leiber, daß das geſammte Getriebe der Seele wie am Tage liegt. So ſchildert er nicht das phantaſtiſche, mönchiſche, ſondern das in Tapferkeit, Geſellſchaft, Vaterlands- und Frauenliebe gebahrende Ritterthum, und wenn bei Eſchenbach die Ritter bald hier, bald dort auftauchen, mit Schild und Speer, zwecklos und ſinnlos Kampf nur ſuchen und Abenteuer, hat bei Gottfried Alles Bedeutung und Urſache und das Gemüthsleben der damaligen Hof- und Ritterwelt wird uns mit der ganzen Feinheit und Zierlichkeit der Galanterie und Courtoiſie vorgeführt. Faßt Wolfram das Leben durchaus von der ernſten Seite auf, ſo zieht Gottfried die heitere hervor und ſo gleicht er beinahe den alten Griechen, die ihm, wie man aus einzelnen Zügen und Anſpielungen ſchließen darf, nicht ſo fremd, als den meiſten Minneſingern waren. Auch iſt ſein ganzes Weſen voll jener Selbſtgenüge und Seelenruhe, die ſich nicht durch Außendinge verſtimmen und trüben läßt, ſondern mit dem Strome ſchwimmt, während die Andern, gleich Wolfram, ihm fruchtlos entgegen ſteuern. Darum iſt er auch eben, ſo tief er auch der Kunſt in die Augen geſchaut, immer der Natur treu geblieben, und ſeine Helden unterliegen derſelben auf eine ſo menſchliche Weiſe, daß man keinen Roman und keine Dichtung, ſondern wirkliches Leben zu ſchauen wähnt, da alle die übermenſchlichen Anſtrengungen die

innere Natur zu feſſeln oder gar zu vertilgen, nicht vorkommen. Freilich erſcheint er eben dadurch im Widerſpruch mit unſrer Sittenlehre; wenn aber durchgängig ein geſunder, edler und reiner Sinn des Dichters ſelber durchblickt, wenn ferner die natürliche Folge des ſinnlichen Erliegens, nenne man es Strafe Gottes oder rächendes Schickſal, nicht ausbleibt, ſollte dieß bei einem nicht ganz verdorbenen Leſer nicht eben die Wirkung oder noch größere thun, als eine nach allen Geſetzen der Moral fortſchreitende Handlung?

Sein größres Gedicht iſt Triſtan und Iſolde, nach der brittiſchen Sage, die vielfach vor und nach ihm von Deutſchen und Franzoſen bearbeitet worden iſt. Doch eben in dem Vergleich in dieſen Bearbeitungen, worin in der That die verwerflichſten Grundſätze und die lüſternſten Bilder dargeſtellt werden, ſieht man erſt, welch ein Dichter Gottfried geweſen ſei. Doch wir wollen mit wenigen Zügen das ganze Gemälde dem Leſer vorführen, um beſonders ſeine Meiſterſchaft in Anlage und Ausführung darzuthun.

Triſtan's Vater Riwalin büßt mit dem Tode, daß er gewagt des Königs Marke Schweſter Blancheflur zu lieben. Ein treuer Diener des Getödteten erzieht den Sohn, als ſeinen eigenen, und erzieht ihn zu einem wackern Ritter, und zugleich zu einem feinen Hofmann; nicht wie Parcival erzogen wurde für die Einſamkeit, ſondern für die Welt, in die er nach des Dieners Willen eintreten ſollte. Nachdem er in fremden Landen mit vieler Müh und Arbeit, die ihm der Jugend Freiheit verkümmerte, ſich jene glänzenden Sitten erworben, die unter den Menſchen ſo ſehr gefallen, tritt er auch wirklich ein in die Welt, denn er kommt an den Hof Markes, ſeines Oheims, und zwar auf eine Weiſe, die den Jüngling ſogleich zum Liebling des Königs macht. Harmlos und geeignet mit allen zu tollen, zu ſingen, zu lachen und mit den Wölfen zu heulen, und Alles mitzumachen, was einer anhub, treibt er ſein Weſen am Hofe, ergreift aber ebenſo muthig, als wär' es ein Spiel, das Schwert um ſein Land wieder zu erobern. Er ſchlägt den furchtbaren Recken Morold und den Drachen in Irland und ſieht dort zuerſt die reizende Iſolde, doch wie ein unverdorbener Jüngling die Schönheit ſchaut, ohne ihrer zu begehren. Er ſelber räth dem Oheim, ſie zu freien und übernimmt die Werbung. Doch Iſolde

haßt ihn, als den Mörder Morolds, bis ein Zaubertrank in beiden die heftigſte Leidenſchaft erweckt. Sie gibt zwar dem König Marke ihre Hand, doch ihre Neigung bleibt dem Jüngling. Mit furchtbarer Wahrheit malt hier der Dichter das Taumeln leichtſinniger Jugend von Verirrung zur Verirrung, und als Marke ihre Neigung entdeckt, läugnet ſie und verlangt die Feuerprobe. Da ſchwört ſie den Eid, und durch ein Wunder wird ſie gerettet, indem ſie die Feuerprobe beſteht. Wem fällt nicht auf, daß Gottfried in jener Zeit des Aberglaubens ſchon ſo von den ſogenannten Gottesurtheilen dachte! Noch führt der Dichter ſeinen Helden Triſtan weg von Markes Hofe und läßt ihn eine zweite Iſolde finden, mit der er ſich verbindet, um wie zur Strafe wegen ſeiner Treuloſigkeit gegen ſeine erſte Liebe Reue zu empfinden. Wie Gottfried, der hier endet, das Gedicht geſchloſſen hätte, wiſſen wir nicht, beſſer auf jeden Fall und befriedigender als ſeine unberufenen Fortſetzer. So iſt es ein Bruchſtück geblieben und es iſt verhängnißvoll, daß auch die moderne, wahrhaft trefflich gerathene Nachbildung Immermanns unvollendet bleiben mußte. Es geht dieſem Stoffe wie der Sage des Fauſt, beide ſind zu groß in ihrer Anlage und mit ihrem Ausgange zu ſehr in jene Regionen ſtrebend, wo menſchliche Kraft nicht das Höchſte und Letzte erreichen kann.

Leider iſt Triſtan und Iſolde, das Gedicht ſelbſt, (denn der Volksroman iſt vielfach auch in moderner Bearbeitung vorhanden) noch nicht überſetzt; wir haben nur verſuchsweiſe einige Stellen übertragen, um unſre Leſer und Leſerinnen dem liebenswürdigſten Dichter näher zu bringen:

Zuerſt aus dem Eingange, worin Gottfried ſein liebevolles Dichterherz ſchildert:

„Hab mir ein Handwerk fürgeſetzt
Wie es die liebe Welt ergötzt
Und edlen Herzen es behage,
Den Herzen, die ich im Herzen trage,
Der Welt in die mein Herze ſieht.
Doch meine ich jene Andern nicht,
Von denen ich höre ſagen,
Die keinen Kummer mögen tragen,

Und nie der Freuden wollen denken,
Gott mög' auch ihnen Freude ſchenken.
Der Welt und dieſem Leben
Entſtammt mein Lied nicht eben:
Ihr Weſen und mein's unterſcheiden ſich;
Eine andere Welt, die meine ich:
Die beiſammen in einem Herzen trägt,
Was ſie Süßes und was ſie Leides hegt,
Die Lieb' und Sehnſucht hegt im Herzen
Und Seligkeit bei Liebeſchmerzen,
Und ſüßes Leben bei leidem Tod,
Und ſüßen Tod bei leidem Leben:
Das in ein'm Kelch Lieb und Leid mir bot,
Dem Leben ſei das mein' ergeben.
Stets ſei der Welt ich zu Lieb' geweſen,
Mit ihr verdorben oder geneſen,
Mit ihr hab' ich mich abgefunden
Bisher und die Tage, ſie ſind entſchwunden,
Die mir für künftiges Leben
Lehr' und Geleite ſollten geben.
Ihr habe ich zur Kurzweil jetzt
Mir dies mein Handwerk fürgeſetzt,
Daß meines Liedes Wermuth
Für künftig ihre Schwermuth
Zu halber Sänfte lindere,
Und ihre Schmerzen mindere.
Weß Sinn der Schwermuth Wehen ſtreift
Wenn der nach ſeiner Arbeit greift,
Das entſorget ſorgehaften Muth
Und iſt zu Herzeſorgen gut.
Denn ſchau, dies Ding ſich ſo verhält:
Wo Einem die Arbeit nicht gefällt,
Dem Sehnſuchtſchmerz das Herz beſchwert,
Deß Sehnſucht die Muße nur vermehrt;
Bei ſehnendem Leide Müßigheit,
Da wachſet immer ſehnendes Leid.
Deshalb iſt gut, wer Herzeleid
Und Sehnſucht in dem Herzen treit (trägt),
Daß er mit allem Ruche (Anſtrengung)
Dem Leibe Arbeit ſuche.
Denn dies beſchwichtiget den Muth,
Und thut dem Gemüthe wundergut;
Ich rathe jedoch keineswegs an,
Daß irgend ein liebheiſchender Mann
Eine ſolche Beſchäftigung nähme,
Die reiner Liebe nicht gezäme (ziemte):

Eine ſehnſuchtsvolle Mähr' (hier für Gedicht)
Betreib' ein ſolcher um ſo mehr
Mit Herzen und mit Munde
Und ſänfte ſo die Stunde.

Wie ſchön und lieblich er die Natur zu ſchildern verſtehe, zeigt folgende Stelle:

Aus Markes Hochzeit.

Der Frühling.

Die ſanfte, ſüße Sommerzeit,
Die hatte mit lieblichem Walten
Und tauſendfält'gem Entfalten
Sich angethan ſchon weit und breit.
Die kleinen Waldesvögellein,
(Aller Ohren ſüße Labe zu ſeyn),
Blumen und Gras und Laub und Blüth',
Und was nur erfreut ein edel Gemüth,
Und all', was ein Auge erfreuen ſoll,
Deß waren des Sommers Auen voll. —
Man fand da, was man nur wollte
Daß Mailuſt bringen ſollte:
Den Schatten bei der Sonnen,
Die Linde bei dem Bronnen,
Und dann die linden Winde,
Die mit ſüßem Wehn ſich beſieberten
Und Markes Hofgeſinde
Sein Schäkern und Koſen erwiederten,
Die die hellen Blumen befächelten,
Die aus thaufgem Raſen lächelten:
Denn des Maien Freund, der Waſen grün,
That an ein Kleid aus Blumen ziehn,
Und die lieben Gäſte ſaugen
Den Glanz in ihre Augen.
Und von dem Baum die Blüten ſahn
Ein'm alſo ſüß und lachend an,
Daß ſich das Herz, ſich das Gemüth
Wieder an die lachende Blüth',
Mit ſpielenden Augen machte,
Aus ihnen wieder lachte.
Das ſanfte Vogelgetöne,
Das ſüße, ſchöne,
Den Ohren und dem Sinne
Zu reichlichem Gewinne,

Das üllte Berg und Thal.
Die ſeelenvolle Nachtigall,
Das liebe, ſüße Vögellein,
Das immer möge wohlgedeihn,
Es gellte aus der Blüthe
Mit ſolch' übermüth'gem Gemüthe;
Daß da manch Herze wunderſam
Ein Hochgemüthe überkam.

So weltlich' und ſinnlich aber auch Gottfried erſcheint, iſt ihm doch das Göttliche nicht fremd, ja er hat für Religion ein deſto tieferes Gefühl, je freier er ſich vom abergläubiſchen Wahne und äußerlicher Anbetung weiß. Aber dieſe Religion geſtaltet ſich auch bei ihm poetiſch in der höchſten Liebe, die er Gottesminne nennt. Hier einige Strophen ſeines wahrhaft chriſtlichen Liedes, das von dieſer Minne mit wärmſter Andacht und in wunderſchönen Bildern ſpricht.

Die Gottesminne.

Wer Gottes Minne will erjagen,
Der muß ein jagendes Herze tragen,
Das nicht verzagen
Ihm darf auf der jagenden Weide:
Muß heldenſtark und ohne Bangen,
Will er die reine Jungfrau fangen,
Nach ihr nur langen
In ſteter Ringerfreude.
So muß er kämpfen Nacht und Tag
Nach der geweihten Minne:
Denn Keiner ſie ſchlafend erringen mag,
Er muß ſie zwingen in den Hag,
Zum Angriff wach,
Mit reinem feſten Sinne.

Die Gottesminne iſt hochgemuth,
Dabei demüthiglich und gut,
Und wer nicht thut,
Wie er ſollte, gegen die Minne,
Dem wird ſie nimmermehr recht kund
Und minniglicher Wunden wund
Zu keiner Stund'
Wird der in ſeinem Sinne.

Sie iſt ſo ſeliglich gemuth,
Daß ſie im ganzen Herzen
Wohl iſt das allerhöchſte Gut,
Das allerliebſte Herzensblut.
O Thorenbrut,
Die ſolches Heil verſcherzen!

Die der Gottesminne fremde ſind,
Die ſind mit lichten Augen blind;
Und ſolch ein Kind
Das heißt ein Kind der Erde;
Wer aber Gottes Minne fand,
Der wird ein Gotteskind genannt
Durch alles Land
Mit minniglichem Werthe.
Er wächſt und blüht in Himmelsregen
Und Himmelsthaues Süße
Und über ihm ſchwebt Gottes Segen,
Der ſein zu aller Zeit will pflegen,
Daß ſeinen Wegen
Die Freude rings erſprieße.

Wen Gottes Minne nie bezwang,
Nie der in hohen Freuden rang,
Und guter Sang
Kann nimmermehr ihm fließen.
Wer Gottes Minne nie empfand,
Der iſt ein Schatten an der Wand,
Ihm unbekannt
Bleibt Leben, Kunſt und Wiſſen.
Wer Gottes Minne nie beſaß
Im Sinn und im Gemüthe,
Der iſt der Gnad' ein leeres Faß,
Blind iſt ſein Herzenſpiegelglas,
Sein Leib iſt laß
Für aller Wonnen Blüthe.

Erinnert nicht dieſe Glut der heiligſten Empfindung an Göthes Hymnen, an ſeinen Ganymed, das Göttliche, und aus Fauſt: Wer darf ihn nennen? — ? Ja Gottfrieds Erſcheinung hat ſich in Göthe wiederhohlt, wie in Schiller Eſchenbach, dort das Zufriedene, des Göttlichen und Idealen ſich auf Erden

freuend, hier das mit dem Leben Zerfallene, und unruhig nach Jenſeits Strebende.

Die übrigen Minneſinger.

Es ſind wohl außer den Nibelungen, der Gudrun, dem Parcival, und dem Triſtan, noch mehrere Heldengedichte aus der Zeit der Minneſinger vorhanden, welche aber, wie ſchon geſagt worden, meiſt gothiſch-longobardiſche, fränkiſche und britiſche Sagen bearbeitet haben. Oft haben ſie ihre Originale übertroffen und faſt immer veredelt. Da ſind denn folgende Heldengedichte entſtanden: König Rothar oder Ruther, Ottnit, Dietrichs und ſeiner Geſellen Kämpfe, der große Roſengarten, die Rabenſchlacht oder Ravenna-Schlacht, die Roncevals-Schlacht, oder das Rolandslied, Flore und Blanſcheflur, Wilhelm von Oranſe, Iwein der Ritter mit dem Löwen, Lancelot vom See, Wigalois der Ritter mit dem Rade, Wigalois der Ritter mit dem Adler, Titurel u. v. a. Außerdem wurden auch griechiſche und römiſche Heldenſagen gebraucht, worin ſich aber die antiken Helden ganz wie Ritter des Mittelalters benehmen. So hatte ſchon im 12. Jahrhundert der Pfaffe Lamprecht die ſagenhafte Geſchichte Alexanders des Großen bearbeitet, welche dann vielfach noch mehr erweitert und ausgeſchmückt zu Heldengedichten benutzt wurde. So hat Heinrich von Veldeck die Aeneide, freilich nicht nach Virgilius, ſondern nach einem welſchen Vorbilde bearbeitet. Auch vom trojaniſchen Kriege gibt es mehrere Bearbeitungen; eine ſchreibt man ſogar dem Eſchenbach zu, allein ſie iſt zu ſchlecht, um dieſes großen Dichters würdig zu ſein. So gibt es auch eine Nachbildung von Ovids Verwandlungen. Ebenſo zahlreich ſind die poetiſchen Legenden dieſes Zeitraums; dahin gehören: das Leben der Jungfrau Maria, Barlaam und Joſaphat, der heilige Georg, der heilige Silveſter, das Leben der heil. Martina u. a. m. Auch hiſtoriſche Perſonen wurden in größern Gedichten beſungen, z. B. Heinrich der Löwe, Graf Rudolph, Herzog Ernſt, Ludwig von Thüringen

Wilhelm von Orleans. Auch gab es außer der Kaiſer-Chronik noch mehrere gereimte Chroniken. Die meiſten dieſer Epen umfaßt das ſogenannte Heldenbuch.

Nun iſt noch übrig, einige Beiſpiele von Minneliedern in wohlgelungenen Ueberſetzungen *) mitzutheilen, um von dem friſchen Dichterleben, das ſeitdem nie wieder ſo allgemein bei uns erſchienen iſt, einen Begriff zu geben.

Zuerſt führen wir den Grafen Otto von Bottenlaub mit einem Abſchiedsliede auf. Es war dies eigentlich Otto IV. Graf von Henneberg, der von ſeiner Feſte Bottenlaub dieſen Namen trug. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt nichts bekannt, als daß er einen Kreuzzug, vermuthlich unter Friedrich II. mitmachte und im Jahre 1154 ſtarb. Das folgende Gedicht iſt in dialogiſcher Form, die bei vielen Minneliedern vorkommt.

Kreuzfahrers Abſchied.

Er

Wenn's nicht für meinen Herrn Chriſtus wäre,
Vielliebes Weib, nie ließ ich dich allein.
Du weißt, daß ich nichts Irdiſches begehre:
Du ſelber magſt mein Himmelreich wohl ſein,
Gott laſſe durch ſeiner Allmacht Schein
Mich ſtarken Arms und Herzens ſein
Und gebe mir einſt zum Siegeslohne
Für mich und dich die Himmelskrone!

Sie.

Wenn du mich haſt zum Himmelreich erkoren,
Geliebter Mann, ſo mußt mein Gott du ſein,
Und wenn du gehſt, ſo iſt dein Reich verloren.
Gott mag die tolle Rede mir verzeihn!
Leb' wohl! Seh' ich nicht bald dich wieder,
So drücken mich die Sorgen nieder:
Mein Leben lebt in deinem Leben;
O eil' es mir zurückzugeben!

Der von Kürenberg ſcheint einer der älteſten Dichter zu ſein, wie ſeine Verſe verrathen. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt

*) Wir geben ſie nach W. Müller's Bearbeitung.

auch nichts bekannt, und von ſeinen Liedern ſind nur wenige mehr übrig. Das beigefügte Liedchen iſt einem Mädchen in den Mund gelegt und erinnert an den Falken der Chriemhilde.

Fräuleins Klage.

Ich zog mir einen Falken
Wohl länger als ein Jahr,
Und als ich ihn gezähmet
Und er mir freundlich war,
Da flocht' ich um die Schwingen
Ihm manches goldne Band;
Doch ach, bald lernt' er fliegen
Und flog in andres Land.

Wohl ſah ich oft ihn ſchweben
Und rief ihm weinend zu,
Doch er will mich nicht hören
In ſeinem ſtolzen Flug.
Er trägt viel ſeidne Riemen
Und glänzt von rothem Gold:
O Gott gib mir ihn wieder
Und mach' ſein Herz mir hold!

Herr Reinmar von Zweter, der Alte, war ein Zeitgenoſſe und Freund Walthers von der Vogelweide. Er war vom Rheine her gebürtig und hatte ſeinen Namen von ſeinem Stammſchloſſe Zweter; der Alte heißt er, um ihn von dem ſpätern Reinmar von Zweter zu unterſcheiden.

Minnelied und Minnetroſt.

Ich lebt' ihr ſchon ſo manches Jahr,
Und ſie mir keinen Tag,
Davon mein jugendliches Haar
Gar ſchnell erbleichen mag.
Ich werd' ein Greis in ihrer Minne,
Wenn ich nicht bald ihr Herz gewinne.

Doch wähnet nicht, daß ich den Muth
Je von ihr wenden kann,
Ich bleib', obgleich ſie weh' mir thut,

Doch ſtets' ihr unterthan.
Drum laßt mich in der Hoffnung leben:
Sie muß mir einſt den Dienſtlohn geben.

Albrecht von Johannsdorf, von dem nichts bekannt iſt, als daß er einen Kreuzzug mitgemacht.

Kreuzfahrers Abſchiedswunſch.

Ich hab' in Gott das heil'ge Kreuz genommen,
Den Kampf zu kämpfen mit dem Seelenfeind.
Herr laß mich ſiegreich einſt zurückekommen
Und tröſt' indeß das Weib, die um mich weint!
O möcht ich ſo ſie wiederfinden,
Wie ich den Abſchiedskuß ihr bot;
Soll ihrer Tugend Licht erblinden,
O Gott, ſo gib mir dort den Tod!

Die erſte Liebe, der ich mich ergeben,
Dieſelbe ſoll auch meine letzte ſein
Und, mag die Treu' auch wenig Freunde geben,
So will ich doch mein ganzes Herz ihr weihn.
Denn, ſollt' ich minnen mehr als Eine,
So würd ich nimmer minnefroh
Und in den Vielen minnt' ich Keine:
O weh, wie Mancher machts doch ſo!

Heinrich von Riſpach, genannt der tugendhafte Schreiber vermuthlich weil er bei dem Landgrafen Hermann von Thüringen Schreiber war.

Unermüdliche Treue.

Es iſt in den Wald geſungen,
Daß ich ihr mein Leiden klage,
Die mein Herze hat bezwungen
Und bezwingt noch alle Tage.
Mir gehts wie der Nachtigall,
Die ſogar vergebens ſinget,
Weil ihr doch nur Schaden bringet
Auf der Letzt' ihr ſüßer Schall.

Was taugt in den Waldesklüften,
Kleine Vöglein, eu'r Geſang?
Es verhallet in den Lüften,
Taub und fühllos ſteht der Wald:
Eure heißen Minnelieder
Tönen kalte Felſen wieder:
Keiner fühlt des Sangs Gewalt.

Alſo klag ich meine Minne
Dir, du kaltes Felſenherz;
Ach, mit meinem treuen Sinne
Treibſt du grauſam deinen Scherz.
Spotte nur mit meiner Pein:
Ei, wenn ich dich dürfte ſchelten,
Wunder könnt ich von dir melden,
Doch ich will verſchwiegen ſein.

Herzog Heinrich in Anhalt, der zwiſchen 1211—1252 regierte, und Irmengard, eine Tochter des Landgrafen Hermanns von Thüringen zur Frau hatte. Von ihm iſt folgendes, ebenſo einfache als fröhliche Liedchen:

Lied der Freude im Winter.

Ich will den Winter grüßen mit Geſange:
Sie ſind verſtummt, die kleinen Vögelein:
Mir iſt vor ſeiner Herrſchaft nicht ſo bange,
Daß ich um ihn die Minne ließe ſein.
Das dank ich doch der lieben Fraue mein:
Ihr rother Mund, ihre roſige Wange,
Ihre Güte, und ihr ſonniger Schein
Zieren gar lieblich ein Land am Rhein.

Heil mir, heil mir! Mir iſt ſo wohl zu Muthe!
Was kümmr' ich mich um arger Schalke Haß?
Zum Trotze Allen minn' ich doch die Gute,
Da Gott ja ſelber mein noch nie vergaß.
Denn ſeine Gnade ſchuf mir, wißt ihr was?
Ein Weib mit liebevollem Muthe:
Sie ſchenkte mir Freuden wohl ohne Maß:
Drum ſind mir die neidiſchen Schalke ein Spaß!

Sie möchten gern dem Wald ſein Laub verbieten,
Und ſeine Blümelein dem Wieſenplan:

Auch weiß ich wohl, wie gern ſie einem riethen,
Daß man die gute Freude thät' in Bann
Und fing' ein Leben wie die Wölfe an.
Doch ich will mich vor Schwermuth hüten:
Es freue ſich, wer ſich freuen kann:
So lehrte die Liebe mich glücklichen Mann.

Markgraf Heinrich von Meiſſen, der, als mit Heinrich Raſpe das Haus des Landgrafen von Thüringen ausgeſtorben war, vom Kaiſer Friedrich II. Thüringen erhielt, weil er auch eine Tochter des Landgrafen Hermann, die edle Jutta, zur Gemahlin hatte. Gewiß ſind an ſie die gefühlvollen Lieder gedichtet, in der Zeit, wo er ſich unter die übrigen Sänger am glänzenden Hofe auf der Wartburg mengte.

Minneglück.

Ich wollte ſchier vor Schmerz vergehn,
Da gab mir Troſt ein rother Mund:
Er ſprach: Du ſollſt in Freuden ſtehn,
Ich mache dir das Herz geſund.
Ach, wenn ſie treu ihr Wort mir hält,
Das ſolche Wonne mir verſprochen,
Dann neid ich Keinen auf der Welt!

Wie ſollte da ſich freun mein Leib
Und ſollte pflegen ſeiner Ehre,
Wenn ſolch' ein minniglicheſ Weib
Verſcheuchte meiner Sorgen Schwere!
Und ſie, ſie ſprach ein wahrhaft Wort,
Denn von demſelben Augenblicke
Sind alle meine Leiden fort.

Ja, reicher Gott, wie ſanft es thut,
Wen wohl begrüßt ein lieblich Weib;
Ihm wird ſo freudenvoll der Muth
Das Herz und auch der ganze Leib;
Er ſchwingt ſich in die Lüfte hehr,
Von ſchnellen Fittigen getragen,
Als ob's ein edler Adler wär'.

Es fiel aber dieſes Fürſten Zeit ſchon in die Abnahme der minniglichen Verehrung des weiblichen Geſchlechts, an deren Stelle

ſich häufig Rohheit, Ungeſchliffenheit und Unbeſcheidenheit zeigten, wie denn nächſtfolgendes Gedicht auf dieſe Gebrechen der Zeit hinweiſet.

An die Ungeſchliffenen.

Was hat wohl Beſſ'res noch die Welt,
Das uns in ſteter Luſt erhält,
  Als Weibes Minn' alleine?
Ein Weib, die lieblich lachen kann
Gen einen wohlgemuthen Mann,
  Die Wonne iſt nicht kleine:
Wenn ſie ihm blickt ins Angeſicht
Und mit den Augen zu ihm ſpricht,
  Daß ſie ihn herzlich meine.
Wer dieſer Freude ſich nicht freut
Und nährt im Herzen Tück und Neid,
  Der werde gleich zum Steine!

Im ſchönen Leib ein gutes Herz,
Im reinen Muthe Minneſcherz,
  Wer das bei Frauen finde,
Der ſuche keinen goldnen Schatz:
Der Minne reichlicher Erſatz
  Ihn aller Wünſch' entbinde.
Ihr lauter ſpiegelhelles Leben
Kann trüben Herzen Freude geben;
  Wer dieſer widerſtünde
Und guten Frauen unhold wär',
Der ſegle weit hinaus in's Meer
  Vom Weibe und vom Kinde!

Ihr Ungeſchliff'nen hört mich an!
Euch hat die Zucht in Bann gethan:
  Drauf ſchwör ich tauſend Eide.
Die Unzucht iſt eu'r beſter Gott
Und treulich thut ihr ſein Gebot:
  Er geb' euch ſeine Freude!
Ihr Frauen ſeht den Rittersmann
Mit keinem güt'gen Blicke an,
  Bis er die Unzucht meide!

Dann gebt ihm euren Minnegruß,
Daß hoch das Herz ihm ſpringen muß,
Geräumt von allem Leide!

Wirklich nahm mit dem Fall der Hohenſtaufen auch allmälig Minneſang und edles Ritterthum ab. Kaiſer Rudolph von Habsburg, deſſen Sinn nur auf Vermehrung ſeiner Macht und ſeines Hauſes gerichtet war, zeigte nicht mehr die Neigung für Poeſie, welche den hohenſtaufiſchen Kaiſern ſo ſehr eigen war, ſo daß ſtatt der Minneſinger an ſeinem Hofe Schalksnarren beliebt und üblich waren. Nichts deſto weniger dauerte der Minneſang noch immer fort, und war doch ſelbſt in ſeinem Gefolge der Ritter Steinmar aus der Schweiz, von dem wir ſchon oben ein Gedicht angeführt haben, ein Minneſinger, und manches gefühlvolle und herzliche Lied iſt noch aus dieſer Zeit vorhanden. Um dieſe Zeit lebte auch Herr Ulrich von Lichtenſtein aus Steiermark, wie es ſcheint König Ottokars von Böhmen Feldhauptmann, einer der beſten Minneſinger im Ausgange des 13. Jahrhunderts. Von ihm haben wir ein größeres Gedicht, der Frauendienſt, welches die Geſchichte ſeines ritterlichen Lebens und ſeines Minnedienſtes enthält. Beides ging allerdings in's Lächerliche und Uebertriebene, und er hat durch ſeine Gedichte gewiß dem Anſehen der Minnepoeſie viel geſchadet, weil bei der damaligen ernſten Lebensrichtung es unmännlich erſcheinen mußte, ſein ganzes Leben ſolchen Tändeleien hinzugeben. Uebrigens bleibt ſeinen Liedern doch immer der Preis ungemeiner Herzlichkeit und höchſter Vollendung. Hier folgt nur eins davon:

Mannes Freude.

Krieg mit allen Ungemuthen,
Die ſich nimmer noch gefreut,
Mit den Feinden alles Guten,
Was das Erdenleben beut!
Krieg für die Freuden und Krieg für die Ehren,
Die uns die Neider wollen verwehren!

Wenn die Frauen froh nicht machen
Einen vielgeliebten Mann,
Dem aus Herzensgrund ſie lachen,
Sagt, was den erfreuen kann?
Wenn ihn nicht freuet ihr ſüßes Koſen,
Wird er ſich freuen der Maienroſen?

Ich bin froh ob einer Roſen,
Die viel ſüße Worte ſpricht,
Und mit Scherzen und mit Koſen
Jedes Herzeleid zerbricht.
Mit dem kleinen roſigen Munde
Zieht ſie den Schmerz aus des Herzens Grunde.

Wie die Bienen ihre Süße
Aus den Blumenkelchen ziehn,
Alſo ziehen ihre Grüße
Auch den Schmerz aus meinem Sinn:
Seit ſie den erſten Gruß mir gegeben,
Ward mir zum Himmel das irdiſche Leben.

Mit des höchſten Muthes Krone
Hat ſie mir das Haupt geſchmückt,
Und es ſchwebt mit ſeinem Lohne
In den Lüften hochentzückt.
Eine ewge Freudenjugend
Schenkte mir ihre Frauentugend.

Didaktiſche Dichter.

Von nun an theilen ſich die Minneſinger, die noch bis in das 14te und 15te Jahrhundert fortdauern, und nur mehr Nachahmer ſind, in zwei Schulen, je nachdem ſie entweder mit Wolfram von Eſchenbach nach Sinn und Bedeutung ſtreben, oder nach Gottfried von Straßburg durch ſinnliche Darſtellung zu vergnügen trachten. Freilich fehlte es dieſen wie jenen an dem, was jene beiden Dichter eben zu großen Dichtern gemacht hatte, an der idealen Weltanſchauung und Geiſtesreinheit, durch die ſo-

wohl das Myſtiſche bei Wolfram gegen Uebertreibung und Verſtiegenheit, als das Sinnliche bei Gottfried gegen das Gemeine geſichert war. Einer der vorzüglichſten Dichter und Nachahmer Gottfrieds war der berühmte Konrad von Würzburg, deſſen kleine Erzählungen und trojaniſcher Krieg bald höher geſchätzt wurden, als Triſtan. Nächſt ihm ſind es Konrad Fleke und Rudolph von Ems, welche durch ihre ſinnige, wohlwollende und harmloſe Perſönlichkeit am meiſten anſprachen, und den Anfang zu einer Unterhaltungspoeſie machten, wo freilich die Anmuth in Tändelei und Weichlichkeit, die Natur und Einfalt in proſaiſche Alltäglichkeit allmälig übergeht. Aus dieſer Schule ſind dann ſpäter, wie ſchon aller Sinn für das eigentlich Poetiſche zu erlöſchen begann, die breiten und langweiligen Romane in Proſa hervorgegangen, von welchen bei den Meiſterſängern die Rede ſein wird. Kein Wunder, daß ſich ſchon im 13ten Jahrhundert ernſte Stimmen gegen den Minneſang und die Sagendichtung, als weibiſche Tändelei und kindiſche Mährlein erhoben, nur ſchade, daß dieſe zugleich mit den ſchlechten Nachahmungen auch die trefflichen Urbilder eines Wolfram und Gottfried und ihres Gleichen verkannten und verwarfen. Die Anfeindung des rein Poetiſchen, (in ſo fern es weder ſittlichen noch wiſſenſchaftlichen Gewinn darbot) hatte aber ihre Quelle in der Neigung des deutſchen Volkes zur Belehrung und Aufklärung des Verſtandes. Weder Kirche noch Schule befriedigte dieſe Neigung, darum eben unternahm es der freie Geiſt einiger deutſcher Männer, die Poeſie zu dieſem Zwecke zu gebrauchen. Daher alles Religiöſe und Myſtiſche und Alles was ſich auf dies innerſte Menſchenleben im Parcival bezieht, von dem epiſchen Stoffe geſondert, umgearbeitet, und zu ganzen Lehrgedichten umgeſchaffen wurde. Ein ſolcher didaktiſcher Dichter war ſchon im 13ten Jahrhundert Thomaſin Tirkler oder Zerclar aus Friaul, der in ſeinem Gedichte: der wälſche Gaſt ein Lehrbuch ritterlicher Moral aufſtellt. Es iſt nicht ohne poetiſchen Werth, ja die Sprache iſt durchaus edel, auch geht durch das Ganze eine Geſinnung, die für das deutſche Volk reiche Früchte trug, wenn er z. B. ſagt: „daß der ein Thor wäre, der ſich durch

ſeinen Adel groß dünke; edel ſei nur der, der ſein Herz und Gemüth an das Gute wende;"

„Die Herren verſchmähen heute weiſer Leute Rath, und die Biſchöfe, die von Gott ihre Ehre haben, daß ſie ſeine Gebote und Geſetze vollziehen, wie erfüllen ſie ihre Pflicht? Sie können ſelbſt nicht predigen, und wo ſie einen Mann wiſſen, der es gerne lernte, dem helfen ſie nicht, denn ſie wollen, daß ihre Pfaffen gar nichts wiſſen ſollen, wie ſie ſelbſt."

„Nicht nur Pfaffen, auch Laien ſollen ſich belehren. Bei den Alten war es, daß jeglicher Sohn der Edlen las; da ſtand es anders um die Welt. Heut zu Tage iſt die Gelehrſamkeit unwerth geworden. Doch aber führen Künſte und Wiſſenſchaften zur Tugend."

Gervinus ſagt von ihm*): Mit dem Alterthume, mit den großen Muſtern der alten Geſchichte, wenn nicht aus den Schriften, doch mit dem Leben der griechiſchen Philoſophen bekannt, iſt er, wie Hans Sachs bei ſeinem erſten Bekanntwerden mit dieſen reizenden Anekdoten, die auch für die moraliſche Bildung jedes Knaben ein viel untrüglicheres Mittel ſind, als die Sprüche des Katechismus, erregt von dem Geiſte, der ſich hier kund thut, erſtaunt über die Energie, die er hier findet, betroffen von der grundſätzlichen Tugend, die hier ſo einheimiſch zu ſein ſcheint, als er ſie in ſeiner ritterlichen Umgebung mangelnd findet. Dieſe grundſätzliche Tugend zu lehren iſt daher Thomaſin's eigentliche Aufgabe; mit ihr ſucht er, dem Wechſel der Welt gegenüber, dem Menſchen ein Ewiges und Dauerndes zu geben, mit dem er ſich nicht mehr von Freud zu Leid, von Leid zu Freud, wie ein Spielball ſoll werfen laſſen, ſondern im Unglück Faſſung und Mäßigung im Glücke bewahren. Seine Lehre von der Stete und Unſtete iſt nichts anders als eine Lehre vom ſittlichen Grundſatz.

Noch hat dieſe didaktiſche Poeſie, wohin, außer dem wälſchen Gaſt, auch der Freidank von der Beſcheidenheit (vielleicht von Walther von der Vogelweide verfaßt) aus dem 13ten

*) I. B. 2. Aufl. S. 461.

Jahrhundert zu rechnen iſt, einen andern Gewinn der deutſchen Nation gebracht, indem ſie nach dem Beiſpiele Walthers von der Höhe der Ritter- und Hofpoeſie herab zum Volke ſtieg und nicht von ritterlichen Tugenden allein redete, ſondern eine Moral lehrte, die für alles Volk gehört. Das war um ſo heilſamer, da über den britiſchen und franzöſiſchen Romanen deutſche Sitte und Sittſamkeit ſowohl, als geſundes Denken Gefahr liefen unterzugehen.

Allegorien.

Leider beherrſchte das didaktiſche Gedicht bald eine Form, die der Lehre ein poetiſches Kleid geben ſollte, eigentlich jedoch nur ein Behelf mittelmäßiger Dichter war, ihre ſchlechte Arbeit mit Farbe zu übertünchen; dieß war die Allegorie, in welcher irgend ein Gegenſtand in einer Reihe von Gleichniſſen und Sinnbildern vorgeſtellt wird. Die Franzoſen liebten von jeher dieſe mehr rhetoriſche als poetiſche Ausſchmückung, weil ſie gerne Alles bis ins Kleinſte ſchildern und beſchreiben. Den Deutſchen hat dies aber nie zugeſagt, und es iſt erſtaunlich, wie ſo viele deutſche Dichter dies nicht gemerkt haben und noch immer derlei Malereien zur Qual ihrer Leſer zu Markte bringen. Dieſe Allegorie wurde nun zu Anfang des 14ten Jahrhunderts bis in das 16te hinein ſowohl im Epiſchen als Lyriſchen und Dramatiſchen angewendet, und dabei nicht Maß gehalten, wie etwa in dem Nibelungenliede, wo Chriemhilden von einem Falken träumt oder in dem zarten Liedchen von Kürenberg, das wir oben angeführt haben, und welches an denſelben Traum erinnert, — vielmehr wurden ſolche Allegorien weit ausgeſponnen. So vergleicht ſich z. B. ein Minneſinger mit einem Jäger, ſein Minnelied mit der Jagd, ſein Herz mit dem Hunde, der ihm entläuft, kunert, ſchreit, von Wölfen — das ſind die Merker oder Recenſenten — bedroht und endlich zerriſſen wird. Ein andres Mal wird die Liebe als Frau Minne oder gar Frau Venus perſonifizirt und ein Dichter kommt in ihr Land, ihre Stadt, Inſel,

Burg, Garten oder Zelt; da wird ſie von allerlei Burſchen heimgeſucht, der eine heißt Tölpelhaftigkeit, der andre Läppiſchkeit, der dritte Verlegenheit u. ſ. w., zum Glück hat ſie die Ritter Ehre, Schaam, Zucht und andere Freundinnen bei ſich, von welchen ſie getröſtet und geſtärkt wird. In einem andern Gedichte ſtreiten ſich Liebe und Pfennig und der Letztere vertheidigt ſich mit großer Beredtſamkeit: er ſei der Abgott der Welt, Alles was geſchieht, geſchehe durch ihn; wer ihn hat, habe auch Liebe, Niemand könne ihm widerſprechen oder ſich gegen ſeinen Willen ſetzen, er habe Gewalt über Geiſtlichkeit, Adel und Ritterſchaft, die Alle in ſeinen Dienſten ſtünden, u. ſ. w. Zu gutem Ende ſtößt der Pfennig die Liebe von einem Stege in einen Bach, der Sänger aber rettet ſie und führt ſie zu ſeinem Gezelt, wo die Tugenden nach einander kommen und den Pfennig verklagen. In allen dieſen allegoriſchen Gedichten fehlt es nicht an ſatyriſchen Ausfällen, wie denn überhaupt die Satyre ein Hauptmerkmal des Zeitraums, der auf den Minneſang folgte, ausmacht.

Das war alſo das Ende des Minneſangs, dieſer Blüthenzeit deutſcher Poeſie, die nicht wiederkehren wird, weil ſie zu eng verbunden iſt mit den Zuſtänden der Hohenſtaufiſchen Zeit, die auch nicht wiederkehren wird und auch nicht wiederkehren ſoll, weil unſer gereiftes Geſchlecht, jenen Zuſtänden entwachſen, den Geiſt des Mittelalters überflügelt hat. Doch iſt die Erinnerung an jene Zeit der deutſchen Treue und Tapferkeit erhebend für unſer Volk, und wir müſſen und ſollen auf dieſelbe zurückblicken, ſo oft wir Gefahr ſehen in Weichlichkeit und Laſter zu verſinken oder in Knechtſchaft zu gerathen, die jene Männer des Eiſens mit ihrem Heldenblute von unſerm Vaterlande abgewendet haben. Und die Lieder und die Sagen jener Zeit ſollen wir ſingen und unſre Kinder ſingen lehren, wie einſt die Griechen Homer's Geſänge lernten, denn die Lieder und Sagen haben unſre Väter zu Thaten geweckt und ihre Frauen veredelt, und Lieder und Sagen, welchen unſere Altvordern gelauſcht, ſind heilige Lieder und heilige Sagen. Wir Deutſche ſollen nicht undankbarer gegen unſre Ahnen und ihre Sänger ſein, als es die Hebräer gegen ihre Propheten waren, deren Schriften ſie in ein Buch ſammelten, das auch wir das Buch

der Bücher und ein heiliges Buch nennen. Poeſie iſt auch Religion, denn ſie heiligt und veredelt auch die Menſchen und nur eine ausgeartete iſt dieſes Vergleichs unwerth; wo finden wir aber die Poeſie reiner, lebensreicher und anmuthiger als in der Zeit, die ſelber durchaus poetiſch war, denn wenn auch die griechiſche Muſe mit ihr um den Vorzug ſtreitet, hat ſie doch gleich jener das Recht, nach ihrer Eigenthümlichkeit beurtheilt zu werden und es bedarf der Deutſche Lieder, in welchen ſich deutſche Empfindungsweiſe ausſpricht.

Dritter Zeitraum:

Zeitalter des Meiſterſangs.

Beiläufig vom Jahre 1300 — 1523.

Die zwei Jahrhunderte, welche zwiſchen den Kreuzzügen und der Reformation mitten inneliegen, nennt man gewöhnlich die Periode des Meiſterſanges, weil ſich zu Ende derſelben die Schule der Meiſterſänger d. h. zünftigen Dichter und Sänger erhoben; beſſer aber könnte man ſie als die Zeit des Verfalles der deutſchen Poeſie und des Ueberganges derſelben aus den höhern Ständen zu dem Volke bezeichnen. Wir werden alſo in der Geſchichte derſelben zuerſt von den letzten Minneſingern und dem Ausſterben des Minneſanges, dann von der Meiſterſängerkunſt und ihren Werken und endlich von dem unzünftigen und freien Volksgeſange und der Auflöſung poetiſcher Werke in Proſa handeln.

Die letzten Minneſinger.

Mit Rudolph von Habsburg zog ſich der Minneſang allmälig nach Oeſterreich und dieſes Land war nebſt Baiern, was Schwaben während der Kreuzzüge war, der Sitz des Minneſangs, ſeit die Hohenſtaufen ausgeſtorben und auch auf der Wartburg ſtatt der Sänger liebenden Landgrafen von Thüringen Albrecht der Unartige hauſte, der die langen Fehden veranlaßte, die ſeine Söhne, welche die verſtoßene Mutter rächten, gegen ihn führten. Doch weder in Oeſterreich noch Baiern, noch ſonſt wo waren die

Minneſinger wieder ſo freundlich aufgenommen, als ehedem und die Lieder aus dieſer Zeit ſind voll Klagen über die Ungunſt der Fürſten und Herren. Doch auch das Leben war nun ſchon nicht mehr ſo poetiſch; denn an die Stelle der edlen Ritterſitte trat Rohheit; die Burgen, wo ſonſt die Minneſinger glänzende Feſte verherrlichten, lagen entweder des geübten Fauſtrechts wegen von Kaiſer und den übrigen Reichsfürſten zerſtört in Trümmern, oder wenn ſie ſtanden, waren es Raubſchlöſſer oder Sitze wildherziger Ritter, die mit den Städten in beſtändigen Fehden lebten. Indeß dauerte der Minneſang dennoch fort, allein er glich nicht mehr dem alten ſeelenvollen Geſange geborner Dichter. Am wenigſten gelang das eigentliche Minne- oder Liebeslied, und das beſte dieſer Zeit ſind noch Trink-, Ernte-, Kriegs- und Jagdlieder, weil ſich beſonders in Oeſterreich der poetiſche Stoff verkörperte. Einen Schein innerlichen Lebens zu erhaſchen, verfielen manche Dichter außer den ſchon einmal erwähnten Allegorien auf die poetiſchen Räthſel, die aber ihrer Ungereimtheit und Unauflösbarkeit halber der Poeſie mehr ſchadeten. Es iſt gar nicht zu verwundern, daß dieſe Männer auf ſolche Abwege geriethen; die neu errichteten Univerſitäten hatten eine Schulphiloſophie eingeführt (die Scholaſtik), deren Unterſuchungen häufig auch nichs weiter als ſolche abgeſchmackte Räthſel ſind. Eben dergleichen gab es auch in der damaligen Glaubenslehre, beſonders quälte man ſich mit der Offenbarung (Apokalypſe) Johannis, um daraus Dinge zu entziffern, die nicht drinnen liegen können. Ein merkwürdiges Dichterwerk, welches aus lauter ſolchen Räthſeln beſteht, iſt der ohne ſeine Würdigkeit berühmt gewordene Wartburgkrieg. Es wird nämlich erzählt, daß der Landgraf Hermann von Thüringen auf der Wartburg die berühmteſten Minneſinger ſeiner Zeit: Veldek, Eſchenbach, Oſterdingen, Walther von der Vogelweide, Reinmar den Alten u. a. zu einem poetiſchen Kampfſpiele eingeladen. Die Veranlaſſung war Oſterdingen, der in alle ſeine Geſänge das Lob des Herzogs Leopold VII. von Oeſterreich einmiſchte, wogegen die übrigen Sänger den Landgrafen Hermann rühmten. Es wurde nun verabredet, daß die Sänger um die Wette ihre Fürſten preiſen, der Beſiegte aber aufgehängt werden ſollte. Lange ſtand der

Sieg auf der Seite Ofterdingens, als plötzlich die Landgräfin von Thüringen in den Verſammlungsſaal eintrat und den Dichter außer Faſſung brachte. Die Meiſter eilten das Urtheil an ihm zu vollziehen, wurden aber durch die Landgräfin, zu deren Füßen er ſich flüchtete, daran gehindert. Da bat Ofterdingen ſich den Klingsohr, einen berühmten Minneſinger, der am Hofe des Königs Andreas von Ungarn lebte, zum Schiedsrichter aus. Klingsohr kam wirklich nach der Wartburg und verſchaffte dem Ofterdingen den Preis. Lange hielt man dieſe Erzählung für eine hiſtoriſche Thatſache, die ſich aber aus keiner Urkunde beweiſen läßt. Auch hielt man die Verſe, in welchen die obgenannten Dichter ſprechend eingeführt werden, für eigene Werke derſelben; allein ſowohl Versbau als Inhalt ſind der großen Dichter unwürdig. Die Verurtheilung des Beſiegten verräth vollends ein viel brutaleres Zeitalter, als das des menſchenfreundlichen Hermann von Thüringen, am wenigſten dürfte ſolches unter ſeinen Augen geſchehen ſein. Es iſt alſo beinahe ausgemacht, daß dieſes Gedicht, worin eben die unauflöslichen Räthſel den Hauptinhalt bilden, etwa im 14ten Jahrhundert von einem unbekannten Dichter geſchrieben worden ſei. Gervinus bezweifelt ſelbſt, daß man je werde Verſtand und Sinn in dieſes Gedicht bringen, doch muthet er dem Verfaſſer eine Idee zu, die ihm mehr Ehre bringen würde als ſeine Räthſel. Er meint, derſelbe habe wollen durch die zwei Dichter, den ritterlichen und naiven Eſchenbach und den gelehrten und gekünſtelten Klingsohr, den natürlichen und unſchuldigen Minneſang mit der weiſedünklichen und nekromantiſchen Zeit zuſammenſtellen. Auf jeden Fall iſt die ganze Idee, auf der Wartburg, dieſem Sitze der mittelalterlichen Muſe, die größten Dichter damaliger Zeit vorzuführen, höchſt anziehend und poetiſch, ja ſie erinnert an die Fröſche des Ariſtophanes, wo die griechiſchen Tragiker in der Unterwelt zuſammenkommen, und es iſt zu bewundern, daß nicht ſchon ein neuerer Dichter dieſen glücklichen Stoff bearbeitet hat.

Zu den kirchlichen und dogmatiſchen Stoffen, die in dieſer Zeit auch wieder mehr als früher beliebten, gehört vor Allen die Vergötterung der h. Jungfrau Maria. Es iſt ſchon oben bei Gottfried von Straßburg in einem herrlichen Liede von

der Gottesminne gezeigt worden, wie die weltliche Minne durch die Verehrung der Mutter Jeſu ihre geiſtigſte Steigerung erhielt, allein das war noch immer höchſt poetiſch und den Madonnen der Raphaele vergleichbar, nun aber kamen ſo geiſtig verzückte und bis in's Lächerliche übertriebene Marienlieder zum Vorſchein, daß dadurch ebenſo Poeſie als Religion gefährdet wurden. Wir geben hier als Beiſpiel eins derſelben von Meiſter Sigeher:

Maria, muoter und meit,
Du haſt den hochſten pris beieit,
Der tugende kaiſerinne!
Du ſueſſe ob aller ſueſſekeit,
Die ſueſſe iſt al der voerlte bereit,
Heilberndiu kiuniginne!
Du zeder boum, du balſam ſmak,
Du riche lilien ouvve,
Du himel ſtraze, du ſelben tag,
Gote liebiu ſpiegel ſchovve.

Dich loben diu ſchuole in muſica,
Und diu ſueſſen cantica,
Der tugende kaiſerinne!
Dich lobent diu pſalteria,
Diu ſchellen und diu organa,
Heilberndiu kiuniginne!
Du olboum aſt,
Du muscat nus,
Du drivaltig ſagebere,
Du ſunnenglaſt,
Du minne ſchus,
Von dir ſint ſueſſe mere.

Ueberſetzung:

Maria, Mutter und Magd,
Du haſt den höchſten Preis erjagt,
Der Tugenden Kaiſerin!
Du Süße über alle Süßigkeit,
Deine Süße iſt aller Welt bereit,
Heilbringende Königin!
Du Cederbaum, du Balſam-Geſchmack,
Du reiche Lilienau,
Du Himmelſtraße, du ſeliger Tag,
Göttlicher Liebe Spiegelſchau.

Dich loben die Schulen in Muſika,
Und auch die ſüßen Cantica,
Der Tugenden Kaiſerin!
Dich loben die Pſalteria,
Die Schellen und die Organa,
Heilbringende Königin!
Du Oelbaum-Aſt,
Du Muskatnuß,
Du dreifaltige Liebeswerthe,
Du Sonnenglaſt (Glanz),
Du Minneſchooß,
Von dir ſind ſüße Mährchen.

Außer dieſen wurden noch immer die alten einheimiſchen und fremden Sagen von Kaiſer Karl, von Artur, Titurel, Dietrich u. ſ. w. und eine Anzahl von Legenden neu bearbeitet, vermehrt und fortgeſetzt, doch überall erkennt man die ſchwache Hand des 14ten Jahrhunderts und — die Feder; denn ſchreiben konnten nun die Dichter alle, und nicht wie ſonſt entquoll das tiefempfundene Lied der augenblicklichen Eingebung, um ſich gleich zu Zitterklang in Wort und Ton auszuſprechen. Doch haben dieſe Männer das Verdienſt, daß ſie uns die Meiſterwerke der alten Minneſinger, die damals noch meiſt nur im Munde des Volkes lebten und noch nicht niedergeſchrieben waren, ſammelten und in Handſchriften der Nachwelt überlieferten. Dergleichen Handſchriften ſind noch auf der akademiſchen Bibliothek zu Jena, zu Heidelberg, zu Bremen, zu Kolotſcha in Ungarn, in Wien und andern Orten vorhanden. Die größte Sammlung von mehr als 140 Minneſingern iſt die Pariſer, welche eben zu Anfang des 14ten Jahrhunderts von dem Züricher Rathsherrn Rüdiger von Maneſſe und ſeinem Sohne veranſtaltet worden und im 17ten Jahrhunderte nach Heidelberg, von hier während des 30jährigen Krieges nach Paris gekommen war. Dort blieben nun die herrlichen Ueberreſte deutſchen Geiſtes unbenützt liegen, denn die Ritter und Fürſten, für die ſie geſungen waren, hatten Sinn und Liebe für Sang und Minne verloren, die Gelehrten und Prieſter ſahen voll Dünkel und geiſtlichem Hochmuth auf ſie, wie auf unwürdige Tändeleien herab, die Männer aus dem damals aufſtrebenden Bürgerſtande kamen nicht in die

Bücherſammlungen, wo die Papiere im Staube moderten. Es iſt daher begreiflich, doch auch zugleich unverzeihlich, wie unſer Adel alſo ſein ritterliches Amt, Führer der Nation auch auf dem Wege der Geiſtesbildung zu ſein, wie er es auf dem Wege der Waffenehre war, — unverzeihlicher noch, wie dies die Prieſter und Lehrer der Kirchen und Schulen gleichfalls verſäumen konnten. So geſchah es, daß die Deutſchen erſt bei Römern und Griechen ſuchen mußten, was ſie ſchon bei ihren alten Dichtern, bei Walther, Wolfram und Gottfried hatten — und ſich 400 Jahre lang mit ihren Opitzen, Canitzen und Gottſcheden behelfen und Franzoſen, Italiener und Britten in erniedrigendem Gefühle ihrer Geiſtesarmuth bewundern mußten. Wahrlich dieſer Umſtand hat viel dazu beigetragen, daß unſer Volk, von keinem ſtolzen Dichter begeiſtert und erhoben, ſo lange ſeiner inwohnenden Kraft und Macht nicht inne ward und Fremden geſtattete, auf ſeinem Boden in fremder Sprache zu gebieten.

Die Volksdichter.

Obgleich aber mit dem Verfalle des Minneſanges die Poeſie mit zu verfallen begann, dürfen wir doch nicht annehmen, daß alles poetiſche Leben in Deutſchland damals ausgeſtorben ſei. In dieſen Irrthum könnte man nur dann gerathen, wenn man das Daſein einer Poeſie nach den vorhandenen ſchriftlichen Denkmalen darthun wollte und außer Acht ließe, daß es auch eine Poeſie geben konnte, von der nichts niedergeſchrieben und alſo nichts auf die Nachwelt kommen konnte. Aus den zahlloſen Volksliedern, Sprüchwörtern und Denkſprüchen, die ihrer Sprache und ihrem Inhalte und ihrer ganzen Form nach ein hohes Alter verrathen, läßt ſich auf ein reges poetiſches Volksleben in Deutſchland ſchließen, das aus den älteſten Zeiten herſtammt und nie ganz aufhörte, ja neben dem Minneſang, freilich wenig beachtet von den Fürſten und Rittern, fortbeſtand. Waren ja ſelbſt alle die oben beſprochenen

Heldenſagen Anfangs Volkslieder, und von dem gehörnten Siegfried, von Dietrich, Roland ſang alles Volk auf Gaſſen und Straßen. Freilich verlor ſich dieſes hiſtoriſche Volkslied, als die Ritter im 12. und 13. Jahrhundert mit der eiſernen Lehnverfaſſung dem gemeinen Volke mit der Freiheit auch Recht und Befugniß in den Schlachtreihen mitzukämpfen entriſſen, und es wurden unter den gefeierten Helden kaum mehr ein anderer als etwa der getreue Eckart, der arme Heinrich, der allgemein verehrte Kaiſer Friedrich Rothbart vom Volke beſungen. Dafür bekam der gemeine Mann bald ſeine eigene Helden; denn im 14. u. 15. Jahrhundert wagte allmälig der Bauer und der Bürger mit dem gehamiſchten Ritter zu ſtreiten und auf Tod und Leben Weib und Kind, ſeine Hütte und Habe und ſein Recht als freier Menſch zu vertheidigen. Schon unter dem Sohne Rudolphs von Habsburg Albrecht I. erhoben ſich die ſchweizeriſchen Eidgenoſſen und zeigten der erſtaunten Mitwelt das Schauſpiel eines ungleichen Kampfes, in welchem kleine Schaaren unkriegeriſcher, mit leichten Spießen, Morgenſternen und roſtigen Schwertern ſchlecht bewaffneter Bauern und Hirten in Leinenkitteln und barfuß über kriegsluſtige und kriegserfahrene ſtolze Herrn und Ritter in Eiſen gepanzert und zu hohem Roſſe einherſchnaubend, ſiegten. Da verwandelten ſich die einfachen Hirtenlieder in glühende Kampfsgeſänge, und wir haben eine ganze Sammlung derſelben und wiſſen ſogar die Namen der begeiſterten Dichter, die ſelbſt mitſchlugen die Schlachten und, eben ſo feurig wie einſt Tyrtäus, die Schlachten bei Morgarten, bei Sempach beſangen. Wir nennen zuerſt nur den Halbſuter, von dem wir auch eins ſeiner Lieder von dem Sempacher Streit, überſetzt von Follen, hier mittheilen.

Man zählte dreizehnhundert
Und ſechs und achtzig Jahr,
Als Gottes Gnadenwunder
Sich machte offenbar,
Hei, als er am Cyrillentag
Den Eidgenoſſen beiſtand,
Wie ich nun ſing' und ſag'.

Ein Bauer kam gezogen
Gen Willisau geſchwinde;
Ein Bienlein kam geflogen
Und baute in die Linde.
Hei, wie es an den Herzog flog.
Als da derſelbe Herzog
Die Schweizer überzog;

Das deutet, ſprach der Bauer,
Auf fremde Gäſte heuer;
Da ſahn die Willisauer
Ihr Schloß in hellem Feuer;
Hei, rief der Feind in Uebermuth,
Wir tödten alle Schweizer,
Das jung' und alte Blut!

Es zogen her mit Schalle
Von Surſee, aus der Stadt,
Die Herren, an die alle
Der Fürſt geſchrieben hat:
Hei, koſtet's Leib und Leben,
Wir wollen ſie bezwingen,
Und ihnen Herren geben.

Sie fingen an zu ziehen
In köſtlichem Gewand,
Das Volk fing an zu fliehen,
Bis daß es Sempach fand;
Hei, was da auf den Aeckern war,
Entfloh vor dieſem Herzog
Und ſeiner großen Schaar.

Den Frauen half kein Bitten,
Man fing ſie auf zum Leid',
Und ſchnitt denſelben mitten
Am Gürtel ab ihr Kleid;
Hei, alſo ſchmählich ließ man ſie:
Die baten Gott im Himmel
Um Rache ſpät und früh.

Ihr Niederländiſchen Herren!
Ihr zieht ins Oberland?
Ob ihr euch dort könnt nähren,
Iſt euch noch unbekannt;

Hei, erſt ſollt ihr zur Beichte gehn,
Euch möchte wohl ein Wehe
Im Oberland geſchehen!

„Wo hat man denn den Pfaffen,
„Dem man da beichten muß?“
Zu Schwyz iſt er beſchaffen
Und giebt euch harte Buß;
Hei, der wird euch begegnen,
Mit ſcharfen Hallebarten
Wird er euch treulich ſegnen!

„Wenn wir ſo bitter büßten —
„Gnad' Herr, gnad' Domine!
„Wenn wir die tragen müßten,
„Fürwahr, es wär uns weh;
„Hei, wem wär' es zu klagen,
„Wenn wir ſo ſchwere Buße
Von Schweizern müßten tragen?“

Als man im Morgengrauen
Am Montag Mäher ſah
Nun mähen in dem Thauen,
Wie zeitig war man da;
Hei, ſchickte man doch gleich zur Hand
Das Morgenbrod den Mähern
Vor Sempach auf das Land.

Rutſchmann von Rheinach ſprengt zum Straus
Vor Sempach an den Graben;
„Nun gebt das Morgenbrod heraus
„Die Mäher wollen's haben!
„Hei, denn ſie ſind ſchon an der Maht
„Und wenn ihr nun nicht eilig
„Erſcheint, ſo iſt es ſchad!“

Antwortet ihm geſchwinde
Ein Bürgersmann hierauf:
Wenn wir um ihre Grinde
Sie ſchlagen allzuhauf,
Hei, das iſt dann ihr Morgenbrod;
Da freſſen ſich die Ritter,
Und Grafen dran zu todt.

„Wann iſt denn nun das Frühſtück da,
„Weßhalb allhier wir ſtehn?“
O laßt nur erſt die Schweizer nah
Und euch zu Leibe gehn. —
Hei, richten ſie es allerbeſt,
Daß eurer etwa Mancher
Den Löffel fallen läßt.

2.

Als ſie gar bald vernahmen
Von Sempach aus der Burg,
Wie daß die Schweizer kamen,
Eilt der von Haſenburg;
Hei, als er ſpähte in die Bahn,
Da zogen miteinander
Die Eidgenoſſen an.

Die Herren von Luzerne
Erſtarkten feſtiglich,
Und in dem Mannheitskerne
Sah keiner hinter ſich;
Hei, wie ſo hurtig wiederkam
Der liebe Haſenburger,
Der dies zu Herzen nahm;

Wie an der Lagerſperre
Er gleich zum Herzog ſprach:
Ach gnädiger Fürſt und Herre,
Gemach! nur heut gemach!
Hei, dieſen Tag nur nichts gewagt!
Denn ich beſah das Völklein,
Es iſt ganz unverzagt.

Da ſprach ein Herr von Ochſenſtein:
O Haſenburg, o Haſenherz!
Da wendet Haſenburg ihm ein:
Mich ſchmerzt fürwahr dein eitler Scherz?
Hei, ſag ich dir bei meiner Treu',
Man ſoll noch heute ſehen,
Wer von uns zager ſey!

Auf banden ſie die Helme
Und haben abgeſchlagen
Schuhſchnäbel, daß man hätte
Gefüllt wohl einen Wagen;
Hei, vorwärts wollt' der Adler gehn
Und ließ den Troß der Knechte
Und Knappen hinten ſtehn.

Zuſammen ſie dann ſprachen:
Soll uns dies Häuflein,
Soll uns der Bauer ſchlagen,
Man ſpräche allgemein:
Hei, Bauern haben dies gethan! —
Die frommen Schweizer riefen
Gott laut indeſſen an:

Ach reicher Chriſt vom Himmel!
Durch deinen bittern Tod
Hilf heut uns armen Sündern
Aus dieſer Angſt und Noth!
Hei, lieber Gott, nun ſteh' uns bei,
Erhalte Land und Leute
In Schutz und Schirm und frei!

Da ſie den Ruf vollbrachten
Zu Gottes Lob und Ehr,
Und ſeines Leids gedachten,
Gab ihnen Gott der Herr
Hei, ſolches Herz und ſolche Kraft,
Daß ſie ſich tapfer kehrten
Gleich hin zur Ritterſchaft.

Als Uri, Unterwalden
Und Schwyz ſich ſtark benahm,
Und ihnen an der Halden
Der Löwe nun bekam:
Hei! war des Stieres rauher Schrei:
Und willſt du mit mir fechten,
So fechte nun, o Leu!

Der ſprach: Bei meinem Eide,
Du fügſt es eben recht!
Ich hab auf dieſer Haide
Noch manchen Edelknecht,

Hei, dieſer zahlt dich für das Leid,
Das du mir einſt bei Laupen
Haſt zugefügt im Streit!

Weil du im Moregarten
Mir ſchlugſt ſo manchen Mann,
So magſt du nun erwarten,
Daß ich daſſelbe kann;
Hei, und ich kann's, bei meinem Eid!
Da ſprach der Stier zum Löwen:
Dein Drohen wird dir leid!

Der Leu fing an zu ſchnaufen
Und hoch den Schweif zu tragen;
Komm, rief der Stier, wir raufen,
Wir meſſen uns, wir ſchlagen!
Hei, rück heraus, herſtreite daß,
Daß dieſe grüne Haide
Von Blut mag werden naß!

Nun fing man an zu ſchießen
Zu ihnen in den Tann,
Man griff mit langen Spießen
Die Eidgenoſſen an;
Hei, dieſer Schimpf war alſo ſüß,
Daß hohe Tannenäſte
Fielen vor ihre Füß'.

Des Adels Heer war feſte,
Die Ordnung dick und breit;
Das verdroß die frommen Gäſte;
Ein Winkelried, der ſeit: (ſagt)
„Hei, laßt ihr es mein Weib und Kind
„Entgelten und genießen,
„So helf' ich euch geſchwind!

„Treue, liebe Eidgenoſſen,
„Mein Leben verlier' ich mit!
„Sie ſind ſo hart geſchloſſen,
„Daß wir ſie brechen nit!
„Hei! einen Inbruch mach' ich faſt,
„Wenn ihr es mild den Meinen
„Zum Wohl gereichen laßt."

Hiermit that er erfaſſen
Einen Arm voll Spieß behend,
Macht allen eine Gaſſen
Und macht ſich ſelbſt ein End.
Hei! Das war doch ein Löwenmuth?
Sein männlich tapfer Sterben
War für Waldſtätten gut.

Mit Hauen und mit Stechen,
Mit muthiger Gewalt
Begannen ſie zu brechen
Des Adels Ordnung bald.
Hei, daß ein Held den Tod gewann!
Es hätte ſonſt gekoſtet
Noch manchen Biedermann.

Die frommen Eidgenoſſen
Erſtachen Mann für Mann,
Und ſprachen unverdroſſen
Einander fröhlich an;
Hei, feindlich ſparrte ſich der Stier
Und trat die Wappenthiere
Und ſtieß das Löwenthier.

Der Leu fing an zu mauen,
Zu treten hinter ſich,
Da ſtarzt der Stier die Brauen
Und gab ihm einen Stich,
Hei, daß er ging aus ſeiner Bahn
Und ließ die grüne Weide
Und ließ den grünen Plan.

Und als die Flucht ſich zeigte
Zu Roß und auch zu Fuße:
Das wahr wohl gar die Beichte,
Das war wohl gar die Buße?
Hei, rief der Stier zum Berg gekehrt,
Du fliehſt und biſt, o Löwe,
Mir keiner Ehre werth!

Zeuch hin, o rauher Prahler,
Ich bin bei dir geweſen;
Du haſt mich angefallen:
Ich bin vor dir geneſen;

Hei, zieh nur heim und bleibe ſchier
Bei deinen ſchönen Weibern,
Und laß die Ehre hier!

Denn hier ſteht wohl ein Pranger,
Der wenig Ehre mißt,
Seit du auf dieſem Anger
So ſchnell entwichen biſt!
Hei, dieſes ſteht dir übel an,
Daß du mir da gelaſſen
So manchen ſtolzen Mann.

Der blanken Harniſchzieren
Gewann ich eine Laſt,
Sammt fünfzehn Hauptpanieren,
Die du verloren haſt;
Hei, löſe nun dies hohe Pfand,
Das ich dir angewonnen,
Mit ritterlicher Hand! —

Zur rechten Ader ließen
Allda den fremden Herrn
Mit ihren langen Spießen
Die Feſten von Luzern;
Hei, Herren liegen viele
Zu Königsfeld im Kloſter
Seit dieſem Lanzenſpiele.

Auch griffen die von Schwyze
Mit manchem klugen Mann
Voll Mannheit und voll Hitze
Den Löwen kühnlich an,
Hei, weil ſie ihn bis auf den Tod
Geſchlagen, bis er hinſank
So roth, ſo blühendroth.

Von Uri auch der Bauer
Mit ſeinem ſchwarzen Stier
Beſtritt, wie eine Mauer,
Das grimmige Gethier,
Hei, weil er jeden Helm zerſchlug
Und jeden Hochgebornen
Darunter, der ihn trug.

Auch die von Unterwalden
In ihrem Zornesmuth',
Die waren nicht zu halten
Und ſchlugen ſich gar gut;
Hei, weiſe nennt man ſie und fromm,
Drum brachten ſie auf Spießen
Dem Feind ihr Gott willkomm.

So ward der Leu von Stieren
Getrieben aus dem Korn,
Sein Dräuen und Prangiren
Ward pure Wuth und Zorn;
Hei, wie es übel ihm bekam,
Als ſeine alte Weide
Der Stier ſich wiedernahm!

Von Oeſtreich Herzog Leopold
War ſonſt in allen Dingen
Ein froher Herr, bis er unhold
Die Bauern wollte zwingen;
Hei, fürſtlich that er's wagen,
Kam alſo an die Bauern,
Und wurde todtgeſchlagen.

Was half ihm ſeiner Fürſten
Und Herren Aufgebot?
Sie mußten in den Hürſten
Und Feldern in den Tod.
Hei, das ſei unverſchwiegen:
Sechshundert Helme blieben
Auf dieſer Wahlſtatt liegen.

3.

Es war ein Herr entronnen,
Das war der Herr von Gree;
Der kam zur ſelben Stunde
Gen Sempach an den See;
Hei, ſprach er da zum Hans von Roth,
Für Geld und gute Worte
Führ' uns aus dieſer Noth!

Faſt gern! ſprach Hans von Rothe,
Und war des Lohnes froh,
Den er verdienen ſollte;
Fährt bis Rothwyl alſo
Hei, über See die Frechen;
Da winkt der Herr dem Knappen,
Den Schiffsmann zu erſtechen.

Der Knappe will's vollbringen;
Hans aber, der nicht dumm,
Merkt gleich es an den Dingen
Und ſchlagt ſein Schifflein um:
Hei! nehmt im Waſſer nun die Lehr',
Und einen braven Schiffsmann
Erſtecht ihr nimmermehr.

Hans Roth zieht heim und ſchmielet
Vor ſeinen lieben Herrn:
Man fängt wohl ſonſt die Fiſche
Nicht ohne Angel gern;
Hei! heute fing ich zwei zugleich;
Laßt mir nur ihre Schuppen,
Die Fiſche laß ich Euch!

Man ſchickte mit ihm Leute,
Man zog ſie aus dem Grund,
Man fand gar viele Beute
In ihrem Reiſebund:
Hei, er bekam den halben Theil,
Und lobte Gott und meinte,
Dies Schifflein ſey wohlfeil.

Was war in ihren Säcken?
Zwei Silberſchalen gut!
Die gab man Hans zum Beſten
Die führt er wohlgemuth
Hei, unverzecht und unverthan,
Zum Aufbewahren gegen
Luzern in ſeinem Kahn.

4.

Es kam ein Bote müd und bleich
Gen Oeſtereich zu Hand:
Ach edle Frau von Oeſtereich!
Der Herr liegt auf dem Land,
Hei, weil den Unverzagen
Sammt allen ſeinen Fürſten
Die Bauern todtgeſchlagen! —

Ach reicher Chriſt im Himmel!
Was hör' ich? Große Noth!
So iſt denn nun mein lieber
Gemahl dahin und todt?
Hei, daß es ſo ergangen!
O hätt' er doch mit Ehren
Gekämpft und wär' gefangen!

Nun fahret wunderbalde
Zu dieſem großen Schaden,
Zu Sempach vor dem Walde
Den Herzog aufzuladen!
Hei, führt in's Kloſter ihn hinein,
Führt ihn nach Königsfelden,
Dort ſoll ſein Grabmahl ſeyn! —

Die Herrn am Rheine ſagen,
Als nun die Boten weinen:
Der Herzog ſei erſchlagen
In, um und auf den Seinen —
„Hei, ſetzten wir ein andres dran,
Wär er daheim geblieben,
Ihm wär' kein Leid gethan!"

„Was braucht's, von freien Stücken
Ein Faß mit ſich zu führen,
Ein Faß mit Henkersſtricken
Und puren Galgenſchnüren?
Hei, hätt' ihm Gott den Sieg geſchenkt,
Die Eidgenoſſen wären
Alſam daran erhenkt."

„Hätt' er nicht Unfug trieben
Und ſolchen Uebermuth,
Der Adel wäre geblieben,
Wie ſonſt, bei ſeinem Gut;
Hei, zuviel war einmal zuviel,
Drum hat auch ſo handfeſt
Geſchloſſen dieſes Spiel!"

Die Frau von Mümpelgarten
Und die von Ochſenſtein,
Die kann noch lange warten,
Ob nicht ihr Mann kommt heim;
Hei, beide ſind erſchlagen;
Das hört in ihren Landen
Man jämmerlich beklagen.

Die Bürger von Schaffhauſen
Und Winterthur ſind blaß
Und annoch voll von Grauſen,
Denn ſauer war der Spaß;
Hei, Dieſſenhofen, Frauenfeld
Ließ manchen Mann dahinten,
Auf unſerm rauhen Feld.

So ſpricht ein Burgermeiſter
Von Freiburg, aus der Stadt:
„Wir ſind von unſrer Reiſe,
„Die wir geleiſtet, matt;
Hei, welche Schmach wir tragen,
Die wir auf freier Haide
Von Schweizern ſind geſchlagen."

O hätten alle dieſe
Vom Bodenſee und Rhein
Auf einer fremden Wieſe
Das Mähen laſſen ſeyn!
Hei, gar zu dünne Schwaden
Und gar zu wenig Futter
Sah man die Mäher laden!

Es zogen die von Koſtnitz
Desgleich voll Hoffnung dran
Und kämpften voller Vorwitz
Den alten Wiſend an;

Hei, hängt doch nun ihr Banner auch
Zu Schwyz in einer Kirche,
Nach altem Schweizerbrauch.

Auch waren an dem Tanze
Von Lenzburg die und Baden,
Die hat mit ihrem Schwanze
Die braune Kuh geladen;
Hei, mit dem Schwanze ſchlug ſie ſehr,
Daß ſie nach ſolcher Beichte
Gelüſten nimmermehr.

Begrub man nicht Frießhard
Mit ſeinem langen Bart,
Sowie den Schenk von Bremgart
Auf eine neue Art?
Hei, beide wollten's haben,
Daß man ſie vor dem Walde
Zu Sempach eingegraben.

Die redlich fortgefochten,
Als ſchon ihr Fähndrich todt:
Die Zofinger vermochten
Noch mehr als ihre Noth;
Hei, weil ihr Banner in der Schlacht
Ein Mann in's Maul geſchoben;
So ward es heimgebracht.

Von Rheinach die gedachten,
Mit purem Mord zu ſiegen,
Und wie ſie es vollbrachten,
Iſt annoch unverſchwiegen;
Hei, ihren Meineid hat man gleich
Noch in dem Kampf denſelben
Geprediget Streich auf Streich.

Es ſprach mit Scherz und Schelten
Die braune Kuh zum Stier:
Mich wollte heute melken
Ein Herr in dem Brevier —
Hei, ſchlug ich ihm den Kübel hart
Um's Ohr und gab ihm eines,
Daß ihr ihn nun verſcharrt! —

Den hat man nicht vergeſſen,
Den hat man wohl gekannt,
Der zu Luzern geſeſſen,
Halb-Suter zubenannt:
Hei, weil er froh die Waffen nahm,
Und froh dies Lied gedichtet,
Als ob der Schlacht er kam.

Als darauf nach ſchon errungener Freiheit des Landes auch der ſtolze Burgunderfürſt Karl ſeine Hand nach dem armen Schweizerlande ausſtreckte, da war es wieder unter andern der wackere Veit Weber, der die Schweizer mit ſeinem Geſange in die Schlachten bei Murten und Nancy zum Kampfe führte. Auch von dieſem Sänger hier ein Lied:

Die Zeitung flog von Land zu Land,
Vor Murten liegt Burgund!
Und jeder eilt für's Vaterland,
Zu ſtreiten mit Burgund.

Im Feld vor einem grünen Wald,
Rief Knecht und Reutersmann,
Laut rief von Lothringen Renald:
„Wir wollen vorne dran.

Die Führer hielten kurzen Rath,
Doch dünkt er uns zu lang;
Wann endigt ſich der lange Rath,
Iſt ihnen etwa bang?

Schon ſteht die Sonn' am Himmel hoch,
Nicht träg im blauen Zelt,
Und wir verziehen immer noch,
Zu hauen in dem Feld!

Zwar furchtbar knallte Karl's Geſchütz,
Man gab darum nicht viel;
Man achtete nicht in der Hitz,
Ob der und jener fiel.

Im weiten Kreiſe blitzt das Schwert,
Auslangt der lange Spieß;

Blut dürſtete das breite Schwert,
Blut trank der lange Spieß.

Der Wälſche kämpfte kurze Zeit,
Der Knecht und Ritter lief;
Das weite Feld war überſtreut
Mit Speeren Kniees tief.

Der floh zum Strauch — der floh zum Hain
Vorm hellen Sonnenlicht,
Viel ſprangen in die See hinein,
Und dürſteten doch nicht.

Sie ſchwammen wie der Enten Schaar
Im Waſſer hin und her,
Als wär' es wilder Enten Schaar
Schoß man ſie im Geröhr.

Auf Schiffen fuhr man in den See,
Schlug ſie mit Rudern todt.
Das Waidwort war nur Ach und Weh,
Die grüne See ward roth.

Viel klommen auf die Bäume hoch,
Die ſchoß man wie die Krähn;
Die Fittich fehlten ihnen noch,
Sie mocht der Wind nicht wehn.

Zwo Meilen lang bedeckte ſich
Das Land mit Tod und Blut;
Das Land, der Strauch, die Roſe glich
Dem ſchwarzen Menſchenblut.

Den Bergen war die Sonne nah,
Die uns den Sieg gebracht;
Die Welſchen die man leben ſah,
Die dankten es der Nacht.

Ein Lager einem Marktplatz gleich
Kam in der Schweizer Hand.
Karl machte ſchnell den Bettler reich,
Im armen Schweizerland.

Schachzabel iſt ein Königsſpiel,
Jetzt ſpiel's der Eidgenoß,
Er nahm ihm ſeiner Freuden viel,
Die Seite ſtand ihm bloß.

Die Rochen halfen ihm nicht viel,
Die Roſſe litten Noth;
Er wende ſich, wohin er will,
Schachmatt iſt ihm gedroht."

Der hatte ſelbſt die Hand am Schwert,
Der dieſen Reim gemacht;
Bis Abends mäht' er mit dem Schwert,
Des Nachts ſang er die Schlacht.

Er ſchwang die Saiten und das Schwert,
Ein Fiedler und Soldat,
Den Herren und den Mädchen werth,
Dem Tänzer und Prälat.

Die mich gebar, das gute Weib,
Sie küßte mich, und Veit,
Heiß Veit, ſo ſprach das gute Weib!
Veit heiß ich immerſeit.

Während ſich denn alſo die Schweizer Bauern ihre Freiheit erkämpften und liedeswerthe Thaten vollbrachten, regte ſich auch in den deutſchen Städten unter der Regierung der Kaiſer aus dem Hauſe Luxenburg ein ritterliches Leben; denn ſeit den Kreuzzügen ſind dieſe zu Burgen und Zufluchtſtätten des armen Volkes gegen die gewaltigen Raubritter geworden. Durch Handel und Gewerbe erhoben ſich nicht nur die nördlichen Hanſeſtädte, auch am Rhein und mitten im Reiche verbreitete ſich Erwerbluſt und Wohlſtand und ſchönere Paläſte, als die baufälligen Ritterſchlöſſer bauten ſich dieſe Handwerker und Kaufleute. Natürlich war es, daß bei ſolcher Thatkraft auch der Muth nicht ausblieb, ſich das Erworbene zu erhalten und mit dem Schwert in der Hand gewaltthätigen Angriff abzuwehren. So entſtand der ehrenhafte deutſche Bürgerſtand, von welchem von nun an, ſeit das Ritterthum verfiel, deutſches Volksthum ausgehen ſollte. Wir werden im nächſtfolgenden Ab-

ſchnitte davon ſprechen, wie dieſen Bürgerſtand auch die Poeſie von den höhern Ständen überkam und ſtatt des Minneſangs den ſogenannten Meiſterſang einführte. Vorher müſſen wir aber einer andern großen Bewegung im deutſchen Volksleben erwähnen, welche wieder, gleich den Schweizer-Geſchichten, Anregung zur epiſchen Dichtung geworden iſt. Das war im 15ten Jahrhundert der blutige Huſſitenkrieg. Waren auch die Kriegslieder der Huſſiten böhmiſch, ſo klangen doch die Tonweiſen derſelben, in welchen die bis zur entſetzlichen Mordluſt und Verzweiflung gehetzten Helden lauter als Trommel und Trometen, Kriegsgeſchrei und Winſeln der Sterbenden ſangen, verſtändlich und deutlich auch dem deutſchen Volke, das damals, von Kaiſer und Reichsfürſten angeführt, gegen dieſe Vorkämpfer des Evangeliums auszog, und es haben ſich dieſe Tonweiſen bis auf den heutigen Tag nicht nur bei den Böhmen erhalten, ſie klangen auch in vielen unſrer deutſchen Kirchenlieder fort, die ſich meiſt nach huſſitiſchen Melodien bildeten.

Nach dieſer vorangeſchickten Darſtellung des 14ten und 15ten Jahrhunderts bekommen wir erſt ein vollkommenes Bild von dieſer Zeit, in welcher Erwerbsſucht, Krieg und Unruhen aller Orten alle Leidenſchaften und alle Kräfte der Menſchen aufregten, ſo daß nur wenige ſich ganz ruhig einem behaglichen Stillleben und der Heimath überlaſſen konnten; ein großer Theil des armen Volkes, das nicht mehr Knecht ſein und dienen wollte und noch keine bleibende Stätte, kein geſichertes Recht beſaß, von einer fahrigen Unruhe befallen, raſtlos hineinſtürmte in den allgemeinen Tumult und, wie vordem die nach Abenteuer ſuchenden Ritter, im Lande herumwanderte, als Handwerksburſche, Jäger, Landsknechte, Bettler und fahrende Schüler. Davon unterſchieden ſich aber dieſe Abenteurer von den Rittern, daß ihr Trachten nicht nach eingebildeten Gütern, nach Ehre, Minne, und im Dienſte weltlicher und geiſtlicher Gelübde, wie im Traume ſondern im wacheſten Leben der Wirklichkeit, nur auf die leibliche Noth und irdiſche Gelüſte gerichtet war. Und von dieſen Leuten ſtammen die zahlloſen Volkslieder, die durch die grellen Farben der Wirklichkeit, durch die Unmittelbarkeit, in der ſie entſtanden, durch den unverwüſtlichen Humor der untern Stände, an

poetiſcher Kraft die Minnelieder weit übertreffen, wenn ſie auch des ideellen Aufſchwungs ermangeln.

Ich hab' meine Sach' auf nichts geſtellt,
Juchhe!
Drum iſt's ſo wohl mir in der Welt,
Juchhe!
Und wer will mein Kamerade ſein,
Der ſtoße mit an, der ſtimme mit ein,
Bei dieſer Neige Wein!

Das war das Loſungswort dieſer fahrenden Leute, und unſer großer Dichter*) hat in demſelben mit keckem Wurfe das Bild getroffen, das man ſich von dem Zuſtande dieſer Volksdichter machen muß. Wer jung und frei war, ſang damals und ſang nicht etwa von Empfindungen, die Empfindung ſang unmittelbar aus ſeiner Bruſt und darum erſcheint uns eben ihr Lied voll kühner Sprünge ſo lückenhaft, daß man überall verſucht wäre das Fehlende auszufüllen. Allein eben dieſe Bündigkeit und Kürze macht das Poetiſche derſelben; es fliegt Gefühl und Gedanke ſo leicht und, von keiner ſchwerfälligen und breiten Proſa niedergehalten, enthält es nur lautern vollen Erguß menſchlicher Herzen. Uebrigens gilt auch von dieſen Volksliedern, daß man ſie nur dann richtig beurtheilen, verſtehen und von dem Inhalte ergriffen und gerührt werden kann, wenn man ſie ſingen gehört; denn ſie ſind zugleich mit dem Geſange entſtanden, und ohne dieſe begleitenden Töne, welche die ſcheinbaren Lücken ausfüllen, das Neigen und Fallen, das Fortſchreiten und Innehalten, das Wachſen und Vergehn der Empfindung ausdrücken, müſſen ſie dem Auge eines Leſers, der nicht verſteht die unſichtbaren Noten zu leſen, leeres Geklingel und flache Reimerei ſcheinen. Die Muſik kam um dieſe Zeit auf verſchiedenen Wegen nach Deutſchland. Seit dem Minneſange war es der provenzaliſche Geſang, welcher über Schwaben und den Rhein nach Oeſtreich und die übrigen Lande gelangte. Im 14ten Jahrhundert blühte ein

*) Bekanntlich iſt das Lied, von dem wir hier eine Strophe anführen, von Göthe.

jugendliches Alter der Tonkunſt in den Niederlanden auf; vielleicht waren die dortigen Sänger Ausläufer burgundiſcher Herrlichkeit. Von hier verbreitete ſich denn Muſik und Geſang in das nördliche Deutſchland, nach Nieder-Sachſen bis Thüringen. Endlich waren es im 15ten Jahrhundert die Böhmen, ein Zweig des großen ſlaviſchen Völker-Stammes, der ſchon in den älteſten Zeiten Tanz und Muſik liebte, welche Zitterklang und Lieder auch in die nordöſtlichen Lande nach Brandenburg und Sachſen brachten, und im Erzgebirge, wo einſt der deutſche Schwan aufſteigen ſollte, ein neues Lied zu verkünden, ſangen die Bergknappen in ihrer mühſeligen Armuth freudiger als je ein Hofſänger.

Außerdem, daß nun Sang und Freude auch wieder unter das gemeine Volk kam, brachte die Poeſie dieſer Zeit noch den Vortheil, daß nicht wie bisher beinahe ausſchließlich nur die ſchwäbiſche Mundart, ſondern alle ober- und niederdeutſchen Mundarten in Gebrauch kamen, ja häufig einander genähert wurden, ſo daß ſchon im 15ten Jahrhundert zu einer Verſchmelzung aller Dialekte die Vorbereitung geſchah.

Zum Schluſſe dieſes Abſchnittes wollen wir noch einige dieſer Volkslieder, deren Verfaſſer meiſt unbekannt ſind, mittheilen und zwar zuerſt eines aus dem Liederbuche der Clara Hätzlerinn, einer Nonne des 15ten Jahrhunderts, welche eine große Anzahl geiſtlicher und weltlicher Lieder geſammelt und niedergeſchrieben hat. Weil es ziemlich leicht zu verſtehen iſt, geben wir es in der alten Sprache:

Ich raitt ains tags spacieren
Für ainen [1])groenen walt;
Ich [2])vand mit reicher ziere
Ain fräwlin wolgestalt.
Ich gruesset da das fräwlin zart:
Sy danket mir mit [3])züchten;
Gar haisz sy wainen ward.

Ich tratt von meinem pfaerde,
Zuo ir ich nider sasz:
„Nun sagt mir, fraw vil [4])werde,

1) grünen. 2) fand. 3) ehrbar, züchtig. 4) werthe.

Warumbe tont ir das,
Das ir wainet also ser?"
Sy sprach „ich hab verloren,
Ich verwind es nimmer mer."

„Fraw, ich wil nit [5])emperen,
Ir sagt mir ewr verlust."
Sy sprach „ich tett es [6])geren,
War mir min laid [7])vertust.
Ich hatt ain [8])valken mir erzogen
Vil länger denn ain iar:
Der ist mir hin geflogen."

„Fraw, lasst den valken vliegen.
Wer waisz was im [9])gebriszt?"
Sy sprach „er tett mich [10])triegen:
Es [11])chomt von argem list;
Sein trew ist ganz entzway.
In hat ain eul veriaget
Mit irem valschen gschrai.

Die eule nistet nah daby
Da min valke [12])was;
Der valk was seins gemuetes [13])fry,
Er truog den eulen hasz;
Sein gefider schluog er zuruk:
Die vogel hassen die eulen
Mit irem vil valschen [14])duk.

Ich [15])sich [16])in nimmer vliegen,
Nach dem mich tuot verlangen.
Der valke tuot sich [17])schmiegen:
Ich fürcht, er werd gevangen.
Und koem er wider in das garn
Und wurd der eulen zu [18])teile.
Das [19])vederspiel woer verloren.

„Fraw, folget miner lere:
[20])Gavnd nit spacieren [21])vsz.
Ich ratt [22])iveh vf min [23])ere:

5) entbehren, enthalten zu wiſſen. 6) gern. 7) zum Schweigen bringt. 8) Falken. 9) gepreßt. 10) betrügen, hintergehen. 11) kommt. 12) war. 13) hatte ein freies Gemüthe. 14) Tücke. 15) ſehe. 16) ihn. 17) läßt ſich locken. 18) Theile. 19) Federſpiel, Vogel. 20) geht. 21) aus. 22) euch. 23) Ehre.

[24])Blibt [25])haim in ewrem husz.
Was hilft noch ewer wainen?
Nembt ain sperber vf ewre hand,
Und [26])lat den valken [27])swaimen."

24) bleibt. 25) daheim. 26) laßt. 27) ſchwärmen.

Noch ein neckiſches Kinderliedchen aus Graffs Diutisca.

Kinderreime.

Es reit ein hèrre:
sîn[1]) schilt was[2]) ein gêre[3]);
Ein gêre waz sîn schilt,
unde ein hagel sîn wint;
Sîn wint waz ein hagel.
ich wil iuch[4]) fürbas[5]) sagen,
Ein schâf ist ein wider,
unde ein geis ist ein zige;
Unde ein zige ist ein geis,
unde ein stücke ist ein fleisch;
Unde ein fleisch ist ein stücke,
unde ein bein ist ein rippe;
Unde ein rippe ist ein bein,
unde ein wacke[6]) ist ein stein;
Unde ein stein ist ein wacke,
unde ein bîhel[7]) ist ein ackes[8]);
Unde ein slôs[9]) ist ein rigel,
unde ein bang[10]) dast ein sidel[11]);
Unde ein sidel ist ein bang,
unde ein trotte[12]) ist ein ûfgang;
Ein ûfgang ist ein trotte,
unde ein huot[13]) ist ein kappe;
Ein kappe daz ist ouch ein huot,
unde ein niedercleit[14]) ein bruoch[15]);
Ein bruoch ist ein niedercleit,
unde ein brôt ist ein leip;
Unde ein leip dast ein brôt,
hunger daz ist grôze nôt;
Grôze nôt dast hunger
so ist ein visch ein haering;
Unde ein haering ist ein visch,
unde ein bret ist ein tisch;

1) fein. 2) war. 3) Wurfſpieß. 4) euch. 5) ferner. 6) Kieſel. 7) Beil. 8) Axt. 9) Schloß. 10) Bank. 11) Sitz. 12) Treppe, Staffel. 13) Hut. 14) Unterkleid. 15) Hoſen.

Unde ein tisch ist ein bret.
  ûf der erden ist der weg.
Alle wege ûf der erde.
  Uzer milche macht man kaese;
  linin tuoch ist guot zwilich;
Zwilich daz ist linin tuoch,
  unde ein salter[16]) ist ein buoch;
Unde ein bouch ist ein salter,
  unde ein stein ein alter;
Unde ein alter ein stein;
  ûf den beinen göt[17]) man hein[18]).

16) Pſalter. 17) geht. 18) heim.

Endlich aus den altdeutſchen Wäldern der Brüder Grimm eine Strophe

Des Trougemundesliedes.

Willekome varender man!
wo laege[1]) du hinaht[2])?
oder wô mitte[3]) waere[4]) du bedaht[5])?
oder in werle[6]) hande wise[7])
bejageste[8]) cleider odes spise?
„Daz hestu gefraget einen man,
der dir es in ganzen triuwen[9]) wol gesagen kan.
mit dem himel was ich bedaht,
und mit den rôsen was ich umbestaht[10]);
in eins stolzen knappen wise
bejage ich cleider unde spise.“

Nu sage mir, meister Trougemunt;
zwei und sübenzig lant die sint dir kunt:
waz boumes birt[11]) âne bluot[12])?
waz vogel söiget[13]) sine junge?
waz vogel ist âne zunge?
waz vogel ist âne mage?
kanstu mir des iutziut gesagen,
so wil ich dich für einen weidelichen knappen haben.

1) lagſt. 2) dieſe Nacht. 3) womit. 4) warſt. 5) bedeckt. 6) welche. 7) Handthierung. 8) erjageſt erwirbſt. 9) Treue. 10) umſtanden, umſtellt. 11) tragt Frucht. 12) Blüthe. 13) ſäuget.

„Des hestu gefrâget einen man,
der dirs in ganzen triuwen wol gesagen kan.
die queckolter[14]) birt âne bluot,
der stork ist âne zunge,
die fledermûs söiget ire jungen,
der swarbe[15]) ist âne magen.
ich wil dirs in ganzen triuwen sagen,
und fragestu iutziut mêre,
ich sage dirs fürbas an dîn êre[16])."

Nu sag mir, meister Trougemunt,
zwei und sübenzig lant die sint dir kunt:
waz ist wisser[17]) denne der snê[18])?
waz ist sneller danne daz rêch[19])?
waz ist hoeher denne der berg?
waz ist vinsterre den die naht?
kanstu mir iutziut das gesagen,
sô wil ich dich für einen jegerlîchen[20]) knappen haben.

„Des hestu gefrâget einen man,
der dirs von grunde wol gesagen kan.
die sunne ist wisser den der snê,
der wint ist sneller den daz rêch,
der boum ist hoeher den der berg,
die rame[21]) ist swerzer den die naht.
doch wil ich dir in ganzen triuwen sagen:
frâgestu mich iutziut mêre,
ich sage dirs fürbas an dine êre."

Nu sage mir, meister Trougemunt,
zwei und sübenzig lant die sint dir kunt:
durch waz ist der Rîn[22]) so tief?
oder war umbe sint frowen alsô liep?
durch waz sint die matten sô grüene?
durch waz sint die ritter sô küene?
kanstu mir daz iut[23]) gesagen,
sô wil ich dich für ein stolzen knappen haben.

„Des hestu gefrâget einen man,
der dirs wol gesagen kan.
von manigem ursprunge ist der Rîne sô tief,
von hoher minnen sint die frowen liep,
von manigen würzen[24]) sint die matten grüene,
von maniger starken wunden sint die Ritter küene."

14) Wachholder. 15) ein unbekannter, vermuthlich fabelhafter Vogel. 16) dir zu Ehren. 17) weißer. 18) Schnee. 19) Reh. 20) weiblich, ſtattlich. 21) der Rabe. 22) Rhein. 23) jetzt. 24) Wurzeln.

Es gibt bereits mehrere Sammlungen von Volksliedern, als.
Des Knaben Wunderhorn von Arnim und Cl. Brentano.
Körners hiſtoriſche Volkslieder. Stuttgart 1840.
Görres altdeutſche Volks- und Meiſterlieder.
Erlach Volkslieder der Deutſchen. 5 Bände.
Auch iſt zu vergleichen:
Verſuch einer geſchichtlichen Charakteriſtik der Volkslieder germaniſcher Nationen von Talvj. Leipzig 1840.

Der Meiſterſang.

Außer dieſer Volkspoeſie erhob ſich aber auch eine *gelehrte*, welche ſie gleichſam mit dem Minneſang verbinden und die Kluft ausfüllen ſollte, die ſich ſeit den Kreuzzügen zwiſchen Volk und Adel eröffnet hatte. Eigentlich hätten wohl die Geiſtlichen, als Mittler zwiſchen Herrn und Unterthanen, dies Geſchäft übernehmen und die Aufgabe löſen ſollen; allein dieſe waren im Wohlleben ſo verſunken und viel unwiſſender als im tiefſten Mittelalter des 8ten und 9ten Jahrhunderts, wo ſie noch römiſche Claſſiker abſchrieben und in lateiniſcher und deutſcher Sprache, wie ſchon oben erzählt worden, manches kleine Werklein der Welt ſchenkten; jetzt mengten ſich nur einzelne Bettelmönche unter das ſingende Volk. Auch die im 14ten und 15ten Jahrhundert errichteten Univerſitäten nahmen ſich der Poeſie nicht an, ſondern beſchäftigten ſich mit einer unfruchtbaren Gelehrſamkeit, mit Dingen, die weder ihnen noch der Welt Nutzen brachten, — mit der *ſcholaſtiſchen Philoſophie*, die ſich in ſpitzfindigen Redensarten gefiel, und im Nebel herumirrte, indem ſie ſich den Anſchein gab, tiefe Unterſuchungen anzuſtellen. Mit Verachtung und Geringſchätzung ſahen dieſe Schulgelehrten nicht nur auf Volk und Volksdichter, ja ſelbſt auf die Ritterpoeſie herab, ohne ſie zu kennen. Nur einige Männer ſowohl höherer als niederer Stände traten nun auf, um ſich der verwaisten Poeſie anzunehmen. Aber auch ſie waren von der herrſchenden Afterweisheit angeſteckt, griffen die Sache mit ſoviel Gelehrſamkeit

an, und nahmen ſich nicht den rein poetiſchen und natürlichen Gottfried, ſondern den zum Geheimnißvollen und Ueberſinnlichen hinneigenden Wolfram und den didaktiſchen Thomaſin zum Muſter. Die ſieben freien Künſte, worunter man Grammatik, Dialektik oder Philoſophie, Rhetorik, Arithmetik, Geometrie, Aſtronomie und Muſik begriff, ſpucken in den Werken dieſer Dichter. Wir wollen nicht alle derſelben von Trymberg bis auf Brand herzählen, ſondern nur an einigen derſelben die Poeſie dieſer Zeit kennen lernen.

Hugo von Trymberg, alſo genannt von ſeinem Geburtsorte, war Schulrektor zu Bamberg und lebte zu Ende des 13ten und Anfang des 14ten Jahrhunderts. Er ſchrieb ein Lehrgedicht unter dem Titel Renner, von welchem er ſelber ſagt:

Renner iſt dieß Buch genannt,
Wanne es ſoll rennen durch die lant.

Es iſt dies ein Gemengſel von Fabeln, Erzählungen, Schwänken und Sittenſprüchen, in welchen zwar wenig poetiſcher Reiz, doch ein redlicher Wille, das Volk mit den bibliſchen Lehren bekannt zu machen, hervorleuchtet, und wirklich hat dieſes Buch den deutſchen Mittelſtand trefflich auf die Reformation Luthers vorbereitet. Mit beſonderer Neigung bearbeitete Hugo die Thierfabel, worin die Lehren der Weisheit gleichſam verkörpert durch handelnde und redende Thiere dargeſtellt werden. Sie fand um dieſelbe Zeit einen trefflichen Bearbeiter in dem Prediger Mönche Ulrich Boner (vielleicht ein Berner). Dieſer Mann war noch mehr als Hugo mit den römiſchen Schriftſtellern vertraut, nach welchen er größtentheils die Fabeln ſeines Edelſteins (ſo nannte er ſein Buch), gedichtet hat. Es iſt dies unſtreitig der feinſte und zugleich einfachſte Schriftſteller des 14ten Jahrhunderts, und ſeine Fabeln ſind durch ihre treuherzige und naive Erzählung und den wahren poetiſchen Hauch Muſter in dieſer Gattung. Wir führen hier nur eine derſelben, in's Neuhochdeutſche übertragen, an:

Der Affe.

Einmal ein Affe kam gerannt,
Wo er viel guter Nüſſe fand.
Ihm war geſagt von ihrem Kern,
Er hätte ihn gegeſſen gern.

„Der Kern ſoll ſein" ſprach er „ſo gut,"
Drum griff er darnach wohlgemuth;
Biß in die bitt're Hülle drein;
Kommt an die Schale hart wie Stein.

Dumm, wie er war, ſpricht er ſodann.
„Die führten mich gewaltig an;"
Und warf in ſeinem Affengrimm
Die Schale mit dem Kerne hin.

Dem Affen gleicht ſo mancher Mann,
Der, kommt ihm etwas bitter an,
Es wegwirft ſammt der Süßigkeit,
Die ihm wär' worden mit der Zeit.

Mit welcher Bündigkeit wird hier erzählt und wie anſchaulich zugleich, ohne alle ſtörende Nebenbemerkungen und das verſinnlichte Sprichwort, die Lehre ergibt ſich von ſelbſt und zeichnet ſich ungemein vor den langweiligen, verwäſſerten Nutzanwendungen mancher ſpäteren Fabeldichter aus. Der Edelſtein iſt nebſt dem Renner das beliebteſte Volksbuch der damaligen Zeit geworden, wie denn überhaupt die Thierfabel dem deutſchen Volke zuſagte, und wir werden noch am Schluſſe dieſes Abſchnitts von einem größern Gedichte, Reineke, ſprechen, welches gewiß ſchon um dieſe Zeit in den Niederlanden entſtanden iſt.

Zwei der merkwürdigſten Dichter dieſer Zeit ſind Frauenlob und Regenbogen, welche beide zu Anfang des 14ten Jahrhunderts lebten. Doktor Heinrich von Meiſſen, genannt Frauenlob, war Domherr zu Mainz, ein gelehrter Mann, welcher ohne poetiſches Talent alle myſtiſche und ſcholaſtiſche Weisheit in ſeinen Gedichten auskramt, ſo daß ihm nur ſelten ein einfaches Lied ge-

ſingt. Seinen Namen Frauenlob und daß ihn Frauen zu Grabe trugen (wie man erzählt), verdankt er ſeinem Streite mit Regenbogen, worin er das Wort Frau vor dem Worte Weib geprieſen; übrigens findet man in ſeinen Gedichten mehr ſchwülſtige und verſchrobene Vergötterung Mariens, der Mutter Jeſu, als minnigliche Anklänge.

Ihm gerade gegenüber ſteht Barthel Regenbogen, ſeines Handwerks ein Schmied, wie er ſelber in folgenden Verſen ſagt:

Ich Regenboge, ich war ein Schmied, auf hartem Anebos (Ambos)
Gewann ich kümmerlich mein Brot, Armuth hat mich beſeſſen.
Doch konnt' ich's länger nicht ertragen und bald darauf
Griff ich ein andres an, und fuhr nach Sanges Gier gar weit.
Es hat mich ſehr und viel gereut, daß ich es hab' gethan:
Zwei weiße Händchen braucht ich nun, dazu ein müßig Leben;
Doch ſeit mein Herz ſich ſolcher Kunſt ergeben,
Laß' ich doch nimmermehr davon.

Dies war ein Mann mit ſchlichtem und einfältigem Sinn, in deſſen rohen Verſen ſich zwar der ſchwere Hammer, aber auch zugleich das innigſte und wärmſte Gemüth verrathen, ſo daß ihn innerer Beruf zur Dichtkunſt nicht abzuſprechen iſt. Dieſer Mann, von dem vornehmern Frauenlob mit Geringſchätzung behandelt, hatte nun immerwährenden Streit mit demſelben. In den wenigen Gedichten dieſer Art, die auf uns gekommen ſind, verliert der gute Man freilich ſeinen natürlichen, herzlichen Ton, doch biederſinnig, wie er iſt, verſöhnt er ſich in ſeinem Schwanengeſang mit Frauenlob und bittet die Jungfrau Maria in Frauenlobs Tone, ihm zum Himmelreich zu helfen, wo er viel liebe Gäſte und auch Meiſter Frauenlob zu finden hoffte.

Gleich Regenbogen gab es allenthalben nun unter den Handwerkern deutſcher Städte Dichter und Sänger, ſeitdem Wohlſtand und Bildung von dem Adel auf das Bürgerthum übergegangen war. Unter allen Städten Deutſchlands blühten aber damals am meiſten Nürnberg und Augsburg, und nächſt dieſen Mainz, Straßburg, Ulm u. a., in welchen nun in der Behaglichkeit eines reichen, bürgerlichen Erwerbes auch der Trieb nach allerlei Kenntniß

und Aufklärung ſich regte; denn das zeigt den tüchtigen Charakter der Deutſchen, daß ſie die erworbenen Schätze nicht verpraßten, ſondern zufrieden mit dem Nothdürftigſten, wie in der Armuth lebten und aber ihre Städte durch herrliche Gebäude verſchönerten, und früher als Kaiſer und Fürſten daran dachten, Schulen zu gründen, die dem Volke beſſer dienten, als die bisherigen Kloſterſchulen und ſelbſt die Univerſitäten. Leſen und Schreiben war nun bald allgemein bei dieſen Leuten, und ſie laſen fleißiger in Büchern, als Herren und Geiſtliche. Wären nur die handſchriftlichen Bücher in größerer Anzahl vorhanden geweſen, denn noch war die Buchdruckerkunſt nicht erfunden, und man hatte außer dem Thomaſin, dem Renner und Edelſtein, dem Freidank, Winsbecke und einigen anderen Lehrgedichten und Legenden nur wenig und am häufigſten wurde die Bibel geleſen, welche ſchon damals in deutſchen Ueberſetzungen vorhanden war. So ſcheint es, daß ſich ſchon zu Ende des 14ten Jahrhunderts ſolche bürgerliche Dichter erhoben, und weil ſie weder von Fürſten noch von dem Adel Begünſtigung zu hoffen hatten, ſo vereinigten ſie ſich in engern Geſellſchaften, welche nach den Muſtern der Zünfte eingerichtet wurden und Meiſter und Geſellen zählten und alſo in ſich ſelbſt abgeſchloſſen die Dichtkunſt in den Feierſtunden als Erholung von ihrer ſchweren Arbeit übten. Einen Vorzug bekam dieſe neue Dichterſchule vor dem Minneſang, daß ſie durch ihre Abgeſchloſſenheit auf ſich ſelbſt gewieſen blieb, und alſo freier und von keiner Hofgunſt abhängig war; denn der Meiſterſänger heiſchte weder Gunſt, noch Lohn von irgend einem Gönner, ihm war der Beifall ſeiner Mitmeiſter über allen Lohn. Und ſo iſt auch hier der Grund zu unſerer unabhängigen Poeſie gelegt worden, die ſo ſelten von Fürſten gepflegt wurde und (wie Gervinus ſagt) in der ſorglichen Uebung eines ſchönen Geſchäftes eine Seligkeit an ſich iſt, die des Lohnes nicht weiter bedarf.

Es iſt rührend zu leſen, mit welcher Sorgfalt die Meiſter Lehrlinge in der Sängerkunſt unterrichteten, mit welcher Treue dann dieſe an ihnen hingen und ihr Lebelang es nicht vergaßen, von ihnen eine Kunſt gelernt zu haben, die ihnen zwar nichts eintrug, die aber ſtille Freudigkeit in ihr einförmiges Werkeltagtreiben

brachte und ihren Geſinnungen einen gewiſſen Adel mittheilte, der unter Broderwerb und gemeiner Handthierung nicht ſo leicht aufkommen kann.

Es iſt nun ſchon erwieſen, daß es eine fromme Sage ſei, wie ſchon Kaiſer Otto I. die Meiſterſänger gegen Papſt Leo VIII., der ſie der Ketzerei beſchuldigte, in Schutz genommen habe; damals war allerdings das deutſche Bürgerthum noch nicht ſo aufgeklärt; allein im 14. Jahrhundert gab es ſchon Meiſtergeſang zu Mainz, Straßburg, Kolmar, Frankfurt, Würzburg, Zwickau und Prag und im 15. zu Nürnberg und Augsburg. Die eigentliche Blüthe des Meiſtergeſangs fällt aber in das 16. Jahrhundert, wo durch die Buchdruckerei und durch die Reformation die Ausbildung des Bürgerſtandes ſo ſehr befördert wurde. Von Kaiſer Karl IV. bekamen dieſe Meiſtergenoſſenſchaften einen Freiheitsbrief und ein eigenes Wappen, ſo daß ſie unangefochten und ungeſtört ihre Kunſt ausüben konnten. Die Verſammlungen hielten ſie gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen nach geendetem Nachmittagsgottesdienſte in den Kirchen oder auch in Wirthshäuſern. Da ſaßen nun auf einem, mit Vorhängen umzogenen, Gerüſte die Merker oder Vorſteher und den Anfang machte jedesmal das Freiſingen, wo jeder, auch ein Fremder, jedoch ohne Wettſtreit und ohne Belohnung, ſingen durfte. Darauf folgte ein Choral von allen Meiſtern, welcher das Hauptſingen gleichſam anführte. In dem Hauptſingen traten nun die Singſchüler nach einander auf und ſangen um die Wette, die Merker aber gaben Acht, ob die Regeln des Meiſterſangs genau beobachtet worden, und vertheilten ſodann die Preiſe, welche in ſilbernen Ketten und Münzen und in einem Kranze von ſeidenen Blumen beſtanden; wer aber eine neue Melodie erfunden, wurde zum Meiſter erhoben. Die Regeln des Meiſterſangs waren in der ſogenannten Tabulatur enthalten und betrafen größtentheils den Reim und die Sylbenzahl der Verſe. Da wurde es denn zum Fehler angerechnet, wenn man von der hochdeutſchen Mundart abwich; wenn man ein Wort um eine Sylbe abkürzte oder am Ende des Verſes theilte, wenn man des Reimes wegen ein Wort verlängerte und z. B. ſtatt Kind, Kinde ſagte; wenn man zwei Sylben oder Wörter zuſammenzog z. B. ſtahn ſtatt ſtehen. Andere Regeln be-

zogen ſich auf den Geſang und Vortrag; ſo durfte man z. B. nicht ſtutzen oder zucken d. h. ohne Noth beim Abſingen pauſiren, nicht zwei Verſe in einem Athem herſagen, weder zu hoch noch zu niedrig ſingen und auch nicht von der angefangenen Melodie abweichen. Die verſchiedenen Versarten, die ſie hatten, bekamen ihre eigenen Benennungen, die meiſt ſehr komiſch klingen z. B. die fröhliche Studentenweis, die Schneckenweis, die Cliuspoſaunenweis, die ſchwarze Dintenweis, die verſchloſſene Helmweis, des Kupidinis Handbogenweis, Apollinis Harfenweis, die Gelblöwenhautweis, u. ſ. w. Auch auf den Inhalt wurde geſehen, und beim Hauptſingen durfte kein anderer, als ein bibliſcher ſein. Verpönt waren alle ſogenannte falſche und blinde Meinungen; unter den falſchen verſtand man allerlei abergläubiſche, ſchwärmeriſche Lehren, unzüchtige Bilder und Ausdrücke, unter blinden aber jeden undeutlichen Gedanken. In der Reformationszeit kamen auch papiſtiſche Meinungen vor, unter denen Alles begriffen war, was den lutheriſchen Glaubensbegriffen widerſprach.

Nicht zu läugnen iſt freilich, daß unter den Händen dieſer Meiſter die Poeſie zur ſchalen Reimerei herabſank; denn die Minneſinger kannten ſie nicht und auf die Volksſänger ſahen ſie ihres ausgelaſſenen Tones wegen mit Verachtung herab. So vermiſſen wir bei den Meiſterſängern die freie Herzensergießung, Leichtigkeit und Anmuth und alles poetiſche Leben. Am meiſten ſchadete dem Meiſterſange das eifrige Haſchen nach Gelehrſamkeit, wie ſelbſt der ehrliche Regenbogen ſingt:

„Meines Singens willen häng ich aus einen Roſenkranz,
Die Sylben und Reime machen ſeine Blätter ganz.
Wer weiſe Wort ſingt und auch der Töne Schanz
(Change, Abwechſelung.)
Und mir den Kranz gewinnt, den Meiſter will ich kennen;
Philoſophie das Kränzlein thut machen,
Mit ihr die Muſik und Geometrei,
Auch Rhetorika wohnt dem edlen Sange bei,
Nebſt der Logika und der hohen Aſtronomei.
Bleibt mir der Roſenkranz, ſo will ich lachen."

Jemehr die Meiſterſänger von den Gelehrten verſpottet wurden, deſto mehr bemühten ſie ſich, es ihnen an verſchrobener Schulweisheit gleich zu machen, hielten aber eben, um nicht verlacht zu werden, ihre Tabulatur geheim; und ſo entſtand in dieſer zunftmäßigen Geheimthuerei ein unerquickliches Gemengſel von Uebertreibungen und Grübeleien, und iſt es auch zu bewundern, wenn die Leinweber, Schuſter und Gerber bei ihrem mühſeligen Tagewerke andere als gemeine und abgeſchmackte Gleichniſſe ausheckten, da ſich Geiſtliche und Gelehrte zu vornehm dünkten, ihnen zu einem reinern Geſchmacke und richtigern Denken Anleitung zu geben? Indeſſen bleibt dieſen Ehrenmännern doch der Ruhm, zur Ausbildung der hochdeutſchen Sprache mehr beigetragen zu haben, als die deutſchen Univerſitäten, und es iſt ein weit edleres Bild, dieſe Zünftler von König David ſingen zu hören an Sonn- und Feiertagen, als die unſrigen Karten ſpielen oder zechen. Es war überhaupt im 14 u. 15. Jahrhundert bei den Städtern eine ſchöne, poetiſche Zeit, wie Gervinus ſo trefflich ſagt:

„Unſere kirchlichen und weltlichen Feſte im Mittelalter waren gewiß alles poetiſchen Lebens, aller gehobenen Freude voll: wer ſoll die Zeit darum nicht beneiden, da man bei uns Alles der Art gefliſſentlich unterdrückt? Wie anders wirkte damals auf das geſellige Leben dieſe öffentliche laute Luſt, dieſe barocken geiſtlichen Feſte, die tollen Bachanale, Prozeſſionen, Maskeraden und Schönbartläufe, die Armbruſtſchießen, die Faſtnachtſpiele, die Narren und Geckenorden, die ländlichen Tänze, die Wettrennen, die Umgänge der Handwerker, die Frühlingsfeier, die Kinderfeſte, die Weihnachtsfreuden und die Polterabende und Klopfnächte, als jetzt unſere Theevergnügen, unſere belletriſtiſchen Geſpräche, unſere Kannegießereien am nüchternen Weintiſch und höchſtens unſere Bühne! Man muß alles Mark verloren haben, wenn man dieſe unſere Freuden jenen alten mit ihren Inconvenienzen vorziehen will. Die Kirche geſtattete damals zu Zeiten eine Perſiflirung des Myſteriöſen und Heiligen, die ſittſamen, ehrenveſten Bürger jede Ausgelaſſenheit bei Faſtnacht, Städteſtatute an gewiſſen Tagen das ſonſt verbotene Glücksſpiel, denn es war ja klüger, der menſchlichen Thorheit zweimal im Jahr einen fröhlichen Ausbruch zu geſtatten,

als, wie unſere Geſetze thun, jede Leidenſchaft unterdrücken zu wollen."

Nicht in Wort und Geſang alſo, in That und Leben zeigte ſich um dieſe Zeit das Poetiſche. Denn nur im grauen Mittelalter war alles Volk hörluſtig und lebte gerne in der Vergangenheit, deren Sagen es ſich vorſingen ließ. Darauf kam der zarte Minneſang, der über die Grenzen dieſer Welt, und in die Zukunft ſchweifte. Jetzt im 14. u. 15. Jahrhundert lebte ein derberes Geſchlecht, das die Vergangenheit ruhen ließ, und ſich um die Zukunft wenig bekümmerte, ſondern nur in der Gegenwart genießen und ſchauen wollte. Daher überall Bilder, ſo geſchmacklos und ſchlecht ſie auch gemalt waren, Bilder in den Büchern, Bilder an den Häuſern und es galt von dieſem Geſchlechte, was Thomaſin ſagt: „Die Bilder ſind für den Bauer, der die Schrift nicht verſteht." Bald genügten aber auch dieſe Bilder nicht mehr und man ſtellte lebendige Gemälde d. h. Schauſpiele dar. Dieß waren zuerſt Prozeſſionen und alle geiſtlichen Feſte, zu denen der Clerus gerne Anlaß gab, vor allem die Oſterſpiele. So entſtand das deutſche Drama; Mönche und ihre Schüler, Bürger und Handwerker aller Art ſpielten zuerſt in Klöſtern und in Privathäuſern, dann endlich ſogar für Geld in Wirthshäuſern. Im Jahre 1322 führten die Predigermönche in Eiſenach ein Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen auf, und wir beſitzen eine Handſchrift von einem Spiel der heiligen Dorothea, welches im Jahre 1412 in Bautzen aufgeführt wurde. Bald nehmen ſich auch einige Meiſterſänger dieſer Gattung an; der Wappenmaler von Nürnberg Hans Roſenplüt und der Wormſer Barbier Hans Folz, der neben ſeiner Badeſtube eine Druckerei hatte, in welcher er ſeine eigenen Werke druckte, haben viele Faſtnachtſpiele und dramatiſche Schwänke geſchrieben, die auch öffentlich aufgeführt wurden. Es ſind dies freilich gar erbärmliche Verſuche und eigentlich nur dialogiſirte Erzählungen oder vielmehr Alltagsgeſchichten, wo z. B. ein Bauer zum Apotheker kommt, eine Bäuerin Linſen und andere Früchte feil bietet, alſo Jahrmarktſcenen, vorzüglich aber Prozeſſe, wo Kläger, Richter und Sachwalter ſich herumzankten. Von keinem Knoten und keiner Intrgue iſt da die

Rede, die Witze ſelbſt ziemlich ſchal, Zoten und Grobheiten ohne Ende. Im Ganzen aber war es jedoch ein Fortſchritt der dramatiſchen Kunſt, weil dieſe Spiele nicht aus Büchern und eingelernten Legenden, ſondern aus den unmittelbarſten Anläſſen des Lebens genommen waren und alſo auch kräftiger auf Zuſchauer und Zuhörer einwirkten, wobei nun freilich die darſtellenden Perſonen das Meiſte thaten. Einen beſſern Geſchmack bereiteten ſodann die Ueberſetzungen des Terenz vor und ein großer Gelehrter, Johann Reuchlin, übernahm es, nach dem Muſter dieſes römiſchen Dichters ein lateiniſches Schauſpiel mit durchaus deutſchem Stoff zu ſchreiben, welches auch im Jahre 1497 zu Heidelberg im Hauſe des Kämmerers von Dalberg aufgeführt wurde.

Handſchriften der Meiſterſänger gibt es mehrere, beſonders in den Bibliotheken von Jena und Heidelberg; eine befindet ſich auch auf der Schuſterzunft zu Kolmar und gewiß wird es mehrere derſelben bei den Zünften deutſcher Städte geben. In Druck ſind nur einzelne und zerſtreut, meiſt in literarhiſtoriſchen Werken erſchienen. Wollen wir die vorzüglichſten Meiſterſänger namhaft machen, ſo ſind es etwa: Heinrich von Mügelin, Muſcatblüt, der Mönch von Salzburg, Kunz Zorn und Kunz Schneider, Hans Folz, Michael Beheim und Sixt Buchsbaum.

Satyre.

Aber das Schauſpiel lenkte eben ſo wie der Meiſterſang immer mehr von der eigentlichen Poeſie ab, und der Weg zur Proſa und ſchlichten Sprache des Verſtandes war eröffnet. Dieß geſchah noch mehr durch die Satyre, welche das ganze 15. u. 16. Jahrhundert hindurch die fruchtbarſten Geiſter der Nation beſchäftigte und von dem Volke mit Jubel ergriffen und aufgenommen wurde. Flögel ſagt im 3. Bande ſeiner Geſchichte der komiſchen Literatur: „Die Satyre zeigt ſich zu keiner Zeit mehr, als wenn durch

wichtige Revolutionen im Staat und in der Kirche die Geiſter in eine allgemeine Gährung gerathen und wenn Abänderung alter Meinungen und Sitten bevorſteht. Dann ergreift der Satyr ſeine Geiſel und ſtürzt alte Götzen, die man vorher angebetet hatte, vom Throne in den Koth.“

So erhob ſich denn die deutſche Satyre gegen die Hauptlaſter der Zeit, gegen unweiſe Regierung, Rohheit des Ritterſtandes, Weltlichkeit des Clerus, Pedanterie der Gelehrten, Grobheit der untern Stände, Völlerei u. ſ. w. Bald waren es Faſtenprediger, bald Hofnarren, bald Volksſchriftſteller, welche ſich mit dieſer Satyre beſchäftigten. Schon im 13. Jahrhundert eiferte der Dominikaner Johann Tauler in Straßburg wider das unfruchtbare Chriſtenthum der Schultheologen, die den Glauben im Munde führen und die Liebe, ohne welche der Glaube nichts fromme, nicht kennen. Er war wie die beſten Prediger ſeiner Zeit aus der Schule der Myſtiker, welche anfangs einen entſchiedenen Hang zur Beſchaulichkeit und Weltverachtung zeigten, dann aber, als ihre Lehre ketzeriſch verdammt wurde, ſich ausſchließlich auf das Moraliſche zurückzogen, ſo daß ſie in dieſer Richtung der Reformation vorarbeiteten. Taulers Predigten ſind auch in dieſer Hinſicht heilſam geweſen, daß durch ſie zuerſt die deutſche Proſa gegründet und der geiſtlichen Beredtſamkeit der Weg gezeigt wurde, wie ſie das Volk zu einer höhern Bildung anleiten könne. Wir werden ſehen, wie zu Ende des 15. Jahrhunderts die Bettelmönche, Franziskaner und Dominikaner, die es meiſt mit dem Volke hielten, mit der Myſtik die Satyre verbanden, womit ſie vor allen die Laſter der hohen Geiſtlichkeit geiſelten.

Mehr durch Späße, als durch die Schrift ſatyriſirten die Hofnarren, die ſeit Kaiſer Rudolph von Habsburg mit Schellenkappe und Fuchsſchwanz an allen Höfen ihr Weſen trieben und lachluſtigen Fürſten zum Vergnügen Paffen und Hofleute neckten und wohl auch zuweilen den Fürſten ſelbſt einen Klaps verſetzten. Solch ein Luſtigmacher war auch Wigand von Theben, Pfarrer von Kahlenberg, von welchem man in Proſa und in Reimen die luſtigſten aber auch gemeinſten Schwänke geſchrieben hat. Dieſer Mann lebte zu Anfang des 14. Jahrhunderts unter der

Regierung Otto des Fröhlichen, Herzogs von Steiermark, der ein Liebhaber luſtiger Leute war, wie denn überhaupt der derbe Spaß und die Lachluſt, freilich oft zum Nachtheil der Sittlichkeit und der edlen Geſinnung, in Oeſtreich ihre Heimath hat. Wigand war ein Wiener Student, der ſich auf folgende Weiſe bei dem Herzog Otto einführte. Auf dem Fiſchmarkte zu Wien wurde einſt ein Fiſch von ungeheurer Größe von einer Menge Leute angeſtaunt, der aber ſo theuer war, daß ihn Niemand kaufen wollte. Wigand wußte einen bekannten Bürger, der ihn ſeiner Luſtigkeit wegen liebte, zu bewegen, daß er ihm Geld lieh, den Fiſch zu kaufen, weil er ihn dem Herzog Otto ſchenken wolle. Darauf begab er ſich wirklich auf die Burg, wo ihn aber der Thürhüter nicht einlaſſen wollte, außer er verſpreche ihm die Hälfte von dem zu geben, was ihm der Fürſt ſchenken würde. Der Student verſprach es, wurde vorgelaſſen und wohl aufgenommen, ſo daß er ſich eine Gnade ausbitten durfte. Er bat ſich aus, daß ihn der Fürſt durch zwei handfeſte Kerle ſolle tüchtig abprügeln laſſen. Der Fürſt wollte anfänglich nicht dreinwilligen, doch ließ er es endlich mit Lachen geſchehen, fragte ihn aber nach empfangener Gnade um die Urſache ſeiner ſeltſamen Bitte, und als er dieſe hörte, ließ er dem luſtigen Schwanke ſeinen Gang und der Thürhüter bekam die Hälfte des Preiſes in vollem Maße. Nun aber fragte der beluſtigte Fürſt den Studenten, wer er wäre und was er eigentlich bei ihm ſuchen wolle? Wigand nannte ſich und ſagte, daß er gern Prieſter werden wolle. Der Herzog verſprach ihm die erſte ledige Pfarrſtelle und eben erhielt er Nachricht, daß der Pfarrer zu Kahlenberg geſtorben wäre, welche Pfründe er ſogleich dem luſtigen Vogel ertheilte. Wigand zog nun nach Kahlenberg und predigte ſeiner Gemeinde alſo:

Ihr lieben Kinder, ehrt Gottes Tempel,
Mit eurem Opfer und auch Steur,
Daß ihr nicht kommt in's helliſche Feur,
Und hett' dort immer ewig Müh',
So theilt mit mir nur Schaf und Küh,
Beide euer Guth, Kind und Weib,
Ich muß verſorgen Seel und Leib,

Dort bei Gott an dem jüngſten Tag,
Schaut, da muß ich auch ſtehn zu Klag,
So ich da nicht wüſt alles zu Zahl,
Die Rechnung brächte mir den Fall.

Wir können nun nicht alle die meiſt unſaubern Schwänke des Pfarrers von Kahlenberg anführen, nur einen wollen wir herſetzen, wie die Herzogin Eliſabeth von Baiern ihn beſuchte und er ihr die Stube, weil es eben kalt war, mit den zwölf hölzernen Apoſteln, die er in der Kirche ſtehen hatte, heizte. Da heißt es denn in ſeiner Lebensbeſchreibung:

Einen hatt er überſehen noch,
Der ſtund dort in Einfeltigkeit,
Demſelben thet es darnach Leid,
Er nahm ihn da bei ſeinem Haar,
Gar jämmerlich trug er ihn dar,
Du mußt bei deinen Geſellen liegen,
Und hettſt du noch ſo lang geſchwiegen,
Er warf ihn nieder auf die Erd,
Daß ſich erſchüttert Ofen und Herd.

Die Herzogin wunderte ſich über das gräuliche Gepolter und ſchickte einen von ihrem Gefolge hinaus, um zu ſehen, was vorginge; dieſer verkündigte ihr das ſchreckliche Auto da Fe, welches mit den Apoſteln in der Küche geſpielt wurde. Sie guckte drauf ſelbſt durch ein Löchlein in der Thüre, da der Pfarrer eben den Apoſtel Jakobus anpackte:

Es zukt Sanct Jakobs Bild herfür,
Er ſprach: ich muß dich nun verbrennen,
Gar wohl ſo kann ich dich erkennen,
Du wolleſt mich nicht länger reitzen,
Dich hilft auch hie gar nicht dein ſpreitzen,
Bück' dich, Jäckel, du mußt in Ofen,
Wäreſt Bapſt ob allen Biſchofen.

Die Fürſtin konnte nicht länger ſchweigen und ſagte: Pfaff, biſt du närriſch, daß du die Heiligen Gottes alſo verbrennſt? Er ſagte, gnädige Frau, es waren nicht Gottes Knechte, ſondern bloß

blinde Götzen. Ich hatte ein Geſicht im Traum, wo mir das befohlen und zugleich verſprochen ward, daß Eure Gnaden neue Bilder würden machen laſſen. Die Herzogin ließ wirklich neue, verſteht ſich, beſſere Bilder machen und bezahlte oben drein die ſchlechte Bewirthung fürſtlich.

Wie ſolche Geſchichten den Prieſterſtand herabwürdigen, aber auch zugleich bei Denkenden gerechten Unwillen und ein ernſtes Verlangen nach der Kirchenverbeſſerung erregt haben, fällt in die Augen. Von mehrern Hofnarren und Luſtigmachern kann man nachleſen in der Geſchichte der Hofnarren von Flögel. Einer der berüchtigſten Volksnarren und gleichſam der Repräſentant der fahrenden Leute war Till Eulenſpiegel. Zwar bezweifeln einige, daß wirklich je ein ſolcher gelebt habe, die zahlloſen Lebensbeſchreibungen deſſelben in Verſen und in Proſa zeigen aber einen vierſchrötigen Bauernwitz, der ganz im Geſchmacke des gemeinen Volkes und dem Leben unmittelbar entnommen ſei. Nächſt Eulenſpiegel erſchien, ſobald die Buchdruckerei erfunden war, eine Fluth von Volksbüchern, die gewiß ſchon lange dem gemeinen Manne bekannt und zum Theil auch niedergeſchrieben waren. Meiſt ſind ſie in Proſa geſchrieben, und ſo ſehen wir die Sage vom gehörnten Siegfrid, von Fortunatus, von den vier Haimonskindern, von der heiligen Genovefa, von König Eginhart in Böhmen, von Herzog Ernſt in Baiern und Oeſtreich, von Kaiſer Octavianus, von der geduldigen Helena, von der edlen Meluſina ſich in Proſa auflöſen, wo denn freilich viel von der urſprünglichen Schönheit verloren ging. Ganz eigentliche Volksbücher waren das vom Finkenritter, der dritthalbhundert Jahre, ehe er geboren war, viel Land durchwandert; in unſern Tagen ſind daraus die Reiſeabenteuer Münchhauſens entſtanden; dann das Lalenbuch oder die Schildbürger, die Hiſtorie von den ſieben Schwaben, von dem ſchleſiſchen Kobold Rübezahl, von unberichtſamen Menſchen Markolfus und König Salomo, vom ewigen Juden u. ſ. w. Auch gab es allerlei Kalender, Wetter- und Traumbüchlein, ferner allerlei Handwerksbüchlein für Zimmerleute, Müller, Kürſchner u. ſ. w., abenteuer-

liche Reiſebeſchreibungen, unter vielem Abgeſchmackten und Albernen auch manches echte Korn von Mutterwitz und Hausverſtand, was dann zu einer ſchönen Saat der Volksaufklärung gedieh. Unter den Legenden zeichnet ſich beſonders das aus den lateiniſchen und italieniſchen überſetzte Kinderbuch Jeſu Chriſti aus. Es iſt freilich als eine erdichtete Geſchichte ausgeſchloſſen aus den heiligen Büchern unſerer deutſchen Kirche, allein die Dichtung iſt kindlich lieb, ſo fromm und zart, daß es im Sinne der alten Griechen Religion und Poeſie verbindend, von unnennbarem Gewinn für Volksbildung ſein mußte. Wir führen mit den Worten unſers Görres nur eine Erzählung aus dieſem Buche an, wie folgt:

Als eines Tages die Kinder mit Jeſu zum Thore hinaus auf's Feld gehen wollten, ſo kamen ſie auf einen Platz, da man Leimen gegraben hatte und Jeſus ſetzte ſich auf denſelben Platz nieder und nahm mit ſeinen Händen von dem Leimen, und machte kleine Vögel daraus, ſo wie ſie auf dem Felde fliegen. Da die andern Kinder ſahen, daß Jeſus ſolche ſchöne, kleine Vögel gemacht hatte, ſo freueten ſie ſich darüber, und wollten auch ſolche Vögel nachmachen. Während der Zeit kam ein alter Jude, der ſahe, daß ſie mit einander ſcherzten und ſpielten, und er ſtrafte ſie und ſprach: „Ihr halt't den Sabbath nicht heilig, ihr ſeid Teufelskinder, ihr entheiligt den Sabbath, ihr erzürnet Gott"; er ſagte auch zu dem Kinde Jeſus: „Du biſt Schuld daran, die andern Kinder machen es dir nach, ihr gehet alle verloren." Jeſus antwortete: „Gott weiß es am Beſten, ob du oder wir den Sabbath am beſten heiligen, du darfſt mich nicht beurtheilen." Der alte Jude wurde bös und wollte ſich auf der Stelle an dem Kinde Jeſus rächen; er ging hinzu, und wollte auf die Vögel treten, die das Kind gemacht hatte: alsbald klopfte Jeſus in die Hände, als wenn er die Vögel erſchrecken wollte, da wurden ſie lebendig und flogen auf gen Himmel, wie andere Vögel; der alte Jude mußte ſie auch laſſen fliegen.

Durch dieſe proſaiſchen Werke wurde nun der Grund gelegt zu den Romanen, die bis auf heutigen Tag bei dem deutſchen Volke die Stelle des alten Epos einnehmen und eben durch ihren in's Breite geſponnenen Inhalt immer mehr von der gehaltvollen und tief eingreifenden Poeſie abführen.

Bei dem Lehrgedichte erhielt ſich noch in dieſer Zeit die poetiſche Form und ausgezeichnet iſt vorzüglich darin Sebaſtian Brand, welcher vom Jahre 1458 bis 1521 lebte und zu Straßburg Lehrer an der Hochſchule, auch kaiſerlicher Rath und endlich Kanzler daſelbſt war. Unter ſeinen vielen Schriften iſt am berühmteſten das ſatyriſche Lehrgedicht unter dem Titel: das Narrenſchiff, oder das Schiff aus Narragonien. Ein Narr iſt ihm nämlich derjenige, der ſeine Menſchenwürde herabſetzt, und ſo eifert er überhaupt gegen den Zeitgeiſt, der ſich in ſchrankenloſer Flegelei und Unflätigkeiten aller Art eben ſo gefällt, wie im Unglauben, Verachtung der Religion und der Sittlichkeit und einer allgemeinen Frechheit, die allen göttlichen und menſchlichen Geſetzen ſpottet.

Daß Brand über ſeine Zeit erhaben iſt, kommt von ſeiner Gelehrſamkeit; daß er aber, obwohl er ſelbſt zu den höhern Ständen gehört, den Volkston anſtimmt, dankt er ſeiner echtdeutſchen Natur, die ihn vor Eigendünkel und Stolz der vornehmen Welt, wie vor Verſchrobenheit der Schule bewahrte. Sein Beiſpiel lehrt, was ein Gelehrter und ein Mann von hoher Stellung nützen könne, wenn er ſein Pfund zweckmäßig wuchern laſſe und des Volkes nicht vergeſſe, aus dem er entſproſſen iſt; denn Aufklärung und wahres Völkerglück kommt nur von oben und die da oben ſind, ſollten wiſſen, wozu ihnen die Vorſehung Einſicht und Würden gegeben. Mit edlem Eifer führt Brand überall zur Menſchenwürde zurück und nennt die Laſter Thorheiten, die den Menſchen herabwürdigen, und gleich den alten Griechen heiſcht er Selbſterkenntniß und führt uns die Beiſpiele großer Männer aus dem Alterthume vor, die alle geſunde Seelen in geſunden Körpern hatten, den ruhigen Gleichmuth des Sokrates, die glückliche Armuth des Fabricius, die echte Weisheit des Plato, die Treue der Penelope, die Keuſchheit der Lucretia. So iſt ſein ganzes Lehrgedicht voll Beziehungen auf das Alterthum und verräth einen Geiſt, der mit dem geſunden Marke deſſelben genährt iſt. Darum zieht er ſowohl gegen den Mißbrauch der Gelehrſamkeit, als gegen die Unwiſſenheit des Clerus los, und bei ihm kann man recht ſehen, welchen großen Antheil die Bekanntſchaft mit Griechen und Römern an der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften und der Reinigung des Chriſtenthums, die ſich um dieſe Zeit in Deutſch-

land vorbereitete, gehabt habe. Als Beiſpiel ſetzen wir nun gleich den erſten Narren her; wir können aus dem einen Stücke wenigſtens Art und Weiſe und die damalige Schriftſprache kennen lernen.

Der erſt Narr.

Den Vortantz muß ich heben an,
Denn ich vnnütz viel Bücher han,
Die ich nicht liß, auch nicht verſtahn.

Von vnnützen Büchern.

Das ich ſitz vornan in dem Schiff,
Das hat wahrlich einen ſondern griff.
On vrſach iſt das nicht gethan,
Auff mein Liberey ich mich verlan.
Von Büchern hab ich groſſen hort,
Verſteh doch drinn gar wenig wort.
Vnd halt ſie dennocht in den ehren,
Das ich jn wil der fliegen wehren.
Wo man von künſten reden thut,
Sprich ich, daheim hab ich's faſt gut.
Damit laß ich benügen mich,
Das ich vil Bücher vor mir ſich.
Der König Ptolemeus b'ſtelt,
Das er all Bücher het der Welt.
Vnd hielt das für ein groſſen Schatz,
Doch het er nicht das recht Geſatz.
Noch kundt darauß berichten ſich,
Ich hab vil Bücher das weiß ich,
Vnd liß doch gantz wenig darinn,
Warumb wolt ich brechen mein ſinn,
Vnd mit der Lehr mich bekümmern faſt,
Wer vil ſtudiert, wirt ein Fantaſt,
Ich mag doch ſunſt wol ſein ein Herr,
Vnd lohnen eim der für mich lehr.
Ob ich ſchon hab ein groben ſinn,
Doch ſo ich bei den gelehrten bin,
So kann ich Ita ſprechen jo,
Des Teutſchen Orden bin ich fro.
Denn ich gar wenig kan Latein,
Ich weiß das Vinum heißet Wein,
Gucklus ein Gauch, Stultus ein Tor,
Vnd daß ich heiß Domine Doctor.

Die Ohren ſind verborgen mir,
Man ſeh ſonſt bald eins Müllers Thier.

Dieſes Lehrgedicht fand bald allgemeinen Beifall, ja ein Franziskaner Johann Gayler von Kaiſersberg hielt über daſſelbe zu Straßburg hundert zehn Predigten, die ihrer Naivität, kräftigen und kühnen Sprache wegen wahre Muſter deutſcher Proſa und fruchtbringender Volksreden ſind. Auch läßt ſich daraus entnehmen, welche Freiheit damals in der Kirche geherrſcht habe. Was würde man heut zu Tage ſagen, wenn ein Prediger etwa über den Schutt von A. Grün oder L. Schäfers Laienbrevier predigen wollte? —

Nächſt dem Narrenſchiffe iſt das Thierepos, Reineke der Fuchs, allerdings das wichtigſte und beſte, ja es übertrifft an poetiſchem Werth Alles, was in dem Zeitalter des Meiſterſangs geſchrieben worden. Der Verfaſſer deſſelben iſt unbekannt, vermuthlich ſtammt es aus Frankreich oder den Niederlanden und iſt erſt im 15ten Jahrhundert in ſeiner jetzigen Geſtalt und zwar in niederdeutſcher oder plattdeutſcher Mundart zu uns gekommen. Sei nun Heinrich von Alkmar, ein Holländer, oder Nikolaus Baumann, ein Niederſachſe, oder, was wahrſcheinlich iſt, ganz ein anderer Unbekannter der Verfaſſer; zuerſt erſchien dieſes Werk 1498 in Lübeck und iſt hernach in verſchiedenen deutſchen Mundarten umgearbeitet worden. Es ſtellt ſich aber dieſes Thiergedicht geradezu als Parodie dem Ritterepos gegenüber, indem es die menſchliche Natur auf eine burleske Weiſe in's Thieriſche herabſetzt, während jenes ſie um eine Stufe zu hoch, zum Heroiſchen emporhebt. In dieſer närriſchen Geſtalt iſt es aber von großer Bedeutung, indem es im Thierreiche, wo der Löwe König iſt, ein Gemälde des Weltlaufs darſtellt, wie er beſchaffen iſt, wie die Menſchheit, nur von thieriſchen Trieben gelenkt, nicht mehr der Vernunft folgt und keine höhern Bedürfniſſe als Befriedigung der Sinnlichkeit hat. Da wird nun der Löwe (Nobel) als König dargeſtellt, deſſen Vaſallen, Hofleute und Geiſtliche die übrigen Thiere ſind, welche alle unter neuen Namen erſcheinen; ſo heißt der Wolf Iſegrimm, der Bär Braun, der Dachs Grimbart, der Kater Hinze, der Bock Bellyn, der Haſe Lamp, der Hahn Henning, die Henne Kratepfot u. ſ. w. Die Hauptrolle ſpielt aber Reineke der Fuchs, der ſich aller

Ungerechtigkeiten und Schandthaten erfrecht, öfter angeklagt und verurtheilt ſich immer wieder durch Lug und Trug heraushilft und zum Schluſſe von dem getäuſchten Löwen mit Ehren und Gnadenbezeugungen überhäuft wird. Sei nun dieß eine Satyre auf den Hof eines Herzogs von Lothringen im 9ten und 10ten Jahrhundert, wie einige meinen, das laſſen wir hingeſtellt ſein, aber die troſtloſe Lehre liegt in dem ganzen Gedichte, welche in Schillers Worten des Wahns wieder in neueſter Zeit ausgeſprochen wurde:

„Dem Schlechten,
Nicht dem Guten gehöret die Erde!"

Freilich mußte eine ſolche gottloſe Weltbibel, wie ſie Göthe nennt, gewiſſen Geiſtern, welche lieber den Menſchen ſchon hier auf Erden einen Himmel zeigen möchten, damit ihnen ſelbſt die Erde bleibe, und die Geſchichte nach Ideen der ſchönſten Harmonie konſtruiren, als freche Ketzerei höchſt mißfallen; die es aber mit der Menſchheit gut meinen, die ſcheuen ſich nicht den böſen Feind in ſeiner ganzen Stärke zu zeigen, damit ſich die Guten nicht in Sicherheit einlullen, ſondern zu dem Kampf auf Tod und Leben rüſten mögen.

Es hat alſo dieſes Gedicht mehr als alle Lehrgedichte dieſer Zeit die bevorſtehende Reformation und ihren Geiſt bezeichnet und zwar ohne ſich auf die Gebrechen und Zuſtände des damaligen Lebens geradezu und unmittelbar zu beziehen, ſondern in einem rein poetiſchen Spiele und einer volksthümlichen Einfalt, die am wenigſten ein ernſthaftes Ziel verräth, wodurch dann die Wirkung auf das geſammte deutſche Volk deſto größer war.

Man kann die Schönheit und Trefflichkeit des Gedichtes freilich nur aus dem Ganzen recht beurtheilen, wo ſich denn auch manches, ja vieles Derbe und Unflätige ſeiner Zeit angehörige eher verliert, als wenn es nur ſtückweiſe herausgehoben wird; dennoch wollen wir ein Kapitel deſſelben in den zwei älteſten Ausgaben von Alkmar und Baumann herſetzen, unſere Leſer aber auf die treffliche Umarbeitung der Neuern: Soltau, Marbach u. a. beſonders aber auf Göthe hinweiſen, der den alten Reineke unſerer Zeit in einer

verfeinerten Art ſo meiſterhaft vorführte, ohne die alte Einfalt und den volksthümlichen Humor wegzuwiſchen.

Das achte Capitel

nach der Ausgabe von Alkmar.

Wie Reinike den Beren fuort, da er honig eſſen ſolte, das ihm gar vbel bekam, denn Reinicke betrug ihn, das er gefangen ward.

Do nun der abend war gekommen,
Vnd Reinicken das hat vernomen,
Das Ruſtefeil derſelbig bawr,
Zuo Bett war gangen in die ſchawr,
Der Ruſtefeil berhuomet gar
Ein Zimmerman von künſten war,
Der hat vor ſeinem hoff ein rawm,
Darauff ſo lag ein groſſer bawm,
Ein groſſe dicke Eych es war,
Die war noch nicht geſpaltet gar,
Denn fornen ſtund er etwas auff,
Und hinden ſteckten keil darauff,
Damit er auff getrieben was,
Reinicke der Fuochß bald mercket das,
Sprach Bruno, lieber Ohem mein,
Wolt es euch nicht verdrießlich ſein,
So kommet her vnd thut es baldt,
Allhie in dieſes bawmes ſpalt
Iſt honigs mehr denn ihr mir gleubt,
Steckt nur hinein wol tieff ewr heupt.
Nempt nicht zuouiel das rath ich euch,
Euch möcht ſunſt werden wee im bauch.
Ich bitt des ſeiet wol bericht,
Braun ſprach: Herr Ohem ſorget nicht.
Halt ihr ſo geitzig meinen muoth?
Maſſ iſt in allen Dingen gut.
Alſo ließ ſich der Behr bethoren,
Vnd kroch hinein biß vber die ohren,
Die forder füß auch zu der fart,
Der Fuochß ſich arbeit do gar hart,
Die keil er aus dem baum bald brach,
Do kam Braun in groß vngemach,
Er lag gefangen in der Eichen,
Ihn halff kein ſchelten oder ſchmeicheln
Er pflag zu ſein ſehr ſtarck vnd khün,
Aber die hat er gnuog zuthun.

Alſo bracht Reinicken den Ohem ſein,
Mit falſcheit zuo gefengnis ein.
Er gund zu heulen vnd zu kratzen,
Gar faſt mit ſeinen hindertatzen.
Vnd macht ein ſolchen groſſen ſtrauß,
Das Ruſtefeil bald lieff herauſſ,
Weiß nicht was er bey ſich gedacht,
Ein ſcharffes beil er mit ſich bracht,
Ob es ihm leicht von nöten wer,
Der Behr lag dort in engſten ſchwer,
Die klufft des baums ihn alſo kneyff,
Er brach ſich vnnd zohe das er pfeiff.
Noch mocht er nicht werden erloſt,
Das er ſich ſeines leibes getroſt.
Er hat ſich gantz getröſt, das er
Von dannen lebend kem nicht mehr.
Das hoffte auch Reinicke, da Ruſtefeil
Gelauffen kam mit ſeinem Beil.
Er rieff, her Ohem ſeit nicht ſo ſcheuch,
Eßt nicht ſo viel das rath ich euch.
Wie ſchmeckt der honig iſt er gut?
Ich ſehe das Ruſtefeil dort kommen thut,
Villeicht wird er euch auch bedencken,
Vnnd euch jetzt auff die malzeit ſchencken.
Damit gieng Reinick wider gen hauß,
Nach ſeinem Schloß Malepartaus.

Reineke der Fuchs wurde von dem Löwen angeklagt, daß er der Henne liebſtes Kind ermordet, weshalb der Bär zu ihm geſchickt wird, ihn vor Gericht zu laden. Hier wird alſo erzählt, wie Reineke den Bären anführte, indem er ihn zu dem Zimmermann Rüſteviel führte, wo viel Honig zu holen wäre.

Daſſelbe von Göthe.

Abend war es geworden und Reineke wußte, gewöhnlich
Liege Rüſteviel nun in ſeiner Kammer zu Bette,
Der ein Zimmermann war, ein tüchtiger Meiſter. Im Hofe
Lag ein eichener Stamm; er hatte dieſen zu trennen,
Schon zwei tüchtige Keile hineingetrieben, und oben
Klaffte geſpalten der Baum faſt ellenweit. Reineke merkt' es
Und er ſagt: mein Oheim, in dieſem Baume befindet
Sich des Honiges mehr, als ihr vermuthet; nun ſtecket
Eure Schnauze hinein, ſo tief ihr möget. Nur rath' ich,

Nehmet nicht gierig zu viel, es möcht' euch übel bekommen.
Meinet ihr, ſagte der Bär, ich ſey ein Vielfraß? mit nichten!
Maaß iſt überall gut, bei allen Dingen. Und alſo
Ließ der Bär ſich bethören und ſteckte den Kopf in die Spalte
Bis an die Ohren hinein und auch die vorderſten Füße.
Reineke machte ſich dran, mit vielem Ziehen und Zerren
Bracht' er die Keile heraus; nun war der Braune gefangen,
Haupt und Füße geklemmt; es half kein Schelten noch Schmeicheln.
Vollauf hatte der Braune zu thun, ſo ſtark er und kühn war,
Und ſo hielt der Neffe mit Liſt den Oheim gefangen.
Heulend plärrte der Bär, und mit den hinterſten Füßen
Scharrt' er grimmig und lärmte ſo ſehr, daß Rüſteviel aufſprang.
Was es wäre? dachte der Meiſter, und brachte ſein Beil mit,
Daß man bewaffnet ihn fände, wenn jemand zu ſchaden gedächte.
Braun befand ſich indeß in großen Aengſten; die Spalte
Klemmt' ihn gewaltig, er zog und zerrte brüllend vor Schmerzen.
Aber mit alle der Pein war nichts gewonnen: er glaubte
Nimmer von dannen zu kommen; ſo meint' auch Reineke freudig.
Als er Rüſteviel ſah von ferne ſchreiten, da rief er:
Braun wie ſteht es? Mäßiget euch und ſchonet des Honigs!
Sagt wie ſchmeckt es? Rüſteviel kommt und will euch bewirthen;
Nach der Mahlzeit bringt er ein Schlückchen, es mag euch bekommen!
Da ging Reineke wieder nach Malepartus, der Veſte.

Den Schluß dieſer Periode, wo nur bei dem Volke und ſeinem Liede noch Poeſie war, und überall die Proſa Raum gewann, machen zwei Werke, deren Aufgabe geweſen zu ſein ſcheint, die Ritterpoeſie wieder ins Leben zu wecken, das iſt der Theuerdank, ein epiſches Gedicht, und der Weißkunig, eine Art von Ritterroman in Proſa. Beide ſtellen die Thaten Kaiſer Maximilian's dar, und ſind größtentheils von Maximilian ſelbſt entworfen, letzteres vielleicht ſogar geſchrieben oder vielmehr dem Geheimſchreiber diktirt und haben von dem Poetiſchen Nichts als die Allegorie, das Uebrige erhebt ſich nicht einmal über den damals herrſchenden Meiſterſang. Der Theuerdank, welcher Name dem Helden Maximilian ſelbſt beigelegt wird, handelt von der Vermählung Maximilian's mit der ſchönen und reichen Maria von Burgund (welche im Gedichte Ehrenreich heißt); um zu ihr zu gelangen, muß Theuerdank von Ehrenhold (dem perſonificirten Ruhm) begleitet, viele Abenteuer und Gefahren beſtehen, beſonders widerſetzen ſich ihm Fürwittig das jugendliche Alter, das vorwitzige), Unfalo (das Jünglingsalter)

und Neidelhart (das männliche Alter). Theuerdank ſiegt endlich und die Widerſacher werden zum Tode verurtheilt, der Held aber, aufgefordert von der Prinzeſſin, unternimmt einen Kreuzzug. Als Verfaſſer dieſes Heldengedichtes nennt ſich der Nürnberger Melchior Pfinzing, Geheimſchreiber Kaiſer Maximilian's, der als Probſt in Mainz geſtorben. Das Werk erſchien im Jahr 1517 unter dem Titel: die Geuerlichkeiten und eins teils der Geſchichten des löblichen ſtreytparen und hochberümbten Helds und Ritters Herr Tewrdanckhs.

Der Weißkunig erzählt die Geſchichte Maximilian's von ſeiner erſten Erziehung bis zum Ende des venezianiſchen Krieges und auch einen Theil der Lebensgeſchichte ſeines Vaters Friedrich's III. Auch hier ſind die Perſonen nicht namentlich aufgeführt, Maximilian heißt der Weißkunig, der König von Frankreich der blaue König, die rebelliſchen Niederländer die braune Geſellſchaft. Niedergeſchrieben wurde dieſes Werk von des Kaiſers Sekretär Markus Treitzſauerwein, der aber ſelbſt in der Vorrede ſagt, daß dieſes unvollkommene Werk von Kaiſer Maximilian in dieſe Form gekleidet ſei, um daraus in der Folge ein vollkommenes und wohldeutſches Werk zu bilden. Beide Werke ſind mit wahrer typographiſcher Pracht ausgeſtattet erſchienen, auf dem feinſten Papier, einige Exemplare ſogar auf Pergament, mit den trefflichſten Holzſchnitten von Schäufelein und Burgmeir, Schülern Albrecht Dürers, geziert. Das größte Verdienſt derſelben iſt, daß ſie unſern Anaſtaſius Grün zu ſeinem romantiſchen Epos, der letzte Ritter, angeregt haben.

Zeittafel.

Die Minneſinger und Meiſterſänger vom J. 1300—1500.

Hugo von Trimberg	1300
Ulrich Boner	1324
Otto der Fröhliche, Herzog von Oeſtreich, um . . .	1330

Meiſter Siegeher, beiläufig 1330
Pfaff von Kalenberg, um 1330
Heinrich von Meißen, Frauenlob, beiläufig 1350
Bartel Regenbogen, beiläufig 1350
Heinrich von Mügelin und Muſcatblüt, berühmte Meiſterſänger, dichteten um 1369
Kaiſer Karl IV. ertheilt den Meiſterſängern Freiheitsbriefe und Wappen 1378
Halb Suter und Peter Suchenwirt, Kriegslieder-dichter 1386
Guttenberg, Erfinder der Buchdruckerkunſt 1436
Hans Volz und Johann Roſenplüt der Schnepperer, erſte Verfaſſer der Faſtnachtsſpiele, um 1450
Der Mönch von Salzburg, Kunz Zorn, Kunz Schneider, Michael Beheim u. A., die beſten Meiſterſänger, um 1469
Veit Weber 1476
Heinrich von Alkmar, Herausgeber des epiſch-ſatyriſchen Gedichts: Reineke Fuchs, ... 1498
Sebaſtian Brand 1498
Johann Geiler von Kaiſersberg 1500
Kaiſer Maximilian I. entwirft den Weißkunig, den Marx Treitzſauerwein ausführte 1514
Melchior Pfinzing verfaßt den Theuerdank, um . . 1517

Vierter Zeitraum:

Reformation und Nationalprosa.

Von Luther bis auf Opitz.

Vom Jahr 1517 — 1617.

Luther.

Wenn auch gleich Friedrich Schlegel, manche Schriftsteller von einer welschen Trübung befallen, Luthern als Heerführer deutschen Volkes und deutscher Geistesrichtung nicht gelten lassen wollen, glauben wir doch es verantworten zu können, wenn wir ihn nicht nur im Gebiete kirchlicher Erneuerung, sondern in aller volksthümlichen Bestrebung, in Gestaltung häuslicher Sitte und Staatsverfassung, so wie in Poesie und Wissenschaft ganz vornean stellen; denn wir können uns auf das Volk berufen, das noch jetzt bei dem Namen Luther aufjauchzt, wie bei keinem Fürsten alter oder neuer Zeit. Es haben ihm zwar Manche vorgearbeitet, aber den Stoß, den gewaltigen nachhaltigen Stoß zum Besserwerden hat er der Welt gegeben; Manche waren gelehrter als er, aber Keiner hat, was er gelernt, dem Volke treuer und wohlmeinender wiedergegeben und zu geben gewußt, als er; kräftiger und lieblicher hat Mancher in die deutsche Harfe gegriffen, aber er selbst mit seinem ganzen Leben war ein mächtiger Harfenklang, der in allen deutschen Herzen seinen Wiederhall gefunden. Was ihn überdies zum Manne des Volkes machte, ist, daß er selbst in Wort und That, von dem

Scheitel bis zur Sohle ein Deutſcher war, ſo wahrhaftig tapfer, lebensmuthig, fromm und bieder, wie Tacitus unſere Vorfahren ſchildert. Und alle Stände im ſchönſten Verein ſpiegelten ſich ab an ſeinem Bilde, ſo daß er ein Fürſt ſchien, wenn er im Rathe ſaß oder zu dem armen Volke ſprach, „kommt her, die ihr mühſam und beladen ſeid, ich will euer Joch abnehmen!"; ein Ritter, wenn er gegen Rom zu Felde zog; — ein Bürger, wenn er mit ſeiner Bora eignen Heerd ſich baute und ſeine Kleinen zu Kindern Gottes erzog; ein ſchlichter Landmann in ſeiner Lebensweiſe, im Schweiße ſeines Angeſichts arbeitend, zufrieden mit einem kargen Mahle, Fürſten und Obrigkeit, die Gott vor Augen haben, gerne unterthan. Durch ſein Beiſpiel iſt denn das deutſche Volksthum in jener Zeit, wo ſchon viel Fremdes eindringen wollte, gerettet worden, ſo daß es geblieben, wie er ſelbſt es ſchildert.

„Uns Deutſche hat keine Tugend ſo hoch gerühmt und wie ich glaube bisher ſo hoch erhoben und erhalten, als daß man uns für treue, wahrhaftige, beſtändige Leute gehalten hat, die da haben Ja Ja, kein Nein laſſen ſein, wie deß viel Hiſtorien und Bücher Zeugen ſind. Wir Deutſche haben noch ein Fünklein (Gott wolle es erhalten und aufblaſen) von derſelben alten Tugend, nämlich, daß wir uns dennoch ein wenig ſchämen, und nicht gerne Lügner heißen, nicht dazu lachen wie die Wahlen und Griechen, oder einen Scherz daraus treiben. Und obwohl die Welſche und Griechiſche Unart einreißet; ſo iſt dennoch gleichwohl noch das Uebrige bei uns, daß kein ernſter, gräulicher Scheltwort jemand reden oder hören kann, denn ſo er einen Lügner ſchilt oder geſcholten wird. Und mich dünkt (ſoll es dünken heißen) daß kein ſchädlicher Laſter auf Erden ſei, denn Lügen und Untreu beweiſen; welches alle Gemeinſchaft der Menſchen zertrennet. Denn Lügen und Untreue zertrennet erſtlich die Herzen; wenn die Herzen getrennet ſind, ſo gehen die Hände auch von einander; wenn die Hände von einander ſind, was kann man da thun oder ſchaffen?"

Die Bibelüberſetzung.

Dieſe Treue und dieſer Glaube hat denn gemacht, daß das deutſche Volk darauf in ſchweren Zeiten, wo Spanier und Welſche, Ungarn und Kroaten unſern Boden betraten und zertraten, ſich erhalten hat bis auf unſere Tage. Wodurch aber Luther ſo groß einwirkte auf das Volk, war, daß er, alle Schulgelehrſamkeit beſeitigend, Sprache und Ton des gemeinen Mannes anſtimmte. Die deutſche Proſa, in der, wie wir geſehen, ſchon glückliche Verſuche gemacht worden, hätte ſich zwar auch ohne ihn ausgebildet; doch wäre ihr die angeborne Naivität ſchwerlich ſo lange erhalten worden; denn die Gelehrten hätten, wie ſie es nachher im 17ten Jahrhundert wirklich thaten, ſie mit Fremdem vermiſcht und nach den Regeln der lateiniſchen Sprachlehre vielfach verdreht und verkünſtelt; die Volksſchriftſteller aber hätten ſie durch ihre Gewohnheit, Alles in's Breite zu ziehen und zu verwäſſern, um ihre nachdrucksvolle Kürze und durch ihre gemeine Ausdrucksweiſe um ihren angeſtammten Adel gebracht. Luthers vorzüglichſtes Werk, wodurch er den Grund zu ſeiner körnigen Proſa legte, war ſeine Bibelüberſetzung. Unter ſeiner Feder iſt die Bibel, und mit Stolz können wir es ſagen, deutſch und darum nicht ſchlechter geworden, denn er that dem Sinne nicht etwa Gewalt an, legte nicht hinein, was darin nicht enthalten war; doch ſein natürlicher Sinn gab ihm jedesmal das rechte Wort und klärte ihm jede dunkle Stelle auf, ohne daß er dabei zu ängſtlich verfuhr, weil er dafür hielt, daß nicht der Buchſtab, ſondern der Geiſt lebendig mache. Und welchen Geiſt goß er über das ganze Buch! Selbſt wo morgenländiſche Schwüle beengt, weht ſein freier deutſcher Odem und ſo haben wir eine Bibel, wie keine andere Nation, im nationalen Geiſte aufgefaßt und wiedergegeben.

Und darum iſt auch die Bibel ſolch ein kräftiges Bildungsmittel für das deutſche Volk geworden*), ein Lehrbuch voll leben-

*) Dies geſtehen auch ſelbſt Ausländer und neuerlich erſt der franzöſiſche Miniſter M. V. Couſin in ſeinem Berichte über den Zuſtand des öffentlichen Unterrichts in Deutſchland. Altona 1832. „Von Metz

diger Keime zur Entwickelung eigenthümlicher Anlagen und einer Religion, die unſern ſittlichen Werth fort und fort erhält und nährt. Durch dieſe Bibelüberſetzung bekam, wie Gervinus ſagt, die deutſche Sprache eine heilige Weihe, man hatte Gott deutſch reden hören und wollte nun auch in weltlichen Dingen ſie verſuchen. Freier noch und ungebundner gebahrt Luthers großer Geiſt in ſei-

---

bis Frankfurt kam ich während einiger Stunden durch mehrere Staaten Deutſchlands. Tag und Nacht reiſend, hielt ich mich kaum einige Augenblicke auf, um zu eſſen, und obgleich ich keine Schule beſuchte, ſo konnte ich doch an unzweideutigen Zeichen erkennen, wie ſehr der Volksunterricht in dieſen Ländern blühet. Ueberall, ſelbſt in den geringſten Dörfern, traf ich Haufen von Kindern im zarteſten Alter an, größtentheils der niedern Volksklaſſe angehörend, ohne Schuhe und Strümpfe, mit blauem Kittel und lebernem Gürtel, aber unter dem Arm: Schreibtafel und Leſebuch. Ich ſtieg vom Wagen und ließ mir ein Leſebuch von ihnen geben, welches mir ſehr zweckmäßig eingerichtet ſchien. Zuerſt das Alphabet, dann einzelne Sylben, darauf einſylbige Sätze, Sätze mit zwei-, drei- und vierſylbigen Wörtern, endlich einfache Sätze aller Art, intereſſante Erzählungen oder paſſende Denkſprüche; auch eine Auswahl von Leſeſtücken in Proſa und Verſen, angemeſſen der Faſſungskraft und den Bedürfniſſen der Kinder. Etwas ältere Kinder haben ſtatt des Leſebuchs die Bibel nach der Lutheriſchen Ueberſetzung, den Katechismus und bibliſche Erzählungen, die, wie Sie wohl vorausſetzen werden, außer dem Neuen Teſtament nicht die ganze Bibel enthalten. Dieſe drei Bücher bilden die Grundlage des öffentlichen Unterrichts und jeder einſichtsvolle Menſch wird ſich darüber freuen, denn es gibt für drei Viertel der Menſchen keine Moral ohne Religion. Die großen, religiöſen Urkunden der heil. Schrift ſind die wahren Lehrbücher des Volks, und ich habe es immer für ein allgemeines Unglück gehalten, daß im 16ten oder im Anfange des 17ten Jahrhunderts, als die franzöſiſche Sprache noch ungekünſtelt (naiv), bildſam und durchaus volksthümlich (populair) war, nicht irgend einer unſerer bedeutenden Schriftſteller z. B. Amyot die heil. Schrift überſetzt hat. Es würde ein treffliches Buch für die Jugend geworden ſein, während die, zwar an ſich verdienſtvolle Ueberſetzung de Sacy's, weitſchweifig und matt iſt. Luthers Ueberſetzung dagegen, von einem Ende Deutſchlands bis zum andern verbreitet und gleichſam von der Wiege an in den Händen des Volkes, iſt kraftvoll, lebendig und hat viel zur Entwicklung des chriſtlichen Geiſtes und der wahren Bildung beigetragen. Die heil. Schrift mit der bibliſchen Geſchichte, welche ſie erklärt, und dem Katechismus, der ſie zuſammengefaßt, ſollen die Bibliothek für die Jugend und die Elementarſchulen bilden."

nen übrigen Originalwerken, deren er ſo viele für das Volk und deſſen Lehrer, für Fürſten und Obrigkeit, Adel und Bürger, ja für Kinder und Unmündige geſchrieben hat. Dahin gehören ſeine Streitſchriften, Predigten, Katechismen, Briefe und Tiſchreden. Ueberall iſt er eigenthümlich, am eigenthümlichſten in ſeinen Predigten, die nicht etwa mühſam einſtudirte, ſondern aus hellem Kopfe und warmem Herzen meiſt in augenblicklicher Eingebung entſtandene Reden waren, davon kein Wort auf ſteinigen Boden fiel, weil jedes dem Einfältigſten in der Gemeinde verſtändlich war.

Das Kirchenlied.

Auf dieſelbe volksthümliche Weiſe hat nun Luther auch auf die deutſche Poeſie eingewirkt. Das alte Nationalepos kannte er freilich nicht, auch vom Minnelied und Ritterepos war nichts in ſeine Zelle gekommen, eben ſo blieb er vom griechiſchen Genius unberührt und die lateiniſchen Dichter ſchätzte er nur inſofern, als ſie Lehren der Weisheit und Tugend enthielten. Dafür machte ihn ſeine eigene poetiſche Natur für alles Menſchliche und Göttliche geneigt, er liebte die Muſik, dieſe anmuthige Schweſter der Poeſie, liebte heitern Scherz und geſelliges Vergnügen, ſah nicht finſter drein, wenn junge Leute ſich mit Tanz und Spiel ergötzten, war ſelber mitten im gewaltigſten Ernſte ſeines hochbewegten Lebens meiſt aufgeräumt und fröhlich und ein luſtig Volkslied, wenn es nicht zotig war, hörte er immer gern. Da aber alle ſeine Gedanken von je nur auf das Religiöſe und Sittliche gerichtet waren, geſtaltete ſich all ſein Dichten kirchlich-didaktiſch und die Form in der ſich ſein feuriges Gefühl ergoß, war das Kirchenlied. Darin hatte er nun drei Vorbilder, die Pſalmen, die lat. Hymnen der römiſchen Kirche und das Volkslied. Als er im Jahr 1530 während des Augsburger Reichstages, auf welchem das evangeliſche Glaubensbekenntniß verleſen worden, zu Koburg (als ein Geächteter durfte er nicht vor dem Kaiſer erſcheinen) weilte, dichtete er, um ſeinem Herzen, das wegen des Ausgangs der Glaubensſache beküm-

merk war, Luft zu machen, das ſeiner Erhabenheit wegen ſo berühmte Lied: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott!“ Um zu zeigen wie er die Pſalmen nützte, ſetzen wir den 46ſten, nach welchem es gedichtet worden, her:

Der 46. Pſalm.

Der Kirchen Troſt und Sicherheit.

1. Ein Lied der Kinder Korah, von der Jugend, vorzuſingen.

2. Gott iſt unſere Zuverſicht und Stärke: eine Hilfe in den großen Nöthen, die uns troffen haben.

3. Darum fürchten wir uns nicht: wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer ſünken;

4. Wenn gleich das Meer wüthete und wallete, und von ſeinem Ungeſtüm die Berge einfielen, Sela.

5. Dennoch ſoll die Stadt Gottes fein luſtig bleiben mit ihren Brünnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchſten ſind.

6. Gott iſt bei ihr drinnen, darum wird ſie wohl bleiben: Gott hilft ihr früh.

7. Die Heiden müſſen verzagen, und die Königreiche fallen: das Erdreich muß vergehen, wenn er ſich hören läßt.

8. Der Herr Zebaoth iſt mit uns: der Gott Jakob iſt unſer Schutz, Sela.

9. Kommet her und ſchauet die Werke des Herrn, der auf Erden ſolch Zerſtören anrichtet:

10. Der den Kriegen ſteuret in aller Welt; der Bogen zerbricht, Spieße zerſchlägt, und Wagen mit Feuer verbrennet.

11. Seid ſtille und erkennet, daß Ich Gott bin. Ich will Ehre einlegen unter den Heiden, ich will Ehre einlegen auf Erden.

12. Der Herr Zebaoth iſt mit uns: der Gott Jakob iſt unſer Schutz, Sela.

Luthers Hymne.

Ein feſte Burg iſt unſer Gott,
Ein gute Wehr und Waffen;
Er hilft uns frei aus aller Noth,

Die uns jetzt hat betroffen:
Der alte böſe Feind,
Mit Ernſt ers jetzt meint,
Groß Macht und viel Liſt
Sein grauſam Rüſtung iſt,
Auf Erd iſt nicht ſeins Gleichen.

Mit unſer Macht iſt nichts gethan;
Wir ſind gar bald verloren.
Es ſtreit für uns der rechte Mann,
Den Gott ſelbſt hat erkoren:
Fragſt du, wer der iſt?
Er heißt Jeſus Chriſt,
Der Herr Zebaoth;
Und iſt kein ander Gott:
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär,
Und wollt uns gar verſchlingen;
So fürchten wir uns nicht ſo ſehr,
Es ſoll uns doch gelingen:
Der Fürſt dieſer Welt,
Wie ſaur er ſich ſtellt,
Thut er uns doch nicht;
Das macht, er iſt gericht:
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn,
Und kein Dank dazu haben.
Er iſt bei uns wohl auf dem Plan
Mit ſeinem Geiſt und Gaben:
Nehmen ſie uns den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib;
Laß fahren dahin,
Sie habens kein Gewinn:
Das Reich muß uns doch bleiben.

Lob, Ehr und Preis dem höchſten Gott,
Dem Vater aller Gnaden,
Der uns aus Lieb geſchenket hat
Sein Sohn für unſern Schaden,
Sammt dem heilgen Geiſt,
Von Sünden er reißt,
Zum Reiche uns heißt,
Den Weg zum Leben weiſt:
Der helf uns fröhlich, Amen.

Eben ſo ahmte er die lateiniſchen Hymnen, meiſt Melodien aus der Griechenzeit, Stimmen längſt begrabener Bildung! — nach. Wer kennt nicht den Ambrosianiſchen Lobgeſang, den Luther in ſeinem

Herr Gott, dich loben wir!

verdeutſchte und der auch deutſch von außerordentlicher Wirkung iſt, denn die Majeſtät und den Wohlklang der römiſchen Sprache erſetzt die aus den Tiefen des Herzens dringende Andacht des deutſchen Chorals, wo alles Volk mitſingt. Ganz in ſeinem eigenſten Leben war Luther aber, wenn er nach Art und Weiſe des Volkes Gott ein Lied anſtimmte. Er gebrauchte dabei die weltlichen Melodien und nicht ſelten beginnt er mit denſelben Verſen. So heiligte und veredelte er das Volkslied und machte die Religion wieder zu dem, wozu der Heiland ſie haben wollte, — zu einer Anbetung des Allvaters aus kindlich frohem und zuverſichtlichem Herzen und die Poeſie „zu einem weltlichen Evangelium*), das durch innere Heiterkeit und durch äußeres Behagen uns von den irdiſchen Laſten zu befreien weiß, die uns drücken.“ Als ein ſolch heiteres, dem Volke nachgebildetes Kirchenlied ſetzen wir einige Strophen von Luthers Weihnachtsliede her, das er für Kinder und kindlich geſtimmte Chriſten ſang:

Vom Himmel hoch da komm' ich her,
Ich bring' euch gute neue Mähr'
Der guten Mähr' bring' ich ſo viel:
Davon ich ſing'n und ſagen will.

Euch iſt ein Kindlein heut' gebor'n
Von einer Jungfrau auserkor'n;
Ein Kindelein ſo zart und fein,
Das ſoll eu'r Freud und Wonne ſein.

Es iſt der Herr Chriſt unſer Gott:
Der will euch führ'n aus aller Noth;

*) Göthe's Worte.

Er will eu'r Heiland ſelber ſein,
Von allen Sünden machen rein.

Er bringt euch All'n die Seligkeit,
Die Gott der Vater hat bereit't:
Daß ihr mit uns im Himmelreich
Sollt leben nun und ewiglich.

So merket nun das Zeichen recht,
Die Krippen, Windelein ſo ſchlecht:
Da findet ihr das Kind gelegt,
Das alle Welt erhält und trägt.

Deß laßt uns Alle fröhlich ſein,
Und mit den Hirten geh'n hinein,
Zu ſeh'n, was Gott uns hat beſchert,
Mit ſeinem lieben Sohn verehrt.

Auf dieſem Wege ſchritten nun die Dichter des 16ten und 17ten Jahrhunderts fort im deutſchen Kirchenliede, ein Jonas, Decius, Spengler, Alberus, Speratus (Spretten) Selnecker, Matthesius, Moſel, genannt Musculus u. v. a. und im Jahr 1597 kam ſchon zu Greifswalde eine Liederſammlung heraus von 600 Geſängen. Einer der volksthümlichſten war der Joachimsthaler Kantor Nikolaus Herrmann. Der beſcheidene und harmloſe Mann widmete ſeine Lieder den Kindern, denn alſo ſingt er am Schluſſe ſeiner gereimten Evangelien:

„Ihr allerliebſten Kinderlein, das Geſangbüchlein ſoll ewer ſein,
Es iſt fein alber und fein ſchlecht, drum iſt es für euch Kinder recht.
Alt' und gelarte Leut bedürfen's nicht und die zuvor ſind wohlbericht."

Außer ſeinen Kindern liegen ihm auch die Bergleute am Herzen, denen er auch manch einfach Lied geſungen.

Als ſolche, die dem Volksliede nachſangen, verdienen beſonders genannt zu werden: Pappus aus Straßburg, der Verfaſſer des Liedes:

Ich hab' mein Sach Gott heimgeſtellt,
Er mach's mit mir wie's ihm gefällt,

Soll ich allhier noch länger leben,
Nicht widerſtreb'n
Sein'm Willen thu ich mich ergeb'n.

Mein Zeit und Stund iſt wann Gott will,
Ich ſchreib ihm nicht für Maaß noch Ziel:
Es ſind gezählt all Härlein mein,
Beid' groß und klein,
Fällt keines ohn' den Willen ſein.

Es iſt allhie ein Jammerthal,
Angſt, Noth und Trübſal überall.
Des Bleibens iſt ein' kleine Zeit
Voll Mühſeligkeit;
Und wer's bedenkt, iſt immer im Streit:

Was iſt der Menſch? ein Erdenkloß:
Von Mutterleib kommt er nackt und bloß,
Bringt Nichts mit ſich auf dieſe Welt,
Kein Gut noch Geld;
Nimmt Nichts mit ſich, wenn er hinfällt.

Es hilft kein Reichthum, Geld noch Gut,
Kein Kunſt und Gunſt, noch ſtolzer Muth:
Für'n Tod kein Kraut gewachſen iſt:
Mein Frommer Chriſt,
Alles, was lebet, ſterblich iſt.

Heut ſind wir friſch, geſund und ſtark,
Morgen todt und liegen im Sarg,
Heut blüh'n wir wie ein' Roſe roth,
Bald krank und todt,
Iſt allenthalben Müh und Noth.

Man trägt Eins nach dem Andern hin,
Wohl aus den Augen, aus dem Sinn;
Die Welt vergiſſet unſer bald
Sei Jung oder Alt,
Auch unſrer Ehren mannigfalt.

Dann Herberger aus Frauſtadt, der in Peſtnoth folgendes Lied dichtete:

Valet will ich dir geben,
Du arge falſche Welt,
Dein ſündlich böſes Leben
Durchaus mir nicht gefällt,
Im Himmel iſt gut wohnen,
Hinauf ſteht mein Begier,
Da wird Gott ewig lohnen
Dem, der ihm dient allhier.

Merkwürdig iſt auch die Geſchichte des Liedes: Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern! mit ſeiner künſtlichen Melodie, welches von Philipp Nikolai aus Waldeck eigentlich zum Namensfeſte des Grafen Ernſt Wilhelm zu Waldeck gedichtet wurde:

Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern,
Voll Gnad und Wahrheit von dem Herrn,
Die ſüße Wurzel Jeſſe.
Du Sohn Davids aus Jakobs Stamm,
Mein König und mein Bräutigam,
Haſt mir mein Herz beſeſſen:
Lieblich, freundlich,
Schön und herrlich,
Groß und ehrlich,
Reich von Gaben,
Hoch und ſehr prächtig erhaben!

Ei mein' Perle, du werthe Kron'
Wahr Gottes und Marien Sohn,
Ein hochgeborner König.
Mein Herz heißt dich ein Lilium,
Dein ſüßes Evangelium
Iſt lauter Milch und Honig.
Ei mein Blümlein
Hoſianna
Himmliſch Manna,
Das wir eſſen,
Deiner kann ich nicht vergeſſen.

Geuß ſehr tief in mein Herz hinein,
Du heller Jaspis und Rubin,
Die Flamme deiner Liebe.

Und erfreu mich, daß ich doch bleib
An deinem auserwählten Leib
Ein' lebendige Rippe.
Nach dir iſt mir
Gratioſa,
Coeli Roſa,
Krank und glimmet
Mein Herz durch Liebe verwundet.

Es hat noch 4 Verſe, allein das Vorliegende wird genügen uns mit den ſchwülſtigen und ſüßlichen Ausdrücken überſpannter Gefühle bekannt zu machen, in welchen manche Dichter dieſer Zeit die Sehnſucht der gläubigen Seele nach Chriſtus darſtellten. Mit Recht eiferten viele ernſte Gottesgelehrte wider dergleichen Allegorien, weil man ſie eben ſo gut auf weltliche Dinge deuten konnte, und dem Volke ſelbſt ſagten dieſe Verzückungen nicht zu und es brauchte das Lied lieber in parodirter Form auf Hochzeiten, ſo daß es für den Kirchengeſang neu umgearbeitet werden mußte.

Im Ganzen ſind aber die meiſten dieſer Lieder des 16. u. 17. Jahrhunderts, wie Gervinus richtig bemerkt, darum innerlicher und beſſer als die neuern, weil ſie Gelegenheitslieder und meiſt in ſchwerer Trübſal und Noth entſtanden ſind. Denn gleich wie Luther gedrängt von ſeinen Widerſachern manches Lied gepreßten Herzens ſang, ſo auch die nachfolgenden Prediger des Evangeliums, die wahrhaft gleich den erſten Chriſten ſchwere Verfolgung dulden mußten. Darum eben wurden Davids Pſalmen, die ja auch meiſt ſolche Nothlieder ſind, ſo gerne zu Muſtern genommen, denn viele Liederdichter befanden ſich in ähnlicher Lage, wie dieſer königliche Dulder. So ſchrieb Burkard Waldis ſeine Pſalter im Gefängniß, in welchem er faſt dritthalb Jahr ſchmachtete; Spangenberg die ſeinigen in der Verbannung; Nicolai, Lobwaſſer u. A. hatten über ähnliches Schickſal zu klagen und faſt alle Prediger und Kantoren drückte Armuth und Dürftigkeit, denn die Fürſten lohnten den neuen Apoſteln, die ihnen durch Aufhebung und Einziehung der Bisthümer und Klöſter ſolch große Schätze verſchafft hatten, nur mit karg zugeſchnittenem Brote. So ſagt Traut-

ſchel gerade zu: ‚Pſalmen zu verſtehen und zu machen verlangt ein Davidiſches, geängſtetes und in Nöthen gepreßtes Herz.“

Dazu kam nun noch die unſelige Trennung der evangeliſchen Kirche, indem die ſo wenig von einander abweichenden Lehren Luthers und Zwinglis zwei verſchiedene und einander feindlich gegenüberſtehende Kirchen bildeten. Da gab es nun der Verfolgungen und Drangſale noch mehr und die alte Freudigkeit des Glaubens ſchwand allmälig und es miſchte ſich auch in die Lieder ein trüber, düſterer, ja leidenſchaftlicher Geiſt, ein Geiſt der Erbitterung und des Haſſes. Iſt nicht etwa zum Theil ſchon hier die Quelle der troſtloſen und zerfallenen Verzweiflungspoeſie unſerer Zeit zu ſuchen? da das Kirchenlied eigentlich die Brücke bildet zwiſchen der ältern und neuern deutſchen Poeſie. Uebrigens bleibt doch den Anhängern Luthers das Verdienſt, daß ſie der alten Volkspoeſie im Ganzen länger treu geblieben, wie ſie überhaupt nie ſo ſtarr und unduldſam alles Sinnliche und Menſchliche vom Gottesdienſte ausgeſchloſſen haben, als die ſogenannten Reformirten, welche ſogar Muſik und Orgel verbannen wollten und außer den Pſalmen lange Zeit keine andern Kirchengeſänge aufkommen ließen. Der ſchon aufblühenden Saat dieſer heiligen Poeſie ſchadeten ferner auch noch die Gelehrten, welche meiſt ohne poetiſches Talent oft auch ohne Kenntniß der deutſchen Sprache die ſchönen volksthümlichen Kirchenlieder verwarfen und dafür, nicht beſſer als im 9. Jahrhundert Ottfried und Notker die Evangelien und Epiſteln, die Pſalmen und neuere lateiniſche Gedichte reimten und zu Kirchenliedern einrichteten. Außerdem wurde der ganze Katechismus und alle Glaubenslehren eben ſo bearbeitet, denn die Prediger verlangten, daß für jedes Predigtthema ein paſſendes Lied vorhanden ſei, woraus man ſich denn die Dickleibigkeit der Geſangbücher erklären kann, und wie im 18. Jahrhundert eine Sammlung von 72,732 Kirchenliedern zuſammengebracht werden konnte. Jedem unbefangenen Leſer fällt unwillkührlich die Noth der armen Kantoren ein, welche eine ſolche Unzahl von Melodien aufbringen und der Gemeinde einüben mußten. Merkwürdig, daß von dieſer Neigung zu poetiſchen Produktionen die Katholiken in Deutſchland ganz frei geblieben, und daß die Jeſuiten, welche kein Mittel unverſucht

ließen, ihrem Gottesdienſte jeden Reiz zu verſchaffen, nicht zu dieſem Mittel griffen, das Volk anzuziehen. Außer drei oder vier katholiſchen Geſangbüchern, die zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts erſchienen, iſt Nichts zu Tage gefördert worden, und auch dieſe Verſuche dürften nur den ſchlechteſten Produkten der proteſtantiſchen Kirche zur Seite geſetzt werden. Doch während des 30jährigen Krieges erhob ſich aus dem Orden der Jeſuiten ein Mann, der an Vaterlandsliebe, an wahrer Prieſterweihe und hohem poetiſchen Talente im ganzen 17. Jahrhundert Wenige ſeines Gleichen hatte. Friedrich von Spee, aus einem alten adelichen Geſchlechte lebte als Prieſter ſeines Ordens zu Köln und Trier zwiſchen 1595 u. 1635. Er war ein edler Mann, der ſein ganzes Leben der leidenden und dürftigen Menſchheit widmete und dabei von glühendem Eifer beſeelt war, Ehre und Wohl des deutſchen Volkes zu fördern und zu heben. Seine Erholung war Geſang und Muſik, die er beide zur Veredlung und Beſſerung ſeiner ſelbſt und Anderer höchſt dienlich erachtete. So brachte er einmal einer Dame, die ſich dem ſinnlichen Vergnügen und einem leichtſinnigen Wandel ergab, mit einigen ſeiner Freunde eine Nachtmuſik, in welcher er ſtatt der Liebesſtändchen ſolche Lieder ſang, welche ſie liebevoll einluden, wieder zur Tugend zurückzukehren; und es gelang dermaßen, daß die verirrte Sünderin gerührt, ja bis ins Innerſte erſchüttert, von der Stunde an ſich beſſerte. Groß ſind ſeine Verdienſte beſonders um die Aufhebung der Hexenproceſſe, welche damals bei Katholiken nicht minder als bei Proteſtanten zur Schande der Nation im Schwunge waren, ſo daß in 29 Bränden binnen kurzer Zeit 158 vermeinte Hexen öffentlich verbrannt wurden. Er hat freilich nicht durchgedrungen, allein den erſten Anſtoß und den gewaltigſten zur Tilgung dieſes furchtbaren Aberglaubens hat doch er gegeben und ſein erhabenes Beiſpiel lehrt, daß nicht die katholiſche Religion, der er mit allem Eifer ergeben war, ſondern die Gewiſſenloſigkeit mancher Religionslehrer an der Verblendung und Verharrung in finſtrem Aberglauben Schuld ſind. Er lebte in ſeiner letzten Zeit zu Trier, welches in dem 30jährigen Kriege von den Franzoſen eingenommen und beſetzt wurde. Als darauf im Jahr 1635 ein Heer von Spaniern und Deutſchen dieſe

Stadt überfiel und eroberte, ſo daß in allen Straßen und Gaſſen viel Blut vergoſſen wurde, da ſtürzte Spee mitten in das Handgemenge hinein, verhinderte, wo er konnte, Raub und Mord, und trug die Verwundeten, Feinde und Freunde aus dem Getümmel, um ſie dann in Spitälern zu pflegen. Sein Ordenskleid und die allgemeine Liebe der Bürger und Soldaten ſchützte ihn ſelbſt vor Mißhandlungen. Allein die Anſtrengung und die aufopfernde Menſchenliebe warf ihn ſelbſt aufs Krankenlager, und ein bösartiges Fieber machte ſeinem edlen Leben in wenig Tagen ein Ende. Seine vorzüglichſten Gedichte enthält die Sammlung Trutz-Nachtigall, welche neuerdings nebſt einer Lebensbeſchreibung des Dichters im J. 1817 zu Berlin, und die neueſte mit Einleitung von Hüppe und Junkmann im J. 1841 zu Münſter erſchienen iſt. Nur ſchade, daß dieſer begabte Sänger, hingeriſſen von einer allzuüppigen Phantaſie in jene ſchwülſtige und oft tändelnde Manier verfiel, welche in wunderlichen Verzückungen ſich gefiel und dadurch manchen unberufenen Nachahmer auf Abwege von der wahren Poeſie brachte. Solch ein myſtiſches Gedicht iſt unter andern das klägliche Hirtengeſpräch, darin die Schäfer Damon und Halton den Tod Chriſti unter der Perſon des Hirten Daphnis weitläufig betrauern. Wir wollen nur einige Strophen daraus herſetzen:

Neulich auf die Wieſen kamen
Damon, Halton, Hirten beid,
Reimten ſüßlich beid zuſammen,
Waren voller Traurigkeit:
Damon auf der Leyren leyret
Und gar traurig ſpielet vor;
Drauf dann Halton auch nit feyret,
Blies auf einem hohlen Rohr.

Damon.

Schönes Fräulein, Stimm der Wälden,
Wohlberedte Nachtigall,
Nit von Waffen noch von Helden
Singend ſchleiße deinen Schall!
Nur von Daphnis wolleſt klingen:

Schau er liegt ſchon kalt im Grab.
Laſſet uns den Stein umringen,
Klagen dich, o ſchöner Knab!

Halton.

Ja fahr hin in Luft geſchwinde,
Fahr in Luft, o Nachtigall,
Und in aller Welt verkünde,
Daphnis liege bleich und fahl;
Ruf zum Grabe, ruf zuſammen
Groß und kleines Federvieh,
Was von Vögeln wild und zahmen
Sich der Stimm gebrauchet je.

Damon.

Ja ſchon dorten kommt gefahren,
Dorten ein gemahlte Volk;
Sind in Wahrheit Flügelſchaaren:
Willkomm, ſchönes Federvolk!
Eben ihr bei Zeiten kommen,
Fliehet her zu dieſem Stein,
Euch zur Leich nun ſetzt herummen,
Trauret, klaget ingemein.

Halton.

Nur den ſchönen Daphnis trauret:
Daphnis hie vergraben liegt;
Daphnis liegt in Stein vermauret;
Daphnis nunmehr ſpielet nicht,
Eja laſſet euch bedingen,
Groß und kleine Vögelein!
Eja thut von Herzen klingen
Lauter trübe Liedelein!

Dagegen wie ſchön und anmuthig iſt nicht das Lob Gottes beſungen in folgendem Liede, worin ſo viel Natur, ſo viel wirkliche, nicht erdichtete Empfindung und ſo viel Wohlklang herrſcht, daß es an die beſten Minnelieder erinnert.

Jetzt wicklet ſich der Himmel auf,
Jetzt bewegen ſich die Räder;
Der Frühling rüſtet ſich zum Lauf,
Umgürt mit Roſenfeder.

O wie ſo ſchön wie friſch und kraus!
Wie glänzend Elementen!
Nit mögens gnügſam ſtreichen aus
Noch Redner noch Scribenten.
O Gott! ich ſing von Herzen mein:
Gelobet muß der Schöpfer ſein.

Du ſchnelle Poſt, o ſchöne Sonn!
O gülden Roß und Wagen!
O reines Rad auf reinem Bronn,
Mit zartem Glanz beſchlagen!
Jetzt ſchöpfeſt uns den beſten Schein,
So Winters war verloren,
Da Rad und Eimer ſchienen ſein
Vor Kält gar angefroren.

O reines Jahr! o ſchöner Tag!
O ſpiegelklare Zeiten!
Zur Sommerluſt nach Winterklag
Der Frühling uns wird leiten.
Im Luft ich hör die Muſik ſchon
Wie ſichs mit Ernſt bereite,
Daß uns empfang mit ſüßem Ton
Und lieblich hin begleite.

Für uns die ſchöne Nachtigall
Den Sommer laut begrüßet;
Ihr Stimmlein über Berg und Thal
Den ganzen Luft verſüßet.
Die Vöglein zart in großer Meng
Buſch Heck und Feld durchſtreifen;
Die Neſter ſchon ſeyn ihn zu eng,
Die Luft klingt voller Pfeifen.

Wer legt nun ihn den Ton in Mund
Dann laut und dann ſo leiſe?
Wer zirkelt ihn ſo rein und rund
So mannigfältig Weiſe?
Wer meſſet ihn den Athem zu,
Daß mögens vollentführen
Den ganzen Tag faſt ohne Ruh
So freudigs Türelüren?

Jetzt laufen wieder ſtark und feſt
So Winterszeit geſtanden

All Flüß und Wäſſer in Arreſt
Beſtrickt in Eiſes Banden.
Jetzt kalte Luft und ſtarre Wind
Uns wieder ſeynd verſöhnet;
Der Thau mit weißen Perlen lind
Die Felder lieblich krönet.

Altrömiſche Bildung in Deutſchland.

Ehe wir noch von dem Meiſterſange, von der Thierfabel, der Satyre und dem Drama des 16. Jahrhunderts ſprechen, wollen wir noch den Einfluß der ſogenannten claſſiſchen Bildung (und zwar zunächſt der römiſchen, denn von der griechiſchen war noch wenig in Deutſchland aufgegangen) auf die deutſche Poeſie erwähnen. Dieſe wäre wohl geeignet geweſen den Dichtern, die ſo arm an würdigem Stoffe waren, zu Hilfe zu kommen, wie es in Italien ganz vorzüglich geſchehen, und auch zu einem freieren Studiren würde ſie angeregt haben; allein theils war ſie nur noch im Beginnen und die Zahl der Männer, die ihr Kraft und Leben weiheten, noch zu gering, um alle Bildungsanſtalten zu beherrſchen; theils fehlten ihr die nöthigen Hilfsmittel, an denen die Italiener auf dem claſſiſchen Boden wohnend ſolche Fülle hatten; theils nahm auch die Reformation ſelbſt alle beſſern Köpfe in Anſpruch, ſo daß mancher wackere Philologe der Seelſorge, der Predigten, Disputationen und Vorleſungen halber, ſeinen Cicero und Virgil bei Seite legen mußte. Außerdem wurde das Studium der römiſchen Claſſiker meiſt ohne Geſchmack und Einſicht betrieben und bald mehr auf den Buchſtaben als auf den Geiſt derſelben geſehen. So geſchah es, daß man ſchon zu Ende des 16. Jahrhunderts kaum einen deutſchen Dichter aufzuweiſen hat, dem der Genius des griechiſchen Alterthums nur ſo nahe wie einſt Gottfried von Straßburg gekommen wäre. Und doch waren zu Anfange dieſes großen Jahrhunderts tüchtige Arbeiter auf dieſem Felde menſchlicher Erkenntniß, Johann Reuchlin, Erasmus v. Rotterdam, Philipp Melanchthon, Eoban Heſſe u. v. A., deren Namen und Leiſtungen ſelbſt in Italien guten Klang hatten und welche aller

Wiſſenſchaft in Deutſchland neue Wege eröffneten und dadurch die rüſtigſten Streiter für das Evangelium und die freie Forſchung in der Bibel geworden ſind. Selbſt unter den Fürſten Deutſchlands gab es außer dem Kaiſer Maximilian mehrere, die mit mediciſcher Freigebigkeit die Beförderer dieſer Studien belohnten und mit wahrer Liebe denſelben auch ſelbſt ergeben waren. Außer den Geiſtlichen nahmen ſich auch Mehrere aus dem Ritterſtande derſelben an und die Namen Eitelwolf von Stein, Graf Nuenar, Herrmann von dem Buſche u. v. A. haben durch Fleiß und Talent, letzterer auch durch treffliche Schriften ihrem Adel eine neue Zierde beigefügt. Doch unter allen dieſen Männern ſtrahlt als der kühnſte und geiſtreichſte Ulrich von Hutten hervor, ein Mann, der unter günſtigern Umſtänden geſchickt geweſen wäre ganz Deutſchland eine neue Geſtalt zu geben. Er wurde im J. 1488 auf ſeinem Familienſchloſſe Stackelberg in Franken geboren und von ſeinem Vater zum geiſtlichen Stande beſtimmt und in die Kloſterſchule nach Fulda geſandt. Hier legte er den Grund zu einer gründlichen Gelehrſamkeit, beſonders in den alten Sprachen, ohne jedoch dabei den ritterlichen Geiſt, der in ihm wohnte, zu verlieren. Hier beſuchte ihn ſein Vetter Eitelwolf von Stein und erkannte ſogleich in dem Knaben das frei aufſtrebende Gemüth, welches ihm mehr für ein bewegtes Weltleben, als für klöſterliche Einſamkeit geeignet ſchien. Zum Abte ſprach dieſer die bedeutenden Worte: Wolleſt du wohl dieſen Geiſt verkümmern laſſen? Allein der feurige Jüngling befreite ſich eigenmächtig aus den Kloſtermauern und irrte von nun an von einer Univerſität zur andern und vereinigte ſich beſonders zu Erfurt und Köln mit den freiſinnigſten Jünglingen und Profeſſoren, denen er ſeiner gelehrten Kenntniſſe, ſeiner Beredtſamkeit und Fertigkeit in lateiniſcher Verskunſt wegen liebgeworden. Nach des Vaters Willen, der ihn ſeiner Flucht aus dem Kloſter wegen verſtoßen hatte, ſollte er nun die Rechte ſtudiren und ging deßhalb nach Pavia und von dannen während der Kriegsunruhen arm und elend nach Bologna und nahm darauf Kriegsdienſte im deutſchen Heere, das Kaiſer Maximilian gegen die Venetianer geſandt hatte. Bald darauf, weil der Krieg ſaumſelig betrieben und endlich gar durch einen Waffenſtillſtand beendigt wurde, ſetzte

er ſeine Reiſen in Italien fort und kam nach Rom. Hier, wo ihn der Anblick tauſendjähriger Denkmale und der Umgang mit fein gebildeten Männern entzückte, empörte ihn zugleich, wie früher Luthern, der laſterhafte Wandel des Klerus und er ſpottete ſeiner in beißenden Sinngedichten. Den Verfolgungen deßhalb auszuweichen, kehrte er in ſein Vaterland zurück, wo ihn alle Freigeſinnten mit Jubel aufnahmen, da er ſich ſchon im Kampfe gegen die Feinde der Aufklärung, die beſonders in Köln ihren Sitz hatten, bewährt hatte; denn nur von ihm konnten die Briefe der Finſterlinge ſein, worin er im ſchlechten Mönchslatein ganz die Denk- und Schreibart, wie auch die laſterhafte Lebensweiſe derſelben lächerlich machte, ſo daß allgemein nur mit größter Verachtung von ihnen geſprochen wurde. Zugleich griff er auch die Sitten ſeiner Standesgenoſſen, des Raubadels an, die anſtatt ihrer Beſtimmung, dem Volke als wahrhaft edle Männer vorzuleuchten, nachzukommen, nun in Trägheit, Rohheit und Unwiſſenheit verſunken waren und den angeerbten Ruhm durch Wegelagerung, Unterdrückung des Bauernſtandes, Trinkgelage und Ausſchweifungen aller Art entehrten. Dagegen pries er den ſo herrlich aufblühenden Bürgerſtand, den Fleiß, die Ordnung, Frömmigkeit und Gerechtigkeit der Reichsſtädte, von denen er nun alles Heil für das Vaterland erwartete. Der alte Kaiſer Maximilian lernte ihn bald kennen und ſchätzen, er las mit Vergnügen ſeine ſchönen lateiniſchen Verſe und krönte ihn im Jahre 1517 feierlich zu Augsburg mit der Dichterkrone. Als ein wahrer Ritter trat er gegen jedes Verbrechen auf und ſo verfolgte er auch den Herzog Ulrich von Würtemberg, der ſeinen Vetter Johann Hutten ermordet hatte, mit leidenſchaftlicher Rede ſo lange, bis er, vom Kaiſer geächtet, aus allen ſeinen Ländern verjagt wurde. Damals trat Luther auf, und man kann ſich denken, daß Hutten demſelben laut zujauchzte, obwohl er nun am Hofe eines geiſtlichen Fürſten, des Erzbiſchofs Alberts von Mainz lebte. Freilich mußte ihn bald hernach dieſer großmüthige Beſchützer ſeiner Muſe, von dem erbitterten Papſte Leo aufgefordert, entlaſſen, aber er trat nun um ſo kühner gegen die Feinde Luthers auf und erbot ſich nöthigenfalls mit dem Schwerte drein zu ſchlagen. Doch mit dem Tode Maximilians 1519 verlor er allen höhern Schutz

in ſeinem Vaterlande, wurde von dem Papſte mit dem Banne belegt, von dem neuen Kaiſer Karl V. geächtet und welſchen Meuchelmördern, die überall auf ihn lauerten, preisgegeben. Da begab er ſich auf ſein Stammſchloß, und um das ganze deutſche Volk, nicht nur Adel und Gelehrte für die gute Sache zu gewinnen, ſchrieb er von nun an in deutſcher Sprache. Hier ein ſolches Lied, worin er ſeine kühne und unerſchrockene Seele ausſpricht:

Ein neu Lied Herrn Ulrichs von Hutten.

Ich habs gewagt mit Sinnen
Und trag deß noch kein Reu,
Mag ich nit dran gewinnen,
Noch muß man ſpüren Treu,
Darmit ich mein',
Nit eim allein
Wenn man es wollt erkennen,
Dem Land zu gut
Wiewohl man thut
Ein Pfaffenfeind mich nennen.

Da laß ich jeden lügen,
Und reden, was er will,
Hätt Wahrheit ich geſchwiegen
Mir wären hulder viel;
Nun hab ich's g'ſagt,
Bin drum verjagt,
Das klag ich allen Frummen.
Wiewohl noch ich
Nit weiter flich,
Vielleicht werd' weiter kummen.

Um Gnad will ich nit bitten,
Dieweil ich bin ohn' Schuld,
Ich hätt das Recht gelitten,
So hindert Ungeduld,
Daß man mich nit
Nach altem Sitt
Zu G'hör hat kummen laſſen;
Vielleicht wills Gott,
Und zwingt ſie Noth,
Zu handeln dieſermaßen.

Nun iſt oft dieſer gleichen
Geſchehen auch hievor,
Daß einer von den Reichen
Ein gutes Spiel verlor.
Oft großer Flamm
Von Fünklein kam,
Wer weiß ob ich's werd rächen;
Staht ſchon im Lauf,
So ſetz' ich drauf,
Muß gahn oder brechen.

Darneben mich zu tröſten
Mit gutem G'wiſſen hab',
Daß keiner von den Böſten
Mir Ehr mag brechen ab,
Noch ſagen, daß
Uf einig Maaß
Ich anders ſei gegangen
Dann Ehren nach;
Hab dieſe Sach
In Gutem angefangen.

Will nun ihr ſelbs nit rathen
Dies frumme Nation,
Ihr Schadens ſich ergatten,
Als ich vermahnet han:
So iſt mir leid,
Hiemit ich ſcheid:
Will mengen daß die Karten,
Bin unverzagt,
Ich habs gewagt
Und will des End's erwarten.

Ob dann mir nach thut denken
Der Curtiſanen Liſt,
Ein Herz läßt ſich nit kränken,
Das guter Meinung iſt.
Ich weiß, noch viel
Wöll'n auch in's Spiel
Und ſolltens drüber ſterben:
Auf, Landsknecht gut,
Und Reuters Muth —
Laßt Hutten nie verderben!

Sein Wahlſpruch war ſchon längſt: Ich hab's gewagt!

und dieſem gemäß fährt er furchtlos fort auf ſeiner ſtürmiſchen Bahn:

Von Wahrheit ich will nimmer lan,
Das ſoll mir bitten ab kein Mann;
Auch ſchafft zu ſtillen mich kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht, wie feſt und ſehr
Man mich damit zu ſchrecken meint,
Wiewohl mein fromme Mutter weint,
Do ich die Sach hätt g'fangen an;
Gott wöll ſie tröſten, es müß gahn,
Und ſollt es brechen auch vor'm End,
Will's Gott, ſo mag's nit werden g'wend,
Darum will brauchen Füß und Händ,
Ich hab's gewagt!

Wäre dieſer Mann, der nur mit Luther verglichen werden kann, dabei geblieben, durch die Gewalt ſeines Geiſtes das deutſche Volk anzuführen und darüber aufzuklären, was ihm Noth ſei, ſo wäre ſein Ende herrlich geweſen wie ſein Anfang; allein ſein Ungeſtüm und ſeine Ungeduld ließen ihn nicht raſten und ruhig von der Zeit die Früchte ſeiner Beſtrebungen erwarten. Als der ritterliche Sickingen den Adel deutſcher Nation aufforderte, mit ihm gemeinſame Sache zu machen und gegen die Reichsfürſten, die ſich immer unabhängiger vom Kaiſer machten und die Ritterſchaft gewaltſam unterjochen wollten, zu Felde zu ziehen, weil des Reiches Freiheit alſo gefährdet ſei; da regte ſich auch in ihm das ritterliche Blut und er meinte derſelbe Adel, den er ja ſelbſt für heillos und unheilbar verloren gab, werde nun mit dem Schwerte die Wohlfahrt Deutſchlands begründen und mit der kirchlichen auch weltliche Freiheit erkämpfen. Und ſo eilte er zu Sickingen, der zuerſt über den undeutſchen Erzbiſchof von Trier herfiel, aber bald von allen Seiten durch mehrere deutſche Reichsfürſten, die der Trierer aufgereizt hatte, angegriffen und belagert, an ſeinen Wunden verblutend und ſterbend den Tag erleben mußte, wo ſeine Feinde ſiegreich in ſeine Burg eindrangen. Hutten hatte ſchon früher ihn verlaſſen, weil ihn Sickingen ſelbſt drängte fortzugehen, um ihn zu retten; allein vogelfrei wie er war und heimathlos, dabei krank und von dem Nothdürftigſten entblößt, ſchleppte er ſich nur mit Mühe bis

in die Schweiz fort, wo er in Zürich, bei dem edlen Zwingli eine Zufluchtstätte fand. Doch auch hier verfolgt mußte er, den Keim des Todes schon in sich tragend, nach der Insel des Zürchersees, Ufnau, entweichen. Hier auf diesem stillen Eilande hauchte der deutsche Held, der Liebling der altrömischen Muse, der Demosthenes des deutschen Volkes, seine rastlos arbeitende Seele aus; es war im J. 1523.

Wir haben einen Abriß von der Geschichte dieses Mannes darum gegeben, weil er überhaupt nicht oft genug der Nachwelt vorgeführt werden kann und insbesondere als ein Abbild eines deutschen Ritters, der mit dem Untergang des Ritterthums auf der Stelle sich so glänzend zeigte, die von nun an der deutsche Adel einnehmen sollte, d. i. dem Vaterlande den Ruhm zu verschaffen, den es in neuester Zeit wirklich errungen, in Poesie und Wissenschaft Lehrmeisterin der Welt zu sein. Auch hat er ja an sich selbst gezeigt, wie altrömische Bildung zu erwerben und zu nützen sei, indem er, sobald er merkte, daß es an der Zeit sei, in deutscher Sprache zu dem Volke redete. Leider haben die nächstfolgenden Geschlechter seinen Wink nicht befolgt, und die Gelehrten schrieben wieder anderthalbhundert Jahre hindurch Latein und es kam dahin, daß im 16ten und 17ten Jahrhundert weniger Bildung im deutschen Volke zu finden war als zu Ende des 15ten. Mit Recht bezüchtigt Gervinus deshalb die Gelehrten, weil sie daran Schuld waren, indem er sagt: „Es ist doch ein kleinliches Geschlecht diese Büchermänner! Weil sie sich im 16ten Jahrhundert im Deutschschreiben alle vor Hans Sachs bücken mußten, so schrieben Viele trotz dem dringendsten Bedürfniß, und grade die, welche die Dringlichkeit des Bedürfnisses am besten empfanden, lieber lateinisch. Und so warteten sie bis im 18ten Jahrhundert die Volkspoesie ganz versunken war, und dann sahen sie mit einem vornehmen Hohn und einer Giftigkeit auf diese herab, nachdem sie mühselig erst am Holländischen ihr Deutsch gelernt hatten, daß dies eine ewige Schande bleibt, so groß ihr Verdienst sonst sein mag."

Huttens Schriften sind größtentheils schon bei seinen Lebzeiten in Druck und zwar in zerstreuten Blättern und Büchlein und dann oftmals wieder aufgelegt erschienen. Allmälig mit dem Volks-

geiſte verſchwand aber auch das Gedächtniß dieſes Mannes und erſt zu Ende des 18ten Jahrhunderts brachten ihn wieder Herder, Meiners, Wagenſeil, Schubert, Niemeier in ſeinem deutſchen Plutarch, u. A. in Erinnerung. Münch ſammelte ſeine Werke und gab ſie in 5 Bänden heraus, wovon 4 Bände die lateiniſchen und 1 Band die deutſchen Schriften enthält. Verdienſtlich ſind A. Schreiber's Gedichte von Ulrich v. Hutten. Heidelberg 1824 und E. v. Brunnow's Ulrich v. Hutten. Leipzig 1842 (als Novelle bearbeitet).

Der Meiſterſang.

Als Dichter hat wohl Hutten nicht ſo großes Verdienſt, da ihm die ſchöpferiſche Phantaſie und die harmoniſche Stimmung der Seele, in welcher ſich ſo leicht und anmuthig poetiſches Leben erzeugt, nicht eigen waren und ſeine Empfindungen ihn gewaltſam zu Thaten hinriſſen. Dafür war Hans Sachs, der berühmte Schuhmacher und Meiſterſänger von Nürnberg ein ganzer und wahrer Dichter, in deſſen Seele eben die glückliche Miſchung von Geiſt und Empfindung und jene Ruhe herrſchte, die erhaben über alle Gegenſtände außer ſich und über Zeit und Leben, zu dem ſeligen und heitern Spiele geeignet iſt, das wir Poeſie nennen. Er war 1494 zu Nürenberg geboren, und nahm in ſeiner früheſten Jugend alle die Bildungskeime, welche die damals ſo blühende Vaterſtadt reichlich darbot, in ſich auf, denn was er wußte, wie er das Erlernte nützte, konnte er, zumal in ſeinen ärmlichen Verhältniſſen, in keiner Schule erhalten haben. Auf der Wanderſchaft vermehrte er dann ſeine Kenntniſſe und ſchärfte ſein geſundes Auge, mit dem er ſo tief in das menſchliche Herz und in die Welthändel damaliger Zeit blickte: „denn er hatte ein Auge treu und klug", wie Göthe ſagt. Das Mittel all ſein Wiſſen den Menſchen mitzutheilen und ſeinen Geiſt fortwährend auf einer Höhe zu erhalten, wo ihm wohl war, und wo er ſeiner Natur gemäß weilen mußte, war die Poeſie, und ſo

ist er schon als Jüngling ein willkommener Geselle in den Schulen der Meistersänger geworden, und seine gedruckten und ungedruckten Schriften aller Art wurden von dem Volke eben so begierig gelesen, als Luther's Schriften. Doch mochte man ihn noch so sehr rühmen, er blieb immer der bescheidene, in sich selbst selige Mann, dem es nicht einmal einfiel mit seiner Kunst Gewerbe zu treiben und sich damit ein bequemes Leben zu verschaffen. Er kehrte nach vollbrachter Wanderschaft freudig in seine Vaterstadt zurück, ließ sich da als Meister seines Handwerks nieder und blieb, so lang er lebte, ein schlichter Bürger, dem die Poesie nur zur eignen Erholung und Fortbildung diente. Uebrigens war er nicht etwa in seiner bewegten Zeit unempfindlich und gleichgültig gegen die großen Ereignisse, die sich damals besonders in Deutschland drängten; mit ganzer Seele jauchzte er dem Wittenberger Reformator zu, ohne selbst sich zu vermessen, wie manche unberufene Schwärmer wohl gethan, in diesem großen Werke selbst auch eine Rolle mit zu spielen. Er begnügte sich zu singen:

„Die Wittenberger Nachtigall,
Die man jetzt höret überall!"

und in allen seinen Schriften, wo es anging, auf die gute Sache anzuspielen. Selbst in seiner Satyre, worin er gleich allen Zeitgenossen den Klerus geiselt, ist so viel Glimpf und immer weiß er zur rechten Zeit abzubrechen; denn was ihn vorzüglich zum Dichter stempelt, ist, daß er immer weiß Maß zu halten. Erstaunlich ist aber die Fruchtbarkeit seines Geistes, indem unter den vorhandenen (denn Vieles ist auch verloren gegangen) Poesien: 56 Tragödien, 68 Komödien, 62 Fastnachtspiele, 210 biblische Erzählungen und geistliche Betrachtungen, 150 David'sche Psalmen, gegen 500 Erzählungen aus der Geschichte und Mythologie, 286 Fabeln und Schwänke und eine Unzahl kleinerer und größerer Gedichte sich befinden, worunter auch ein Kirchenlied (Warum betrübst du dich mein Herz!) das selbst Luther lobte und das in viele europäische Sprachen übersetzt worden ist. Sein beständiges Sylbenmaß sind freilich die Knittelverse, doch eben darum bewegt er sich auch viel freier, als die übrigen Meistersänger, die oft des Verses halber sich unleid-

lichen Zwang anthun. Wir enthalten uns mehr über ihn zu ſagen und führen lieber einen Theil ſeiner gereimten Lebensbeſchreibung, die ſein Schüler Puſchmann hinterlaſſen, und dann auch einige Gedichte von ihm ſelber an. Durch ihn kam nun der Meiſterſang erſt recht empor und in allen großen und kleinen Städten Deutſchlands gab es Schulen; durch Puſchmann ſcheint ſich eine größere Theilnahme an dieſer Poeſie auch nach Schleſien verbreitet zu haben, namentlich war in Breßlau eine berühmte Meiſterſängerinnung. Alle dieſe Sänger waren begeiſterte und fromme Anhänger Luther's, und die deutſche Bibel war das Buch, aus dem ſie vorzugsweiſe ihre Stoffe holten; doch ſo eifrig ſie auch dieſe ſchöne Kunſt betrieben, kein Hans Sachs iſt mehr unter ihnen aufgetreten. Die alte ehrbare Denkart ging in Plattheit, die naive Darſtellung in fade Witzelei, der ſchlichte bürgerliche Ton in Gemeinheit über und je dünkelhafter die folgenden Meiſterſänger waren, deſto tiefer ſanken ihre Werke ſelbſt unter das verachtete Volkslied herab und alle Poeſie verſchwand unter ihren Händen.

Lobgedicht auf Hans Sachs

von Adam Puſchmann.

In der Morgenweis Hannſen Sachſens.

Mitt Luſt ſo wil ich ſingen
und ein geticht fürbringen,
drey Lieder und thön fort,
die gleichen einem Meiſterhort
den man ſchön ſagt und blümet,
von dem Wandel und Leben
Herrn Hans Sachſen gar eben,
zu Nürnberg ein Poet
in deutzſcher Sprach (mich recht verſteht),
wie ſein Geticht das rühmet.
Als man zehlt vierzehn hundert
vier und neunzig ermundert
den fünften Novembris
Hanns Sachs geboren ward gewiß.
Als er nun alt tet werden
ſieben Jahr auf Erden,
ging in die Schule er.
Darinn lernet er ohn Beſchwer

gute Sitten und Tugent
in ſeiner früen Jugent
bis ins funfzehend Jahr.
Da kam er zu einem Handwerk dar,
und lehrnet in den Sachen
gar fleiſig das ſchumachen
zwei Jar lang. Darnach hat
er durchwandert manch Land und Statt
fünf Jar lang, wie ſich ziemet.

Weil er in ſeiner Jugent
lernt gut Sitten und Tugent,
auch weng lateiniſch ſprach,
liebt ihm das Studiren hernach,
und fing an mit Verlangen
balt ins Handwerks Lehrjaren
Meiſtergſang zu erfaren.
Sein erſter Meiſter hies
Lonhart Runnenbek on verdries;
übt ſich in Meiſtergſangen.
Als er nun thete wandern
von einer Stat zur andern,
er hin gen München kam:
da ſang er auch mit Lobeſam,
und fing auch an zu dichten,
thet ſich gar fleiſig richten
nach der Tabulatur
die man auch braucht zu Nürnberg pur.
Als er nun alt tet werden
zwanzig jar ohn Beſchwerden,
gleich als man zelen thet
funff zehn hundert vierzen, verſtet,
ticht er ſein erſt Lied ſchone
ins Marners langen thone
von der Trinität mehr;
„Gloria Patri Lob und Ehr"
thut der erſt reim anfangen.

Als man aber erwählet
funff zehen hundert zählet
und neunzehen Jar fein,
machet er das Meiſterſtück ſein
zu Nürnberg anzuſchauen.
In demſelben Jar eben
er ſich in ehſtant geben
thet: am Tag Egidy

hielt er ſein Hochzeit, wiſſet je,
mit ſeiner erſten Frauen.
Dieſelbig war genennet
Kungin Kreuzrin erkennet;
die ihm hernach gebar
ſieben Kinder, merket fürwar,
die alle ſind geſtorben,
zeitliches Dots verdorben.
Das ſechzigſt Jar hernach
am ſechzehnden Marci ſchwach
iſt ſein erſts Weib verſchieden
mit der Welt gar zufrieden;
der Gott ewig verley
ein fröhlich aufferſtehung frey
ſampt all gläubigen Seelen.
Hie thet ich euch erzelen
Sachſen Leben ein Theil
von ſeiner Jugent bis zum Heil
ſeins erſten Weibs in Drauen.

Das Schlauraffenland.

Von Hans Sachs.

Ein gegend heiſt Schlauraffenland,
Den faulen Leuten wolbekannt,
Das liegt drey Meyl hinter Weynachten
Und welcher darein wölle trachten,
Der muſt ſich großer Ding vermeſſen,
Und durch ein Berg mit Hirſchbrey eſſen,
Der iſt wol dreyer Meylen dick,
Als dann iſt er im augenblick
In demſelbig Schlauraffenland,
Da aller Reichthum iſt bekand,
Da ſind die Häuſer deckt mit Fladen
Leckkuchen die Hausthür und Laden,
Von Speckkuchen Dillen und Wend,
Die Dröm von ſchweinen Braten ſend,
Umb jedes Haus ſo iſt ein Zaun
Geflochten mit Bratwürſten braun,
Von Maluaſier ſo ſind die Brunnen
Kommen eim ſelbs ins Maul gerunnen,
Auf den Tannen wachſen Krapfen,
Wie hie zu Land die Tannzapfen,
Auf Fichten wachſen bachen ſchnitten,
Eyerplätz thut man von Pirken ſchitten,
Wie Pfifferling wachſen die Flecken,

Die Weintrauben in Dornhecken,
Auf Weidenkoppen Semmel ſtehn,
Darunter Bäch mit Millich gehn,
Die fallen denn in Bach herab,
Das jedermann zu eſſen hab,
Auch gehn die Viſch in den Bachen
Gſotten, braten, gſultzt und pachen,
Und gehn bei dem geſtatt gar nahen,
Laſſen ſich mit den Händen fahen,
Auch fliegen umb (möget ihr glauben)
Gebraten Hüner, Gänß und Tauben,
Wer ſie nicht facht und iſt ſo faul,
Dem fliegen ſie ſelbs in das Maul,
Die Säw all Jar gar wol gerathen,
Laufen in Land umb, ſind gebraten,
Jede ein Meſſer hat im Rück,
Darmit ein jeder ſchneid ein Stück,
Und ſteckt das Meſſer wieder drein,
Die Kreutzkeß wachſen wie die Stein,
So wachſen Bawern auf den Baumen
Gleich wie in unſerm Land die Pflaumen,
Wenns zeitig ſind ſo fallens ab,
Jeder in ein par Stifel rab,
Wer Pferd hat wird ein reicher Meyer,
Wann ſie legen gantz Körb vol Eyer,
So ſchütt man aus den Eſeln Feign,
Nicht hoch darf man nach Kerſen ſteign,
Wie die Schwartzbär ſie wachſen thun,
Auch iſt in dem Land ein Junkbrunn,
Darin verjungen ſich die alten
Vil kurtzweil man im Land iſt halten.
So zu dem Ziel ſchießen die Gäſt,
Der weitſt vom Blat gewinnt das Beſt;
Im laufen gewinnt der letzt allein,
Das Polſter ſchlaffen iſt gemein,
Ir Waydwerk iſt mit Flöh und Leuſen,
Mit Wantzen, Ratzen und mit Mäuſen;
Auch iſt im Land gut Geld gewinnen,
Wer ſehr faul iſt und ſchlefft darinnen,
Dem gibt man von der Stund zween Pfenning,
Er ſchlaff jo gleich vil oder wenig,
Und welcher da ſein Geld verſpilt,
Zwifach man ihm das widergilt,
Und welcher auch nicht gern zalt,
Wann die ſchuld wird eins Jares alt,
So muß ihm jener darzu geben,

Und welcher gern wol iſt leben,
Dem gibt man von dem trunk ein patzn,
Und welcher wol die Leut kann fatzn,
Dem gibt man ein Plappart zum lon;
Für ein groß Lügn gibt man ein Cron,
Doch muß ſich da hüten ein Mann
Aller Vernunft gantz müßig gahn,
Wer ſinn und Witz gebrauchen wolt,
Dem würd kein Menſch im Lande hold,
Und wer gern arbeit mit der hand,
Dem verbeut mans Schlauraffenland,
Wer zucht und Erbarkeit het lieb,
Denſelben man deß Lands vertrieb,
Wer unnütz iſt will nichts mit Lehrn,
Der kompt im Land zu großen Ehrn.
Wann wer der fäuleſt wird erkannt,
Derſelb iſt König in dem Land;
Wer wüſt, wild und unſinnig iſt,
Grob unverſtanden alle friſt,
Aus dem macht man im Land ein Fürſtn;
Wer gern ficht mit Leberwürſtn,
Aus dem ein Ritter wird gemacht,
Wer ſchlüchtiſch iſt und nichtſen acht
Dann Eſſen, Trinken und vil ſchlafn
Aus dem macht man im Land ein Grafn,
Wer bölpiſch iſt, und nichtſen kann,
Der iſt im Land ein Edelmann.

Wer alſo lebt wie obgenannt,
Der iſt gut ins Schlauraffenland,
Das von den alten iſt erdicht,
Zu ſtraff der Jugend zugericht.
Die gewöhnlich faul iſt und gefreſſig
Ungeſchickt, heyloß und nachleſſig,
Daß mans weiß ins Land zu ſchlauraffn
Darmit ihr ſchlüchtiſch weiß zu ſtraffn,
Das ſie haben auff Arbeit acht,
Weil faule weiß nie gutes bracht.

Die erſte Ausgabe ſeiner Gedichte, die er ſelbſt veranſtaltet, hat folgenden Titel:

Sehr Herrliche Schöne und wahrhaffte Gedichte. Geiſtlich und Weltlich, allerley art, als ernſtliche Tragedien, liebliche Comedien,

ſeltzame Spiel, kurzweilige Geſprech, ſehnliche Klagreden, wunderbarliche Fabel, ſampt andern lecherlichen ſchwenken und boſſen ꝛc. Welcher ſtück ſeynd dreihundert und ſechs und ſibentzig. Darunder hundert und ſibentzig ſtück, die vormals nie im truck außgangen ſind, yetzund aber aller Welt zu nutz und frummen im Truck verfertigt. Durch denn ſinnreichen und weyt berümbten Hans Sachſen, ein Liebhaber teudſcher Poeterey, vom M.D.XVI. Jar, bis auf diß M.D.LVIII. Jar, zuſamengetragen und volendt.

Eine neuere: Hans Sachs poetiſche Werke, 2 Bände. von Böching. Nürnberg 1817.

Handſchriften von Hans Sachſens Gedichten findet man in der Schulbibliothek zu Zwickau, in der Bibliothek der Jenaiſchen deutſchen Geſellſchaft, in der Bibliothek der St. Sebaldsſchule zu Nürnberg, auf der Schuſterzunft zu Colmar, in der Königl. Bibliothek zu Dresden ꝛc.

Wir machen zugleich hier aufmerkſam auf Göthes ſchönes Gedicht: Hans Sachſens poetiſche Sendung, worin:

„Wie er ſo heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken lebt.
Ein Eichkranz ewig jung belaubt.
Den ſetzt die Nachwelt ihm aufs Haupt.
In Froſchpfuhl all' das Volk verbannt,
Das ſeinen Meiſter je verkannt!"

Wir machen auch aufmerkſam auf Furchau's Hans Sachs. Leipzig 1819.

Thierfabel.

Von der Zeit an kam aber die Poeſie allmälig in die Hände der Gelehrten und gleichwie das Volkslied von Predigern zum Kirchenliede umgeſtaltet wurde, machten ſich auch bald Gelehrte über die beliebteſten Formen der Volksdichtung, über die Thierfabel und das Drama, und rückten in jener um einen Ton höher hinauf zum Idealen, führten dieſes vom Markte und aus den Wirthshäuſern in die Schule ein, weil ſie ſahen, welch' treffliche Mittel ſie ſeien,

ſittliche, religiöſe und politiſche Ideen zu verbreiten. Zur Thierfabel hatte ſelbſt Luther durch ſein Beiſpiel verleitet, indem er eine Bearbeitung des Aeſopus unternahm, die, ob ſie gleich nicht vollendet wurde, doch dieſe Gattung auf's Beſte empfahl. Er ſagt unter andern in ſeiner Vorrede zu dieſem Werklein: „Das Buch des Eſopus (wäre auch der eigentliche Verfaſſer nicht bekannt) lobet und preiſet ſich ſelbs höher, denn es keines Meiſters Name preiſen kündte. Es haben aber, fährt er fort, weiſe und hohe Leute die Fabeln darumb ertichtet, vnd laſſen ein Thier mit dem andern reden, Als ſollten ſie ſagen: Wolan, es wil niemand die Warheit hören noch leiden, vnd man kan doch der Warheit nicht entberen, ſo wöllen wir ſie ſchmücken vnd vnter einer lüſtigen Lügenfarbe vnd lieblichen Fabeln kleiden, und weil man ſie nicht wil hoeren, durch Menſchen Mund, daß man ſie doch hoere durch Thier und Beſtien Mund."

Ueber den Gebrauch der Fabeln ſagt er ferner: „Man kan dennoch wol froelich ſein, vnd ſolcher Fabel eine des Abends vber Tiſch mit Kindern vnd Geſind nützlich vnd luſtiglich handeln, daß man nicht darff ſo ſchamper vnd uernünfftig ſein, wie in den vnzüchtigen Tabernen vnd Wirtsheuſern, den wir Bleis gethan haben, eitel feine reine nützliche Fabeln in ein Buch zu bringen, dazu die Legend Eſopi." Außerdem war noch immer Reinecke der Fuchs ein beliebtes Volksbuch und ſchon Hans Sachs bediente ſich der Fabel, um darin jenem großen Fabelwerke folgend, geiſtliches und weltliches Regiment zu geiſeln. Daſſelbe unternahmen nun auch mehrere Gelehrte, da ſie aber das zur Hauptaufgabe dieſer Gattung machten, blieben ſie an poetiſchem Werth weit hinter Reinecke und Hans Sachs zurück. Am meiſten Poeſie iſt noch bei Burkard Waldis anzutreffen, welcher zwiſchen 1524 und 54 lebte, derſelbe, den wir ſchon als Pſalmiſten erwähnt haben. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt wenig bekannt, doch ſollte man aus zahlreichen Stellen ſeiner Fabeln ſchließen, er ſei eine Zeitlang Kaufmann geweſen. Auf jeden Fall hatte er merkwürdige Schickſale, kam auf ſeinen Reiſen nach Italien, Spanien, Portugal, Holland und Liefland und im ganzen deutſchen Reiche herum, litt Gefangenſchaft und allerlei ſchwere Verfolgung, nennt ſich aber ſelbſt

Kaplan der Landgräfin Margarethe von Heſſen. Er kannte und liebte lateiniſche und ſelbſt griechiſche Schriftſteller, nahm ſich aber vor, deutſch zu ſchreiben, weil er es für Pflicht der Gelehrten hielt, der Welt zu nützen.

„Und muß, wie etlich davon ſchreiben, die ſchreibfeder Keyſerin bleiben,
und mag die Welt, wie man ſieht heut, nit beſtehen on gelerte leut,
man ſtell ſich auch wie man ſich ſtell, oder bring zu wegen was man wöll,
ſo kann es doch die leng nit wern, der gelerten kan man nit entbern,
drum ſoll ſie ſolches nit gerewen, ob ſie ein weil in armut kewen
ſo werdens doch zuletzt ergetzt und nach gebür zu ehren geſetzt.“

Dieſer wackere und welterfahrne Mann ſchrieb nun Fabeln, welche unter dem Titel: Eſopus gantz new gemacht, durch Burkardum Waldis, Frankfurt 1548 herauskamen. Er erinnert noch häufig an die klare und anmuthige Darſtellung des alten Boners und ſo eifrig auch darin für die Reformation geſprochen wird, bleibt doch noch das Erzählende vorherrſchend. Der andere Fabeldichter dieſer Zeit iſt Erasmus Alberus, den wir auch ſchon als Kirchenliederdichter genannt haben. Er war Hofprediger bei dem Kurfürſten Joachim von Brandenburg, dann Prediger zu Rotenburg und Magdeburg, endlich General-Superintendent zu Güſtrau in Meklenburg und ſtarb 1553, nachdem er ſiebenmal Landes verwieſen ward. Schon der Titel: das Buch von der Tugend und Weißheit, durch Alberum. Frankfurt 1550, worin Alberi Fabeln enthalten ſind, verräth eine mehr didaktiſche als epiſche Manier; dabei kramt er gerne ſeine Gelehrſamkeit, auch wo ſie nicht am Orte iſt, aus und wird dadurch bis zum Ungenießbaren breit und weit. Uebrigens iſt ſeine Geſinnung durchaus ehrenhaft, und das Poetiſche abgerechnet, ſind ſeine Fabeln durch ihre Kühnheit, mit welcher er die Gegner des Lutherthums angreift, von außerordentlicher Kraft und Stärke. Wir führen hier nur eine einzige Stelle an, worin er die Lauen, Halben und Parteiloſen geiſelt.

„Der Leut findt man jetzunder vil, die liſtig ſind und ſchweigen ſtill,
und nehmen ſich des ſchnupfens an, wie dieſes Füchslein hat gethan,
als ob der weg der ſicherſt ſey, daß man ſich heng an kein parthey,

denn entweder ſie bleiben ſtumm, oder ſprechen Mum Mum Mum Mum.
Das ſind die Weiſen in der Welt, kein frommer aber von ihn' helt!
Der Bär wird für gerecht erkannt, der hat weiß weiß, ſchwarz ſchwarz genannt,
ein frommer Mann die Wahrheit ſoll verleugnen immer, ob er wol
darumb muß wagen leib und leben, ſo wirds ihm Gott doch wiedergeben."

Der dritte Fabeldichter dieſer Zeit iſt Georg Rollnhagen, Rektor der Schule zu Magdeburg, welcher ſchon als Student zu Wittenberg Vorleſungen über Homers Froſchmäuſekrieg hörte und von dem Profeſſor Winzheim auf den Gedanken gebracht wurde, dieſes Gedicht zu Rathſchlägen für Regierung und Kriegskunſt anzuwenden. Später führte nun Rollnhagen dieſen Gedanken in einem Gedichte aus, welches unter dem Titel: Froſchmäusler, Magdeburg 1595 erſchien. Hier iſt nun das Didaktiſche durchaus vorherrſchend und man muß aus dem Munde der Fröſche und Mäuſe allerlei Lehren über Staats- und Kriegskunſt in peinlichſter Weitläufigkeit vernehmen, ſo daß von dem alten homeriſchen Gedichte wenig übrig bleibt. Doch ſind die Anſichten ſelbſt trefflich und verrathen einen richtigen Blick und zugleich eine Freiheits- und Wahrheitsliebe, die dem Verfaſſer Ehre machen. Ueberhaupt, lieſt man das Buch mit beſtändigem Hinblick auf die Geſchichte damaliger Zeit und erkennt man die beſtändigen Anſpielungen auf Perſonen und Ereigniſſe, ſo bekommt es einiges Intereſſe. Ja auch der poetiſche Sinn geht nicht leer aus, wenn man ſich in die Brodliebe und bausbäckiſchen Naturen, die ſo treu als komiſch gezeichnet ſind, hinein zu denken vermag. Nur eine Stelle wollen wir anführen und zwar eine von denen, worin der Dichter in einem Spiegel ſeiner Zeit den Fortſchritt zu edlern Sitten zeigt, in dem die ritterlichen Fröſche ſtatt der alten Turniere, wo

fürwahr ein Thor — war
der lieber ausſtund all' Gefahr

und im Raufen und Balgen Vergnügen fand, ſich mit allerlei Spielen Geſang und Muſik ergötzten.

Der Frösche Ritterspiel und Musica.

Wie nun anfing der grüne May,
Wolt der König von sorgen frey
Mit seines Hoffes Dienern all,
Ein freuden spiel halten einmahl.
Vnd satzt sich auß dem Sonnenschein,
Besonders hin von der Gemein,
Auf ein Hügel mit grünen moß,
Vberwachsen, schön weich vnd loß,
Das die Bachmüntzen und Poley,
Auch schatten gnug machten dabey.
Vnd ließ für ihm seine Trabanten
Vnd die seine Herschafft erkanten,
Sich da vben im Ritterspiel.
Da kurtzweil auch treiben gar viel.
Mit Wassertreten, vntersinken,
Mit offnem Maul doch nicht vertrincken.
Ein Mück in einem Sprung erwischen,
Künstlich ein rotes Würmlein fischen,
Auf grabem Fuß auffrichtig stehen,
Und also einen Kampf angehen.
Einander mit Tantzen und Springen,
Im grossen vortheil vberwinnen.
Etlich die vnterleffs auch hiengen
In See, vnd singen anzu singen.
Sol fa, ut, sol fa, sol ut,
Concordia ist zu allen Dingen gut,
Zu guter Stund sind alt vnd Jungck
Concordia kluncketlekunck.
Dazu quackten im nassen Graß,
Etlich den vntersatzten baß.
Fürwar ein Thor derselbig war,
Der lieber ausstund all gefahr.
Denn das er Concordiam bewart.
Veracht Coard, Morr, Marr, Marquard.
Die andern den zuwider thaten,
Ans Vfer aus dem Wasser traten,
Damit sie zu den andern singen,
Die Regalstim könten ein bringen,
Rieffen das hat gethan gar geckisch.
Koachs, Wrecke, Vky, Kekechs.
Ryller, Tryller, Kulo, Tulunck.
Das beklaget sich alt vnd junck.
Zerten so mit dem Wasserklang,
Die Waltvöglein zum kampt gesang,

denn entweder sie bleiben stumm, oder sprechen Mum Mum Mum Mum.
Das sind die Weisen in der Welt, kein frommer aber von ihn' helt!
Der Bär wird für gerecht erkannt, der hat weiß weiß, schwarz schwarz genannt,
ein frommer Mann die Wahrheit soll verleugnen immer, ob er wol
darumb muß wagen leib und leben, so wirds ihm Gott doch wieder-geben."

Der dritte Fabeldichter dieser Zeit ist Georg Rollnhagen, Rektor der Schule zu Magdeburg, welcher schon als Student zu Wittenberg Vorlesungen über Homers Froschmäusekrieg hörte und von dem Professor Winzheim auf den Gedanken gebracht wurde, dieses Gedicht zu Rathschlägen für Regierung und Kriegskunst anzuwenden. Später führte nun Rollnhagen diesen Gedanken in einem Gedichte aus, welches unter dem Titel: Froschmäusler, Magdeburg 1595 erschien. Hier ist nun das Didaktische durchaus vorherrschend und man muß aus dem Munde der Frösche und Mäuse allerlei Lehren über Staats- und Kriegskunst in peinlichster Weitläufigkeit vernehmen, so daß von dem alten homerischen Gedichte wenig übrig bleibt. Doch sind die Ansichten selbst trefflich und verrathen einen richtigen Blick und zugleich eine Freiheits- und Wahrheitsliebe, die dem Verfasser Ehre machen. Ueberhaupt, liest man das Buch mit beständigem Hinblick auf die Geschichte damaliger Zeit und erkennt man die beständigen Anspielungen auf Personen und Ereignisse, so bekommt es einiges Interesse. Ja auch der poetische Sinn geht nicht leer aus, wenn man sich in die Brodliebe und hausbäckischen Naturen, die so treu als komisch gezeichnet sind, hinein zu denken vermag. Nur eine Stelle wo[illegible] anführen und zwar eine von denen, worin der Dichter in einem Spiegel seiner Zeit den Fortschritt zu edlern Sitten zeigt, in [illegible] die ritterlichen Frösche statt der alten Turniere, wo

fürwahr ein Thor — war
der lieber ausstund all' [illegible]

und im Raufen und Balgen
Spielen Gesang und Musik

Der Frösche [illegible]

Wie nun an[illegible]
Wolt der [illegible]
Mit seines [illegible]
Ein freuden [illegible]
Vnd satzt sich [illegible]
Besonders [illegible]
Auf ein Hügel [illegible]
Vberwachsen, [illegible]
Das die Bach[illegible]
Auch schatten [illegible]
Vnd ließ für [illegible]
Vnd die seine [illegible]
Sich da vben im [illegible]
Da kurtzweil [illegible]
Mit Wassertreten, [illegible]
Mit offnem [illegible]
Ein Mück in [illegible]
Künstlich ein [illegible]
Auf gradem [illegible]
Und also einen [illegible]
Einander mit [illegible]
Im grossen [illegible]
Etlich die vnter[illegible]
In See, vnd [illegible]
Sol fa, ut, sol [illegible]
Concordia [illegible]
Zu guter Stunn [illegible]
Concordia [illegible]
Dazu quackten [illegible]
Etlich den [illegible]
Fürwar ein [illegible]
Der lieber [illegible]
[illegible]nn da[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]en
[illegible]au-
und
[illegible]diger
[illegible]omödie
[illegible]teinischen
[illegible]e ihrer Geg-
[illegible]äßigen Drama
Männer, deren
[illegible]rschilderungen
[illegible] Nürnberg,

Das man durch Waſſer vnd Walt biß krachen,
Ein wunder freudenſchal hört machen.
Wie Jung Geſellen zu Sommerszeit,
Am Waſſer vnd Wieſen ſuchen freud.
Wie auf den Schulen die Studenten,
Baden, vnd tauchen gleich den Enten.
Schwimmen künſtlich, wie Genß vnd ſchwanen
Fiſchen fahren im Schiff vnd Kanen.
Fechten, ſchlagen Ball, ſpringens Kleid,
Wiſſen von keiner trawrigkeit.
Singn auch ihr vielſtimmige Reyen.
In Pfeiffen, Zithern, Lauten, Geygen,
Fein kunſtreich nach der Muſen arth,
Kein frölicher Volk funden ward.
Alſo thaten die Fröſchlein auch,
Hielten ohn ſorg ihr ſpiel vnd brauch
Wie ſelig ward die gülden zeit.
Da in der gantzen Welt die Leut,
Lebten in fried und frölichkeit,
Alſo ohn alles hertzeleid.

Schauſpiel.

Auch das Schauſpiel, welches, wie wir geſehen, ſchon in Roſenplüt's Zeiten aus den kirchlichen Myſterien und Oſterſpielen entſtanden und von jeher das deutſche Volk ergötzte, kam nun zu Ende des 16ten Jahrhunderts in die Hände der Gelehrten. Hans Sachſens Dramen, ſo gemüthlich, naiv und lebendig ſie auch ſind, eignen ſich doch nicht zur Aufführung; allein ihm gebührt das Verdienſt, den Deutſchen gezeigt zu haben, wie man die ganze poetiſche Welt, römiſche, griechiſche, morgenländiſche und altdeutſche Geſchichte zum Drama geſtalten könne. Schade, daß Reuchlin, Nicodemus Friſchlin, ein Mann mit Hutteniſchem Geiſte und Thomas Naogeorg ihre Schulkomödien lateiniſch ſchrieben und ſchade, daß dieſe Stücke von Leuten überſetzt wurden, die auch keinen Funken von dem Geiſte der Verfaſſer hatten. Indeſſen traten bald Männer auf, welche auch deutſche Komödien ſchrieben, wie der Paſtor Paul Rebhuhn, der Schulmeiſter Joachim Gräff und Wolfart Spannenberg, um nur die vorzüglich-

ſten zu nennen. Die meiſten derſelben waren Schulmeiſter oder Prediger, da in vielen deutſchen Städten, zu Straßburg, Nürnberg, Heidelberg und beſonders in Zwickau in Sachſen, es gewöhnlich, ja zum Geſetze gemacht war, daß von der ſtudirenden Jugend jährlich ein- oder mehrmal Schauſpiele aufgeführt werden mußten. Nebſt dieſen beſtanden noch immer die alten Faſtnachtſpiele und geiſtlichen Komödien, welche in Städten von Handwerkern dargeſtellt wurden. Wie damals Luthers Anſehen Alles galt, trug hiezu nicht wenig bei, daß dieſer Mann ſelbſt zu Wittenberg lateiniſche Stücke aufführen laſſen und das Buch Judith und den Tobias ſchöne Gedichte und liebliche Komödien genannt habe. Darum waren auch jene Komödien meiſt voller Beziehungen auf die Reformation, ja in manchen beruht die ganze Fabel des Stückes auf dieſem Thema, wie z. B. in dem Eislebiſchen chriſtlichen Ritter, wo ein König Immanuel ſterbend ſein Reich und ein Teſtament für drei Söhne hinterläßt; der erſte, Pſeudopetrus, hält ſich in Italien auf, Martin in Eisleben und Johann in der Schweiz; nach dem Tode des Vaters ſtreiten ſich nun die Brüder, indem der erſte von dem Reiche Beſitz nimmt und von dem Teſtamente nichts wiſſen will, der letzte das Teſtament nach ſeinem Sinn auslegt, Martin allein daſſelbe buchſtäblich gehalten will. Den Streit zu ſchlichten ſchlägt man vor, die Leiche des Vaters zum Ziele zu ſtellen: wer ins Herz träfe, ſolle Herr des Reiches ſein. Aber dagegen ſträubt ſich Martin gleich der guten Mutter vor Salomos Richterſtuhl, er will auf das Herz des Vaters nicht anlegen und ſieh da erſcheint der Vater als Geiſt und krönt den frommen Sohn zum König des Reichs. Der Verfaſſer dieſes Schauſpieles iſt Martin Rinkhart, der ums Jahr 1613 lebte und anfänglich Kantor zu Eisleben, zuletzt Archidiakonus und Prediger zu Eilenburg war. Auch die Jeſuiten führten die Schulkomödie auf ihren Lehranſtalten ein, allein die noch vorhandenen lateiniſchen Schauſpiele ſind weit mittelmäßiger und eintöniger, als die ihrer Gegner. Den Uebergang zu einem ſchon mehr kunſtmäßigen Drama machten zu Anfang des 17. Jahrhunderts zwei Männer, deren Stücke bereits Intrigue, Situationen und Charakterſchilderungen enthalten. Der erſte Jakob Ayrer, Prokurator zu Nürnberg,

benützte wie Hans Sachs alte und mittlere Geſchichte, bleibt aber jedoch hinter ſeinem Vorbilde an Gemüthlichkeit und lebendiger Darſtellung weit zurück. Sein berühmteſtes Stück iſt Pelimperia, worin wie in den meiſten ſeiner Trauerſpiele aufs ſchrecklichſte und ſchaudervollſte gemordet und gewüthet wird, eine Rohheit, welche der fein fühlende Schuhmacher von Nürnberg immer zu vermeiden wußte. Es war dieß aber der allgemeine Geſchmack damaliger Zeit, den wahrſcheinlich die engliſchen Schauſpieler-Geſellſchaften, welche im 17. Jahrhundert in Deutſchland herumzogen und in allen größeren Städten Theater ſpielten, mitgebracht hatten. Der zweite Dramatiker dieſer Zeit von einiger Bedeutung iſt Herzog Julius von Braunſchweig, welcher von 1602 bis 1610 regierte und in Braunſchweig die erſte deutſche Bühne errichtete und für dieſelbe auch mehrere Stücke verfertigte. Das bekannteſte und vielleicht auch beſte darunter iſt: Vincentius Ladislaus Satrapa von Mantua, worin eine Art Don Quixote mit hochtrabenden Worten auftritt und ſich ſeiner Abenteuer Kriegs- und Jagdthaten rühmt. Durch dieſe Beiden kamen nun an die Stelle der eintönigen und langweiligen Schuldramen Schauſtücke aller Art, wie ſie dem Volke zuſagten und auch der alte Luſtigmacher, welcher aber damals noch nicht Hanswurſt hieß, behauptete ſein Recht und man ſah Aufführungen von Teufelstänzen, Schlachten, und dabei Gewitter, Prügeleien, prächtige Aufzüge, Feuerwerke, lärmende Muſik und Geſang und Alles, was dem grotesken Geſchmacke des Pöbels zuſagte. Nur freilich war an Poeſie nicht zu denken und während Shakespeare in England ſeine unſterblichen Werke dichtete und aufführte, war das deutſche Theater noch in ſeiner Kindheit. *) Demohngeachtet iſt es Schade, daß dieſe deutſchen und lateiniſchen Verſuche im Dramatiſchen ſo ſelten geworden ſind, daß man Bibliotheken von vielen tauſend Bänden unfruchtbarer Gelehr-

*) Ein guter Einfall war es im J. 1842 in dem Leopoldſtädter Theater zu Wien, unter dem Titel: die Poſſe ſeit vier Jahrhunderten das heiß Eyſen v. Hans Sachs, die ehrlich Beckin mit iren drei vermeinten Liebſten von Ayrer, den Hanswurſt oder Doctor nolens volens, von Myklus und den Tritſchtratſch von Neſtroy aufzuführen; ſchade daß man Gryphius oder Weiſe nicht hinzufügte.

ſamkeit durchſuchen kann, ohne oft nur ein einziges Werklein dieſer Art darunter zu finden. In neuen Auflagen ſind ſie nun auch nicht erſchienen und alſo bis jetzt größtentheils dem deutſchen Volke ganz unbekannt; und doch könnte man ihnen ablernen, ſo roh in Anlage und Ausführung ſie auch ſind, was beſonders eine deutſche Komödie und wie ſie ſein müßte, ſollte ſie dem Volke genügen, und man muß nur Gelegenheit haben gemeine Leute, ja ſchlichte Bürger zu belauſchen, die zufällig in ihrem Familienſchatz ſolch ein Büchlein aus jener Zeit beſitzen, wie ſie daſſelbe werth halten, es nicht einmal, ſondern ſo lange ſie leben, gleich der Bibel in Winterabenden beinahe Tag täglich leſen und wiederleſen und ſich immer aufs Neue ergötzen an den Geſtalten, die ihrer Art und Weiſe und ihrer Natur ſo gemäß ſind. Das Urtheil der Gelehrten, die ſolche Werke nach den Regeln der Kunſt und nach ihrem geläuterten Geſchmacke beurtheilen, kann hier nicht allein in Anſchlag gebracht werden, auch in Dingen des Geſchmackes und der Vergnügungen hat das Volk ſeine Rechte, und die, welche für daſſelbe arbeiten, ſollen darauf achten.

Satyre und Romane.

Wir haben geſehen, wie die ganze Richtung der deutſchen Literatur ſchon ſeit dem 15. Jahrhundert ſatyriſch war; überall ſtatt des Idealen das Reale oder Wirkliche, ſtatt des Abenteuerlichen das häuslich Beſchränkte, ſtatt des Großen das Kleinliche. Dieſer Richtung bemeiſterte ſich zu Ende des 16. Jahrhunderts Keiner mehr als Johann Fiſchart aus Mainz (geſtorben als Amtmann in Forbach 1591.) Sein Hauptwerk iſt der Gargantua von Rabelais, welchen er frei bearbeitete, ſo daß es ein durchaus deutſches Werk geworden. In dieſem und allen ſeinen übrigen, ziemlich zahlreichen, doch höchſt ſeltenen, meiſt proſaiſchen Werken, wurde er, indem er den bisherigen Volkston veredelte, zum Schöpfer des deutſchen bürgerlichen Romans in ſeiner ganzen komiſchen,

humoriſtiſchen und formloſen Manier. Und ſo iſt er ein Volksdichter, aber einer der hoch über das Volk erhaben ſteht, weil er in aller alten und neuen Gelehrſamkeit und in allen, auch den höhern Ständen wie zu Hauſe iſt. Ueberall lauert er als ein wahrer Satyriker auf das Gemeine, Thörichte, Alberne und Schlechte und wo er es findet, mag es noch ſo verkleidet und vornehm, weiſe, geſcheidt nnd ehrbar ausſehen, es unbarmherzig ans Tageslicht zieht, von allem Prunk entkleidet und der Welt in ſeiner Nacktheit zeigt, daß man es recht augenfällig ſehen kann in ſeiner Erbärmlichkeit. So hat kein anderer Schriftſteller die Thorheiten und Laſter der Deutſchen gegeiſelt, ſo kein Anderer die Römlinge und die Finſterlinge beſonders die Ingolſtädter Jeſuiten, die er Jeſuwider, Schüler des Ignaz Lugiovoll, Sauiter, Jeſſeer, Götzſuiter nennt, lächerlich gemacht als er. Da wird er denn freilich oft burlesk, d. i. in der Art komiſch, die ins Gemeine, Kleinliche, Uebertriebene, ja Unflätige ausartet; wollte man aber dieß einem ſo geiſt- und kenntnißreichen Mann, als Fiſchart war, verargen, ſo beherzige man, was Gervinus zu ſeiner Vertheidigung ſo wahr als trefflich ſagt: „Wenn in großen Revolutionen der Bildung und Aufklärung, wie damals, wo durch die Reformation eine unſelige Nacht von Finſterniß aufs glänzendſte aufgehellt, die Menſchheit aus den peinlichſten Verirrungen zu einem lichten heitern Wege gewieſen ward, — wenn in ſolchen Zeiten ein Theil der Menſchen träg, aus Selbſtſucht, aus gemeiner Geſinnung zurückbleibt, für das Höchſte, das ihm wohlfeil geboten war, das Schlechteſte theuer kauft, ſo verdient dieſe gemeine Seite der menſchlichen Natur, die leider immer unvertilgt blieb, eine verächtliche und herabwürdigende Strafe, und eben eine ſolche iſt die burlesk gehaltene Satyre. Man leſe alle Pasquille der Katholiſchen in damaliger Zeit: wo nicht die Excentriſchen auf der evangeliſchen Seite etwa Anlaß zu triftigem Spotte gaben, da entlädt ſich gegen Luther nur ein verhaltener Grimm und geiſtloſe Verleumdung.“ *)

Außer ſeinen proſaiſchen Werken haben wir auch von ihm Manches in Verſen, ſo iſt z. B. das glückhafte Schiff ein

*) Gervinus 3. B. 126 S.

treffliches Gelegenheitsgedicht zum Preiſe der Rheinfahrer, die einen zu Zürich gekochten Hirſenbrei noch an demſelben Tage warm nach Straßburg brachten. Selbſt im Hexameter und Pentameter verſuchte er ſich, wie aus nachfolgendem Bruchſtücke zu erſehen, das auch von ſeiner Vaterlandsliebe Zeugniß gibt:

Dapfere meine Deütſchen, redlich vom Gemüth und Geblüte,
Nur eüerer Herrlichkeit iſt dieſes hier zubereit.
Mein Zuverſicht jederzeit iſt, hilft mir Göttliche Güte,
Zu preiſen in Ewigkeit ewere Großmüthigkeit.
Ihr ſeyd von Redlichkeit, von großer ſtreitbarer Hande,
Berümbt durch alle Land, immerdar ohne Widerſtand!
So wär es eüch alleſampt fürwar eine mächtige Schande,
Wird nit das Vaterland in Künſtlichkeit auch bekannt.
Drumb dieſelbige ſonderlich zu fördern haben:
So hab ich mich unverzagt, auf jeziges gern gewagt,
Und hof ſolches Reymes Art werd eüch Ergötzlichkeit geben,
Sintemal ein jeder fragt nach Newerung die er ſagt.

Zum Schluſſe führen wir noch den poſſierlichen Titel ſeines Gargantua an und eine Stelle, um ſich einen Begriff zu machen von ſeiner Schreibart und von der genialen Satz- Wort- und Tonbildung, in der ſich ſeine Proſa oft überpurzelt, als wollte er zeigen, wie reich und biegſam die deutſche Sprache ſei. Manche tadeln zwar dieſe Sprachkünſtelei, allein ſie hat für die kommende Zeit vorgearbeitet und man ſieht es den Proſaikern des 17. Jahrhunderts meiſt an, wie fleißig ſie im Fiſchart geleſen haben.

Gargantua.

Affentheuerlich Naupengeheurliche Geſchichtklitterung, Von Thaten und Rahten der vor kurtzen langen weilen Vollenwolbeſchreiten Helden und Herren Grandguſier, Gargantoa vnd Pantagruel, Koenigen inn Vtopien, Jeewelt vnd Nienenreich, Soldan der Neuen Kannarrien vnd Dudyſſen Inſeln: auch Großfürſten im NubelNibelNebelland, Erbvögt auff Nichilburg, vnd Niderherren zu Nuli-

bingen, Nullenſtein und Nergendheym. Etwan von M. Frantz Rabelais frantzöſiſch entworffen: Nun aber vberſchrecklich luſtig inn einen Teutſchen Model vergoſſen, vnd vngefärlich obenhin, wie man den Grindigen laußt, inn vnſer Muter Lallen vber oder drunder geſetzt. Auch zu dieſem Truck wider auff den Ampoß gebracht, vnd dermaſſen Pantagrueliſch verpoſſelt, verſchmidt vnd verdängelt; daß nichts ohn ein Eiſen Niſi dran mangelt: durch Huldrich Elloposcleron. — Im Fiſchen Gilts Miſchen. Getruckt zur Grenſing im Gänſſerich 1582. 8. 286 ungezählte Blätter.

Des kleinen Gragantua früheſte Erziehung.

Nun vnſer Henlin liß ſich wol an, hat ſchon viel Eyer verderbt, hat ſchon ſchir zehen Kin, vnd ſchrei nicht als nur eyn wenig, ... wie er kein tropfen on vrſach einſurfelet: alſo ſpei er keinen on vrſach. On vrſach aber tranck er nit. Dan wann es ſich begab das er zornig, raſend, himprünſtig, treckauffſtoeſig: Vnſinnig, grimmig: ſchreiend: weynend: wütend: vnd Teuffeliſch ward: daß er anfing vor rachgiriger boßheyt zu Veitsdäntzelen: zu hupffelen: ſchupffelen: zabelen: ſtrabelen: zitteren: witteren: Zaenknarſpelen: Toben: dauben: Strampelen: kreuſchen vnd fallendſüchtig werden: Da muſt was hand vnd fuß hat lauffen, vnd jm pringen zu ſauffen, das war die Loſung, alſo kont man die gut art eyn weil ſtillen, biß daß er wider Atham holet, da ging das Lid auff eyn neues an, da mußt man jm etwann zum drittenmal auß dem zwölffmaeſigen Säugammenkennlin zuſchlucken geben vnd dahinden wol aufheben: dan die guten Kindlin haben groſen durſt, die milch iſt geſaltzen, das macht das graß ſo die Muter aßen, war nit vngeſaltzen: ſo haben ſie groß Hitz vom Zanwee, ehe ſie außzanen, ſo muß man dann den Kalck mit Wein leſchen, das macht die Pillerlein ſteiff. Darumb verfaulen den Teutſchen todten Köpffen die Zaen am letzten: wers nicht glaubt, verſuchs.

Es hat mir ſeiner Warterin eyne geſagt, die jm den Zipffel

offt im maul gehabt, vnd auf mein trw geſchworen, das Gargelzimplin hab ſo gar diſe weiß an jm gehabt, daß er nur vom gethoen vnd klang der flaſchen vnd kannen in eyn ſolche abgründige, tiſloſe, ſinnloſe verzuckung ſei gefallen, als ob er wie Machomet vnd die Propheten von Münſter die Paradiß freud empfünd: Hett es allerdings reden können, es hét euch auff Delphiſch Reimenweiß die wahrheit geſagt. Derhalben als ſie ſolche Heylige Complexionen vnd Art an jm vermerckt, haben ſie teglich an ſtatt der Kindſchlätterlin und Malzenplättelin ſolch Eibeliſch kübelklopffen, Faßfingerlen, glaeſerklingelen, vnd flaſchendänzelen vor gehabt: auch ſo bald er auffſtund, vnd noch Leilachginig vnd Federſtibig geweſen, muſten ſie an allen ecken mit den ketten vnd Schrauben an den Flaſchen raſſelen, vnd mit dem deckel auff der Kandel klöpffelen, daß er den kopff umbwarff, wie eyn Tauber vor dem Schlag, vnd vor Freuden gleich erhupffte, erlupffte, erſchupffte: ermunderte: erſchulterte: erſchüttelte: vnnd wagete: wigete ſich ſelber: bidelinend mit dem Ditelkopff, monochordiſend vnd inſtrumentiſend, vnd quenckelingend mit den fingern, vnd barytonirend, Lullepipend vnd gruben klimmend mit dem hindern. Vnd iſt ſolchs heut eben ſo wenig fremd, als das ein Welt vnder vns ſei, welche die Füß gegen vns kehrn. Dan Bellonius ſchreibt in Creta laſſen ſich die weynenden Kinder nit ſtillen, man zeig jnen dan bogen vnd köcher, vnd geb jnen eyn Pfeil inn die Hand gleich wie man keyner Schwäbin kind ſchweigt, man zeyg jm dann eyn Löffel.

Schlußbemerkung.

Das war alſo das Reformationszeitalter, das leider nicht in unmittelbarer Folge, jedoch für alle Zukunft die Nationalität und die Volkspoeſie der Deutſchen wieder aufgeweckt und neu begründet hat. So hat zwar der Schuſter Jakob Böhme aus Görlitz, ſein hochpoetiſches Talent verkennend, ſich in myſtiſche Träumereien geſtürzt, die wohl von ſeiner ſchönen ſtrebenden Seele zeugen, doch

in ihrer wunderlichen Geſtalt weder Aufklärung noch Erbauung förderten und nur Frömmlern dienten ihre Verſchrobenheit noch weiter zu treiben. — Dafür malten Hans Holbein aus Baſel, Albrecht Dürer aus Nürnberg, Lucas Kranach in Wittenberg und viele Künſtler ihre Meiſterwerke, und die Holzſchnitte zu den poetiſchen Schriften dieſer Zeit ſchufen eine zweite Poeſie, die nicht ſelten den groben Anſtrich der Zeit veredelte. Geriethen auch die Rieſenbauten der Dome, dieſe finſtern Hallen der Ertödtung ins Stocken, ſo erhub ſich in den kleinen lichten Kirchlein der Evangeliſchen eine lebendige Andacht und der alte Volksgeſang, den vaterländiſche Künſtler, beſcheidene Kantoren förderten und mit rauhen Stimmen eine Wirkung hervorbrachten, welche die päpſtliche Kapelle nie erſtrebt. Alles das war Gewinn für unſere Poeſie, die freilich erſt in neueſter Zeit zur Flamme aufſchlug.

Hier folgt noch zur beſſern Ueberſicht

Das Zeitalter der deutſchen Nationalproſa.

Martin Luther begründet die Nationalproſa durch ſeine hochdeutſche Bibelüberſetzung um 1523

Martin Luther, Juſtus Jonas, Nicolaus Decius und Lazarus Spengler ſind die erſten Liederdichter für die lutheriſche Kirche vor . . . 1530

Paul Rebhuhn 1535

Nicolaus Hermann 1540

Erasmus Alberus: Speratus, Selenecker . . 1545

Ritter Götz von Berlichingen gab ſeine Selbſtbiographie heraus, vor 1550

Burkard Waldis 1554

Hans Sachs 1558

Johann Pappus, Vater Herberger 1570

Johann Fiſchart (Menzer) 1581

Bartholomäus Ringewaldt 1590

Valentin Ickelſamer ſchrieb die erſte deutſche Grammatik 1590
Georg Rollenhagen 1595
W. Shakespeare in England der größte Dramatiker neuerer Zeit um 1590
Friedrich von Spee 1612
Jakob Ayrer 1600
Das deutſche Volkslied hört auf mit dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges 1618

Fünfter Zeitraum:

Kunſtpoeſie und Einfluß ausländiſcher Literatur.

Von Opitz bis Klopſtock.

Vom Jahre 1617 bis 1740.

Allgemeines.

Hundert Jahre nach Luthers Auftreten und vor dem großen und verheerenden 30jährigen Krieg war nicht nur die kirchliche und bürgerliche Freiheit der Deutſchen, ſondern auch ihre Bildung und vor allen die Poeſie ungemein gefährdet. In Schwaben, Elſaß und am Rhein, vorzüglich zu Straßburg und Heidelberg ſangen noch einige gelehrte Dichter zu Anfang dieſes Zeitraums im Volkstone, es war gleichſam der Schwanengeſang des alten Volksliedes, das bald im Verlauf des Krieges vor den öſtreichiſchen, ſchwediſchen und franzöſiſchen Kanonen verſtummte. Eben damals wanderten mehrere junge Gelehrte ins Ausland, nach Holland, Frankreich und Italien und lernten, wie ſchon oben erwähnt worden, in Holland die deutſche Mutterſprache ehren und zum Theil auch erſt recht kennen, denn es war ja dieſelbe bei dem Adel und den Gelehrten beinahe vergeſſen, wenigſtens nicht in Kunſt und Wiſſenſchaft gebraucht worden. Dort lernten ſie nun Manches kennen, was ihrer Ausbildung eine neue Richtung gab, während die daheimgebliebenen Männer der Kirche und Schule beinahe ganz und ausſchließlich theologiſchen Streitigkeiten und einer ſtillſtehenden Gelehrſamkeit in

allen übrigen Fächern verfallen waren. In Holland ſahen ſie ferner die eifrigſten Beſtrebungen für altklaſſiſche Bildung; in Frankreich eine gewandte, leichte und gefällige Hofpoeſie, die bald mit den höfiſchen Sitten die vornehmen Stände Deutſchlands einnahm; in Italien ging ihnen in den lyriſchen und epiſchen Dichtern, die ſchon im 16. Jahrhundert dort blühten, eine neue Welt poetiſcher Darſtellung auf, von welcher ſie, da ſie die alte deutſche Volks- und Ritterpoeſie nicht kannten, bisher keine Ahnung hatten. Solche Keime zur künſtlichen Umgeſtaltung der deutſchen Poeſie brachten ſie in unſer Vaterland zurück, wo ſie auch wirklich in ſchönen Früchten aufſchoſſen. Zufällig waren aber dieſe neuen Dichter aus dem nördlichen Deutſchland, meiſt aus Schleſien, Preußen, Ober- und Niederſachſen, und da in dieſen Ländern theils halbſlaviſche Bevölkerung, theils das Plattdeutſche Volksſprache war, alſo keine poetiſchen Anklänge von den untern Ständen zu den höhern heraufdrangen, kam es, daß die deutſche Volkspoeſie bald ganz ausſtarb und ſich eine gelehrte Kunſt- und Hof-Poeſie bildete, die erſt in der Mitte des 18. Jahrhunderts wieder das Volk allmählig zu ſich heraufzog.

Sprach- und Dichtergeſchellſchaften.

Die Hauptveranlaſſung, dieſe neue Poeſie in Deutſchland zu erwecken, waren die während des Zeitraums entſtandenen Geſellſchaften von Dichtern und Sprachforſchern. Recht zum Glücke Deutſchlands iſt die erſte dieſer Geſellſchaften gerade 1617, kurz vor dem Ausbruch des 30jähriger Krieges ins Leben getreten; denn durch ſie wurde, während ganz Deutſchland durch den neu entbrannten Haß zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten in zwei feindlich gegenüberſtehende Partheien zerfiel und während des Krieges alles Vaterlandsgefühl zerſtört wurde, doch einigermaßen ein wiſſenſchaftlicher Zuſammenhang und ein reger Gemeinſinn erhalten und befördert; was ſie aber für deutſche Sprache und ihre Rein-

heit wirkte, steuerte künftig der überhandnehmenden Neigung zu allem Fremden und Ausländischen und zugleich der Modesucht und den Modelastern jener Zeit, wo Schweden und Franzosen, Spanier und Wallonen, Welsche und Kroaten, Ungarn und Slaven auf deutschem Boden sich schlugen und mit den Hütten des deutschen Volkes auch gute deutsche Sitte zerstörten. Die erste dieser Gesellschaften war die sogenannte fruchtbringende Gesellschaft oder der gekrönte Palmenorden. Als nämlich zu Weimar im J. 1617 die Herzogin Dorothea von Weimar, eine Schwester des Fürsten Ludwig von Anhalt, begraben wurde, sprach bei dem Herzoglichen Leichenmale Kaspar von Teutleben von den gelehrten Gesellschaften, die in den angesehensten Städten Italiens stattfänden und wie heilsam es wäre, wenn sich auch in Deutschland eine solche Gesellschaft zur Erhaltung der Muttersprache bildete. Der vielgereiste und kenntnißreiche Fürst Ludwig von Anhalt, der jederzeit große Vorliebe für deutsche Sprache und Sitte und zugleich für die Kunst und Wissenschaft bewies, war zugegen und führte auch noch in demselben Jahre den Vorschlag aus und errichtete wirklich zu Köthen, seiner Residenz, die besagte Gesellschaft, welcher zum Sinnbild der in allen Theilen nutzbare Palmbaum mit der Devise: Alles zum Nutzen, gegeben worden. Demnach bekamen auch alle Mitglieder Beinamen, die sich auf Wachsthum und Pflanzenreich bezogen. Wie gebildet der Anhaltische Adel damals gewesen sei, beweist die Theilnahme an dem neuen Orden, in welchen 16 Fürsten und 68 Adelige blos aus diesem Fürstenthume eintraten; Gelehrte und Schriftsteller waren hingegen nur äußerst wenige. So lange der Fürst Ludwig lebte, war er das Oberhaupt des Ordens und Köthen der Sitz, wo die Versammlungen gehalten wurden; nach seinem Tode erhielt diese Würde Herzog Wilhelm von Weimar und von nun an war wieder, wie in der Minnezeit, Weimar der Sitz deutscher Bildung. Der dritte Fürst, welcher diesem Orden vorstand, war der Herzog August, welcher den Sitz desselben nach Halle verlegte, doch mit seinem Tode 1680 nahm auch, politischer Verhältnisse wegen, diese Gesellschaft ihr Ende. Nicht zu läugnen ist, welch großen Einfluß diese Beschäftigung vornehmer Herrn mit deutscher Poesie und Sprache

auf unſer Vaterland hatte, indem ſie ſo viele Dichtertalente erweckte und aufmunterte, und waren dieſe auch meiſt adelig, ſo hatten ſie dafür deſto leichteres Spiel, indem ſie weder Nahrungsſorgen noch Verfolgungen zu dulden hatten, welche Poeten damals von Theologen und Gelehrten zu gewärtigen hatten, da man ihre Kunſt als eine leichtfertige Spielerei verachtete, ja ſogar verketzerte. War es ferner nicht eine erfreuliche Wendung, daß nun wieder, gleichwie im Mittelalter, der Adel in die deutſche Harfe griff? Hätten nur die deutſchen Schulmänner und die Profeſſoren der Univerſitäten dieſen Eifer zu erhalten und zu nähren gewußt, hätten ſie ſelbſt der Meiſterſchaft in aller Poeſie ſich bemächtigt und den Deutſchen gefühl- und geiſtvolle Werke geliefert; nimmer wäre der Adel mit den Fürſten der deutſchen Sprache und Poeſie untreu geworden, indem ſie nach Frankreich und Italien gingen, um ſich dort an lebendigerem Reize anmuthiger Dichtungen zu ergötzen.

Die zweite Geſellſchaft deutſcher Dichter war die ſogenannte deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft oder Roſengeſellſchaft, welche zu Hamburg 1643 den 1. Mai von Philipp Zeſen errichtet wurde. Sie theilte ſich hernach in beſondere Zünfte, deren jede einen Blumennamen erhielt, z. B. die Roſen- Lilien- Nelken, Rautenzunft. Auch Frauenzimmer wurden in dieſelbe aufgenommen, ſo war z. B. Katharina Regina von Greifenberg, Freiin auf Seyſenegg, aus Oeſtreich, Vorſitzerin der Lilienzunft und hieß mit ihrem Ordensnamen die Tapfere. Zeſen ſelbſt war aus Anhalt, kam aber nach vielen Reiſen nach Hamburg, wo er lange weilte und ſchon mehrere Liebhaber der deutſchen Dichtkunſt fand. Leider gab er den Ton zu jenen tändelnden und ſchmachtenden Entzückungen an, der ſich bald der ganzen deutſchen Lyrik bemeiſterte. Große Verdienſte hat er übrigens um die deutſche Sprache, da ſein ganzes Beſtreben dahinausging, die deutſche Sprache von Fremdartigem zu reinigen. Um den Geſchmack jener Zeit kennen zu lernen, führen wir nur den Titel eines ſeiner Bücher an „Roſenmohnd, das iſt, in 31 Geſprächen eröffnete Wunderſchaft zum unerſchätzlichen Steine der Weiſen, darinnen unter andern gewieſen wird, wie das lautere Gold und der unausſprächliche Schatz der hochdeutſchen Sprache, unſichtbarlich durch den Trieb

der Natur, von der Zunge, ſichtbarlich aber durch den Trieb der Kunſt, aus der Feder, und beiderſeits, jenes den Ohren, dieſes den Augen vornähmlich, ſo wunderbarer Weiſe und ſo reichlich entſprüſſet. Hamburg 1651. 12.

Im J. 1644 wurde zu Nürnberg der Blumenorden an der Pegnitz oder die Geſellſchaft der Pegnitzſchäfer von Harsdörfer und Klai geſtiftet. Die Mitglieder, meiſt Nürnberger, erhielten Schäfernamen z. B. Myrtill, Damon, Melibäus u. dgl. und auch Frauenzimmer waren darunter, wie denn faſt jedes Mitglied ſeine Gattin einführte. Es war alſo dieſe Verbindung eine Art Familienverein, deſſen ſich der Magiſtrat ſowohl als die angeſehenſten Perſonen von Nürnberg annahmen. Schon den Mitgliedern nach mußte hier Alles vornehm bürgerlich hergehn, und ſo war dieſer Orden einerſeits eine Fortſetzung der Nürnberger Meiſterſängerſchule, (nur daß kein Hans Sachs daraus hervorging) andererſeits eine Annäherung an die zierliche Adelspoeſie des Palmordens, wie denn beſonders viele Oeſtreicher von Adel ſich an denſelben anſchloſſen. Das Ordenszeichen war Anfangs die Pansflöte, weil die Schäferpoeſie (die Idylle) die Lieblingsgattung war; freilich keine Theokritiſche Idylle, ſondern alle die mit Bändern und in ſeidenen Kleidern phantaſtiſch herausgeputzten, gepuderten und gekräuſelten Schäfer, wie wir ſie auf alten Gemälden und Porzellangeſchirr und Fächern ſehen, die dann eben ſo geziert, bald ſüßlich, bald ſchwülſtig, immer ſteif und unnatürlich in Reimſpielen, Klingreimen, Bilderreimen und Echos redeten! Später nahm man ſtatt der heidniſchen Pfeife Pan's die Paſſionsblume zum Abzeichen, und nun ſangen die Pegnitzer geiſtliche Lieder, die auch ihr Eigenes hatten, indem ſie, von dem alten lutheriſchen Kirchengeſang abweichend, in einem Gemiſche von Weltlichkeit und Geiſtlichkeit über Geburt, Leiden und Tod Chriſti mit blutfließender Feder geſchrieben ſchienen, ſo daß man bei vielen, anſtatt der evangeliſchen Glaubensheiterkeit, die ganze ſelbſtpeinigende Zerknirſchung des Mittelalters und eine Aehnlichkeit mit Friedrich von Spee und andern katholiſchen Schwärmern fand. Ein Vorzug ihrer Poeſie iſt jedoch das ihr eigene Muſikaliſche, wodurch ſie den nördlichen Dichtern weit überlegen ſind.

Erſt im J. 1660 wurde von Johann Riſt, Prediger im Mecklenburgiſchen, der Elbſchwanenorden oder, wie er ſich auch nannte, der deutſche Thränenfließende Zimber Swan gegründet. Der Stifter vereinigte nämlich etwa 40 Freunde, mit Ausſchluß der Frauen, meiſt gekrönte Poeten, zur gegenſeitigen Förderung ihrer Werke und Vertheidigung gegen alle kritiſchen Angriffe. Man ſieht nun ſchon daraus, daß es dieſen mit einem goldenen Schwan gezierten Männern nur um das zeitliche Wohl ihrer Schriften zu thun war, weßhalb ſie auch ſammt und ſonders in Mittelmäßigkeit beharrten, dabei aber eine furchtbare Fruchtbarkeit an den Tag legten. Trotz dieſer Thätigkeit überlebte dieſer Orden ſeinen Gründer nicht; im geiſtlichen Liede geſchah hier noch am meiſten.

Opitz und ſeine Schule.

Als Vater der deutſchen Kunſtpoeſie nennt man mit Recht den Schleſier, Martin Opitz (geb. 1597 geſt. 1639 zu Danzig an der Peſt) ein Mann von ungemeiner Gelehrſamkeit, der ſeinen Geſchmack auf Reiſen im In- und Auslande, an den Werken der alten Römer, der Franzoſen, Italiener und Holländer bildete und nach einem vielbewegten Leben, erſt Schulmann in Schleſien und Siebenbürgen, dann Geſchäftsträger eines deutſchen Burggrafen in Paris, zuletzt Sekretär und Geſchichtſchreiber des Königs von Polen war. Der Ruhm ſeiner Kenntniſſe und ſeines poetiſchen Talents wurde ſchon während ſeines Lebens erkannt und belohnt, er war eines der geachtetſten Mitglieder des Palmordens, wurde vom Kaiſer Ferdinand II. in den Adelſtand erhoben und als Dichter gekrönt und brauchte nicht ums Geld zu ſchreiben, ſo daß er ſeinem Verleger, der ſich rühmte ein Werk von ihm gekauft zu haben, erwiedern konnte: „Ich habe zu leben und zwar ſo wie wenige Menſchen meines Ranges in dieſer Stadt.“ Bei alle dem konnte er ſich doch nicht ganz von der Kriecherei und Lobhudelei damaliger Gelehrten frei erhalten, und ſeiner Gelegenheitsgedichte iſt eine Legion.

Poetiſches und ſchaffendes Talent hatte er wohl nicht und wir wollen ein's ſeiner berühmteſten Lieder herſetzen, um zu zeigen, wie dürr und ohne alle friſche Empfindung ſeine Lyrik geweſen ſei.

Ich empfinde faſt ein Grauen,
Daß ich, Plato, für und für
Bin geſeſſen über dir;
Es iſt Zeit hinaus zu ſchauen,
Und ſich bei den friſchen Quellen
In dem Grünen zu ergehn,
Wo die ſchönen Blumen ſtehn
Und die Fiſcher Netze ſtellen.

Wozu dienet das Studiren
Als zu lauter Ungemach?
Unterdeſſen läuft der Bach
Unſers Lebens, das wir führen,
Ehe wir es inne werden,
Auf ſein letztes Ende hin;
Dann kommt, ohne Geiſt und Sinn,
Dieſes alles in die Erden.

Holla, Knabe, geh' und frage,
Wo der beſte Trunk mag ſein,
Nimm den Krug und fülle Wein!
Alles Trauern, Leid und Klage,
Wie wir Menſchen täglich haben,
Eh' uns Klotho fortgerafft,
Will ich in den ſüßen Saft,
Den die Traube gibt, vergraben!

Kaufe gleichfalls auch Melonen,
Und vergiß des Zuckers nicht;
Schaue nur, daß nichts gebricht!
Jener mag der Heller ſchonen,
Der bei ſeinem Gold und Schätzen
Tolle ſich zu kränken pflegt,
Und nicht ſatt zu Bette legt:
Ich will, weil ich kann, mich letzen.

Bitte meine guten Brüder
Auf die Muſik und ein Glas!
Kein Ding ſchickt ſich, dünkt mich, daß,
Als ein Trunk und gute Lieder.

Laß ich ſchon nicht viel zu erben,
Ey, ſo hab' ich edlen Wein!
Will mit Andern luſtig ſein,
Wenn ich gleich allein muß ſterben.

Herrſcht nicht in dieſem Liede mehr Verſtand als Empfindung? Und wo dieſe auch hervortritt, ſcheint ſie eine durch beſonnenes Nachdenken gemachte. Wie gar „gemein und proſaiſch" wird der Ausdruck in:

„Wozu dienet das Studiren?"
„Dann kommt, ohne Geiſt und Sinn,
Dieſes alles in die Erden."

Eben ſo gemein und alltäglich, ja ohne alle Erhebung iſt Geſinnung und Inhalt; zu einem Volksliede fehlen aber Humor, neue und kühne Wendungen, originelle Gedanken. Das Hauptgebrechen Opitzen's und der meiſten nordiſchen Dichter war das Unmuſikaliſche, denn nicht zum Singen, zum Leſen dichtete er ſeine Lieder. Daraus läßt ſich ſeine entſchiedene Neigung für das beſchreibende und didaktiſche Gedicht erklären, in welcher Gattung ſich beinahe durch's ganze 17. Jahrhundert bis in die Hälfte des 18ten die deutſche Dichterwelt bewegt. Großes Verdienſt hat jedoch Opitz als Ueberſetzer, denn er hat die erſten treuen Ueberſetzungen geliefert und dadurch die deutſche Sprache ſelbſt ungemein bereichert, welche ſein Beſtreben, richtig und rein zu ſchreiben, und ſeine theoretiſchen Werke erſt für Kunſt und Wiſſenſchaft geeignet machten.

Opitz war nun der Gründer der ſogenannten ſchleſiſchen Schule, weil die meiſten ſeiner Nachahmer und Schüler Schleſier waren *. Wir werden uns bei ihr nicht lange aufhalten; denn was hülfe es die Namen Flemming, Tſcherning, Schrieger, Werder, Zinkgräf, Homburg, Logau, Riſt, Gerhard, Dach,

* Man nennt den Zeitraum dieſer Schule auch den Alexandriniſchen, weil ſich die Dichter damals meiſt eines Verſes von ſechs Jamben bedienten, den man von einem franzöſiſchen Mönch Alexander, der ihn zuerſt gebraucht haben ſoll, den Alexandriner nennt. Hier ein Beiſpiel aus Opitz:

Der Höch | ſte le | bet ja! | Es wal | let ſein | Gemü | the
Noch vor | Barmher | zigkeit | und vä | terli | cher Gü | te.

Neumark und eine Menge noch herzuzählen, da wir von ihnen nichts zu ſagen wiſſen, als daß ſie meiſt ehrenwerthe und gelehrte Männer geweſen, die aber, wegen ihrer Armuth am poetiſchen Stoff und ihrer beſchränkten Einſicht über das Weſen der Poeſie, gar wenig von einander verſchieden ſind, ſo daß man von ihnen ſagen darf: kennſt du Einen, ſo kennſt du Alle. So ſind ſich alle darin gleich, daß ſie in der Jugend vom heitern Spiel der Liebe nach ihrer Weiſe ſingen, ſobald ſie aber in geſetztere Jahre kommen, es gar ſehr bereuen, je ſolchen Stoff gewählt zu haben und nun fromme Kirchenlieder ſchreiben; Kavaliere, Offiziere, Advokaten, Rathsherrn ſo gut als Prediger und Profeſſoren, Alles ſchreibt Kirchenlieder. Außerdem halten dieſe Männer es für unmöglich, im Epiſchen und Dramatiſchen irgend etwas zu leiſten und wählen dafür das beſchreibende und didaktiſche Gedicht mit Einſchluß des Epigramms und der Satyre, denn ihr Grundſatz iſt nicht Phantaſie, Empfindung und Sinnlichkeit, ſondern Gedankenreichthum oder, wie ſie es nannten, Geiſt mache die Poeſie. Daß ſie trotz ihrer Gelehrſamkeit und Bekanntſchaft mit den Alten nicht einen beſſern Geſchmack erlernten, iſt wohl die Art und Weiſe Schuld, wie man damals die römiſchen Dichter las und ſtudirte, und der Umſtand, daß man die Griechen, dieſe Träger aller wahren Poeſie, ſo gut als gar nicht kannte. Indeſſen verdienen doch einige unter den ſchon genannten hervorgehoben zu werden z. B. Flemming, der leider zu früh ſtarb und wirklich poetiſches Talent hatte; ausgezeichnet ſind vorzüglich die Kirchenlieder von Paul Gerhard, Prediger anfangs in Berlin, dann zu Lübben in der Niederlauſitz. Trefflich ſind auch die von Simon Dach, Profeſſor der Poeſie zu Königsberg, von dem es nur zu bedauern iſt, daß er nicht den Muth hatte, in der frohen und lebensfriſchen Weiſe fortzufahren, in der er folgendes Liedchen ſang, das ihm aber ſein Leichenprediger noch am Grabe zum Vorwurfe machte:

Aennchen von Tharau iſt, die mir gefällt,
Sie iſt mein Leben, mein Gut und mein Geld.
Aennchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet, in Lieb' und in Schmerz:

Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut!
Du meine Seele, mein Fleiſch und mein Blut!

Käm alles Wetter gleich auf uns zu ſchlahn,
Wir ſind geſinnet, bei einander zu ſtahn;
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein,
Soll unſrer Liebe Verknotigung ſein.
Aennchen von Tharau, mein Licht und mein' Sonn'!
Mein Leben ſchließ' ich um deines herum!

Recht als ein Palmenbaum über ſich ſteigt,
Hat ihn erſt Regen und Sturmwind gebeugt,
So wird die Lieb' in uns mächtig und groß,
Nach manchem Leiden und traurigem Loos.
Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut!
Du meine Seele, mein Fleiſch und mein Blut!

Würdeſt du gleich einmal von mir getrennt,
Lebteſt da, wo man die Sonne kaum kennt
Ich will dir folgen durch Wälder und Meer,
Eiſen und Kerker und feindliches Heer!
Aennchen von Tharau, mein Licht' und mein' Sonn'!
Mein Leben ſchließ' ich um deines herum!

Nach Opitzens Tode erhob ſich der ſchon genannte Stifter des Schwanen-Ordens, Johann Riſt, Prediger zu Wedel, zum Diktator im Gebiet deutſcher Poeſie, wo denn die hohlſte und platteſte Reimerei Mode wurde und eine wahre Ueberſchwemmung ſolch unpoetiſcher Erzeugniſſe über das Land kam, die auch Niemand zu tadeln wagte, weil Riſt und ſein Anhang bei allen Gelehrten in großem Anſehn ſtand.

Dieſe Proſawerdung der Poeſie führte natürlicher Weiſe zur proſaiſchen Bearbeitung epiſcher Stoffe, woran denn doch das Volk, welches bei den gelehrten Dichtern leer ausging, wieder einige Nahrung erhielt. So ſchrieb Samuel Greifenſohn den berühmten Roman Simplicissimus, worin er das Leben eines Landſtreichers und die Zeiten des 30jährigen Krieges ſchildert. Es iſt dieſes Buch ein Gegenſtück zu den Tagebüchern des Ritters Hans von Schweinigen, worin ein vornehmer Abenteuerer geſchildert wird, und zu den ſpaniſchen Schelmenromanen. Ebenſo haben Moſcheroſch,

unter dem Namen Philander von Sittewald, und Balthaſar Schupp in der Weiſe Fiſchart's ſatyriſche Romane geſchrieben und auch der Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig, von dem wir noch ſprechen werden.

Hierher gehören auch die beiden Satyriker Wilhelm Laurenberg und Joachim Rachel. Laurenberg, Profeſſor der Mathematik bei der Ritterakademie zu Soror in Dänemark, ſchrieb ſeine launigen, muntern und äußerſt witzigen Satyren in plattdeutſcher Mundart. Ergötzlich iſt es beſonders, wenn er die Nachäfferei des Franzoſenthums hechelt und die deutſche Sprache beklagt, welche nun häufig mit franzöſiſchen Wörtern und Redensarten vermengt wurde.

„Seht, ſülk Schipbröck hefft de düdſche Sprak geleden,
De franzöſche hefft er de Neſe affgeſchneden,
Und hefft ene frembe Neſe wedder angeflicket,
De ſick by de düdſche Ohren nich wol ſchicket.
Tucht und Schamhaftigkeit is mit weggeſchneden,
Mit half blotem Live kamen ſe hergetreden."

Seht, ſolchen Schiffbruch hat die deutſche Sprache gelitten,
Die franzöſiſche hat ihr die Naſe aufgeſchnitten;
Und hat eine fremde Naſe wieder angeflickt,
Die ſich zu den deutſchen Ohren nicht wohl ſchickt.
Aber auch Tugend und Schämhaftigkeit iſt mit weggeſchnitten,
Mit faſt bloßem Leibe kommen ſie einhergeſchritten.

Hätte, fährt er fort, Jemand vor alten Zeiten eine Jungfrau Dame geheißen, würde ſie ihm wohl den Rücken gekehrt und geſagt haben: Was fällt dir grauer Eſel ein?

„Ick bin en ehrlick Medken gebaren,
Laht mi mit ſülke Oekelnahm ungeſcharen."

Ich bin ein ehrlich Mädchen geboren,
Laß mich mit ſolchen Ekelnamen ungeſchoren.

Nun ſchildert er, wie verblendet die Deutſchen ſeien, die all ihr Heil in Frankreich ſuchen:

„All, wat geſchicklich is, all adelike Dracht,
Alle Höfligkeit möht ſyn uth Frankryk hergebracht.
Maneer, zierlicke Reed möht man uth Frankryk halen,
Un mit Gefahr, mit Möen und ſwaren Geld bethalen.
He hadde wohl gehört, dat man in keenem Land,
Als in Frankryk alleen, ſind Wysheit un Verſtand.
Vernunft de lege dar, als Dreck ligt up de Straaten,
En jeder kund davon een groten Sack vull faten."

Alles, was geſchicklich iſt, alle adelige Tracht,
Alle Höflichkeit muß ſein aus Frankreich gebracht,
Um Manier und zierliche Red muß man nach Frankreich laufen,
Und ſie mit Gefahr und Müh' und ſchwerem Gelde kaufen.
Man hat wohl gehört, daß in keinem Land
Als in Frankreich allein ſind Weisheit und Verſtand.
Vernunft die liege da, wie Koth auf den Straßen,
Ein jeder könne davon einen Sack voll ſich faſſen.

Dreißig Jahr nach Laurenberg gab Rachel ſeine Satyren heraus. Er war ein Holſteiner und ſtarb als Rector in Schleswig. Die Laune und den Witz ſeines Vorgängers erreicht er wohl nicht, auch iſt er weniger originell und ahmt die römiſchen Satyriker und zwar in der breiten Manier der Opitziſchen Schule nach. Dennoch verdienen ſeine Satyren im Andenken des deutſchen Volkes zu bleiben, da ſie eine ſo gute und echt deutſche Hausmoral enthalten und treffliche Sittengemälde, wie z. B. in der erſten, wo er von ſieben böſen weiblichen Charakteren ſpricht und mit dem Bilde einer vollkommenen Hausfrau ſchließt. Auch in der achten Satyre ſagt er manches Treffliche über die Verachtung der Poeſie.

A. Gryphius und Hofmann.

Indeß haben ſich eben in Schleſien zwei Männer erhoben, die wirklich Dichter waren und, trotz ihrer Gelehrſamkeit und hohen Bildung, ſo ganz zu den Herzen und Sinnen des Volkes ſprachen, wie denn wahre Poeſie nie lange von dem Volke verkannt wird. Dies

waren Andreas Gryphius und Christian Hofmann. Merkwürdig, daß in beiden wieder der Gegensatz trüber und heiterer Weltansicht sich offenbarte, wie bei Wolfram und Gottfried und dann später bei Klopstock und Wieland, Schiller und Göthe. Daß Gryphius der trüben Weltansicht anheimfiel, liegt wohl in seinen Schicksalen, die von Jugend auf sehr traurig waren. Er wurde 1616 zu Groß-Glogau in Schlesien geboren, verlor schon im fünften Jahre seinen Vater und im zwölften auch seine Mutter, und konnte doch, so kümmerlich er sich auch fortbringen mußte, den Wissenschaften nicht entsagen, obwohl ihn das Schicksal, abgerechnet Armuth und Hilflosigkeit, unaufhörlich verfolgte. So mußte er Glogau verlassen, weil dort die Stadt sammt der Schule abbrannte. Nicht besser ging es ihm in Fraustadt, wo er wieder weg mußte, weil die Pest dort wüthete und dem Schulbesuch ein Ende machte. Bei dem Allen entwickelten sich seine Talente sehr frühzeitig, denn schon in seinem elften Jahre schrieb er Sonette, die noch unter seinen gedruckten Gedichten zu lesen sind, und in seinem 18ten Jahre dichtete er sein Schauspiel Herodes, das aber verloren gegangen ist. Dabei erwarb er sich eine große Gelehrsamkeit in alten und neuen Sprachen und selbst in der altgriechischen Literatur, deren Geist er besser auffaßte, als manche Philologen nach ihm. Seiner Kenntnisse wegen nahm ihn der Pfalzgraf Schönborn zum Erzieher seiner Kinder auf, und wirklich schien ihm nun das Glück zu lächeln, denn sein Gönner verschaffte ihm die Dichterkrone und den Adel, von dem er jedoch nie Gebrauch machte. Auch wurde er in den Palmorden, wo er schon damals der Unsterbliche hieß, aufgenommen. Leider starb Schönborn schon im Jahre 1637 und die Gräuel des dreißigjährigen Krieges, der Verlust theurer Geschwister, eine tödtliche Krankheit und unsägliche andere Drangsale brachen seinen Geist und theilten ihm die tiefe Schwermuth mit, die auch später, als sich seine Umstände besserten, nicht weichen wollte. Kein Wunder, daß er in dieser Zeit, gleich den meisten schlesischen Dichtern, auf astrologischen Wahnsinn, Gespensterglauben u. dgl. m. verfiel. Im Jahr 1644 raffte er sich auf und machte eine Reise durch mehrere Länder Europas: Italien, Frankreich, Holland und England und erst nach zehn Jahren kehrte er heim und wurde nun Landessyndikus

des Fürſtenthums Glogau, nachdem er ſich ſchon früher verheirathet hatte und nun ſeine Zeit unter politiſche Geſchäfte und poetiſche Arbeiten theilte. Allerlei häusliche Leiden ließen ihn aber auch hier nicht zur Ruhe kommen, und er ſtarb ſchon 1664 und zwar eines plötzlichen Todes, mitten in der Verſammlung der Glogau'ſchen Landſtände vom Schlage getroffen. Dieſe Schickſale nun ſchufen den trüben Ernſt und eine gewiſſe Herbheit, die ſich über alle ſeine Dichtungen ergießt; ſelbſt in jenen Sonetten, die aus ſeiner früheſten Jugend ſtammen und wobei ihn noch frommes Gottvertrauen und Sehnſucht nach Jenſeits durchdringen. Wir fügen hier zwei derſelben bei, woraus wir bereits den Dichter erkennen, der ſich nicht begnügte die alten Klaſſiker auszuſchreiben und nachzuahmen, ſondern den Eingebungen ſeiner Empfindungen ſelbſtändig folgte.

Der Herr denkt mein.

In meiner erſten Blütt', Im Früling zarter Tage
Hat mich der grimme Tod verwaiſet, und die Nacht
Der Traurikeit umbhüllt, mich hat die herbe Macht
Der Seuchen ausgezehrt. Ich ſchmacht in ſtetter Plage,
Ich theile meine Zeit, in Seufftzer, Noth und Klage,
Die Mittel, die ich offt für feſte Pfeiler acht,
Die haben (leider!) all' erzittert und gekracht.
Ich trage nur allein den Jammer, den ich trage.
Doch nein! der treue GOtt beut mir noch Aug und Hand,
Sein Hertz iſt gegen mir mit Vatertreu' entbrand,
Er iſts, der iderzeit vor mich, ſein Kind muß ſorgen.
Wenn man kein Mittel ſind, ſiht man ſein Wunderwerck,
Wenn unſre Krafft verg'ht beweißt er ſeine Stärck,
Man ſchau't ihn, wenn man meint, er habe ſich verborgen.

An die Sternen.

Ihr Lichter, die ich nicht auff Erden ſatt kan ſchauen,
Ihr Fackeln, die ihr Nacht und ſchwartze Wolken trennt,
Als Diamante ſpilt, und ohn Auffhören brennt;
Ihr Blumen, die ihr ſchmückt des groſſen Himmels Auen:
Ihr Wächter, die als Gott die Welt auff — wollte — bauen;
Sein Wort die Weißheit ſelbſt mit rechten Namen nennt,
Die Gott allein recht miſſt, die Gott allein recht kennt
(Wir blinden Sterblichen! was wollen wir uns trauen!)

Ihr Bürgen meiner Luſt, wie manche ſchoene Nacht
Hab ich, in dem ich euch betrachtete, gewacht?
Herolden diſer Zeit, wenn wird es doch geſchehen,
Daß ich, der euer nicht allhir vergeſſen kan,
Euch, derer Libe mir ſteckt Hertz und Geiſter an,
Von andern Sorgen frey werd unter mir beſehen?

Ganz anders ſah Chriſtian Hofmann, ſein Zeitgenoſſe aus Breslau, die Welt und das Leben an, und in günſtigeren Umſtänden konnte er wohl auch früher als Gryphius zu jener Ruhe gelangen, welche das Harmoniſche ſeiner Dichtungen erzeugte. Auch er erwarb ſich ungemeine Gelehrſamkeit und ſtudirte die alten Klaſſiker, ohne jedoch bei ihnen wie Opitz ſtehen bleiben zu wollen, weil er frühzeitig einſah, daß eigentlich das Erfinden die Seele der Dichtung ſei. Zugleich erkannte er, daß nicht das Lehrgedicht, ſondern das Drama und Epos die geeignetſten Formen der Poeſie ſeien. Auch er theilte die damals herrſchende trübe Stimmung, und ſein erſtes Werk war der ſterbende Sokrates; ſobald er aber die Italiener kennen lernte und in das Geſchäftsleben überging, entſagte er dieſen unluſtigen und elegiſchen Empfindungen und begann heitere, ja muthwillige und bis zum Anſtößigen witzelnde Lieder. Uebrigens iſt er ſeiner Leichtfertigkeit halber wohl zu entſchuldigen, da er ſelber Nichts herausgab, nur Manches durch ſeine Freunde und das Meiſte erſt nach ſeinem Tode bekannt gemacht wurde. Dabei war er als Rathsherr in Breslau und kaiſerlicher Rath ein äußerſt geachteter und auch in ſeinem Lebenswandel unbeſcholtener Mann, der die Poeſie nur als Erholung trieb. Hier wollen wir nur eins ſeiner Gedichte mittheilen, um daran das Leichte und Einfache, das Milde und Sanfte im Ausdrucke, in Uebergängen und Wendungen kennen zu lernen.

Ermahnung zur Vergnügung.

Ach! was wollt ihr trüben Sinnen
Doch beginnen!
Traurig ſeyn hebt keine Noth,
Es verzehret nur die Hertzen,
Nicht die Schmertzen,
Und iſt ärger als der Tod.

Dornen — reiches Ungelücke,
Donner — Blicke,
Und des Himmels Härtigkeit
Wird kein Kummer linder machen;
Alle Sachen
Werden anders mit der Zeit.

Sich in tauſend Thränen baden,
Bringt nur Schaden,
Und verlöſcht der Jugend Licht;
Unſer Seufftzen wird zum Winde:
Wie geſchwinde
Aendert ſich der Himmel nicht!

Heute will er Hagel ſtreuen,
Feuer bräuen;
Bald gewährt er Sonnenſchein;
Manches Irrlicht voller Sorgen
Wird uns morgen
Ein bequemer Leitſtern ſeyn.

Bey verkehrtem Spiele ſingen,
Sich bezwingen,
Reden, was uns nicht gefällt,
Und bey trüben Geiſt und Sinnen
Schertzen können,
Iſt ein Schatz der klugen Welt.

Ueber das Verhängniß klagen,
Mehrt die Plagen,
Und verraeth die Ungeduld:
Dieſem, der mit gleichem Hertzen
Trägt die Schmerzen,
Wird der Himmel endlich hold.

Auf, o Seele! du muſt lernen,
Ohne Sternen,
Wenn das Wetter tobt und bricht,
Wenn der Nächte ſchwartze Decken
Uns erſchrecken,
Dir zu ſeyn dein eigen Licht.

Du muſt dich in dir ergetzen
Mit den Schätzen,
Die kein Feind zu nichte macht,
Und kein falſcher Freund kan kräncken
Mit den Räncken,
Die ſein leichter Sinn erdacht.

Von der ſüſſen Koſt zu ſcheiden,
Und zu meiden,
Was des Geiſtes Trieb begehrt,
Sich in ſich ſtets zu bekriegen,
Und zu ſiegen,
Iſt der beſten Krone werth.

Von ihm haben wir, außer einer Ueberſetzung des getreuen Schufers aus dem Italieniſchen und dem ſterbenden Sokrates, die ſogenannten Heldenbriefe oder Heroiden, nebſt einer Sammlung von geiſtlichen Oden und vermiſchten Gedichten. Auch ein Epos über den deutſchen Krieg begann er zu ſchreiben, allein er verbrannte es, noch ehe es vollendet war.

Aus allem dieſen erſieht man, wie dieſe beiden Dichter den proſaiſchen Weg der Opitziſchen Schule verließen, und die Poeſie nicht nur in Gedankenreichthum, ſondern in jener genialen Miſchung ſinnbildlich-phantaſtiſcher und geiſtreicher Darſtellung ſetzten, wodurch ſie zum Theil den Nürnbergern näher rückten und die ſogenannte zweite ſchleſiſche Schule bildeten, welche die prunkvolle heißt, und zahlloſe Anhänger, aber auch beſonders in Sachſen und Norddeutſchland ſcharfe Tadler fand. Veranlaſſung hierzu gaben freilich vielfach verfehlte Nachahmungen Gryphiſcher und Hofmanniſcher Weiſe; die meiſte Kaſpar von Lohenſtein. Dieſer Mann wurde 1635 zu Nimptſch in Schleſien geboren, ſtudirte die Rechte, nebſbei mit beſonderem Fleiße alte und neue Sprachen, Geſchichte und Alterthümer, machte Reiſen durch Deutſchland, die Schweiz und Holland und ſtarb als kaiſerlicher Rath und Stadtſyndikus zu Breslau 1683. Er war ein eifriger Verehrer Hofmann's, mit dem er in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen lebte und theilte mit ihm und Gryph die neuern und beſſern Anſichten von Poeſie, daher er denn auch gleich Letzterm ſich auf's Schauſpiel verlegte, wie wir unten weitläufiger beſprechen wollen, aber auch gleich Erſterm der Muſe nur als Erholung und Nebenbeſchäftigung pflegte. Vermied er nun auf dieſem Wege, als Nachahmer der ſinnlich phantaſtiſchen Poeſie, die trockene Lehrpoeſie der Opitzianer, ſo verfiel er in einen entgegengeſetzten Fehler, in den Bombaſt oder Schwulſt, d. i. diejenige Schreibart, welche platte und gemeine Gedanken in hochtrabende

Worte und Redensarten kleidet und erkünſtelte Empfindungen darſtellt. Das kam nun daher, weil er ſelbſt wenig poetiſche Anlage von Natur hatte, denn er war, wie Gervinus ſagt, ein Verſtandesmenſch und ſollte nie, wie es in den meiſten Literärgeſchichten geſchieht, mit ſeinen Vorbildern in eine Reihe oder gar über ſie geſetzt werden. Der berühmte Kritiker Bodmer, von welchem wir weiter unten ſprechen werden, charakteriſirt ihn in folgenden Verſen:

Was er nur berührt muß Moſch und Ambra werden,
er gräbt ſich Erz und Stein aus einer fremden Erden;
ſchifft, wie ſonſt Günther that, auf Dielen über Meer,
und holt ein Gleichnißwort aus Miſſiſippi her,
ſucht Feuer in der See, und Waſſer in den Flammen,
packt ſein Excerptenbuch in einen Reim zuſammen,
ſein vollgeſtopfter Vers iſt matt und ohne Kraft,
und wo er hoch ſich dünkt, da iſt er ſchülerhaft.
Sein ſchwülſtig Trauerſpiel muß ſich durch Tropen wälzen,
geht auf Cothurnen nie und hinket ſtets auf Stelzen.

Zur Beſtätigung dieſes Urtheils ſetzen wir hier ein Gedicht von Lohenſtein her, worin alle die Witz- und Gegenreden, Bilder und Gleichniſſe vorkommen:

Das von der Sonne geſungene Lob der Roſe.

(Aus dem 9. Buche des Arminius.)

Dieß iſt die Königin der Blumen und Gewächſe,
Des Himmels Braut, ein Schatz der Welt, der Sternen Kind;
Nach der die Liebe ſeufzt, ich Sonne ſelber lechſe,
Weil ihre Krone Gold, die Blätter Sammet ſind,
Ihr Stiel und Fuß Schmaragd, ihr Glanz Rubin beſchämet,
Dem Safte Zucker weicht, der Farbe Schnecken Blut,
Weil ihr Geruch die Luft mit Balſame beſämet,
Wenn der beliebte Weſt ihr tauſend Hold anthut.
Führn Hyacinthen gleich des Ajax Helden-Namen,
So iſt die Schönheit ſelbſt auf Roſen abgemahlt.
Iſt gleich der Juno Milch der Lilien edler Samen,
So denckt: daß hier das Blut der Liebes-Göttin pralt.
Was die Geſchöpffe ſonſt nur einzelweiſ' empfangen,
Mit allem dem macht die Natur die Roſen ſchön.
Sie ſelber ſchämet ſich, und röthet ihre Wangen,
Weil ſie vor ihr beſchämt ſieht alle Blumen ſtehn.

Kurtz! ſie iſt ein Begriff der ſchönen Welt, ein Spiegel
Der Anmuth, und der Lieb ihr wahres Ebenbild.
Der Dorn iſt ihr Geſchoß, die Blätter ſind die Flügel,
Zur Fackel dient ihr Glantz, das Laubwerk iſt ihr Schild.
Sie muß zwar ſelben Tag, da ſie gebohrn, erblaſſen.
Allein ich Sonne ſelbſt verſchwind jedweden Tag.
So will der Himmel auch ſie nicht vergrauen laſſen,
Weil er kein altes Weib zur Buhlſchaft haben mag.
Der Monde tränket ſie mit Thau, ſie ſäugt die Bienen,
Die ihren edlen Safft in ſüſſen Honig kehrn.
Ja ihres Purpurs muß ſich jeder Mund bedienen,
Wenn ein nicht todter Kuß iſt nöthig zu gewehrn.
Der Morgen ſelbſt muß ſich mit eitel Roſen färben,
Wenn er der Herold iſt des Auges dieſer Welt.
Auch muß der güldne Tag in ihrem Purper ſterben,
Wenn mir die Abend-Röth ein falſch Begräbniß hält.
Ich Sonne werde ſelbſt nie angebetet werden,
Wenn ſich mein Antlitz nicht in Roſen hüllet ein.
Ja wie die Roſe wird die Sonne ſein auf Erden;
So muß der Sonne Rad des Himmels Roſe ſeyn.
Und daß der Erdkreiß recht mög unſer Bündniß wiſſen,
Wie Sonn und Roſe ſind einander zugethan,
Solln Roſen ſolcher Art in Morgenland aufſchüſſen,
Die, wie der Tag, ſchneeweiß den Morgen fangen an.
Die, wie des Mittags-Licht, ſodenn mit Feuer brennen,
Des Abends, wie die Nacht, kohlſchwartz in Trauren gehn.
Wer nun die Sonne will fürs Sternenhaupt erkennen,
Der muß den Königs-Krantz auch Roſen zugeſtehn.
Was aber wird das Lob der Roſen viel geſungen?
Kein Ruhm gleicht ihrem Werth, ſie ſelbſt iſt ſchon ihr Preiß.
Die Red iſt ihr Geruch, die Blätter ſind die Zungen;
Dadurch ſie ſich allein recht auszuſtreichen weiß.

Auch auf das Epiſche wollte er ſich werfen, weil er dann aber hier die Unzulänglichkeit ſeiner poetiſchen Kraft fühlen mochte, vermied er es, ein Heldengedicht in Verſen zu ſchreiben und machte einen Roman. Sein nächſter Vorgänger in dieſer Gattung war Anton Ulrich Herzog von Braunſchweig, der in zwei Romanen: die durchlauchtige Syrerinn Aramena in 5 Theilen und Octavia in 6 Theilen, alle ſeine hiſtoriſche, geographiſche und bibliſche Gelehrſamkeit auskramte und durch die moraliſche Tendenz derſelben die poetiſche Fabel und Mährchenwelt zu verdrängen ſuchte. Wir ſehen alſo, wie der deutſche Roman ſchon bei ſeinem

Entſtehen der Poeſie feindlich entgegentritt, und da dieſe Gattung von nun an bis auf die neueſte Zeit bei dem größten Theil der Leſewelt die Stelle der Poeſie vertritt, ſahen wir es kommen, wie klein das Publikum zuſammenſchmolz, welchem eigentliche Poeſie noch Bedürfniß war. Nach dieſem Vorbilde ſchrieb nun Lohenſtein ſeinen Arminius, einen hiſtoriſchen Roman, worin die Geſchichte Herrmann's des Cheruskerfürſten mit vielen Nebenhandlungen und einem Aufwand aller möglichen Gelehrſamkeit abgehandelt wird. Er konnte das ſo groß angelegte Werk nicht vollenden, ſein Bruder und nach deſſen Tode der Prediger Wagner zu Leipzig brachten es erſt zu Ende. Uebrigens bleibt dieſes Buch doch immer ſeiner männlichen und gedrängten Proſa wegen ein Muſter hiſtoriſcher Schreibart und man findet darin Dinge, die man nicht ſuchte, nur freilich wenig Poeſie.

Ohne uns bei Lohenſtein's Nachahmern weiter aufzuhalten, wollen wir nur noch erwähnen, wie ſich damals zur Rettung des beſſern Geſchmacks Manches vereinigte, was beſſere Zeiten vorbereitete. So brachte der Freiherr Ludwig von Canitz, ein fein gebildeter und gelehrter Mann, die deutſche Poeſie an den Berliner Hof. Er ward daſelbſt geboren 1654 und ſtarb 1697 als Geheimrath des Kurfürſten Friedrich III. von Brandenburg. Seine Gedichte zeigen freilich wenig poetiſches Talent, allein ſie ſind in dem ſogenannten galanten Geſchmacke, wodurch ſie ſich auch bei hohen Standesperſonen empfahlen, abgefaßt; hätten doch dieſe Vorliebe für unſere Literatur geiſtvolle Männer, wie er, forterhalten! Ferner war es zu Ende des 17ten Jahrhunderts ein großes Ereigniß, daß durch Thomaſius in Leipzig und Halle und mehrere andre Gelehrte die deutſche Sprache zu Vorleſungen angewendet wurde. Ganz beſonders mit deutſcher Literatur beſchäftigt war Pf. Menke in Leipzig, welcher wohl klein als Dichter (er dichtete unter dem Namen Philanders von der Linde) jedoch wichtig und einſichtsvoll als Kritiker geweſen. Sein vorzüglichſter Schüler war Chriſtian Günther, einer der beſten Dichter der ſchleſiſchen Schule, welchen wir etwas näher betrachten wollen. Er wurde 1695 zu Striegau in Schleſien geboren, wo ſein Vater, ein Arzt, in beſchränkten Umſtänden lebte und den früh aufſtrebenden Geiſt des Sohnes mit aller

Strenge von ſeinem Hange zur Poeſie zur ernſten Beſchäftigung mit Brodſtudien anhielt. So lange dieſer noch in Schweidnitz auf die Schule ging, hatte dieſe Behandlung noch den beſten Erfolg, ſobald er aber auf der Hochſchule zu Wittenberg ſich freier fühlte, brach er dieſe Feſſel und anſtatt Medicin zu ſtudiren, ſchrieb er Verſe und gefiel ſich, weil er durch anmuthige Sitten und geiſtreiches Geſpräch überall beliebt war, in einem ungebundenen Welt- und Taumelleben, worin ihn ſeine vorherrſchende Genußſucht leider bald zu Ausſchweifungen und Trunkenheit verleitete. Wie ihn nun dieſe Aufführung aus gebildeten Kreiſen allmälig verbannte, ſank er mit rohen und gemeinen Geſellen immer tiefer, und mußte Schulden halber Wittenberg verlaſſen. In Leipzig, wohin er zog, fand er Anerkennung und Aufnahme bei dem Dichterfreunde, dem eben genannten Profeſſor Burkhart Menke, und ſein Leben ſchien ſich nun freundlicher geſtalten zu wollen, da dieſer Mann ihn ermunterte, ſich ganz der Poeſie, die nun ſchon an Höfen Schutz und Würdigung fand, zu ergeben. Es war eben im Jahr 1718, als der Friede, den Kaiſer Karl VI. zu Paſſarovitz mit der ottomaniſchen Pforte ſchloß, ſo glorreich durch die Heldenthaten des Prinzen Eugen erfochten, ganz Deutſchland zum allgemeinen Jubel aufforderte; da rieth Menke unſerem jungen Dichter, dies freudige Ereigniß durch ein Gedicht zu feiern, wovon wir die erſten Strophen hier mittheilen:

An den Prinzen Eugen.

Eugen iſt fort. Ihr Muſen, nach!
Er ſteht, beſchleußt und ficht ſchon wieder,
Und wo er jährlich Palmen brach,
Erweitert er ſo Gränz' als Glieder.
Sein Schwerdt, das Schlag und Sieg vermählt,
Und wenn es irrt, aus Großmuth fehlt,
Gebiert dem Feind ein neues Schrecken,
Und ſtärkt der Völker Herz und Macht,
Die unter Adlern, Blitz und Nacht
Die Flügel nach dem Monde ſtrecken.

Es ſchnaubt des Ueberwinders Roß,
Es ſchäumt und riecht den Streit von fernen,

Das Glücke mengt ſich in den Troß,
Um von Eugen Beſtand zu lernen.
Die Luft ertönt, das Ufer bebt,
Der Reuter brennt, das Fußvolk ſtrebt,
Den wilden Haufen anzurennen:
Und wer nicht ſchärfer ſinnt als ſieht,
Der dürfte, wenn die Mannſchaft zieht,
Ihr Heer ein fliegend Herze nennen.

Nur drauf, du Kern der deutſchen Treu'!
Nur drauf, du Kern aus Hermanns Hüften!
Beweiſe, wer dein Ahnherr ſei,
Und krön' ihn auch noch in den Grüften!
Dein Haupt, dein Beiſpiel, dein Eugen
Läßt alle, die ihm widerſtehn,
Ein tödtliches Verhängniß wiſſen:
Er ſteht, er eilt, er würgt dir vor,
Es iſt noch um ein eiſern Thor*,
So wird die Pforte ſpringen müſſen.

Dort, wo der Zeiten Eigenſinn
Die Brücke des Trajans zertrümmert**,
Dort wirf die Augen vor dir hin,
Dort merke, was ſo ſchwärmt, ſo ſchimmert.
Es rauſcht, wie Panzer und Gewehr,
Es iſt ein römiſch Geiſterheer,
Es ſind die Seelen alter Helden:
Sie kommen, deinen Muth zu ſehn,
Und werden was durch ihn geſchehn,
Der Ewigkeit voraus vermelden.

Braucht, tapfre Sieger, braucht das Heft
In Gegenwart ſo ſeltner Zeugen,
Die, wo mich nur kein Blendwerk äfft,
Aus jenem dunkeln Reiche ſteigen.
Warum? ſie wollen nicht allein
So ſchlecht' und faule Zeugen ſein,

---

* D. h. es iſt noch um Ein eiſernes Thor zu thun, es fehlt nur noch ein eiſernes Thor. Eine Anſpielung auf den Engpaß dieſes Namens, bei welchem die Chriſten ſo oft über die Türken ſiegten.

** Die Trümmer der von Trajan über die Donau erbauten Brücke finden ſich bei dem Flecken Severin in der Nähe von Czernetz.

Sie helfen Euch im Sieg' und Schlagen:
Denn hat ihr Schatten gleich kein Herz,
So kann er doch wohl hinterwärts
Den Feind mit kaltem Schauer plagen.

Gieb Acht, erſchrocknes Morgenland!
Du kennſt den Blitz, des Adlers Stärke,
Er waffnet unſres Helden Hand,
Und zielt auf größ're Wunderwerke:
Hier Schwerdt des Herrn und Gideon!
Auf, blaſſe Türken, auf, davon!
Nein! ſteht und lernt noch beſſer fühlen!
Hier ſchlägt der Degen und der Mann,
Den Gott kaum tapfrer wählen kann,
Euch Hitz' und Wahnwitz abzukühlen.

Welche Gedankenfülle, welch Feuer der Empfindung belebt dieſes Gedicht und wie bequem reiht ſich Wort an Wort und Zeile an Zeile; iſt nicht hier Gryphs Erhabenheit, Hofmanns leichte Anmuth weit übertroffen? Und doch wurde dieſes treffliche Gedicht, das Gedicht des größten damals lebenden deutſchen Dichters, in Wien nur kalt aufgenommen, wenigſtens hat Günthers, wie Menke und er ſelbſt hofften, keinen Dank dafür und keine Auszeichnung erhalten. Ferdinand II. krönte 100 Jahre vorher Opitzen und erhob ihn in den Adelſtand, und was war Opitz verglichen mit Günther! Eben ſo mißlang ein zweiter Verſuch Menkens, ſeinen Schützling unterzubringen. Am Dresdner Hofe war ſeit langer Zeit eine Art von Hofpoetenſtelle, ſehr einträglich und nicht minder ehrenvoll, obgleich ſie mit dem zweideutigen Namen eines Pritſchenmeiſters belegt und obendrein mit der Verbindlichkeit an Gallatagen in alter Hofnarrentracht zu erſcheinen, belaſtet war. Dieſe Stelle wünſchte Menke für Günther zu erhalten; denn er hoffte, man würde wohl den gehäſſigen Namen und die Kleidung ſolch einem geiſtreichen Manne erlaſſen und da des Amtes nichts ander's war, als die Hoffeſte, Luſtlager, Aufzüge u. dgl. in Verſen zu beſchreiben, war er des glücklichen Erfolgs gewiß, da Günther derlei Gelegenheitsgedichte ſpielend und ohne alle Mühe, wohl aus dem Stegreife, zu machen verſtand, und dennoch unwillkürlich ſelbſt in ſolche Reimereien die ſchönſten poetiſchen Gedanken

mengte. Günther ging denn wirklich mit den beſten Empfehlungen nach Dresden, kam aber, ehe er noch vorgeſtellt werden ſollte, in luſtige Geſellſchaft, die ihn bis zur Stunde, wo er zu erſcheinen hatte, feſthielt, ſo daß er ganz betrunken vor den König trat und beinahe kein Wort hervorſtammeln konnte. Er wurde höchſt ungnädig entlaſſen, und an keine Anſtellung war mehr zu denken; ja auch ſein Gönner Menke war für ihn nun verloren, denn er getraute ſich nicht nach Leipzig zurückzukehren. Da irrte er nun wieder von Stadt zu Stadt, weil ihm ſein Vater nicht einmal erlaubte das Haus zu betreten, und verſchaffte ſich kärglichen Unterhalt mit Winkelkuren, Gelegenheitsgedichten und Betteln bei bekannten und unbekannten Herrn vom ſchleſiſchen Adel. In Breslau glückte es ihm wieder, als Erzieher in einem adeligen Hauſe aufgenommen zu werden; aber auch hier verdarb er ſich es bald durch ſeinen Hang zur Trunkenheit. Wir wollen nicht alle die Irrfahrten des Unglücklichen aufzählen und nur noch erwähnen, wie er endlich zu Biltſch von dem Freiherrn von Nimptſch aufgenommen und, von Reue über ſeine Verirrungen ergriffen, ſich und Andern Beſſerung gelobte. Da war es, wo er ſeine Phylis, die Tochter des daſigen Pfarrers kennen lernte, und es iſt rührend die Gedichte zu leſen, die er damals ſchrieb, wo aus jeder Zeile der wieder hervorbrechende, geſunde und gute Kern ſeines Gemüths ſichtbar wird. Nur eins derſelben wollen wir herſetzen; bis auf Göthe hinauf hat vielleicht kein deutſcher Dichter ſo einfach und ſo wahr die Empfindung ſeines Herzens ausgeſprochen.

Bekenntniß der Liebe.

So wißt einmal, ich bin verliebt,
Und zwar in ſo ein Kind,
Das mir erſt Luſt zu leben giebt,
So ſchwer die Zeiten ſind.
Sein Kuß iſt meiner Seelen Kraft,
Und hat an ſüßer Gluth
Faſt aller Schönen Eigenſchaft,
Nur nicht den Wankelmuth.

Es ſchwächt mir weder Geiſt noch Leib,
Das denen ſonſt geſchieht,
Die Amors ſtiller Zeitvertreib
Am Narrenſeile zieht:
Es redet mir in Luſt und Leid
So klug als freundlich ein;
Und läßt mich in der nächſten Zeit
Des Unſterns Meiſter ſein.

Ach Hoffnung, ach du Engelsbild!
Du meiner Güter Reſt!
Ach komm und küſſ' und bleib mein Schild,
Da alles ſchlägt und preßt!
Komm, flicht uns unſern Hochzeitsſchmuck
Von deinem Wintergrün!
Der Tod, ſonſt nichts iſt ſtark genug,
Ihn wieder aufzuziehn!

Dieſes Mädchen wurde nun ſeine Gattin; ſein hoher Gönner war Fürbitter bei dem beſorgten Vater, bewog ihn aber auch bald nach der Vermählung auf die Univerſität zu ziehen, um ſich den Doctorhut zu holen. Da brach denn wieder, ſobald er im Freien war, die rohe gemeine Sinnlichkeit mit aller Gewalt hervor und anſtatt nach Jena zu reiſen, zog er wieder mit luſtigen Geſellen, ſo lange das Geld reichte im Lande herum und verzehrte vollends die letzten Kräfte ſeines geſchwächten Körpers. Endlich, als er ſchon zu ſiechen begann, ging er nach Jena, fand wieder einen mitleidigen Edelmann, der ihn daſelbſt unterſtützte; doch ſeine Reue kam zu ſpät, denn binnen Jahresfriſt ſtarb er im 28ſten Jahre ſeines Lebens an den Folgen ſeiner wüſten Ausſchweifungen. So endete ein Mann, ſagt Wilhelm Müller, der unter günſtigern Sternen der deutſchen Poeſie vielleicht einen Umſchwung gegeben hätte und ſie unmittelbar auf den Weg geführt haben würde, den ſie dann erſt nach mühſeligen Irrfahrten finden ſollte. Goethe, bei dem wir manches Gedicht finden, das an Günther erinnert, fällt in Dichtung und Wahrheit folgendes Urtheil über ihn: „Günther darf ein Poet im vollen Sinne des Wortes genannt werden. Ein entſchiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Faſſens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im

höchſten Grade, rhythmiſch bequem, geiſtreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug, er beſaß Alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poeſie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern ſeine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zuſtände durch das Gefühl zu erhöhen und mit paſſenden Geſinnungen, Bildern, hiſtoriſchen und fabelhaften Ueberlieferungen zu ſchmücken. Das Rohe und Wilde gehört ſeiner Zeit, ſeiner Lebensweiſe und beſonders ſeinem Charakter, oder, wenn man will, ſeiner Charakterloſigkeit. Er wußte ſich nicht zu zähmen, und ſo zerrann ihm ſein Leben wie ſein Dichten."

Noch verdienen zwei Dichter aus dieſer Periode beſonders hervorgehoben zu werden: Heinrich Brockes und Benjamin Schmolke. Brockes 1680 zu Hamburg geboren und eben daſelbſt als Rathsherr 1747 geſtorben, war der beliebteſte Schriftſteller ſeiner Zeit, ohne eben viel poetiſches Talent zu beſitzen; das Muſikaliſche und Maleriſche ſeiner Poeſie, in welcher er die Natur mit all' ihren Reizen lebhafter und ſinnlicher als ſeine Vorgänger zu beſchreiben wußte, flößte dieſes allgemeine Intereſſe für ihn ein; wir führen hier nur ein's ſeiner Naturgemälde an, woran wir den Vorgänger all' der Natur beſchreibenden Dichter von Hagedorn, Haller und Kleiſt bis Matthiſſon und Voß erkennen.

Kirſch-Blüthe bey der Nacht.

Ich ſahe mit betrachtendem Gemüthe
Jüngſt einen Kirſch-Baum, welcher blühte,
In kühler Nacht beym Monden-Schein;
Ich glaubt', es könne nichts von größrer Weiſſe ſeyn.
Es ſchien ob wär ein Schnee gefallen.
Ein jeder, auch der kleinſte, Aſt
Trug gleichſam eine ſchwere Laſt
Von zierlich weiſſen runden Ballen.
Es iſt kein Schwahn ſo weiß, da nemlich jedes Blatt,
Indem daſelbſt des Mondes ſanftes Licht
Selbſt durch die zarten Blätter bricht,
Sogar den Schatten weiß und ſonder Schwärtze hat.
Unmöglich, dacht' ich, kann auf Erden
Was weiſſers angetroffen werden.

Indem ich nun bald hin und her
Im Schatten dieſes Baumes gehe:
Sah' ich von ungefehr
Durch alle Blumen in die Höhe,
Und ward noch einen weiſſern Schein,
Der tauſend Mahl ſo weiß, der tauſend Mahl ſo klar,
Faſt halb darob erſtaunt, gewahr.
Der Blüthe Schnee ſchien ſchwartz zu ſeyn
Bey dieſem weiſſen Glantz. Es fiel mir ins Geſicht
Von einem hellen Stern ein weiſſes Licht,
Das mir recht in die Seele ſtrahlte.

Wie ſehr ich mich am Irdiſchen ergetze
Dacht' ich, hat Gott dennoch weit gröſſre Schätze.
Die gröſßte Schönheit dieſer Erden
Kann mit der himmliſchen doch nicht verglichen
werden.

Großes Verdienſt hat dieſe Art Poeſie, die ſchon bei den Engländern in Thomſon's Jahreszeiten, die Brockes überſetzte, begonnen hatte, dadurch erworben, daß es die Deutſchen von dem ermüdenden Sittenlehren der Lehrgedichte in die Natur ſelbſt führte. Hätte ſie uns doch vor der ſchmählichen Unnatur bewahrt, in die wir zu Ende des 17. Jahrhunderts als Nachahmer der Franzoſen verfielen, indem wir gleich ihnen in Sitten, Gebräuchen, Sprache, Kleidung, Wohnung, ja in der Natur ſelbſt das Natürliche als gemein und roh verwarfen; die Männer in Perücken und geckenhaftem Anzuge, die Frauen und Mädchen in Reifröcken und abenteuerlichen Friſuren, in poſſierlichem Drahtpuppenwuſte unter beſchnittenen Bäumen und Hecken, in ſchnurgeraden Alleen einhertrippelten, ſtatt des alten deutſchen Du mit Sie einander anredeten und am Ende gar Jeder, der nicht zum Pöbel gehören wollte, anſtatt deutſch franzöſiſch redete. Wie das auf die deutſche Redlichkeit und Ehrbarkeit, und auch auf Kunſt und Wiſſenſchaft einwirkte, wäre leicht nachzuweiſen.

Weit über Brockes ſteht als Dichter Benjamin Schmolke, geboren 1672, geſtorben 1737 als Prediger zu Schweidnitz, der alle Kraft und Fülle der Dichter der Reformationszeit mit der lieblichen Anmuth der zweiten ſchleſiſchen Schule verband und gewiß einer der beſten Kirchenliederdichter iſt. Man leſe z. B.

Die holde Pfingst-Taube.

Mit dem Oelblat des Friedens.

Angenehme Taube,
Die der Väter Glaube
Längst gesehen hat,
Lasse dich hernieder,
Hier sind Christus Glieder,
Hier ist Gottes Stadt.
Halte Rast,
Erwünschter Gast,
In den Hertzen, die verlangen
Dich jetzt zu empfangen.

Setze dich auf jeden,
Und laß deinen Frieden
Ueber allen seyn.
Wie du dich erhebest,
Auf dem Wasser schwebest,
So kehr bey uns ein.
Zeig uns hier
Das Oelblat für,
Als ein höchst-erwünschtes Zeichen,
Daß die Fluthen weichen.

Was du trägst im Munde,
Zeigt vom Friedensbunde,
Der aufs neue grünt.
Die in Noa Kasten
Als im Kerker rasten,
Sind mit Gott versühnt.
Sturm und Fluth
Nicht schaden thut,
Kirch und Archa schwimmen oben,
Bey der Wellen Toben.

Was du abgebrochen,
Ist uns längst versprochen,
Und diß edle Blat
Ist vom Lebensbaume,
Der in Edens Raume
Längst gegrünet hat.

Träufft es doch
Vom Oele noch,
Welches Jeſus laſſen flieſſen,
Als er leiden müſſen.

O Geruch des Lebens,
Der uns nicht vergebens
Unſer Hertz erquickt.
Dieſes Oelblat kühlet,
Daß man Lind'rung fühlet,
Wenn das Creutze drückt.
Es gibt Krafft
Und Lebens-Safft,
Wenn es wohl wird aufgebunden,
Heilt es alle Wunden.

Bothe von dem Himmel,
Dringe durchs Getümmel
Dieſer eitlen Welt,
Und mach eine Stille,
Daß ein Hertz, ein Wille
Uns zuſammen hält.
Laß das Blat,
Das dein Mund hat,
Unſer aller Lippen rühren,
Deine Sprache führen.

Dieſes Friedenszeichen
Laß nicht von uns weichen,
Ja, laß dieſes Blat
Gar zum Baume werden,
Der ſchon hier auf Erden
Deine Früchte hat.
Sterben wir,
Und gehn zu dir,
Laß uns ſolche Blätter finden,
Cronen draus zu winden.

Nun du liebe Taube,
Unſer aller Glaube
Nimmt dich zu uns ein.
Wohneſt du bei keinen
Als nur bei den Reinen,
Ach ſo mach uns rein.
Tauenbart

Bringt Himmelfahrt.
Trag uns einſt auf deinen Flügeln
Zu den Sternenhügeln.

Welch poetiſches Leben trägt hier die tiefſte und wahrſte Empfindung eines frommen Herzens, und nicht wird dem lieben Gott in froſtigen Reimen vorerzählt, wie gütig und gerecht und weiſe er ſei und wie es zum ewigen Heile führe, recht tugendhaft zu wandeln; Alles iſt Poeſie, doch eben darum wirkſamer, denn Poeſie iſt ſchon an ſich Religion, heilig und heiligend und erbaut um ſo mehr, wenn ſie religiöſe Begriffe und Ideen ausſpricht. Zu wundern iſt nun nicht, daß die nächſt folgenden frommen Sänger ſelten Schmolke's Ton anſtimmten, ſie verſtanden ihn nicht und hatten ihn nicht, denn Poeſie heißt der Ton, der aus ſeinen Liedern ſpricht. Die bildliche, ſpielende und tändelnde Manier, wo möglich noch überladener und ſchwülſtiger, ahmten freilich ſo Manche nach, und der ſogenannten Jeſulieder iſt eine Legion, die das Evangelium Spöttern Preis gaben und nur verſtiegene Myſtiker erbaun.

Das Drama.

Eh' wir noch weiter geh'n, um von dem Fortgange der deutſchen Poeſie zu ſprechen, müſſen wir noch das Drama erwähnen, welches noch immer bei den Deutſchen in der Wiege lag. Zunächſt war es Nürnberg, wo ſeit Ayrer Schauſpiele aufgeführt wurden. Hier ging nun auch aus dem Pegnitzer Schäferorden eine neue poetiſche Richtung in dieſer Gattung hervor; der Mann dazu war Johann Klai, 1616 zu Meiſſen geboren, 1656 als Prediger in Franken geſtorben. Er hielt ſich in ſeinen jungen Jahren eine Zeitlang in Nürnberg auf und ſtiftete wie ſchon erwähnt worden, gemeinſchaftlich mit Harsdorfer den Pegnitzerorden. Hier verfiel er auch auf das Drama, welches aber keineswegs die dialogiſche Form hatte, ſondern eigentlich nur aus einem Monologe be-

ſtand, der von Liedern und Chören, die von den deutſchen Dichtern Reigen genannt wurden, unterbrochen war. Es war alſo hiezu nur ein Schauſpieler, den ein Sängerchor unterſtützte, erforderlich. Die Aufführung geſchah gewöhnlich in der Kirche nach vollendetem Gottesdienſte, und der Stoff war aus der bibliſchen Geſchichte, nur ſelten mit weltlichen Allegorien ausgeſchmückt. Man ſieht wie aus dieſen Schauſpielen die Opern und Oratorien hervorgingen, welche dann zu Hamburg beſonders in Aufnahme gekommen. Auf das eigentliche Drama hatten dieſe Nürnberger Schauſpiele wenig Einfluß; beſſer wirkten die engliſchen Schauſpieler, welche um das Jahr 1600 in Deutſchland herumzogen und Trauerſpiele ſowohl als Luſtſpiele aus ihrem Vaterlande, wo ſeit dem großen Shakespeare (geboren 1564, geſtorben 1616) das Theater ſo große Vollendung erreicht hatte, mitbrachten, welche ſie dann in Städten und Dörfern meiſt auf beweglichen Theatern aufführten. Erſt ſpäter wurden ſtehende Schauſpielhäuſer, beſonders an den deutſchen Fürſtenhöfen und in den Reichsſtädten erbaut. Dieſe Engländer erweckten nun die alte Schauluſt der Deutſchen, und die Schulkomödien kamen wieder mehr in Gang und wurden nach den engliſchen Muſtern immer weltlicher. Dies Alles blieb nicht ohne Wirkung auf die ſchleſiſche Schule. So wie Opitz aus dem Griechiſchen, Lateiniſchen und Italieniſchen einiges Dramatiſche überſetzte, thaten auch ſeine Schüler und Mancher wagte ſogar ein deutſches Originalſtück. Am thätigſten hierin war der Prediger Riſt, Stifter des Schwanenordens, deſſen Schauſpiele ſogar aufgeführt wurden, was bei den übrigen ſchleſiſchen Stücken ſeltener der Fall war. Mehr jedoch leiſtete hierin die zweite ſchleſiſche Schule und vor allen Andreas Gryphius, der ſo ganz von Natur geſchaffen war aus dem Leben zu ſchöpfen, ſo, daß er ein großer Schauſpieldichter geworden wäre, wenn das damalige erbärmliche Leben in Deutſchland ihm das geboten hätte, was dem großen Shakespeare ſeine Zeit und ſein Volk und Land zu bieten hatte. So lernte er von den Holländern das ungenießbare übertriebene Pathos und mitten in wahrhaft poetiſchen Schöpfungen eine rhetoriſche Sprache, die alles dramatiſche Leben vernichtet. Seine beſten Trauerſpiele ſind: Leo Armenius, Katharina von Geor-

zien, Karl Stuart, Papinian, Cardemio und Celinde. Selbſtändiger und friſcher iſt er im Luſtſpiele, wo er wirklich auf dem Wege fortſchritt, den ſchon Hans Sachs eingeſchlagen und der dem deutſchen Volke ſo gemäß iſt. Seine beſten Luſtſpiele ſind: Absurda comica oder Herr Peter Squenz, Schimpfſpiel (Poſſe) in Proſa, von welchem wir unten eine Probe mittheilen; Horribilicribrifax, deutſch, Scherzſpiel in Proſa, worin zwei verabſchiedete Offiziere, Horribilicribrifax und Damididatumdarides in franzöſiſchen und italieniſchen Redensarten von ihren Heldenthaten prahlen und ſich mit einem pedantiſchen Dorfſchulmeiſter Sempronius, der mit lateiniſchen und griechiſchen Brocken herumwirft, in komiſchen Uebertreibungen ergehen.

Absurda comica,

oder

Herr Peters Squentz.

Erſter Auffzug.

Peter Squentz, Pickelhäring, Meiſter Kricks über und über, Meiſter Bulla-Butän, Meiſter Klipperling, Meiſter Lollinger, Meiſter Klotz-George.

P. Sqentz. Edler, Woledler, Hochedler, Woledelgeborner Herr Pickelhäring, von Pickelhäringsheim und Saltznaſen.

Pickelhäring. Der bin ich.

P. Sq. Arbeitſamer und Armmächtiger Meſter Kricks, über und über, Schmied.

M. Kricks über. Der bin ich.

P. Sq. Tugendſamer, auffgeblaſener und windbrechender Meſter Bullabutän, Blaſebalckenmacher.

Bullabutän. Der bin ich.

P. Sq. Ehrwürdiger, durchſchneidender und gleichmachender Meſter Klipperling, Wollbeſtellter Schreiner des weitberühmbten Dorfes, Rumpels-Kirchen.

M. Klipperling. Der bin ich.

P. Sq. Wolgelahrter, vielgeſchwinder und helliſtimmiger Meiſter Lollinger, Leinweber und Meiſter Sänger.

Lollinger. Der bin ich.

P. Sq. Treufleisſiger, Wolwürckender, Tuchhaffter Meiſter Klotz-George, Spulenmacher.

M. Klotz-George. Der bin ich.

P. Sq. Verſchraubet euch durch Zuthuung euer Füſſe und Niederlaſſung der hinderſten Oberſchenkel auf herumbgeſetzte Stühle, ſchlüſſet die Repositoria etwas Gehirnes auff, verſchliſſet die Mäuler mit dem Schloß des Stillſchweigens, ſetzt eure 7 Sinnen in die Falten, Herr Peter Squentz (cum titulis plenissimis) hat etwas nachdencklichs anzumelden.

P. H. Ja, ja, Herr Peter Squentz iſt ein Tiefſſinniger Mann, er hat einen Anſchlägigen Kopff, wenn er die Treppen hinunterfällt, er hat ſo einen anſehnlichen Bart, als wenn er König von Neu-Zembla wäre, es iſt nur zu bejammern, daß es nicht wahr iſt.

P. Sq. Nach dem ich zweiffels ohn durch Zuthuung der alten Phaebussin und ihrer Tochter der großmänlichen Frau Fama Bericht erlanget, daß Ihr Majeſtät unſer Geſtrenger Juncker König ein groſſer Liebhaber von allerley luſtigen Tragoedien und prächtigen Comoedien ſey, als bin ich willens, durch Zuthuung euer Geſchicklichkeit eine jämmerlich ſchöne Comoedi zu tragiren, in Hoffnung nicht nur Ehre und Ruhm einzulegen, ſondern auch eine gute Verehrung für uns alle und mich in specie zu erhalten.

B. b. Das iſt erſchrecklich wacker! ich ſpiele mit, und ſolte ich 6 Wochen nicht arbeiten.

P. H. Es wird über alle maſſen ſchöne ſtehen! wer wolte nicht ſagen, daß unſer König treffliche Leute in ſeinem Dorffe hätte.

M. K. über und über. Was wollen wir aber vor eine tröſtliche Comoedi tragiren?

P. Sq. Von Piramus und Thisbe.

M. Kl. G. Das iſt übermaſſen trefflich! man kan allerhand ſchöne Lehre, Troſt und Vermahnung drauß nehmen, aber das ärgſte iſt, ich weiß die Hiſtorie noch nicht, geliebt es nicht E. Herrligkeit dieſelbte zu erzehlen.

P. Sq. Gar gerne. Der Heil. alte Kirchen-Lehrer Ovidius ſchreibet in ſeinem ſchönen Buch Memorium phosis, das Piramus die Thisbe zu einem Brunnen beſtellet habe, inmittelſt ſey ein abſcheulicher heßlicher Löwe kommen, vor welchem ſie aus Furcht entlauffen, und ihren Mantel hinterlaſſen, darauff der Löwe Jungen ausgehecket, als er aber weggegangen, findet Piramus die bluttige Schaube, und meinet der Löwe habe Thisben gefreſſen, darumb erſticht er ſich aus Verzweiflung, Thisbe kommet wieder und findet Piramum todt, derowegen erſticht ſie ſich ihm zu Trotz.

P. H. Vnd ſtirbet?

P. Sq. Vnd ſtirbet.

P. H. Das iſt tröſtlich, es wird übermaſſen ſchön zu ſehen ſeyn: aber ſaget Herr P. Sq. Hat der Löwe auch viel zu reden?

P. Sq. Nein der Löwe muß nur brüllen.

P. H. Ey ſo wil ich der Löwe ſeyn, denn ich lerne nicht gerne vil außwendig.

P. Sq. Ey Nein! Monſieur Pickelhering muß ein Hauptperſon agiren.

P. H. Habe ich denn Kopff genug zu einer Hauptperſon?

P. Sq. Ja freylich. Weil aber vornemlich ein tapfferer ernſthafter und anſehnlicher Mann erfordert wird zum Prologo und Epilogo, ſo wil ich dieſelbe auff mich nehmen, und der Vorreder und Nachreder des Spiles, das iſt Anfang und das Ende ſeyn.

M. Kr. über und über. In Warheit. Denn weil ihr das Spiel macht, ſo iſt billich, daß ihr auch den Anfang und das Ende dran ſetzet.

M. Klip. Wer ſol denn den Löwen nu tragiren? Ich halte es ſtünde mir am beſten an, weil er nicht viel zu reden hat.

M. Kricks. Ja mich düncket aber, es ſolte zu ſchrecklich lauten, wenn ein grimmiger Löwe hereingeſprungen käme, und gar kein Wort ſagte, das Frauenzimmer würde ſich zu hefftig entſetzen.

M. Klotz-G. Ich halte es auch dafür. Sonderlich wäre rathſam wegen ſchwangerer Weiber, daß ihr nur bald anfänglich ſagtet, ihr wäret kein rechter Löwe, ſondern nur Meiſter Klipperling der Schreiner.

P. H. Vnd zum Wahr=Zeichen laſſet das Schurtzfehl durch die Löwen Haut hervor ſchlenckern.

M. Loll. Wie bringen wir aber die Löwenhaut zu wege? Ich habe mein lebtage hören ſagen, ein Löwe ſehe nicht viel anders aus als eine Katze. Wäre es nun rathſam, daß man ſo vil Katzen ſchinden lieſſe, und überzüge euch nackend mit den noch blutigen Fellen, daß ſie deſto feſter anklebeten?

M. Kr. über und über. Eben recht. Es wäre ein ſchöner Handel, ſind wir nicht mehrentheils Zunfftmäſſige Leute? würden wir nicht wegen des Katzenſchindens unredlich werden?

M. B. B. Es iſt nicht anders. Darzu habe ich geſehen, daß die Löwen alle gelbe gemacht werden, aber meine lebetage keine gelbe Katze gefunden.

P. Sq. Ich habe einen andern Einfall. Wir werden doch die Comoedi bey Lichte tragiren. Nun hat mich mein Gevatter Meſter Ditloff Ochſen=Fuß, welcher unſer Rathhauß gemahlet, vor dieſem berichtet, daß Grüne bey Lichte gelbe ſcheine. Mein Weib aber hat einen alten Rock von Frůß, den wil ich euch an ſtat einer Löwenhaut umbbinden.

M. Kr. Das iſt das beſte ſo zu erdencken, nur er muß der Rede nicht vergeſſen.

M. Kl. G. Kümmert euch nicht darumb, liber Schwager, Herr Peter Squenz iſt ein geſcheidener=Mann, er wird dem Löwen wol zu reden machen.

M. Klip. Kümmert euch nicht, kümmert euch nicht, ich wil ſo lieblich brůllen, daß der König und die Königin ſagen ſollen, mein liebes Löwichen, brülle noch einmal.

M. P. Sq. Läſſet euch unterdeſſen die Nägel fein lang wachſen, und den Bart nicht abſcheren, ſo ſehet ihr einem Löwen deſto ehnlicher, nun iſt einer difficultet abgeholffen, aber hier wil mir das Waſſer des Verſtandes ſchier die Mühlräder des Gehirnes nicht mehr treiben, der Kirchen=Lehrer Ovidius ſchreibet, daß der Monden geſchienen habe, nun wiſſen wir nicht, ob der Monde auch ſcheinen werde, wenn wir das Spiel tragiren werden.

P. H. Das iſt, beym Element, eine ſchwere Sache.

M. Kricks. Dem iſt leicht zu helffen, wir müſſen in Calender ſehen, ob der Monde denſelben Tag ſcheinen wird.

M. Kl. G. Ja wenn wir nur einen hätten.

M. Loll. Hier habe ich einen, den habe ich von meines Groß-Vatern Muhme ererbet, er iſt wol 100 Jahr alt, und derowegen ſchier der beſte. Ey Junker Pickelhering verſtehet ihr euch auffs Calendermachen, ſo ſehet doch ob der Monde ſcheinen wird.

P. H. Je ſolte ich daß nicht können, Luſtig, luſtig ihr Herrn, der Mond wird gewiß ſcheinen, wenn wir ſpielen werden.

M. Kricks. Ja ich habe aber mein lebetag gehöret, wenn man ſchön Wetter im Calender findet, ſo regnets.

M. Kl. G. Drumb haben unſere lieben Alten geſaget: du leugeſt wie ein Calender-macher.

P. Sq. Ey das iſt nichts, der Mond muß darbey ſeyn, wenn wir die Comoedi ſpielen, ſonſt wird das Ding zu Waſſer, das iſt die Comoedi wird zu nichte.

M. Kricks. Hört was mir eingefallen iſt, ich wil mir einen Puſch umb den Leib binden, und ein Licht in einer Latern tragen, und den Monden tragiren, was düncket euch zu der Sachen?

P. H. Beym Velten das wird gehen, aber der Monde muß in der Höhe ſtehen. Wie hier zu rathen?

P. Sq. Es ſolte nicht übel abgehen, wenn man den Monden in einen groſſen Korb ſetzte, und denſelben mit einem Stricke auff und ablieſſe.

M. Kricks. Ja! wenn der Strick zurieſſe, ſo fille ich herunter und bräche Hals und Bein. Beſſer iſt es, ich ſtecke die Laterne auff eine halbe Picken, daß das Licht umb etwas in die Höhe kommet.

Es hat dieſe Poſſe große Aehnlichkeit mit dem Zwiſchenſpiele des Shakespeariſchen Sommernachtstraums, den aber Gryphius ſchwerlich kannte, vielmehr iſt anzunehmen, daß dieſe Art Intermezzo's, welches bei verſchiedenen alten Luſtſpielen vorkommt,

auch Schakespeare ſchon vorgefunden und als einen beliebten Volksſpaß in ſein romantiſches Drama aufgenommen habe, um die unpoetiſche Menge, der das aetheriſche Feengewebe nicht zuſagen mochte, einigermaßen zu entſchädigen. Durch die engliſchen Schauſpieler mag nun dieſes Zwiſchenſpiel auch nach Deutſchland gekommen ſein, wo es denn Gryphius kennen lernte und nach ſeiner Art bearbeitete.

Weit ſchwülſtiger und geſchmackloſer als Gryphius iſt Lohenſtein in ſeinen Trauerſpielen, zu welchen ihm meiſt die blutigen Gräuel der türkiſchen und römiſchen Kaiſergeſchichte den Stoff liefern. Viel natürlicher und einfacher iſt Chriſtian Weiſe, geboren 1642 in Zittau und daſelbſt als Rektor 1708 geſtorben; ſeine Trauerſpiele taugen wohl nicht viel, deſto beſſer ſind aber ſeine Luſtſpiele, die er ganz dem gemeinen Volksleben abgelauſcht, wie er ſelbſt geſteht, daß er oft Geſpräche von Wäſcherinnen, Wirthinnen, Köchinnen, Holzſchlägern u. dgl. belauſcht und aufgeſchrieben habe. Ganz recht behauptete er, daß bibliſche Gegenſtände und Jeſus nicht auf das Theater gehören und meiſt ſind es Leute aus dem gemeinen Volke, die er auftreten läßt, denen er aber Reden in den Mund legt, welche die Pedanterie und alles undeutſche Weſen aufs Schärfſte geißeln. Ueberall iſt Anlage und Dialog mit vielem Geſchick behandelt und es würden ſeine Stücke ſchlichten Landleuten gewiß noch heut zu Tage gefallen. Leider ſind ſie ſo ſelten geworden, daß man kaum ihre Titel kennt; in dem Leſebuch von Wackernagel iſt ein Theil aus dem Nachſpiel von dem Tobias und der Schwalbe mitgetheilt, wovon wir, weil der Raum nicht mehr geſtattet, Einiges herſetzen.

Aus dem Nachſpiel von Tobias und der Schwalbe.

Chriſtian Weiſens Zittauiſches Theatrum Wie ſolches Anno 1682 praesentiret worden, Beſtehende in drey unterſchiedenen Spielen. 1. von Jacobs doppelter Heyrath. 2. von dem Neapolitaniſchen Rebellen Masaniello. 3. In einer Parodie eines neuen

Peter Sqvenzens von lautern Absurdis Comicis. Dresden 1699. 8°.

Besonderer Titel dieses letztern: Lustiges Nachspiel, Wie etwan vor diesem von Peter Sqventz auffgeführet worden, von Tobias und der Schwalbe, gehalten den 12. Febr. 1682.

Erster Handlung anderer Aufftrit.

Robert, Sighart, Curst.

Rob. Ist es nicht ein Jammer, daß mir die eingebildete Kurtzweil so viel Verdrießlichkeit machet. Ich beredete meinen gnädigsten Herren, er solte sich gefallen lassen, bei der gegenwärtigen Festivität eine schlechte Bauer-Comoedie anzusehen, und vermeinte, es würde sich etwan ein Schulmeister in seiner Kunst sehen lassen. Aber nun werde ich fast von so viellen Kerlen überlauffen, als wie Apostel haben, und jemehr ein jedweder wil befördert sein, desto weniger kan ich Mittel finden alle Narren zuvergnügen.

Sigh. So gehts wer ein Spiel mit Narren anfängt, der hat groß Glücke, wenn ihm nichts närrisches dabey begegnet.

Rob. Doch haben wir den Vortheil, daß wir sie närrisch tractiren, und also den Ausschlag auch fein närrisch sehen. Doch was wird unser Canzley Diener bringen? Ich halte immer, es wird ein neuer Sollicitante vor der Thüre seyn.

Curs. Mein Herr der Schulmeister von Bettelrode läst sich gar schön befehlen, und bittet, ob er nicht Audientz haben könne?

Rob. Was ist sein Anbringen?

Curs. Allem Ansehen nach will er eine Comoedie übergeben.

Rob. Wir haben uns doch zu dieser närrischen Arbeit einmahl verstanden; last ihn nur herein kommen.

Curs. Er ist von gewaltigen Ceremonien.

Rob. Das mag seyn. Er muß lange reden, ehe er uns zu Tode Complimentiret.

Erſter Handlung dritter Aufftrit.

Robert, Sighart, Bonifacius.

Bon. Meinen gebietenden Herren und ſeiner wohlweiſen Magnificentz meinen unterthänigſten Gruß, und alles liebes und gutes anvor.

Rob. Groſſen Danck guter Freund, Gott gebe euch wieder ſo viel. Wer ſeyd ihr?

Bon. Mein Name iſt Bonifacius Lauten-Sack, wolbeſtallter Kirch-Schreiber zu Bettelrode.

Rob. Wer iſt den Schulmeiſter daſelbſt.

Bon. Ich habe es als Kirchenſchreiber zu verwalten; doch weil unſer Dorff eines von den beſten iſt, ſo haben Richter und Aelteſten vor acht Jahren einen Schluß gemacht, daß ſie nichtmehr einen Schulmeiſter, ſondern einen Kirchſchreiber wollen annehmen.

Rob. Nun, nun, ſo ſeh ich wol, wenn der Kirch-Schreiber die Chor-Treppe herunterfällt, ſo ſteth ein Schulmeiſter wieder auff. Aber worin beſtehet euer Anbringen?

Bon. (Ad Spectat.) Das kan mich kräncken, daß mich die Herren ſolch unnöthig Ding fragen, darüber vergeſſe ich meine Reden: ich möchte immer um einen Abtrit bitten, daß mich mein Sohn drauſſen noch einmahl überhören könte.

Rob. Nun wie ſteths, was habt ihr vor ein Anliegen?

Bon. Es iſt mir leyd, ich möchte die Herren in ihren Ambtsgeſchäften ſtören.

Rob. Was hilffts? wir ſind deswegen da, machts nur fein kurtz, ſo viel als möglich iſt.

Bon. Drum bitte ich auch pro primo, ſie wollen mir Ehrengünſtig verzeihen, daß ich ihr wohlweiſe Magnificentz verſtöre.

Rob. Gebt euch doch zufrieden. Es iſt hiervon nichts zugedencken.

Bon. Aber ſoll mir die Grobheit verziehen ſeyn?

Rob. Ja doch ja, begeht nur keine Grobheit und haltet uns lange auff.

Bon. Aber woran ſoll ich erkennen, daß ich dem Herrn gelegen komme?

Rob. Wir wollen euch geduldig hören.

Bon. Ja ich ſehe es wohl lieber, wenn ich dürffte nieder ſitzen, in unſern Dorff-Gerichten bin ich gleichwol eine ſitzende Perſon.

Rob. Curſi bringet doch einen Stuhl her, daß der ehrliche Mann ſitzen kan.

Bon. Es wäre wol auch hübſch wenn mir eine Ehre angethan würde.

Rob. Wenn ich den Vortrag wüſte, ſo ſolten mir auch ein Paar Kannen Bier nicht ans Herze gewachſen ſeyn. Doch worinne beruhet die Sache.

Bon. Ihr Wohlweiſen Magnificentzen verzeihen mir, ich hatte mich gar fein darauff geſchickt gemacht, wie ich reden wolte; aber ich habe den Anfang vergeſſen, ich kan nicht wieder drauf kommen, und wenn ich nun nicht viel guts machen werde, ſo möchten ſie wol dencken, ich hätte ſie verachtet, und hätte ihnen zum Schimpfe nicht reden wollen.

Rob. Wir wollen euch vom Schimpfe absolviren, erlöſt uns nur bald von der Ungedult.

Bon. Je nun, ich habe auf gnädigſten Befehl ihr Hochweiſen Magnificentzen dem Hochgräflichen Geburts-Tage zu Ehren eine ſchöne troſtreiche Comoedie gemacht, die wolte ich nun überreichen und dediciren, auch wenn es ſeyn ſolte, öffentlich halten und agiren.

Rob. Es iſt gar gut, daß ihr ſeyd gehorſam geweſt: Allein ich kann euch nicht verhalten, daß ſich andere Künſtler und Componiſten mehr eingefunden haben.

Bon. Das kan mir nicht ſchaden, ich weiß doch daß meine Comoedie die allerbeſte ſeyn wird. Ich bin auff der Univerſität geweſen: Aber wo woltens die andern Flegel gelernet haben?

Rob. Ey, ey, ſchimpfft ihr niemanden: wer das Lob verdienet hat, dem ſolls wohl bleiben. Aber von was handelt die Comoedie?

Bon. Weil ich meiner Profession nach ein Kirchenſchreiber

bin, ſo habe ich doch ein Geiſtlich Stück erwehlen müſſen, von dem alten Tobias und der Schwalbe.

Rob. Pfuy mit dem garſtigen Stücke!

Bon. Ich habe mich befliſſen, daß die garſtigen Sachen alle daraus blieben ſind: und ich weiß, wer die Hertzbrechenden Worte und die andern Künſte betrachten wird, der wird geſtehen müſſen, der Kirchſchreiber zu Bettelrode möchte vor einen halben Geiſtlichen paßiren.

Curſ. Mein Herr die Comoedianten haben ſich verſammelt, und wollen gerne wiſſen, was ſie mit ihren Comoedien thun ſollen?

Rob. Sind ihrer viel?

Curſ. Ich habe das Verzeichniß auf dem Zettel.

Rob. Herr Bonifacius ſetzt euch auf die Seite hin, wir wollen einen nach dem andern vornehmen. Aber Herr College er wird reden müſſen, daß es einem nicht zu ſauer wird.

Sigh. Es iſt gar gut. Doch in was vor Ordnung ſollen ſie verleſen werden.

Curſ. Ich habe die Nahmen angeſchrieben, wie ſich einer nach dem andern angemeldet hat.

(Er fängt an aus dem Zettel überlaut zu leſen:

Stephen Thats, wohlbeſtalter Blaſebalg-Treter zu Lemmerswalde.)

Erſter Handlung vierdter Aufftrit.

Die Vorigen und Stephen.

Steph. Herr das bin ich.

Sigh. Seyd ihr der Blaſebalg-Treter?

Steph. Ja, was meine ehrliche Ankunfft, Leben und Wandel betrifft, ſo bin ich ein Blaſebalgtreters Sohn, und bin auch nunmehr in meines ſeel. Vaters Fußſtapffen getreten.

Sigh. Aber wie gebt euch das Blaſebalgtreten ab? ich ſehe wohl, ihr habt ein lahm Bein.

Steph. O mein ſeel. Vater hatte gar keine Beine, und

kondte doch ſein Ampt noch ſo ziemlich verrichten. Er hat den Organiſten manchen geiſtreichen Geſang zugeblaſen.

Sigh. So hat er gewiß die Blaſebälge mit der Naſe treten müſſen.

Steph. Ach nein verſtehet mich nur recht. Die Blaſebälge liegen überm Kirch-Gewölbe, da gehen ein Paar Stricke herunter, und wenn jemand daran zeucht, ſo ſind die Blaſebälge getreten.

Sigh. Das heiſt aber gegriffen, und nicht getreten.

Steph. Wer kan davor, daß der Nahme in der Cantzeley aufkommen iſt. Heiſt doch mancher auch ein Poſtreuter und muß allemahl zu Fuſſe lauffen.

Sigh. Nun wie dem allen, was habt ihr vor ein Anbringen?

Steph. Ich habe eine Comödie, und wenn ich irgend nicht ankäme, ſo bitte ich um geſchwinde abfertigung. Ich kan nicht lange von Hauſe bleiben.

Sigh. Ihr werdet wegen der Orgel zu eilen haben. Denn ein ander kan doch die Blaßbälge nicht ſo juſte nach dem Tacte treten.

Steph. Nun ſeht Herr, ich kriege des Jahres einen halben Thaler Beſoldung: wenn ich nun einen Sonntag auſſen bleibe, ſo muß ich flugs einem andern einen Zweyer geben, ders vor mich thut.

Sigh. Vielleicht habt ihr etwas zu hoffen, davon ihr manchen Dreyer werdet bezahlen können.

Steph. Niemand wäre lieber zufrieden als ich.

Sigh. Aber von was handelt die Comödie?

Steph. Ein Mann wie ich ſteckt voller Blaſebälge: Ich habe ein Geſpräche zwiſchen den vier Winden aufgeſetzt, die dem Wandersmanne den Mantel nehmen wolten: endlich kömt die liebe Sonne darzu, und thut ſo gar eine tröſtliche Rede, die ein jedweder Chriſte wohl abſchreiben möchte.

Sigh. Aber wo habt ihr ſolche Kunſt her, daß ihr gleichwohl eine Comödie ſchreiben könt?

Steph. Unſer Herr Organiſt hat auf den Morgen immer ſolche Kopffſchmertzen, ſo läſt er mich manchmahl in die Schule kommen, daß ich die kleinen Kinder überhöre. Nun ſeth ihrs wohl,

wer halbicht ein Handlanger iſt bey der lieben Weißheit, dem fähret immer was kluges in den Halß, das er zu einer Zeit wieder von ſich geben kan.

Sigh. Nun es iſt gut, ſetzt euch dort neben den fremden Mann.

Im fünften Auftritt tritt Veit Habermuß, wohlbeſtellter Aviſenſänger und Zeitungsſchreiber zu Hahnbeiſſe; nach ihm Melcher Tummernix, wohlbeſtellter Kantor zu Querlquitſch und noch einige dergleichen vertrackte Namen und Gewerbe auf, deren jeder ſeine Komödie, die er ſpielen will, ankündet, bis dann zuletzt die Komödie von Tobias und der Schwalbe des Bonifacius zur Aufführung kommt.

Nach Weiſes Vorgang wurden nun auf den meiſten ſächſiſchen Schulen und wohl auch anderswo in Deutſchland ſolche weltliche Komödien von den Schülern aufgeführt, und es gibt ein ſchönes Zeugniß von den Predigern und Schulmännern jener Zeit, die bei ihrer gründlichen Gelehrſamkeit, die ſie in lateiniſchen Schriften genugſam dargethan, es nicht unter ihrer Würde hielten, Komödien zu ſchreiben und von ihren Schülern aufführen zu laſſen. Auch auf die Univerſitäten verpflanzte ſich dieſe Neigung, ja es vereinigten ſich ganze Geſellſchaften von Studenten, die gleich den engliſchen Schauſpielern im Lande herumzogen und hiſtoriſche Dramen (Staatsaktionen genannt) oder luſtige Komödien öffentlich aufführten. So wanderte der berühmte Magiſter Weltheim um das Jahr 1690 mit einer ſolchen Schauſpielertruppe in Norddeutſchland, wo der Breslauer Student Stranitzky mitſpielte. Dieſer mußte auf Befehl ſeiner Eltern dem Theater entſagen und reiſte mit einem ſchleſiſchen Grafen nach Italien, wo er die italieniſche Poſſe und den Harlekin kennen lernte. Das erweckte wieder die alte Neigung, und als er über Salzburg heimkehrte, blieb er auf der Durchreiſe in Wien, wo damals ſchon eine ſtehende Schaubühne war. Stranitzky geſellte ſich zu den Schauſpielern daſelbſt und übernahm die Perſon des Luſtigmachers, die bisher Pickelhäring hieß, nun aber von ihm zum Hanswurſt im Charakter und

Kleidung eines Salzburger Bauers umgeſtaltet wurde. Es war aber dieſer Hanswurſt dem italieniſchen Harlekin nachgebildet, ein tölpiſcher und dabei verſchlagener Narr, der gewöhnlich aus dem Stegreife in den Komödien ſeine witzigen Einfälle, die freilich oft höchſt gemein und roh waren, und ſeine noch rohern Lazzi oder handgreiflichen Späße einmengte. Dieſer Hanswurſt fand in Wien um ſo mehr Beifall, da eben damals dergleichen Späße und Witze durch den berühmten Pater Abraham a Sancta Clara ſelbſt auf die Kanzel gebracht wurden, ſo daß Religionswahrheiten und Sittenlehren mit allen Ausſchweifungen eines barocken Witzes vorgetragen wurden. Von der andern Seite verbreitete ſich das deutſche Schauſpiel auch nach Dänemark und Schweden und in den Luſtſpiele des däniſchen Dramatikers Holberg (geb. 1684, geſt. 1754.) findet man ſehr viele Anklänge aus deutſchen Komödien. In Deutſchland ſelbſt waren außer Zittau und Nürnberg, die Städte Braunſchweig, Königsberg, Breslau, Darmſtadt und Hamburg (letzteres vorzüglich in der Oper) die Freiſtätten für das deutſche Theater.

Gottſched und Bodmer.

Während aber die deutſche Poeſie ſo zwiſchen Kunſt und Natur, zwiſchen Volksmännern und Gelehrten, bald auf Schulen und in Städten, bald an Fürſtenhöfen ein ſchwankendes Daſein ohne Halt und Einheit und ohne feſten und ſicheren Nationalgeſchmack hatte, entſpann ſich recht zum Glücke ein offener Streit, der dieſe Wirren aufzulöſen und die Gebrechen ungeſcheut aufzudecken wagte. Die Kämpfer waren Chriſtoph Gottſched, Profeſſor der Philoſophie in Leipzig, geb. 1700 geſt. 1766, und Jakob Bodmer, Profeſſor der Geſchichte in Zürich, geb. 1698 geſt. 1785. Ehe wir den Streit erzählen, wollen wir vorher von dieſen beiden Männern ſprechen, wo wir denn zuerſt von Gottſched eine treffliche Schilderung in Göthe's Dichtung und Wahrheit finden, die wir

als Einleitung dieſes Paragraphs herſetzen wollen, weil wir durch dieſelbe zugleich ein ergötzliches Bild von jener Perückenzeit erhalten, in der ſich alle Poeſie in breite und langweilige Reimerei, aller Geiſt in Waſſer aufzulöſen drohte.

„Unſern Beſuch, ſchreibt Göthe, bei Gottſched darf ich nicht übergehen, indem die Sinnes- und Sittenweiſe dieſes Mannes daraus hervortritt. Er wohnte ſehr anſtändig in dem erſten Stock des goldenen Bären, wo ihm der ältere Breitkopf wegen des großen Vortheils, den die Gottſchediſchen Schriften, Ueberſetzungen und ſonſtigen Aſſiſtenzen der Handlung gebracht, eine lebenslängliche Wohnung zugeſagt hatte.

Wir ließen uns melden. Der Bediente führte uns in ein großes Zimmer, indem er ſagte, der Herr werde gleich kommen. Ob wir nun eine Gebärde, die er machte, nicht recht verſtanden, wüßte ich nicht zu ſagen; genug wir glaubten, er habe uns in das anſtoßende Zimmer gewieſen. Wir traten hinein zu einer ſonderbaren Scene: denn in dem Augenblick trat Gottſched, der große, breite, rieſenhafte Mann, in einem gründamaſtnen, mit rothem Tafft gefütterten Schlafrock zur entgegengeſetzten Thür herein; aber ſein ungeheures Haupt war kahl und ohne Bedeckung. Dafür ſollte jedoch ſogleich geſorgt ſein: denn der Bediente ſprang mit einer großen Allongeperrücke auf der Hand (die Locken fielen bis an den Ellenbogen) zu einer Seitenthüre herein und reichte den Hauptſchmuck ſeinem Herrn mit erſchrockener Gebärde. Gottſched, ohne den mindeſten Verdruß zu äußern, hob mit der linken Hand die Perrücke von dem Arme des Dieners, und indem er ſie ſehr geſchickt auf den Kopf ſchwang, gab er mit ſeiner rechten Tatze dem armen Menſchen eine Ohrfeige, ſo daß dieſer, wie es im Luſtſpiel zu geſchehen pflegt, ſich zur Thür hinaus wirbelte, worauf der anſehnliche Altvater uns ganz gravitätiſch zu ſitzen nöthigte und einen ziemlich langen Discurs mit gutem Anſtande durchführte.“

Dieß war nun der Mann, welcher ſeit 1727, wo er die poetiſche Geſellſchaft zu Leipzig in eine deutſche Geſellſchaft umſchuf, an der Spitze der ſchönen Literatur in Deutſchland ſtand. Ungemeiner Fleiß, Kenntniß der deutſchen und franzöſiſchen Sprache, ein leichter und fließender Styl und ein dreiſtes Auftreten, etwa

durch ſeine Geſtalt, die ihm ein gewiſſes gebietendes Weſen gab, unterſtützt, ſcheinen ihm bei reinen Sitten dieſen Platz verſchafft zu haben, denn an Kenntniß der Alten, überhaupt an gründlicher Gelehrſamkeit, an wiſſenſchaftlichem Geiſte und an Dichtertalente ſtand er weit hinter den Männern der zweiten ſchleſiſchen Schule und im Geſchmack iſt er nicht viel weiter gekommen, als ein Jahrhundert beinahe vor ihm Opitz war. Er hielt nun Vorleſungen über Philoſophie und, worauf er ſich beſonders viel einbildete, über Poeſie. Große Verdienſte hatte er um die deutſche Sprache, welche er von Schwulſt, wie von fremden Wörtern und Redensarten reinigte. Er ſchrieb eine deutſche Sprachlehre, die in die meiſten europäiſchen Sprachen überſetzt wurde und ein halbes Jahrhundert lang in allen Schulen eingeführt war. Auch das iſt verdienſtlich, daß er durch ſein Verzeichniß aller Trauer-Luſt- und Singſpiele trefflichen Stoff zur deutſchen Literaturgeſchichte ſammelte und das Andenken alter Meiſter in der Dichtkunſt erneuerte. So erweckte er auch den alten Reinecke Fuchs, von dem er eine Ausgabe mit einer proſaiſchen Ueberſetzung veranſtaltete. Die deutſche Geſellſchaft und ſeine Vorleſungen, die ſehr beſucht waren und die ganze ſtrebende Jugend Leipzigs verſammelten, wie auch ſein Haus, wo ſeine Gattin Louiſe Adelgunde Victorie, eine beſonders in der franzöſiſchen Literatur ſehr bewanderte und feine Frau und ſelbſt Schriftſtellerin, die Unterhaltung belebte, ſchufen ſchon um dieſe Zeit auf dieſer Hochſchule einen Geiſt, der ſich von dem rohen Weſen der übrigen deutſchen Univerſitäten vortheilhaft auszeichnete. Wäre Gottſched nur dabei ſtehen geblieben, zu ſammeln und zu überſetzen und über deutſche Sprache zu ſchreiben, ſo hätte er ſeinen erworbenen Ruhm bewahrt, allein er wollte auch als Dichter glänzen und als Dictator dem guten Geſchmacke Regeln vorſchreiben, wo ſich denn ſeine Unwiſſenheit und Talentloſigkeit bald herausſtellte. Man ſtaunte ihn freilich noch lange an, als er ſein Buch: die deutſche Schaubühne nach den Regeln der alten Griechen und Römer herausgab und in ſeinen Vorträgen über die Dichtkunſt ſeine eigenen Werke als Muſter und Beiſpiele aufſtellte. Auch beherrſchte er das Theater und die Schauſpielergeſellſchaft der Madame Neuberin, welche damals in

Leipzig ſpielte und ſeine langweiligen Stücke, ſeine Pariſiſche Bluthochzeit, ſeinen ſterbenden Kato, ſeinen Agis und ſeine Iphigenia aufführte und ſich überhaupt ganz nach ſeinem Willen fügte. So wurde der Harlekin, welcher bis dahin auf allen deutſchen Bühnen ſein Weſen trieb, auf ſeine Veranlaſſung abgeſchafft. Dieß geſchah im Jahre 1737, wo in einem von der Neuberin ſelbſt verfertigten Vorſpiele, dem Harlekin ſeine bunte Jacke ausgezogen und in Hänschen oder Peter umgetauft ein weißes Jäckchen angezogen wurde. Das deutſche Luſtſpiel wurde nun freilich anſtändiger und manierlicher, aber auch zugleich langweiliger. Der glückliche Erfolg ſeiner dramatiſchen Muſe beſtärkte ihn erſt recht in ſeinem Dünkel und er behauptete geradezu, das goldene Zeitalter der deutſchen Poeſie ſei gekommen und nun die höchſte Stufe der Vollkommenheit erreicht. Daß weder er, noch ſeine Schüler und Freunde ein Epos geſchrieben, machte ihn nicht verlegen; er lehrte ja, daß nicht Handlungen ſondern Begriffe, nicht Einbildungskraft ſondern Vernuft und Verſtand allein Poeſie erzeugten, und darum ſprach er mit Verachtung von dem engliſchen Dichter Milton und von den Italienern Arioſt und Taſſo. Alle dieſe Grundſätze wurden nun auch durch Zeitſchriften in ganz Deutſchland verbreitet, woran Gottſcheds Freunde, Schwabe, Schwarz und Triller beſonders Antheil nahmen. Von der Erbärmlichkeit des Letztern kann man ſich einen Begriff machen, wenn man die Vorrede zu ſeinen Poeſien lieſt, wo er unter andern ſagt: „der geringſte Künſtler und Handwerksmann leiſtet dem gemeinen Weſen mehr nützliche Dienſte als der beſte Poet.“ Gewaltig zieht er zugleich gegen die „Klopſtockſchen Raſereien“ zu Felde und verſpricht in ſeinen Poeſien „Alles in gewöhnlichen und begreiflichen Worten darzuſtellen, weil er von den ſogenannten ſchöpferiſchen Erfindungen weit entfernt ſei.“ „Die neuen Heldengedichte,“ fährt er fort, „davon bisher ſo ein ungeſtümmes Lärmen zum Trotz der geſunden Vernunft und Beleidigung des Wohlklangs allenthalben gehört worden, ſind nur für die rauhen und ſchwermüthigen Bewohner des Saturns — unſere natürlich denkenden Weltbürger werden ſie nicht eher verſtehen, als bis ſie in reines Deutſch und in eine menſchliche Dichtart überſetzt werden. Schö-

pferiſch ſchreiben, ſchöpferiſch dichten, ſind ſtrafbare und unchriſtliche Ausdrücke. Wir wiſſen aus der Schrift, Vernunft und Natur, daß nur ein einziger Schöpfer iſt.“ Gegen derlei Grundſätze erhoben ſich nun plötzlich in der Schweiz zwei Gelehrte, die bereits vor Gottſcheds Auftreten eine Wochenſchrift unter dem Titel: der Maler der Sitten herausgaben. Dies waren der ſchon genannte Jakob Bodmer und ſein Freund Jakob Breitinger, Profeſſor der griechiſchen und hebräiſchen Sprache. Beide waren gründlich gelehrte Männer und hatten ſo viel geſundes Urtheil, daß ſie ohne eigenes poetiſches Talent das Weſen der Poeſie beſſer erkannten als Gottſched. Da ſie nemlich dieſelbe mit der Malerei verglichen, kamen ſie darauf, daß ſie ein Erzeugniß der Phantaſie ſein, und nicht bloße Begriffe, ſondern bildlich eingekleidete Gedanken und Handlungen zum Stoffe haben müſſe. Daher ſie denn das Epos zur erſten und höchſten Gattung der Dichtkunſt erhoben und eben weil die Deutſchen noch keines hätten, den Kreis ihrer Dichtung noch nicht für geſchloſſen hielten. Wohl ſtellten ſie auch die Griechen als Muſter aller Poeſie auf, gaben aber nicht zu, was Gottſched lehrte, daß ihre Poeſie auf die Franzoſen übergegangen ſei. Ihrer Meinung nach ſtanden die Engländer den Griechen ſowohl als der Natur viel näher und Bodmer überſetzte auch deßhalb Miltons verlornes Paradies. So entſtand denn zwiſchen den Leipzigern und Schweizern ein Federkrieg, der bald ſo hitzig wurde, daß man am Ende die Sache ſelbſt ganz aus den Augen verlor, weil die Kämpfenden nun mehr ihre Perſon verfochten. Um den Vorwurf von ſich zu werfen, daß die Gottſchediſche Schule kein Epos habe, ſchrieb Gottſcheds Schüler, Freiherr Otto von Schönaich, ſeinen Hermann, ein Heldengedicht, dem bald mehrere nachfolgten; worauf der alte Bodmer, 1752, mit ſeiner Noachide und mehrern andern bibliſchen Epopöen auftrat. Allein jetzt wurde man erſt gewahr, wie weit alle deutſche Poeſie hinter den Nibelungen und andern Volksepopöen des 12. u. 13. Jahrhunderts zurücke war. Der Hermann war ein geiſtloſes Machwerk in gereimten Trochäen, welches alſo beginnt:

Von dem Helden will ich ſingen, deſſen Arm ſein Volk beſchützt,
Deſſen Schwert auf Deutſchlands Feinde für ſein Vaterland geblitzt,
Der allein vermögend war, des Auguſtus Stolz zu brechen,
Und des Erdenkreiſes Schimpf in der Römer Schmach zu rächen.
Hermann! dich will ich erheben, und dem ſei mein Lied geweiht,
Der einſt Deutſchlands Unterdrücker, Galliens Geſchlecht zerſtreut;
Der, dem erſten Hermann gleich, unſer ſchnödes Joch zerſchläget,
Und der ſtolzen Liljen Pracht vor dem Adler niederleget.

Gottſched hatte ſeine Freude an dieſem Gedichte und beſonders an dem Versmaße, welches ſeiner Meinung nach ſehr „heldenmäßig" klinge und ſich beſſer zu Epopöen ſchicke, als die „rauh und wunderlich" klingenden ungereimten Hexameter, wie Klopſtock, Bodmer u. a. damals ſchon geſchrieben. Einfacher und und natürlicher war wohl die Noachide, allein poetiſch ſind nur die Stellen, in welchen Anklänge an Milton's verlornes Paradies wahrzunehmen ſind. Uebler noch kam Bodmer mit dem Drama zurechte, worin er es auch mit den Leipzigern aufnehmen wollte. Das meiſte Verdienſt hat er aber, daß er die Griechen durch ſeine Ueberſetzung Homers und die Minneſinger durch die Herausgabe ihrer Lieder *) dem deutſchen Volke bekannt machte. Was Bodmern bald auch in Sachſen und dem übrigen Deutſchland Freunde erwarb, war ſeine edle und beſcheidene Weiſe; ſeine Poeſien gab er gleich einem ſchüchternen Jüngling meiſt ohne ſich als Verfaſſer zu nennen heraus, und es iſt bekannt, daß er eine ſcharfe Kritik ſeiner Noachide, die ihm ein Unbekannter zuſandte, in ſeiner Zeitſchrift abdrucken ließ. Die geiſtreichſten Jünglinge Klopſtock Wieland u. a. wallfahrteten zu ihm und fanden bei ihm väterliche Aufnahme und Anregung. Anregung und Erweckung deutſcher Herzen war überhaupt ſein Streben, und wir wollen in dieſer

*) Proben der alten ſchwäbiſchen Poeſie des 13. Jahrhunderts aus der Maneſſiſchen Sammlung. Zürich 1748.

Sammlung von Minneſingern aus dem Schwäbiſchen Zeitpunkte; 140 Dichter enthaltend; durch Ruedger Maneſſen, weiland des Raths der Uralten Zürich. Aus der Handſchrift der königl. franzöſiſchen Bibliothek herausgegeben. Erſter Theil. Zürich 1758. Zweiter Theil 1759 in 4. Chriemhilden Rache und die Klage. Zürich 1757.

Hinſicht nur ein Gedicht von ihm herſetzen, das er beim Anblicke des von Tiſchbein gemalten Götz von Berlichingen dichtete.

Tiſchbeins Götz von Berlichingen.

Oft ermahnt' ich mit Eifer die Barden im Lande Thuiskons,
Daß die glänzenden Thaten in ihren Annalen ſie ſängen
Und die Männer, die Deutſchland, was einſt den weiſen Hellenen
Philopömen, Epaminondas und Aratus, waren,
Oder die Scipionen und Brutus den ſtolzen Quiriten.
Aber ſie faßten den Wink nicht auf. Noch blieb unbeſungen
Heinrich der Vierte, geſchmückt mit aller Tugenden Hoheit,
So Nationen beglücken. Den Herrſcher, den gütigen Vater
Hat noch kein Dichter gefeiert, da ehloſe Väter den Abfall
Brüteten, und das Herz des fünften Heinrichs vergällten,
Daß er den Trieb der Natur vergaß, und die Pflichten des Sohnes.
Weder von Sachſen der löwenherzige Held in der Reichsacht,
Noch der Friedriche Stemmung entgegen der Herrſchaft der Prieſter
Warfen Funken von Gluth in die Seele. Die Fürſten der Jugend,
Schwabens und Oeſtreichs letzte Hoffnung, die Bruſtwehr des Friedens,
Ließ man mit kaltem Blut, wie die Uebelthäter ermorden.
Noch hat das grauſame Todesverhängniß Maria's von Brabant
Keinem Dichter das Herz und den Sinn mit Feuer begeiſtert.
Itzt verkündet mit hoher Begeiſterung dein Pinſel, o Tiſchbein,
Uns die herrlichen Thaten der Helden im Lande Thuiskons,
Welche dem Enkel im Liede zu preiſen der Barde verſchmähte.
Götz mit der eiſernen Hand ſpricht laut auf der lebloſen Leinwand,
Und deines Genius hoher, lebendiger, mächtiger Zauber
War es, der mir entflammte das Herz, erhöhte die Stimme,
Als ich den Berlichinger nun ſah, wie erſtanden dem Grabe,
Sahe die deutſche Kraft, den deutſchen Adel der Seele.
Wandle fort auf der glorreichen Laufbahn! O rette die Edeln!
Rette, die Löwen im Schlachtfeld waren, und Lämmer bei Frauen,
Durch deine göttliche Kunſt hinüber zur Nachwelt und ſpende
Ihren Namen den Ruhm, den ihnen der Barde verſagte!

Dieſer männliche Ton des Schweizers drang nun bald bei allen wahren Dichtern Deutſchlands durch, und da ihm, wie wir im folgenden Abſchnitte ſehen werden, im beſſern Geſchmacke ſchon

Klopſtock,*) Haller,**) und Hagedorn***) zuvorgekommen waren, und man auch dieſe Leiſtungen auf ſeine Rechnung ſchrieb, ward ſein Sieg über Gottſched bald vollkommen entſchieden. Gottſched tröſtete ſich über ſeine Niederlage damit, daß ſeine Lehrbücher faſt in ganz Deutſchland auf hohen und niedern Schulen eingeführt wurden und er pflegte oft prahlend auszurufen: „meine Dichtkunſt lebet doch, ſie lebt.“ Und ſo war es wirklich. der Strebenden iſt nur immer eine kleinere Zahl, und lange bis in die neueſten Zeiten hatte er ſein Publikum, Leute die keine grüne Poeſie leiden mögen, und man kann mit Platen ausrufen:

Zwar Gottſched ſtarb, man bewahrt nur noch in Germanien ſeine Perücke,
Doch geht ſie vom Kopfe zu Kopf allbort, ihr dürfen wir bringen ein Vivat!

Haller und Hagedorn.

Den Uebergang von bloßer Nachahmung zu eigener Selbſtändigkeit, von unſicherer und ſchwankender Schreibart, zu beſtimmtem und richtigem Ausdruck machen um dieſe Zeit zwei Männer, die wenigſtens im Lehrgedichte und ſelbſt im Lyriſchen auch noch zu Anfang der folgenden Perioden als Muſter dienten: — Haller und Hagedorn.

Albrecht von Haller, geb. 1708 zu Bern, Profeſſor der Arzneikunde, Anatomie und Botanik zu Göttingen, und dann zurückgekehrt Amtmann in ſeiner Vaterſtadt und daſelbſt geſt. 1777, übte die Poeſie gleich dem ſchleſiſchen Dichtern als Erholung und war Anfangs der Lohenſteiner Schule zugethan. Die Griechen

---

*) Die erſten drei Geſänge der Meſſiade erſchienen ſchon im Jahre 1748.

**) Die erſte Ausgabe ſeiner Schweizeriſchen Gedichte erſchien 1732. Bern.

***) Die erſte Sammlung ſeiner Gedichte erſchien 1729 in Hamburg.

und Römer und auch die Britten führten ihn zur Einfalt zurück und ſein männlicher Geiſt ſchuf ihm die gedankenreiche Kürze. In ſeiner Jugend dichtete er auch Epiſches, widmete ſich aber dann nur dem Lehrgedichte und der Lyrik. Unter allen ſeinen größern Gedichten iſt das beſchreibende Gedicht: die Alpen, das ſchönſte und erhabenſte, was dieſer Art in dieſer Zeit von Deutſchen gedichtet worden, wie aus folgender Stelle, die wir anführen, zu erſehen:

Wenn Titans erſter Stral der Felſen Höh vergüldet,
Und ſein verklärter Blick die Nebel unterdrückt,
So wird was die Natur am prächtigſten gebildet,
Mit immer neuer Luſt von einem Berg erblickt;
Durch den zerfahrnen Dunſt von einer dünnen Wolke
Eröffnet ſich im Nu der Schauplatz einer Welt,
Ein weiter Aufenthalt von mehr als einem Volke
Zeigt alles auf einmal was ſein Bezirk enthält:
Ein ſanfter Schwindel ſchließt die allzuſchwachen Augen,
Die den zu breiten Kreiß nicht durchzuſtralen taugen.

Ein angenehm Gemiſch von Bergen, Fels und Seen
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich in's Geſicht,
Die blaue Ferne ſchließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein ſchwarzer Wald die letzten Stralen bricht:
Bald zeigt ein nah Gebirg die ſanft erhobnen Hügel,
Wovon ein laut Geblök im Thale widerhallt:
Bald ſcheint ein breiter See ein meilenlanger Spiegel,
Auf deſſen glatter Flut ein zitternd Feuer wallt:
Bald aber öffnet ſich ein Strich von grünen Thälern,
Die hin und her gekrümmt ſich im entfernen ſchmälern.

Dort ſenkt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,
Den ein verjährtes Eis dem Himmel gleich gethürmt,
Den die geſtiegne Hitz im Krebs umſonſt beſtürmt.
Nicht fern von dieſem ſtreckt voll futterreicher Weide
Ein fruchtbares Gebirg den breiten Rücken her;
Sein ſanfter Abhang glänzt von reifendem Getreide,
Und ſeine Hügel ſind von hundert Heerden ſchwer.
Den nahen Gegenſtand von unterſchiednen Zonen
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.

Hier zeigt ein ſteiler Berg die mauergleichen Spitzen,
Ein Waldſtrom eilt hindurch und ſtürzet Fall auf Fall.

Der dick beſchäumte Fluß dringt durch der Felſen Ritzen,
Und ſchießt mit gäher Kraft weit über ihren Wall:
Das dünne Waſſer theilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft ſchwebt ein bewegtes Grau,
Ein Regenbogen ſtralt durch die zerſtäubten Theile,
Und das entfernte Thal trinkt ein beſtändig Thau.
Ein Wandrer ſieht erſtaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn und ſich in Wolken gießen.

Doch wer mit einem Sinn, den Kunſt und Weisheit ſchärfen,
Den großen Bau der Welt aufmerkſam durchgereiſt,
Der wird an keinen Ort gelehrte Blicke werfen,
Wo nicht ein Wunderwerk ihn ſtehn und forſchen heißt,
Macht durch der Weisheit Licht die Gruft der Erde heiter,
Die Silberblumen trägt und Gold den Bächen ſchenkt,
Durchſucht das holde Reich der buntgeſchmückten Kräuter,
Die ein verliebter Weſt mit frühen Perlen tränkt.
Ihr werdet alles ſchön und doch verſchieden finden,
Und den zu reichen Schatz ſtäts graben, nie ergründen.

Wann Phöbus' helles Licht durch flücht'ge Nebel ſtralet,
Und von dem naſſen Land der Wolken Thränen wiſcht,
Wird aller Weſen Glanz mit einem Licht gemalet,
Das auf den Blättern ſchwebt und die Natur erfriſcht:
Die Luft erfüllet ſich mit lauen Ambradämpfen,
Die Florens bunt Geſchlecht gelinden Weſten zollt,
Der Blumen ſcheckicht Heer ſcheint um den Rang zu kämpfen,
Ein lichtes Himmelblau beſchämt ein nahes Gold:
Ein ganz Gebirge ſcheint, gefirniſst von dem Regen,
Ein grünender Tapet, geſtickt mit Regenbögen.

Dort ragt das hohe Haupt vom edlen Enziane
Weit über'n niedern Chor der Pöbelkräuter hin;
Ein ganzes Blumenvolk dient unter ſeiner Fahne,
Sein blauer Bruder ſelbſt bückt ſich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Stralen umgebogen,
Thürmt ſich am Stengel auf und krönt ſein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Stralt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant.
Gerechteſtes Geſetz! daß Kraft ſich Zier vermähle,
In einem ſchönen Leib wohnt eine ſchönre Seele.

Hier kriecht ein niedrig Kraut gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur ſein Blat im Kreuze hingelegt;
Die holde Blume zeigt die zwei vergüldten Schnäbel,
Die ein von Amethiſt gebildter Vogel trägt.

Dort wirft ein glänzend Blat in Finger ausgekerbet
Auf einen hellen Bach den grünen Widerſchein;
Der Blumen zarter Schnee, den matter Purpur färbet
Schließt ein geſtreifter Stern in weiße Stralen ein:
Smaragd und Roſen blühn auch auf zertretner Heide,
Und Felſen decken ſich mit einem Purpurkleide.

Allein wohin auch nie die milde Sonne blicket,
Wo ungeſtörter Fried das öde Thal entlaubt,
Wird holer Felſen Gruft mit einer Pracht geſchmücket,
Die keine Zeit verſehrt und nie der Winter raubt.
Im nie erhellten Grund von unterird'ſchen Pfühlen
Wölbt ſich der feichte Leim mit funkelndem Kryſtall.
Ein Fels von Edelſtein, wo tauſend Farben ſpielen,
Blitzt durch die düſtre Luft und ſtralet überall.
O Reichthum der Natur! verkriecht euch, welſche Zwerge,
Europens Diamant blüht hier und wächſt zu Berge.

Im Mittel eines Thals von himmelhohem Eiſe
Wohin der wilde Nord den kalten Thron geſetzt,
Entſprießt ein reicher Brunn mit ſiedendem Gebräuſe,
Raucht durch das welke Gras und ſenget was er netzt.
Sein lauter Waſſer rinnt voll flüßiger Metallen,
Ein heilſam Eiſenſalz vergüldet ſeinen Lauf:
Ihn wärmt der Erde Gruft und ſeine Fluten wallen
Vom innerlichen Streit vermiſchter Salze auf.
Umſonſt ſchlägt Wind und Schnee um ſeine Flut zuſammen,
Sein Weſen ſelbſt iſt Feu'r und ſeine Wellen Flammen.

Dort aber, wo im Schaum der ſtrudelreichen Wellen
Ein ſchneller Avanſon geſtürzte Wälder wälzt,
Rinnt der Gebirge Gruft mit unterird'ſchen Quellen,
Wovon der ſcharfe Schweiß das Salz der Felſen ſchmelzt.
Des Berges hoher Bauch gewölbt mit Alabaſter
Schließt zwar dieß kleine Meer in tiefe Schachten ein;
Allein ſein ezend Naß zermalmt das Marmorpflaſter,
Dringt durch der Klippen Fug und eilt gebraucht zu ſein:
Die Würze der Natur, der Länder reichſter Segen,
Beut ſelbſt dem Volk ſich an und ſtrömet uns entgegen.

Aus Furkens kaltem Haupt, wo ſich in beide Seen
Europens Waſſerſchatz mit ſtarken Strömen theilt,
Stürzt Rüchtlands Aare ſich, die durch beſchäumte Höhen
Mit ſchreckendem Geräuſch und ſchnellen Fällen eilt;

Der Berge reicher Schacht vergüldet ihre Hörner
Und färbt die weiße Flut mit königlichem Erzt,
Der Strom fließt ſchwer von Gold und wirft gediegne Körner,
Wie ſonſt nur grauer Sand gemeines Ufer ſchwärzt;
Der Hirt ſieht dieſen Schatz, er rollt zu ſeinen Füßen,
O Beiſpiel für die Welt! er ſiehts und läßt ihn fließen.

Verblendte Sterbliche! die bis zum nahen Grabe
Geiz, Ehr' und Wolluſt ſtäts an eitlen Namen hält,
Die ihr der kurzen Zeit genau gezählte Gabe
Mit immer neuer Sorg' und leerer Müh vergällt.
Die ihr das ſtille Glück des Mittelſtands verſchmähet
Und mehr vom Schickſal heiſcht als die Natur von euch,
Die ihr zur Nothdurft macht worum nur Thorheit flehet,
O glaubts, kein Stern macht froh, kein Schmuck von Perlen reich.
Seht ein verachtet Volk bei Müh und Armut lachen,
Die mäßige Natur allein kan glücklich machen.

Elende, rühmet nur den Rauch von großen Städten,
Wo Bosheit und Verrath im Schmuck der Tugend gehn,
Die Pracht die euch umringt ſchließt euch in güldne Ketten,
Erdrückt den der ſie trägt und iſt nur andern ſchön.
Noch vor der Sonne reißt die Ehrſucht ihre Knechte
Nach der verſchloßnen Thür geehrter Bürger hin,
Und die verlangte Ruh der lang erſeufzten Nächte
Raubt euch der ſtäte Durſt nach nichtigem Gewinn.
Der Freundſchaft himmliſch Feu'r kann nie bei euch entbrennen,
Wo Neid und Eigennutz auch Brüderherzen trennen.

Dort ſpielt ein wilder Fürſt mit ſeiner Diener Rümpfen,
Sein Purpur färbet ſich mit blauem Bürgerblut:
Verleumdung, Haß und Spott zahlt Tugenden mit Schimpfen,
Der giftgeſchwollne Neid nagt an des Nachbarn Gut!
Die geile Wolluſt kürzt die kaum gefühlten Tage,
Um deren Roſenbett ein naher Donner blitzt:
Der Geiz bebrütet Gold zu ſein und andrer Plage,
Das niemand weniger als wer es hat beſitzt:
Dem Wunſche folgt ein Wunſch, der Kummer zeuget Kummer,
Und euer Leben iſt nichts als ein banger Schlummer.

Bei euch vergnügtes Volk, hat nie in den Gemütern
Der Laſter ſchwarze Brut den erſten Sitz gefaßt,
Euch ſättigt die Natur mit ungeſuchten Gütern,
Die macht der Wahn nicht ſchwer noch der Genuß verhaßt;

Kein innerlicher Feind nagt unter euren Brüſten,
Wo nie die ſpäte Reu mit Blut die Freude zahlt:
Euch überſtrömt kein Strom von wallenden Gelüſten,
Dawider die Vernunft mit eitlen Lehren prahlt.
Nichts iſt das euch erdrückt, nichts iſt das euch erhebet,
Ihr lebet immer gleich und ſterbet wie ihr lebet.

O ſeelig, wer wie ihr mit ſelbſtgezognen Stieren
Den angeſtorbnen Grund von eignen Aeckern pflügt,
Den reine Wolle deckt, belaubte Kränze zieren,
Und ungewürzte Speis aus ſüßer Milch vergnügt,
Der ſich bei Zephyrs Hauch und kühlen Waſſerfällen
In unbeſorgtem Schlaf auf weichen Raſen ſtreckt,
Den nie in hoher See das Brauſen wilder Wellen,
Noch der Trompetenſchall in langen Zelten weckt,
Der ſeinen Zuſtand liebt und niemals wünſcht zu beſſern,
Gewiß der Himmel kan ſein Glücke nicht vergrößern.

Wer, wenn er dieſe Schilderung lieſt, wird nicht bis in's Innerſte gerührt, wer fühlt nicht die Schönheiten der Natur? Und doch ſtellt ſich, wenn man dies Gedicht genau zergliedert, heraus, daß der Dichter, der ſo für Natur begeiſtert, ſelbſt nicht ſowohl Natur als vielmehr Verſtand und Geiſt geweſen, weniger ſinnliche Wahrheit als Ideen darzuſtellen verſtanden. Ueberall herrſchen nur Gedanken und Empfindungen vor und die Naturgegenſtände ſelbſt erſcheinen nur in matten Bildern, was daher kommt, weil das Malen durchaus nicht zur Poeſie gehört und wenn ja der Sprache je dergleichen gelungen ſind, ſo müſſen wir es in den Schilderungen eines A. Humboldt, Buch, Pöpping u. a. die nach eigener Anſchauung, ſo daß ihre Feder zum Pinſel geworden, ſchrieben.

Verdrängt nun das Lehrhafte in den Naturgemälden Hallers die Poeſie, ſo gilt es um ſo mehr von dem Lehrgedichte ſelbſt, wo alle Fülle der Sprache nicht im Stande iſt, genügendes Leben in die reiche Saat der körnigſten Sentenzen hineinzubringen. Daſſelbe gilt von ſeinem lyriſchen Gedichte, aus welchen wir eins der berühmteſten hier beifügen:

Trauerode

beym Abſterben ſeiner geliebten Mariane.

Soll ich von Deinem Tode ſingen?
O Mariane! welch ein Lied!
Wann Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht.
Die Luſt, die ich an Dir gefunden,
Vergröſſert jetzund meine Noth;
Ich öffne meines Herzens Wunden,
Und fühle nochmals Deinen Tod.

Doch meine Liebe war zu heftig,
Und Du verdienſt ſie allzu wohl,
Dein Bildniß war in mir zu kräftig,
Als daß ich von Dir ſchweigen ſoll.
Es wird, im Ausdruck meiner Liebe,
Mir etwas meines Glückes neu;
Als wann von Dir mir etwas bliebe,
Ein zärtlich Abbild unſrer Treu.

Nicht Reden, die der Witz gebieret,
Nicht Dichter-Klagen fang ich an;
Nur Seufzer, die ein Herz verlieret,
Wann es ſein Leid nicht faſſen kan.
Ja, meine Seele will ich ſchildern,
Von Lieb' und Traurigkeit verwirrt,
Wie ſie, ergetzt an Trauer-Bildern,
In Kummer-Labyrinthen irrt.

Ich ſeh Dich noch, wie Du erblaßteſt,
Wie ich verzweifelnd zu Dir trat,
Wie Du die letzten Kräfte faßteſt,
Um noch ein Wort, das ich erbat.
O Seele voll der reinſten Triebe!
Wie ängſtig warſt Du für mein Leid?
Dein letztes Wort war Huld und Liebe,
Dein letztes Thun Gelaſſenheit.

Wo flieh ich hin? in dieſen Thoren
Hat jeder Ort, was mich erſchreckt!

Das Haus hier, wo ich Dich verlohren;
Der Tempel dort der Dich bedeckt;
Hier Kinder . . . Ach! mein Blut muß lödern
Beym zarten Abdruck Deiner Zier,
Wann ſie Dich ſtammelnd von mir fordern;
Wo flieh ich hin? ach! gern zu Dir.

O ſoll mein Herz nicht um Dich weinen!
Hier iſt kein Freund Dir nah als ich.
Wer riß Dich aus dem Schooß der Deinen?
Du lieſſeſt ſie und wähltest mich.
Dein Vaterland, dein Recht zum Glücke,
Das Dein Verdienſt und Blut Dir gab,
Die ſinds, wovon ich Dich entrücke,
Wohin zu eilen? in Dein Grab.

Dort in den bittern Abſchieds-Stunden,
Wie Deine Schweſter an Dir hieng,
Wie, mit dem Land gemach verſchwunden,
Sie unſerm letzten Blick entgieng;
Sprachſt Du zu mir, mit holder Güte,
Die mit gelaßner Wehmuth ſtritt,
Ich geh mit ruhigem Gemüthe,
Was fehlt mir? Haller kömmt ja mit.

Wie kann ich ohne Thränen denken
An jenen Tag, der Dich mir gab?
Noch jetzt miſcht Luſt ſich mit dem Kränken,
Entzückung löſt mit Wehmuth ab.
Wie zärtlich war Dein Herz im Lieben,
Das Schönheit, Stand und Gut vergaß,
Und mich allein nach meinen Trieben,
Und nicht nach meinem Glücke maß.

Wie bald verließeſt Du die Jugend,
Und flohſt die Welt, um mein zu ſeyn;
Du miedſt den Weg gemeiner Tugend,
Und wareſt ſchön für mich allein.
Dein Herz hieng ganz an meinem Herzen,
Und ſorgte nicht für Dein Geſchick;
Voll Angſt, bei meinem kleinſten Schmerzen,
Entzückt auf einen frohen Blick.

Ein nie am Eiteln feſter Wille,
Der ſich nach Gottes Fügung bog;
Vergnüglichkeit und ſanfte Stille,
Die weder Muth noch Leid bewog;
Ein Vorbild kluger Zucht an Kindern,
Ein ohne Blindheit zartes Herz;
Ein Herz, gemacht mein Leid zu lindern;
War meine Luſt und iſt mein Schmerz.

Ach! herzlich hab ich Dich geliebet,
Weit mehr als ich Dir kund gemacht,
Mehr als die Welt mir Glauben giebet,
Mehr als ich ſelbſt vorhin gedacht.
Wie oft, wann ich Dich innigſt küßte,
Erzitterte mein Herz und ſprach:
Wie! wann ich Sie verlaſſen müßte!
Und heimlich folgten Thränen nach.

Ja, mein Betrübniß ſoll noch währen,
Wann ſchon die Zeit die Thränen hemmt:
Das Herz kennt andre Arten Zähren,
Als die die Wangen überſchwemmt.
Die erſte Liebe meiner Jugend,
Ein innig Denkmahl Deiner Huld,
Und die Verehrung Deiner Tugend,
Sind meines Herzens ſtäte Schuld.

Im dickſten Wald, bey finſtern Buchen,
Wo niemand meine Klagen hört,
Will ich Dein holdes Bildniß ſuchen,
Wo niemand mein Gedächtniß ſtört.
Ich will Dich ſehen, wie Du giengeſt;
Wie traurig, wann ich Abſchied nahm;
Wie zärtlich, wann Du mich umfingeſt;
Wie freudig, wann ich wieder kam.

Auch in des Himmels tiefer Ferne,
Will ich im Dunkeln nach Dir ſehn,
Und forſchen, weiter als die Sterne,
Die unter Deinen Füßen drehn.
Dort wird jetzt Deine Unſchuld glänzen
Vom Licht verklärter Wiſſenſchaft:
Dort ſchwingt ſich aus den alten Gränzen,
Der Seele neu entbundne Kraft.

Dort lernſt Du Gottes Licht gewöhnen,
Sein Rath wird Seligkeit für Dich;
Du miſcheſt, mit der Engel Tönen,
Dein Lied, und ein Gebet für mich.
Du lernſt den Nutzen meines Leidens,
Gott ſchlägt des Schickſals Buch Dir auf:
Dort ſteht die Abſicht unſers Scheidens,
Und mein beſtimmter Lebens-Lauf.

Vollkommenſte! die ich auf Erden
So ſtark, und doch nicht gnug geliebt;
Wie liebens-würdig wirſt du werden!
Nun Dich ein himmliſch Licht umgiebt.
Mich überfällt ein brünſtig Hoffen,
O! ſprich zu meinem Wunſch nicht nein!
O! halt die Arme für mich offen!
Ich eile, ewig Dein zu ſeyn.

Es iſt rührend, wie der edle Dichter um ſeine geliebte Gattin klagt, die ihm ſo liebend aus der Heimath nach Göttingen gefolgt war nnd gleich beim Eintritt in dieſe Stadt durch einen Wagenſturz verunglückend einem frühzeitigen Tode anheimfiel. Allein der Dichter ſpricht nicht die Empfindnng, ſo gewaltig ſie in ihm ſein mochte, ſelbſt aus, ſondern nur die Gedanken und Betrachtungen über die Empfindung und ſeinen ganzen innern Zuſtand. So iſt denn auch dieſe Ode (oder Elegie, wie ſie heißen ſollte) mehr rhetoriſch als poetiſch, und keinem Dichter würde ſie anders gelungen ſein, weil der Gegenſtand ſelbſt ſo wenig zu einer weitläufigern poetiſchen Bearbeitung geeignet iſt, als der Anblick einer Naturerſcheinung, immer wird die Klage, ſobald ſie einzelne Ausrufungen überſteigt, in elegiſche Erinnerungen und Schildereien des Herzens übergehen. Wenn Göthe ein geliebtes Weſen und ihren Verluſt beweint, ſo läßt er ihren Schatten erſcheinen und bringt ſo ſie und ſeinen Schmerz in's Leben und das iſt Poeſie.

Euphroſyne. *)

Auch von des höchſten Gebirgs beeiſten zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz ſcheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt ſchon Nacht das Thal und die Pfade des Wandrers,
Der am toſenden Strom auf zu der Hütte ſich ſehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der ſtillen hirtlichen Wohnung;
Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Dieſer holde Geſelle des Reiſenden. Daß er auch heute
Segnend kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!
Aber was leuchtet mir dort vom Felſen glänzend herüber,
Und erhellet den Duft ſchäumender Ströme ſo hold?
Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Denn kein irdiſcher Glanz iſt es, der wandelnde, dort.
Näher wälzt ſich die Wolke; ſie glüht. Ich ſtaune dem Wunder.
Wird der roſige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttin nahet ſich mir? und welche der Muſen
Suchet den treuen Freund ſelbſt in dem grauſen Geklüft?
Schöne Göttin, enthülle dich mir, und täuſche verſchwindend
Nicht den begeiſterten Sinn, nicht das gerührte Gemüth.
Nenne, wenn du es darfſt vor einem Sterblichen, deinen
Göttlichen Namen; wo nicht, rege bedeutſam mich auf,
Daß ich fühle welche du ſeyſt von den ewigen Töchtern
Zeus und der Dichter ſogleich preiſe dich würdig im Lied.
Kennſt du mich, Guter, nicht mehr? und käme dieſe Geſtalt dir,
Die du doch ſanft geliebt, ſchon als ein fremdes Gebild?
Zwar der Erde gehör ich nicht mehr, und trauernd entſchwang ſich
Schon der ſchaudernde Geiſt jugendlich frohem Genuß:
Aber ich hoffte mein Bild noch feſt in des Freundes Erinnrung
Eingeſchrieben und noch ſchön durch die Liebe verklärt.
Ja, ſchon ſagt mir gerührt dein Blick, mir ſagt es die Thräne:
Euphroſyne, ſie iſt noch von dem Freunde gekannt.
Sieh! die Scheidende zieht durch Wald und grauſes Gebirge,
Sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne noch auf;
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater; blicket noch einmal
Nach dem leichten Gerüſt irdiſcher Freuden zurück.
Laß mich der Tage gedenken da mich, das Kind, du dem Spiele
Jener täuſchenden Kunſt reizender Muſen geweiht.
Laß mich der Stunde gedenken und jedes kleineren Umſtands.
Ach wer ruft nicht ſo gern Unwiederbringliches an!

---

*) Von der Veranlaſſung dieſes Gedichtes wird im 2. Band die Rede ſein.

Jenes ſüße Gedränge der leichteſten irdiſchen Tage,
Ach wer ſchätzt ihn genug, dieſen vereilenden Werth!
Klein erſcheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen:
Macht die Liebe, die Kunſt jegliches Kleine doch groß.
Denkſt du der Stunde noch wohl wie auf dem Breter-Gerüſte
Du mich der höheren Kunſt ernſtere Stufen geführt?
Knabe ſchien ich, ein rührendes Kind: du nannteſt mich Arthur,
Und belebteſt in mir brittiſches Dichter-Gebild;
Drohteſt mit grimmiger Glut den armen Augen, und wandteſt
Selbſt den thränenden Blick, innig getäuſchet, hinweg.
Ach, da warſt du ſo hold, und ſchützteſt ein trauriges Leben;
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßteſt du mich, den Zerſchmetterten, trugſt mich von dannen,
Und ich heuchelte dir lang an dem Buſen den Tod.
Endlich ſchlug die Augen ich auf, und ſah dich, in ernſte
Stille Betrachtung verſenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich ſtrebt' ich empor, und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund;
Fragte „Warum, mein Vater, ſo ernſt? und hab' ich gefehlet,
O, ſo zeige mir an wie mir das Beßre gelingt.
Keine Mühe verdrießt mich bei dir, und Alles und Jedes
Wiederhol' ich ſo gern, wenn du mich leiteſt und lehrſt."
Aber du faßteſt mich ſtark und drückteſt mich feſter im Arme,
Und es ſchauderte mir tief in dem Buſen das Herz.
„Nein, mein liebliches Kind!" ſo riefſt du, „Alles und Jedes,
Wie du es heute gezeigt, zeig' es auch morgen der Stadt.
Rühre ſie alle wie du mich gerührt, und es fließen zum Beifall
Dir von dem trunkenſten Aug' herrliche Thränen herab.
Aber am tiefſten trafſt du doch mich, den Freund, der im Arm dich
Hält, den ſelber der Schein früherer Leiche geſchreckt.
Ach, Natur, wie ſicher und groß in Allem erſcheinſt du!
Himmel und Erde befolgt ewiges feſtes Geſetz.
Jahre folgen auf Jahre; dem Frühlinge reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbſt traulich der Winter die Hand.
Felſen ſtehen gegründet; es ſtürzt ſich das ewige Waſſer
Aus der bewölkten Kluft ſchäumend und brauſend hinab.
Fichten grünen ſo fort, und ſelbſt die entlaubten Gebüſche
Hegen im Winter ſchon heimliche Knoſpen am Zweig.
Alles entſteht und vergeht nach Geſetz: doch über des Menſchen
Leben, den köſtlichen Schatz, herrſchet ein ſchwankendes Loos.
Nicht dem blühenden nickt der willig ſcheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere ſchließt dem Aelteren immer das Auge,
Das ſich willig geſenkt, kräftig dem Schwächeren zu.
Oefter, ach! verkehrt das Geſchick die Ordnung der Tage:

Hülflos klaget ein Greis Kinder und Enkel umſonſt;
Steht, ein beſchädigter Stamm, dem rings zerſchmetterte Zweige
Um die Seiten umher ſtrömende Schloßen geſtreckt.
Und ſo, liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,
Als du zur Leiche verſtellt über die Arme mir hingſt;
Aber freudig ſeh' ich dich mir in dem Glanze der Jugend,
Vielgeliebtes Geſchöpf, wieder am Herzen belebt.
Springe fröhlich dahin, verſtellter Knabe! Das Mädchen
Wächſt zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.
Immer ſtrebe ſo fort, und deine natürlichen Gaben
Bilde bei jeglichem Schritt ſteigenden Lebens die Kunſt.
Sey mir lange zur Luſt, und eh mein Auge ſich ſchließet,
Wünſch' ich dein ſchönes Talent glücklich vollendet zu ſehn."
Alſo ſprachſt du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde:
Deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.
O wie ſprach ich ſo gerne zum Volk die rührenden Reden,
Die du voller Gehalt kindlichen Lippen vertraut!
O wie bildet' ich mich an deinen Augen und ſuchte
Dich im tiefen Gedräng ſtaunender Hörer heraus!
Doch dort wirſt du nun ſeyn, und ſtehn, und nimmer bewegt ſich
Euphroſyne hervor dir zu erheitern den Blick.
Du vernimmſt ſie nicht mehr, die Töne des wachſenden Zöglings,
Die du zu liebendem Schmerz frühe, ſo frühe! geſtimmt.
Andere kommen und gehn; es werden dir Andre gefallen;
Selbſt dem großen Talent drängt ſich ein größeres nach.
Aber du vergeſſe mich nicht! Wenn Eine dir jemals
Sich im verworrnen Geſchäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke ſich fügt, an deinem Lächeln ſich freuet,
Und am Platze ſich nur, den du beſtimmteſt, gefällt;
Wenn ſie Mühe nicht ſpart noch Fleiß, wenn thätig der Kräfte
Selbſt bis zur Pforte des Grabs freudiges Opfer ſie bringt:
Guter, dann gedenkeſt du mein, und rufeſt auch ſpät noch,
„Euphroſyne, ſie iſt wieder erſtanden vor mir!
Vieles ſagt ich noch gern: doch ach! die Scheidende weilt nicht
Wie ſie wollte: mich führt ſtreng ein gebietender Gott.
Lebe wohl! ſchon zieht michs dahin in ſchwankendem Eilen.
Einen Wunſch nur vernimm: freundlich gewähre mir ihn!
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muſe gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn geſtaltlos ſchweben umher in Perſephoneias
Reiche maſſenweis Schatten vom Namen getrennt:
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt geſtaltet,
Einzeln, geſellet dem Chor aller Heroen ſich zu.
Freudig tret' ich einher, von deinem Liede verkündet,
Und der Göttin Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfängt ſie mich dann, und nennt mich; es winken die hohen

Göttlichen Frauen mich an, immer die nächſten am Thron.
Penelopeia redet zu mir, die treuſte der Weiber;
Auch Evadne, gelehnt auf den geliebten Gemahl.
Jüngere nahen ſich dann, zu früh heruntergeſandte,
Und beklagen mit mir unſer gemeines Geſchick.
Wenn Antigone kommt, die ſchweſterlichſte der Seelen,
Und Polyxena, trüb noch von dem bräutlichen Tod:
Seh' ich als Schweſtern ſie an, und trete würdig zu ihnen:
Denn der tragiſchen Kunſt holde Geſchöpfe ſind ſie.
Bildete doch ein Dichter auch mich; und ſeine Geſänge,
Ja, ſie vollenden an mir was mir das Leben verſagt."
Alſo ſprach ſie, und noch bewegte der liebliche Mund ſich,
Weiter zu reden: allein ſchwirrend verſagte der Ton.
Denn aus dem Purpurgewölk, dem ſchwebenden, immer bewegten,
Trat der herrliche Gott Hermes gelaſſen hervor,
Mild erhob er den Stab und deutete: wallend verſchlangen
Wachſende Wolken im Zug beide Geſtalten vor mir.
Tiefer liegt die Nacht um mich her; die ſtürzenden Waſſer
Brauſen gewaltiger nun neben dem ſchlüpfrigen Pfad.
Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer,
Und ein mooſiger Fels ſtützet den Sinkenden nur.
Wehmuth reißt durch die Saiten der Bruſt; die nächtlichen Thränen
Fließen, und über dem Wald kündet der Morgen ſich an.

Zu gleicher Zeit mit Haller trat Friedrich von Hagedorn (geb. zu Hamburg 1708, geſt. 1754) auf, gleichfalls Lehrdichter wie Jener, der ſich aber auch in der Erzählung und Fabel und ganz beſonders im Liede hervorthat, obwohl auch hier das Lehrhafte immer vorwaltet. Er, wie Hoffmann, ein Welt- und Geſchäftsmann (Sekretär einer Handelsgeſellſchaft in Hamburg) bildete einen entſchiedenen Gegenſatz zu Haller, dem Gelehrten, wie denn auch in ſeinen Poeſien mehr Heiterkeit als Ernſt, mehr Laune als Schärfe des Gedankens zu finden iſt. Im Liede iſt er unſtreitig allen Dichtern ſeiner Zeit vorangeeilt und an Korrektheit und Wohlklang übertrifft er ſelbſt Günther. Wir ſetzen hier ſein Maillied her, um daran zu zeigen, wie die Lyrik dieſer vorklaſſiſchen Zeit beſchaffen geweſen ſei.

Der May.

Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen und locken uns wieder
Die fröhlichſten Stunden ins Jahr.
Nun ſinget die ſteigende Lerche,
Nun klappern die reiſenden Störche
Nun ſchwatzet der gaukelnde Staar.

Wie munter ſind Schäfer und Heerde!
Wie lieblich beblümt ſich die Erde!
Wie lebhaft iſt jetzo die Welt!
Die Tauben verdoppeln die Küſſe,
Der Entrich beſuchet die Flüſſe,
Der luſtige Sperling ſein Feld.

Nun heben ſich Binſen und Keime,
Nun kleiden die Blätter die Bäume,
Nun ſchwindet des Winters Geſtalt;
Nun rauſchen lebendige Quellen,
Und tränken mit ſpielenden Wellen
Die Triften, den Anger, den Wald.

Wie buleriſch, wie ſo gelinde
Erwärmen die weſtlichen Winde
Das Ufer, den Hügel, die Gruft!
Die jugendlich ſcherzende Liebe
Empfindet die Reizung der Triebe,
Empfindet die ſchmeichelnde Luft.

Nun ſtellt ſich die Dorfſchaft in Reihen,
Nun rufen euch muntre Schallmeien,
Ihr ſtampfenden Tänzer! hervor.
O Jubel! auf grünender Wieſe,
Hebt Hanns die erröthende Lieſe,
In hurtiger Wendung empor.

Nicht fröhlicher, weidlicher, kühner,
Schwang vormals der braune Sabiner
Mit männlicher Freiheit den Hut.
O reizet die Städte zum Neide,
Ihr Dörfer voll hüpfender Freude!
Was gleichet dem Landvolk an Muth.

So natürlich und ungeziert auch dieſes Lied beſonders beim erſten Leſen erſcheint, gewahren wir jedoch ſtatt der wahren, lyriſchen und unmittelbaren Empfindung, die an allen Dichtern dieſer Periode ſichtbare Künſtlichkeit. Schon die Beiwörter; reizende, reifende, die mehr des Verſes halber da ſind, dann die matten Zeilen: wie lebhaft iſt jetzo die Welt — nun ſchwindet des Winters Geſtalt — die jugendlichſcherzende Liebe empfindet die Reizung der Triebe — und dann die gehäuften Hauptwörter, die Triften, den Anger, den Wald — das Ufer, den Hügel, die Gruft — ſtören durch ihre Abſichtlichkeit die lyriſche Naivität. Was endlich dem Liede den meiſten Eintrag thut, iſt, daß der Dichter ſtatt des eigenen Gefühls der Liebe, welches im Mai erwacht und auch ihn zum Geſange begeiſtert hatte, in philiſtröſer Verſchämtheit „Hans und Lieſe" fröhlich tanzend vorgeführt werden und dann zuletzt noch die proſaiſche Lehre mit dem matten Schlußverſe:

Was gleichet dem Landvolk an Muth?

Man leſe dagegen Göthes Mailied, das unmittelbar der Bruſt entſtiegen, kein leeres und kein müßiges Wort enthält und mit Uhland muß man ausrufen:

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amſelſchlag,
Sonnenregen, linde Luft!

Wenn ich ſolche Worte ſinge,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preiſen, Frühlingstag?

Zeittafel

der deutſchen Schriftſteller von Opitz bis Klopſtock. 1617—1740.

Fürſt Ludwig von Anhalt.
Der Palmenorden . . . . . 1617.

Von 1620—1630.

Rudolf Weckherlin.
Valentin Andreä.
Martin Opitz von Boberfeld.
Dietrich von dem Werder, ſchwediſcher Obriſt, Ueberſetzer Taſſo's und Arioſt's.
Wilhelm Zinckgref.
Michael Moſcheroſch (Philander von Sittewald).
Paul Flemming.
Chriſtoh Homburg.

Von 1630—1640.

Jakob Schwieger; Simon Dach.
Paul Gerhardt. Wilhelm Laurenburg.
Johann Riſt. Philipp Harsdörffer.
Georg Neumark. Andreas Tſcherning.
Joachim Rachel. Johann Klai.

Von 1640—1650.

Andreas Gryph. Hofmann von Hofmannswaldau.
Philipp von Zeſen.

Von 1660—1690.

Kaspar von Lohenſtein.
Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig.
Samuel Greifenſohn. Chriſtian Weiſe.
Baron Wilhelm von Leibnitz.
Anſelm von Ziegler.

Ludwig Freiherr von Canitz.
Pater Abraham.

Von 1700—1720.

Burkard Menke. Benjamin Schmolke.
Heinrich Brockes. Christian Günther.

Von 1720—1740.

Jakob Bodmer. Johann Breitinger.
Christoph Gottsched. Friedrich Liscov.
Albrecht von Haller.
Friedrich von Hagedorn.

Sechster Zeitraum:

Selbständigkeit der deutschen Literatur.

Von Klopstock bis zu Göthes Jugend.

Vom Jahr 1740 — 1773.

Allgemeines.

Ehe wir von diesem Zeitraume sprechen, in welchem sich die deutsche-Poesie zur Selbständigkeit und Mustergiltigkeit erhoben, müssen wir die damaligen Zustände Deutschlands beleuchten, in so fern sie auf Kunst und Wissenschaft Einfluß hatten. Was sich nun hiebei unserm Auge darstellt, ist nicht das Erfreulichste: überall Schwäche, Zerfallenheit, ja selbst Erniedrigung. Hat sich unser Vaterland auch von den Wunden des dreißigjährigen Kriegs erholt, sind auch die zerstörten Städte und Dörfer wieder aufgebaut worden, Ackerbau, Gewerbe und Handel in Gang gekommen und ward die kirchliche Freiheit der Protestanten auch gesichert, so kam von einer andern Seite neue Herabwürdigung, Entsittlichung und Schwächung des Volkcharakters. Das war das hereinbrechende Franzosenthum, welches schon Laurenburg, leider vergebens, in seinen Satyren geißelte. Wir wollen jedoch nicht einseitig sein und alles Unsittliche und Schlechte auf unsere überrheinische Nachbarn wälzen, denn es hatte das Volk der Franzosen damals wie immer seine großen Nationaltugenden, deren Annahme uns gar nicht ge-

ſchadet hätte. Aneignung fremder Sitten an ſich bringt keinem Volke Gefahr, aber die Weiſe, in der dieſe vor ſich zu gehen pflegt, wirkt meiſt verderblich. Einmal vertauſchen nur eben diejenigen im Volke zuerſt heimiſche Sitten, Sprache und Gewohnheiten, die ſelbſt keinen feſten Charakter haben. Daß dieſe ihrer Schwäche und Schlechtigkeit wegen nur auf die ſchwächſte und ſchlechteſte Seiten des Fremden gerathen, iſt nun natürlich; daher denn die ſittliche Entartung ſolcher Zwitter. Erſetzen nun dieſe Leute ihre Unſelbſtändigkeit nicht durch vielen Verſtand, ſo erfolgt durch die Verbindung des Fremden mit dem Einheimiſchen nothwendig Geſchmackloſigkeit in Kunſt und Sitte, Hohlheit des Wiſſens und Zerwürfniß im öffentlichen und häuslichen Leben. Der Gebrauch einer fremden Sprache vollends verdrängt alle natürliche Anlage zu den Nationaltugenden. So ahmten unſere Franzoſenfreunde nicht etwa die franzöſiſche Gewandtheit, Feinheit, Nüchternheit und Munterkeit, nicht ihren regen Lebensmuth und Lebensſinn, ſondern das ſeichte und leichte Geſpräch ihrer Schwätzer, die lockern Sitten ihrer Lüſtlinge die falſche Moral ihrer Jeſuiten, die lächerliche Etiquette ihrer Höflinge, die Koketterie und Modeſucht ihrer Frauen nach und ſetzten die franzöſiſchen Perücken auf ihr Haupt, und legten all den Plunder damaliger Kleidertracht, welche den menſchlichen Körper bis zum Affenmäßigen und Poſſierlichen entſtellte, an, näſelten ihre Sprache nach, in der ſich Manches ſagen läßt, was unſer keuſches Deutſch gar nicht auszudrücken vermag, und ſpotteten über die den Deutſchen angeborene Frömmigkeit und wurden zum Theil gar katholiſch. An dieſer Franzoſenſchaft nahmen zwar die untern Stände in Deutſchland wenig oder gar keinen Antheil, deſto mehr aber die höhern und das ganze Volk hatte daran zu leiden, daß ihre Fürſten, Prälaten und übrigen Herrn von Adel von dieſer Sucht befallen waren; denn dieſe reiſten häufig nach Frankreich, um an dem glänzenden Hofe Ludwigs XIV. ſich zu ſonnen und verprahlten dort das von dem deutſchen Bürger und Bauer mühſam erworbene Geld und brachten gewöhnlich ganze Schwärme von franzöſiſchen Schmarotzern, Schauſpielern, Sängern, Tänzern, Hofmeiſtern und Gouvernanten mit in ihre Reſidenzen, wo ſie denn halfen den Reſt ihrer Einkünfte in ſinnloſer Verſchwendung verzeh-

ren, während der deutſche Unterthan in Elend und Dürftigkeit ſchmachtete. An der Tafel eines Herzogs Georg Wilhelm von Zelle witzelte eine gewiſſe Dame d'Olbreuse, bei einer Tafel wo lauter Franzoſen ſpeiſten: „es iſt doch artig, daß der Herzog der einzige Fremde an der Tafel iſt.“ Alſo einheimiſch hielten ſich dieſe Ausländer, als ob ſie das Land ſchon erobert hätten und die Fürſten bei ihnen zu Gaſte wären! Da war nun an keinen Palmenorden zu denken, keine Frage nach deutſchen Gelehrten, keine Adelung und Krönung deutſcher Poeten, mit Geringſchätzung und Verachtung wurden Prediger und Profeſſoren behandelt und zurückgewieſen. Dazu kamen dann die Eroberungskriege Ludwigs XIV., in welchen die elſäſſiſchen Städte von Deutſchland weggeriſſen, die Pfalz und andere Länder am Rhein grauſam und ungeſtraft zerſtört wurden, ſo daß auch alles Nationalgefühl der Deutſchen vollends zu Grunde ging. Was noch das allgemeine Elend vermehrte, war die Verbreitung eines übertriebenen Aufwandes ſelbſt unter dem Mittelſtande, der bisher noch am wohlhabendſten war und durch ſeine einfache Lebensweiſe und Sparſamkeit das Erworbene auf Kinder und Enkel zu bringen pflegte, nun aber hingeriſſen von dem Beiſpiele des Adels auch zu praſſen anfing und mit Modeſitten Modelaſtern aller Art anheimfiel, ſo daß auch im Bürgerſtande Armuth, Unſittlichkeit und Charakterloſigkeit zu wuchern begann. Was dann zunächſt die Dichter insbeſondere betraf, war außer der Verachtung der Großen, die höhnende Geringſchätzung, die ihnen von den meiſten Gelehrten, Predigern und Profeſſoren zu Theil ward. Im dreißigjährigen Kriege, wo eben der Tumult die Muſen verſcheuchte, ſchaffendes Leben in die Köpfe kam, mußte auch die Pedanterei der Schulgelehrten dem mächtig gebietenden Volksleben nachgeben und ſich feiner gebärden. Nach dem weſtfäliſchen Frieden ſetzte ſie ſich aber wieder auf den Katheder und war jetzt unter franzöſiſcher Perücke nur noch gravitätiſcher und verfolgte nur noch unduldſamer, was nicht nach ihren Regeln einherſchritt. Prediger und Profeſſoren, die Verſe oder gar Komödien ſchrieben, hatten viel zu leiden denn das hies man allotria, eitlen und gottloſen Kurzweil und zuletzt verbannte man auch jeden, der außer der Bibel deutſche Bücher las und ſo wurde es wahr, was ſchon

Weiſe ſagte: „Die Schule ſei ein zu ſchattiger Ort, wo man dem rechten Lichte ſelten nahe komme.“

In dieſen Umſtänden aber traten — unſern Stolz muß es erheben — die Männer auf, welche Proteſtantismus, deutſche Treue und Glauben, deutſche Sitten und Sprache und deutſche Ehre retteten, und unſer geiſtiges Leben von der Knechtſchaft befreiten, in der es ſeit beinahe 100 Jahren hinwelkte. Wenn man lieſt, wie dieſe Männer, meiſt aus den niedern Ständen entſproſſen, armſelig und dürftig lebten, kaum des Sonntags einen ganzen Rock hatten*), um in anſtändiger Geſellſchaft zu erſcheinen, hungernd und Noth leidend in ihren Dachſtübchen Empfindungen und Gedanken hegten, die eines Königs würdig geweſen wären: ſo ergreift uns hohe Bewunderung und es iſt wahrhaft Sünde an ihren Werken, die freilich noch nicht alle Vollendung haben, hämiſch zu mäkeln und ihr Andenken, das uns heilig ſein ſollte, mit Geringſchätzung zu entweihen. — Wollen wir aber wiſſen, woher dieſen Männern die Kraft kam zu ſolchen Anſtrebungen, ſo müſſen wir außer den Vorarbeiten und bisherigen Dichterſchulen und Geſellſchaften beſonders zwei Quellen anführen, aus denen das meiſte poetiſche Leben ſich ergoß; das war das Studium des griechiſchen und römiſchen Alterthums und die Erfaſſung des innerſten Kerns der chriſtlichen Religion, erſteres von den Gelehrten, letzteres vom deutſchen Volke ausgehend. Es unterſchieden ſich um dieſe Zeit ſchon merklich ſogenannte humaniſtiſche und pietiſtiſche Schulen, ſo daß die Jugend in erſtern vorzugsweiſe zur alten Literatur, in letztern für das Chriſtenthum gebildet wurde. In jenen trat nun zur römiſchen die griechiſche Sprache immer mehr hinzu, und mehr und mehr wurde bei der Worterklärung auch auf den großen Sinn der Alten hingewieſen, doch ein Mangel in dieſen Lehranſtalten war es, daß man die deutſche Sprache beinahe mit Verachtung vom Unterrichte ausſchloß. Die Einſeitigkeit dieſer Bildung, die Unfruchtbarkeit der damaligen Theologie bewog um's Jahr 1698 zwei deut-

*) Es iſt bekannt, daß Klopſtocks Verleger in Halle dieſem erſt ein neues Beinkleid und Weſte machen ließ, ehe er ihn bei ſeinen Freunden und Bekannten in der Stadt aufführen mochte.

ſche Männer, Philipp Spener (ſtarb 1701 als Probſt zu Berlin) und Hermann Franke (ſtarb 1727 als Paſtor und Profeſſor zu Halle) ſtatt der lateiniſchen Theologie und der Predigten den Kandidaten des Predigeramts Bibelleſen und Kinderlehren (Katechiſationen) zu empfehlen, die Schuljugend in deutſcher Sprache zu unterrichten und beſonders auf Erweckung frommer Geſinnungen zu bringen. Da letztere von jeher unter dem deutſchen Volke heimiſch war, ſo fand dieſe Schule, welche von den Theologen gleich Jakob Böhme verſpottet und verketzert wurde, bald allgemeinen Anhang und man kann ſagen, daß in dieſer Zeit religiöſer Sinn herrſchend war im proteſtantiſchen Deutſchland, ſo daß die Knaben auf die lateiniſche Schule den frommen unvertilgbaren Sinn ſchon mitbrachten. Daher denn dieſe Miſchung von altklaſſiſcher und chriſtlicher Bildung der Dichter dieſer Zeit; welche Früchte aus dieſen Keimen entſproſſen ſeien, wie ſich daraus auch Vaterlandsliebe erzeugen konnte, lehrt die Geſchichte der deutſchen Wiſſenſchaft. Während die franzöſiſche, militairiſch-jeſuitiſche Bildung der vornehmen Stände alle Nationalität und ächte Bildung verdrängte und gar wenig Großes erzeugte, erhuben ſich aus den untern Ständen die Zierden der Nation, die Anführer zu einer neuern beſſern Zeit, zur Freiheit, Selbſtändigkeit und Aufklärung, die Tröſter und Lehrer des gemeinen Volkes, und die Barden in den Kämpfen bis auf unſere Tage.

Ehe wir aber noch von dieſen ſprechen, folge hier die

Zeittafel

der deutſchen Dichter von 1740 — 1773.

Gärtner	geb.	1712	geſt.	1791.
Rabener	„	1714	„	1771.
Gellert	„	1715	„	1769.
Kleiſt	„	1715	„	1759.
Winkelmann	„	1717	„	1768.

Elias Schlegel	geb.	1718	geſt.	1749.
Gleim	„	1719	„	1803.
Lichtwehr	„	1719	„	1783.
Uz	„	1720	„	1796.
Sulze	„	1720	„	1779.
Möſer	„	1720	„	1794.
Götz	„	1721	„	1781.
Luiſe Karſchin	„	1722	„	1791.
A. Cramer	„	1723	„	1788.
Klopſtock	„	1724	„	1803.
Kant	„	1724	„	1804.
Giſeke	„	1724	„	1765.
Ramler	„	1725	„	1798.
Weiße	„	1726	„	1804.
Zachariä	„	1726	„	1777.
Duſch	„	1727	„	1757.
Mendelſohn	„	1729	„	1786.
Leſſing	„	1729	„	1781.
Denis	„	1729	„	1800.
Geßner	„	1730	„	1787.
Wieland	„	1733	„	1813.
Friedrich Nicolai	„	1733	„	1811.
Muſäus	„	1735	„	1787.
Pfeffel	„	1736	„	1809.
Willamov	„	1736	„	1777.
Gerſtenberg	„	1737	„	1823.
Heinrich von Nicolai	„	1737	„	1817.
Schubart	„	1739	„	1791.
Engel	„	1741	„	1802.
Hippel	„	1741	„	1796.
Claudius	„	1743	„	1815.
Thümmel	„	1738	„	1817.
Kretſchmann	„	1738	„	1809.
J. Georg Jacobi, der Dichter,	„	1740	„	1814.
Lichtenberg	„	1742	„	1799.
F. H. Jacobi, der Philoſoph,	„	1743	„	1819.

Herder	geb.	1744	geſt.	1803.
Michaelis	„	1746	„	1772.
Gotter	„	1746	„	1797.
Göckingk	„	1748	„	1828.
Bürger	„	1748	„	1794.
Gr. Chr. Stolberg	„	1748	„	1821.
Hölty	„	1748	„	1776.
Heinſe	„	1749	„	1803.
Göthe	„	1749	„	1833.

Die Vorläufer der Mustergiltigkeit.

Noch dauerte der Kampf zwiſchen Gottſched und Bodmer, während in Deutſchland und in der Schweiz Männer aufſtanden, die man mit Recht die Vorläufer des klaſſiſchen Zeitalters nennen darf, weil ſie an Reinheit und Zierlichkeit der Sprache alle bisherigen deutſchen Schriftſteller und an wahrem poetiſchen Talente auch die genannten Meiſter der beiden ſich feindlich gegenüberſtehenden Schulen übertrafen. Noch entzückten Haller und Hagedorn das deutſche Volk, da vereinigte 1744 Chriſtian Gärtner (Profeſſor in Braunſchweig) einige ſtrebende Freunde zur Herausgabe einer neuen Zeitſchrift, die den Titel: Neue Beiträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes. Leipzig und Bremen, führte, worin ſie ihre poetiſchen Verſuche und ihre Anſichten über Poeſie, allerdings mehr im Sinne Bodmer's als Gottſched's mittheilten. Freundſchaft, Liebe, Religion und Tugend, ernſtes Streben nach gründlichem Wiſſen und tieferes Eindringen in den Geiſt der Alten und über Alles hohe Vaterlandsliebe begeiſterten die ſtrebenden Jünglinge und an den Früchten dieſes Bundes kann man erkennen, wie ernſt und redlich die Beſtrebungen dieſes Dichterbundes geweſen ſeien. Die älteſten Mitglieder waren: Elias Schlegel, Rabener und Gellert, unter denen Schlegel die erſten lesbaren Trauer- und Luſtſpiele ſchrieb; ſchade daß eben

dieſer geiſtreiche Mann ſo früh, in ſeinem 31. Jahre, ſtarb; er hätte dem deutſchen Theater ſchon damals ein Leſſing oder noch mehr werden können, denn am poetiſchen Genie hatte er in dieſem Zeitraume wenige ſeines Gleichen. Rabener, der als Oberſteuerrath in Dresden lebte, ſchrieb bloß Satyren in Proſa, wo er Thorheiten des Mittelſtandes mit gutmüthiger Laune durchzog; er hatte darin wohl einen Vorgänger an Liscov, deſſen Geißel aber viel ſchmerzlicher einhieb auf Pedanten und Aftergelehrten und der deshalb verfolgt im Kerker ſtarb. Am wohlthätigſten wirkte Fürchtegott Gellert, aus Heynichen bei Leipzig, Profeſſor in Leipzig; ein ſtiller, beſcheidener und kränklicher Mann, der bei geringen Kräften das Talent beſaß, das Volk zu rühren und zu vergnügen. Seine Fabeln und Erzählungen waren aber auch für jenes wie geſchaffen, wo der Volksroman in ſchmutzige Gemeinheit ausgeartet, und ſonſt das meiſte Epiſche, wie der Lohenſteiniſche Arminus, zu gelehrt ausgeſtattet war. Er verſuchte ſich auch im Dramatiſchen, doch ſind ſeine Luſtſpiele freilich nur matte, dialogiſirte Leſeſtücke, denn wie ſollte der ſtill hinlebende Mann zur Welt- und Theaterkenntniß gekommen ſein. Im Kirchenlied hat er wohl weder Schmolken noch Gerharden erreicht, doch wird der Erguß ſeiner frommen Seele zuweilen zu wahrer Poeſie und der Sänger des Morgenliedes: Mein erſt Gefühl, des Lobgeſanges: Gott iſt mein Lied, er iſt der Gott der Stärke, und mancher anderer Hymnen wird leben, ſo lange Deutſche zu Gott beten und ſingen werden. Noch in unſern Tagen hört man ſchlichte Werk- und Landleute mit Rührung von ihm und ſeinen Schriften ſprechen, und Matthiſſon erzählt, wie er in der Schweiz ein junges Landmädchen gefunden habe, das Gellerts Fabeln und Erzählungen auswendig wußte und nichts ſehnlicher wünſchte, als dem Manne, der ſie geſchrieben, einen Malen auf das Grab legen zu können. Indeſſen traten von Jahr zu Jahr neue Mitarbeiter zu der Gärtneriſchen Zeitſchrift bei, namentlich: Cramer, Adolph Schlegel (des Elias Bruder), Ebert, Giſeke, die ſich als Gottesgelehrte meiſt im Kirchenliede und didaktiſchen Gedichten zeigten. Beſchränkte Zuſtände, widrige Schickſale und endlich Trennung der Freunde in verſchiedene Gegenden von Niederſachſen machten, daß

ſich ihre Poeſie in diejenige Wehmuth und Trauer auflöſte, die bald eine allgemeine Stimmung der Deutſchen wurde, da die Armen wirklich damals unter dem Drucke unväterlicher Regierungen wenig Anlaß zur Heiterkeit haben konnten. Darum denn die religiöſe Poeſie als Tröſterin, und der Mann, der darin das höchſte leiſtete und den Deutſchen ein religiöſes Epos gab, ſo freudige Aufnahme fand. Gottlieb Klopſtock war es, einer der größten Dichter der Deutſchen, der mit ſeinem Geiſte nun ſchon vorwärts ſtrebte und auch der Nation und allen Dichtern einen Weg zeigte, der zum Ideale der Poeſie und zu höhern Lebensbeſtrebungen führte.

Deutſcher Strom.

Im Schwarzwald quillt ein kleiner Bach
In hoher Tannen Schatten,
Und rieſelt nur ſo allgemach
Als wollte er ermatten.

Doch rechts und links viel Börnlein ſich
In's klare Bett ergießen,
Mit ihm allſammt gar haſtiglich
Im Schwalle weiter fließen.

Und ſchnell und immer ſchneller rennt
Er wie vom Sturm getragen,
Wie wenn ſich hoch am Firmament
Gewitterwolken jagen.

Und nimmer kann in ſeinem Wald
Das raſche Strömlein weilen
Man ſieht es mächtig ſchwellend bald
In's Thal hinunter eilen.

Und rechts und links ergießt ſich drein
Ein Flüßchen nach dem andern,
Die dann durch Eich' und Tannenhain,
Hinaus zum Lande wandern.

Hinaus zum deutſchen Vaterland
Wo andre Sitten leben,

In fremden Zungen ſich die Hand
Zum Gruß die Männer geben.

Doch wo er ſtrömt in mächt'gem Schwall
Der deutſche Strom voll Leben
Da ſieht man hoffend überall
Den deutſchen Geiſt auch ſchweben.

Bis an die Mündung, wo umher
So Türk' als Ruſſe ſtarren
Und gleich dem Bauer in der Mähr
Auf Fluſſes Ende harren.

Der Fluß der endet nimmermehr,
Das wollte ich euch ſingen,
Am Ende wird er gar zum Meer;
Wer will ein Meer bezwingen?

Klopſtock.

Gottlieb Klopſtock wurde 1724 zu Quedlinburg geboren und von ſeinen, theils von der Landwirthſchaft, theils von bürgerlichem Gewerbe ſich nährenden Eltern, nach damaliger Sitte in alter Gottesfurcht und Sittenreinheit auferzogen. Auf der Schulpforte gewann er die Liebe zu den alten Klaſſikern, in denen er ſich die gründlichſte Kenntniß verſchaffte, wie denn überhaupt bei ihm unter allen deutſchen Dichtern zuerſt ein tieferes Eindringen in den großen Sinn der Griechen wahrzunehmen iſt. Dabei regte ſich in ihm mächtige Vaterlandsliebe und neben lateiniſchen und griechiſchen Gedichten verfaßte er ſchon auf der Schule deutſche Oden und Hymnen und ſtudierte neben der griechiſchen Mythologie auch die norddeutſche oder ſkandinaviſche, woher denn in ſeinen Gedichten Teut, Wingolf, Freia, Bragur und andere Gottheiten vorkommen. Um Theologie zu ſtudiren, begab er ſich zuerſt nach Jena und darauf nach Leipzig, wo er ſich bald zu dem Dichterbunde geſellte, der in den Bremer Beiträgen, wie ſchon ge-

ſagt, ſeine poetiſchen Verſuche und ſeine Anſichten über Poeſie und Literatur niederlegte. Hier faßte er den Entſchluß von Heinrich dem Vogler ein Heldengedicht zu ſchreiben, begab ſich aber nach Langenſalza in Thüringen, um die Erziehung der Kinder eines Verwandten daſelbſt zu übernehmen. Hier lernte er die Schweſter ſeines Freundes Schmidt, die gefühlvolle Fanny kennen, an die ſo manches ſchöne Gedicht geſungen wurde. Doch erwiederte das Mädchen ſeine Liebe nicht und der frohe Sinn des Jünglings, der eben jetzt in ſeinem vollſten Leben blühte, verwandelte ſich in ſtille Wehmuth und er ſang

An Fanny.

Wenn einſt ich todt bin, wenn mein Gebein zu Staub
Iſt eingeſunken, wenn du, mein Auge, nun
Lang über meines Lebens Schickſal
Brechend im Tode nun ausgeweint haſt,
Und ſtill anbetend da wo die Zukunft iſt
Nicht mehr hinaufblickſt, wenn mein erſungner Ruhm,
Die Frucht von meiner Jünglingsthräne
Und von der Liebe zu dir, Meſſias,
Nun auch verweht iſt oder von wenigen
In jene Welt hinüber gerettet ward,
Wenn du alsdann auch, meine Fanny,
Lange ſchon todt biſt und deines Auges
Still heitres Lächeln und ſein beſeelter Blick
Auch iſt verloſchen, wenn du vom Volke nicht
Bemerket deines ganzen Lebens
Edlere Thaten nunmehr gethan haſt,
Des Nachruhms werther als ein unſterblich Lied,
Ach wenn du dann auch einen beglückteren
Als mich geliebt haſt, laß den Stolz mir,
Einen beglückteren, doch nicht edlern!
Dann wird ein Tag ſein, den werd' ich auferſtehn,
Dann wird ein Tag ſein, den wirſt Du auferſtehn,
Dann trennt kein Schickſal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, beſtimmteſt!
Dann wägt die Wagſchal in der gehobnen Hand,
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich:
Was in der Dinge Lauf izt mißklingt
Tönet in ewigen Harmonieen.
Wenn dann du daſtehſt jugendlich auferweckt,

Dann eil' ich zu dir, ſäume nicht, bis mich erſt
Ein Seraph bei der rechten faſſe
Und mich, unſterbliche, zu dir führe.
Dann ſoll dein Bruder, innig von mir umarmt,
Zu dir auch eilen, dann will ich thränenvoll,
Voll froher Thränen jenes Lebens
Neben dir ſtehn, dich mit Namen nennen
Und dich umarmen, dann, o Unſterblichkeit,
Gehörſt du ganz uns! Kommt, die das Lied nicht ſingt,
Kommt unausſprechlich ſüße Freuden,
So unausſprechlich, als izt mein Schmerz iſt.
Rinn unterdeß, o Leben. Sie kommt gewiß,
Die Stunde, die uns nach der Cypreſſe ruft:
Ihr andern ſeid der ſchwermuthsvollen
Liebe geweiht und umwölkt und dunkel!

Auch auf die Wahl des Stoffes zu ſeinem Epos hatte dieſe Leidenſchaft entſcheidenden Einfluß, denn ſtatt den deutſchen Helden Heinrich zu beſingen, entſchloß er ſich den Meſſias und das Werk der Erlöſung in einem großen Epos zu feiern, wovon die erſten drei Geſänge ſchon im Jahre 1748 in den Bremer Beiträgen herauskamen. Die Erſcheinung dieſes Werkes ergriff die ſämmtliche deutſche Dichterwelt und auch den gebildeten Theil des Volkes, das Dichtungen bisher las, mit Allgewalt; denn alles gewahrte den mächtigen Geiſt, der ihn belebte, der ihm eine Sprache verlieh, wie ſie noch kein Dichter vor ihm gewagt hatte. Und da er einen religiöſen Stoff gewählt hatte und die Prediger ſelbſt über die Meſſiade Kanzelvorträge hielten, verbreitete ſich die Theilnahme bald auch unter das Volk. Hätte nicht ſeine Vorliebe für das Griechiſche ihn ſtatt des Reims den Hexameter und im Ganzen ſtatt des volksmäßigen deutſchen eine antike Form wählen laſſen, ſo wäre dieſes Gedicht, einem ſo durchaus deutſchen Herzen entſproſſen, gewiß ein Gemeingut des deutſchen Volks geworden, dem es nun durch eben dieſe Form größtentheils unzugänglich geblieben. Schon die Anlage des Gedichts zeigt von einer gigantiſchen Phantaſie, die ſelbſt den Britten Milton überbietet. Wie die Liebe, die gekränkte Liebe ihn zu ſeinem Meſſias begeiſterte,

war es auch die Liebe, welche den Sohn Gottes vom Himmel herabsteigen ließ die Menschen zu erlösen, die durch das ganze Epos mit göttlicher Milde weht und dieselbe Empfindung theilt sich allen Gestalten mit einer wahrhaft schwärmerischen Weichheit mit, wenn er uns zu dem Wohnplatze der Schutzengel führt, von den Engeln der Erde erzählt, welche die Seelen zarter Kinder zum Himmel vorbereiten, wenn er uns Maria vorführt, wie sie zu ihrem Sohne fleht, daß er sein Leben rette, wenn er des Pilatus Gattin Portia für ihn bitten läßt, wenn die Jünger von Emaus ihre Sehnsucht nach dem Meister aussprechen; ja bis zur Schilderung des jüngsten Gerichtes lauter Liebe, unaussprechliche, innige Liebe! Darum sind auch die weiblichen Gestalten, diese Trägerinnen aufopfender Liebe, so schön geschildert und Hermann Niemeyer macht mit Recht das weibliche Geschlecht wieder aufmerksam auf dies Gedicht, welches zur Veredlung desselben mehr als irgend ein anderes Werk beitragen dürfte. Doch auch an erhabenen Stellen fehlt es nicht, ja der Flug der Phantasie und die Glut der Empfindung wie die Stärke des Ausdrucks zeigt sich in dergleichen Stellen eben am deutlichsten, wenn er den erhabensten unter allen Engeln den gottgewählten Eloa, wenn er die Größe Gottes und des Himmels, wenn er den Satan und die Hölle schildert, wenn Eloa den Messias feierlich zum Gerichte ruft, wenn Ariel einen Stern vor die Sonne rückt um bei der Kreuzigung Jesu die Erde zu verfinstern u. s. w. Doch bei allen diesen Schönheiten fehlt dem Gedichte die sinnliche Gestaltung und so wird es zu einem Lehrgedichte, wo das Bestreben zu rühren und zu erschüttern den Dichter häufig zu rhetorischen Ausschmückungen verleitet, die den Leser meist kalt lassen. Klopstock mußte selbst fühlen, daß er einen Stoff gewählt, dem keine menschliche Kraft gewachsen ist und darum brauchte er beinahe 20 Jahre bis das Gedicht vollendet war und sichtbar ist in den letzten Gesängen seine Ermattung.

Derselbe Mangel an sinnlich plastischer Gestaltung drückt auch seine lyrischen Gedichte und meist ist es der unsinnliche (abstrakte) Stoff, welchen eine poetische Bearbeitung und ein poetisches Interesse hindern. Man denke nur an die Oden: Lehrling der Griechen, die beiden Musen, Mein Wissen und ähnliche.

Daher denn Schiller trefflich von ihm ſagt: „Seine Sphäre iſt immer das Ideenreich, und in's Unendliche weiß er Alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte ſagen, er ziehe Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geiſt zu machen, ſo wie andere Dichter alles Geiſtige mit einem Körper bekleiden. Beinahe jeder Genuß, den ſeine Dichtungen gewähren, muß durch eine Uebung der Dichtkraft errungen werden; alle Gefühle, die er, und zwar ſo innig und ſo mächtig in uns zu erregen weiß, ſtrömen aus überſinnlichen Quellen hervor. Daher dieſer Ernſt, dieſe Kraft, dieſer Schwung, dieſe Tiefe, die Alles charakteriſiren, was von ihm kommt; daher auch dieſe immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bei Leſung deſſelben erhalten werden. Kein Dichter (Young etwa ausgenommen, der darin mehr fordert als Er, aber ohne es, wie Er thut, zu vergüten) dürfte ſich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben ſchicken, als gerade Klopſtock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geiſt unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objects zu erquicken. Keuſch, überirdiſch, unkörperlich, heilig, wie ſeine Religion, iſt ſeine dichteriſche Muſe, und man muß mit Bewunderung geſtehen, daß er, wiewohl zuweilen in dieſen Höhen verirrt, doch niemals davon herabgeſunken iſt. Ich bekenne daher unverholen, daß mir für den Kopf desjenigen etwas bang iſt, der wirklich und ohne Affektation dieſen Dichter zu ſeinem Lieblingsbuche machen kann; zu einem Buche nämlich, bei dem man zu jeder Lage ſich ſtimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann; auch, dächte ich, hatte man in Deutſchland Früchte genug von ſeiner gefährlichen Herrſchaft geſehen. Nur in gewiſſen exaltirten Stimmungen des Gemüths kann er geſucht und empfunden werden; deswegen iſt er auch der Abgott der Jugend, obgleich bei Weitem nicht ihre glücklichſte Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausſtrebt, die alle Form flieht, und jede Grenze zu enge findet, ergeht ſich mit Liebe und Luſt in den endloſen Räumen, die ihr von dieſem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird, und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, ſo verliert ſich Vieles, ſehr

Vieles von jener enthuſiaſtiſchen Liebe aber nichts von der Achtung, die man einer ſo einzigen Erſcheinung, einem ſo außerordentlichem Genius, einem ſo ſehr veredelten Gefühl, die der Deutſche beſonders einem ſo hohen Verdienſte ſchuldig iſt.“

Wahrhaft poetiſch aber wird er, wenn er in ſeiner Elegie an Ebert, in ſeiner Bardale, den frühen Gräbern, der Sommernacht, an die Freunde des Dichters ſein empfindungvolles Herz ausgießt und wir möchten dieſen Gedichten nur die horaziſche Kürze wünſchen, um ſie als Muſter der Lyrik zu bezeichnen. Aecht poetiſch ſind auch ſeine Elegien an Fanny, Cilli, Selmar und Selma und ſein Roſenblatt und alle Gedichte, worin die innerſten Gefühle ſeines liebenden Herzens ſprechen; auch hat er das Verdienſt, zuerſt unter allen deutſchen Dichtern ſeiner Zeit dies gewagt zu haben, denn ſeit Hoffmann, der deswegen ſo verläſtert wurde, wagte es keiner von ſeiner Empfindung ſo offenbar zu ſprechen. Schade iſt es freilich, daß er auch in dieſen Gedichten den Reim vermied; welchen Reiz hätte dieſer herbeigeführt, da in allen ſeinen Dichtungen ſo viel Muſik klingt; doch den Ton der alten Lyra, mit welchem die griechiſchen Versarten müßten geſungen werden, den konnte er nicht ſo treffen, daß er allgemein wäre erkannt und empfunden worden. So geſchah es, daß ſelbſt ſeine ſo ganz nationalen Lieder: Heinrich der Vogler, das deutſche Mädchen, Wir und Sie und ähnliche, wie auch ſeine ſchönen Kirchenlieder nie volksthümlich geworden ſind. Nur die gelehrten Dichter und insbeſondere ſeine Freunde und bis auf heute alle Freunde und Kenner griechiſcher Poeſie ergriff der Zauber ſeiner Muſe, die ſo hohen Flug genommen und ſo rein das Ideal der Schönheit wiedergegeben. Auch Bodmer war entzückt über die Meſſiade und als er hörte, daß den Dichterjüngling der Schmerz unglücklicher Liebe niederdrücke, lud er ihn ein nach der Schweiz zu kommen und auf den Alpen zu geneſen. Klopſtock folgte der freundſchaftlichen Einladung und mehrere Oden, vor allen: der Zürcherſee feiern die heitern Tage, die er verlebte. Hätte er doch hier bei Bodmer die alten Dichter der Minnezeit lieb gewonnen; das Nibelungenlied von ihm bearbeitet, wie hätte ſolch ein Werk die deutſche Poeſie gefördert; doch ſo wurde er nur

mehr in ſeiner bisherigen Richtung beſtärkt, fortzufahren mit der Meſſiade und mit den griechiſchen Sylbenmaßen, nichts deutſch als die nordiſchen Götternamen. Bodmer aber war ſo ergriffen von der Meſſiade, daß er in ſeinen alten Tagen noch eine Noachide ſchrieb; wie denn ſpäter auch Wieland, Geßner und andere Dichter nach ihm religiöſe und bibliſche Epen und Idyllen dichteten, andere wieder ſich in ſkandinaviſchen Bardenliedern vernehmen ließen.

Nach Deutſchland heimgekehrt wurde Klopſtock von dem hochgebildeten Miniſter Bernſtorf dem König von Dänemark empfohlen, der ihn mit einem anſehnlichen Gehalte nach Kopenhagen berief, wo er ſich denn hinbegab und ganz ſeiner Muſe leben durfte. Hier vermählte er ſich 1754 mit der geiſtreichen Margaretha (Meta) Moller, aus Hamburg, welche in ſeinen Gedichten Cidli heißt, ihm aber ſchon nach 4 Jahren durch den Tod entriſſen ward. Nach Bernſtorf's Entlaſſung zog Klopſtock mit Beibehaltung ſeines Gehalts und dem Titel eines däniſchen Legationsrathes nach Hamburg, das er nur auf kurze Zeit verließ, um ſich nach Karlsruhe zu begeben, wohin ihn der Markgraf Friedrich von Baden berufen hatte. Er kehrte aber bald wieder zurück; es ſcheint der deutſche Hof ihm nicht mit der Achtung begegnet zu ſein, die einem ſolchen Dichter wohl gebührte. Im Jahre 1791 vermählte er ſich mit ſeiner vieljährigen Freundin Johanna von Winther und nahm zugleich großen Antheil an der franzöſiſchen Revolution, weil er davon auch für deutſche Freiheit viel erwartete. Er erhielt deshalb von dem Nationalconvente das franzöſiſche Bürgerrecht, welchem er aber mit Unwillen entſagte, als er die Ausartung der Freiheitsmänner ſah, und Ludwigs XVI. Haupt unter dem Henkerbeile fiel. Er ſtarb im hohen Alter, 1803, der letzte unter ſeinen Freunden, wie er in ſeiner Elegie an Ebert vorausverkündete; er liegt begraben in Ottenſee an der Seite ſeiner Meta. Er war und lebte ganz als ein Dichter, unbekümmert um Gnade der Fürſten, denen er jedoch gebührenden Ehrenzoll ſpendete, wenn ſie ihn verdienten; und weil es doch Fürſten gab, die ihn erkannten und belohnten, und weil auch die Zeitgenoſſen ihm die Früchte ſeiner Muſe zahlten, konnte

er unabhängig leben, ohne ein Amt ſuchen zu müſſen. Doch war er bei dieſem freien und ungebundenen Dichterleben ein ſtrengſittlicher und beſcheidener Mann, der nicht zu praſſen begehrte, weil er der Welt eine Meſſiade geſchenkt hatte, ſondern wie ein ächter deutſcher Hausvater ſtill und bürgerlich lebte, ein Muſter für Dichter aller Zeiten. Nie wird das Volk die Dichter geringſchätzen und verdammen, wenn ſie es nicht durch leichtſinnigen Wandel und Uebermuth verwirken.

Gleim.

Heiterer und zum Theil weltlicher war ein anderer Dichterbund, der ſich um das Jahr 1740 in Halle bildete. In dieſer Stadt waren ſchon früher die erſten Gegner Gottſcheds, Pyra und Lange, aufgetreten, welche ſich in reimloſen Verſen verſuchten und dem griechiſchen Liederdichter Anakreon in fröhlichen Geſängen nachahmten. Ihnen folgten eben daſelbſt Ludwig Gleim aus Halberſtadt, Peter Uz aus Anſpach, Niklas Götz aus Worms, Wilhelm Ramler aus Kolberg, an die ſich dann ſpäter Ewald von Kleiſt aus Zeblin in Pommern, Friedrich Nicolai aus Berlin und andere geſellten. Ihr Beſtreben war gleich Hagedorn und Hoffmann durch ihre Gedichte weniger zu belehren als zu erheitern. Auch dieſe Freunde mußten ſich, wie die Leipziger, nach Vollendung ihrer akademiſchen Studien trennen, jedoch beſtand ihre Freundſchaft auch in der Entfernung fort, ja aus Briefen und Gedichten ſieht man die Verbindung immer inniger werden. Die Meiſter dieſes Bundes waren Gleim und Ramler, von welchen jener nach Halberſtadt, dieſer nach Berlin zog, ſo daß dieſe beiden Städte von nun an der Mittelpunkt dieſes Dichterkreiſes wurden. Am thätigſten war Gleim, der ſo recht mit Leib und Seele Dichter war und bald durch fröhliche Lieder, bald durch poetiſche Epiſteln, bald wieder durch Fabeln und Erzählungen heitere Weisheit und Lebensverſchönerung lehrte, indem er ſich durch

jede Gelegenheit zur Poeſie ſtimmen ließ, ohne jedoch viel Mühe und Sorgfalt auf ſie zu verwenden. Es war, wie ſein Freund Klamer Schmidt ſie ſelbſt nennet, die Dichtung der Bagatelle, worin aber das beabſichtigte Spiel der Grazien und Amoretten eben zu ſehr die Abſicht verräth, ſo daß es meiſt gemachte, nicht unmittelbar aus der Empfindung hervorgequollene Mittheilung iſt. Müſſen wir indeſſen auch geſtehen, daß in Gleims Gedichten, die er eben zu ſpielend und ohne Uebermaß poetiſchen Talents in zu großer Menge dichtete, viel Leeres, Mattes und Alltägliches erſcheint, bleibt ihm doch das Verdienſt unter den Dichtern ſeiner Zeit zuerſt wieder daran gedacht zu haben, die alten Minnelieder und die Romanze und Ballade der Spanier und Engländer auf die Bahn zu bringen. Letztere ſind freilich nur matte Verſuche, denen eben das Eigenthümlichſte dieſer Gattung, das Romantiſche abgeht, doch in ſeinen Uebertragungen der Minnelieder*) hat er wenigſtens, wenn er auch nicht immer treu überſetzte, den naiven Ton getroffen, der in dieſen anmuthigen Wiegenliedern unſerer Nation durchweg lebt. Nehmen wir z. B. das kleine Liedchen (nach Walther von der Vogelweide)

Auf dieſem Klee hat ſie geſeſſen,
Und meine Laute mir geſtimmt:
O Gott! wie könnt' ich ſie vergeſſen,
Die mir ſo viel Gedanken nimmt!

Auf dieſem Klee hat ſie geſeſſen,
Und einen Apfel mir geſchält:
O Gott! wie könnt ich ſie vergeſſen,
Die mir auf allen Auen fehlt!

Auf dieſem Klee hat ſie geſeſſen,
Und ihre Liebe mir geküßt:
O Gott! wie könnt' ich ſie vergeſſen,
Die mir ſo gut geweſen iſt!

*) Gedichte nach den Minneſingern. Berlin 1773. und Gedichte nach Walther von der Vogelweide. Halberſtadt 1779.

oder

der Empfang des Winters.

Der Winter kommt, behangen
Um ſeine blaſſen Wangen
Mit Flocken und mit Eiß;
Er kommt und färbt die Felder,
Die Wieſen und die Wälder,
Und alles, alles weiß.

Die Sänger auf den Zweigen,
Die kleinen Vögel, ſchweigen,
Und ziehn aus ihrem Hayn;
Ich aber, ich empfange
Den Winter mit Geſange,
Den Winter, ich allein.

Denn ihm, dem Schnee-Erfinder
Trotz ich, ein Ueberwinder,
Und wär er noch ſo rauh,
Mit Feuer in dem Buſen,
Für meine lieben Muſen,
Und meine liebe Frau.

oder

an einen jungen Herrn.

Haſt du dein Pfund vergraben,
Steig in dein Herz, und ſprich
Zu deinem Herzen: Freund, wir haben
Verſchlafen, dünket mich.
Wenn dann dein Herz dich höret,
Dich, Kaiſer oder Graf!
Dann auf aus deinem Schlaf!
Und hin, wo Weisheit lehret!
Und hin, mein junger Freund!
Wo ſchwache Tugend weint,
Die deinen Schutz begehret;

Und hin in Ewigkeit!
Mit Fleiß und ſchneller That
Erſpart man ſich die Zeit,
Die man verſchlafen hat.

Gleims Freunde ahnten wohl nicht, daß dieſe Nachbildungen das Beſte ſeien, was er je gedichtet; allein ſein Beiſpiel wirkte doch und unbewußt nahmen die jüngern Dichter allmälig dieſe Keime einer poetiſchen Vergangenheit auf und der Anfang zur Romantik war ſo zugleich der Anfang zur poetiſchen Lyrik, aus der das Didaktiſche dann weichen mußte. Die 17 Fragen zu dieſer Sammlung verfehlen gewiß ihre Wirkung nicht und weil ſie uns darthun, wie wenig die Poeſie des Mittelalters damals noch bekannt war, wollen wir ſie herſetzen:

„Man hat, ſagt er, dem Herrn Profeſſor Bodmer, zu Zürch, es zu danken, daß eine alte Sammlung ihrer Gedichte ſchon im Jahr 1758 vom Untergang gerettet iſt.

Zwar iſt, ſeit dieſer Zeit, dieſelbe dem größten Theil unſrer Gelehrten unbekannt geblieben: man findet aber doch darin einen Walther von der Vogelweide, mit welchem ſich behaupten ließe, daß die Zeiten der ſogenannten Minneſinger einen Anakreon, und einen beſſern, als die unſrigen, ſchon gehabt hätten, und es wären Aufgaben für Akademien der Wiſſenſchaften:

1) Ob in jenen Zeiten wir unſern Homer wohl nicht auch ſchon gehabt haben?
2) Ob Akademien Nutzen ſtiften könnten, wenn ſie den Geiſt, die Sprache, die Sitten ihres Volkes in den älteſten Zeiten, den ihrigen zur Warnung oder zum Muſter vorſtellten?
3) Ob in den Bibliotheken Deutſchlands, beſonders der Stifter und Klöſter, ältere Denkmale des deutſchen Geiſtes und Herzens, itzt noch die Speiſen der Motten ſeyen?
4) Was für Mittel ſich finden, die älteſte deutſche Sprache zu lernen und zu ſtudiren?
5) Ob, anſtatt den Mönchen ihre Pfründen zu nehmen, für

Staat und Kirche nicht etwa beſſer und gerechter ſey, das Studium der ſchönen Künſte, beſonders die vaterländiſchen Alterthümer, den Mönchen anzubefehlen, und die Mönchswiſſenſchaften, und mit denſelben Sünden und Faulheit aus den Klöſtern zu verbannen?

6) Ob durch das Studium der Landesſprache die Griechen unter allen Völkern in den Wiſſenſchaften es am höchſten gebracht?

7) Ob das Studium der alten deutſchen Literatur, inſonderheit des Lobgeſangs eines Unbekannten auf den heiligen Anno, dem großen Opitz Geiſt und Sprache gegeben?

8) Ob Wettſtreit der Virtuoſen in den ſchönen Künſten, oder derer in den Ritterſpielen, Kaiſern und Königen mehr zum Ruhm gereiche?

9) Warum von Opitz bis auf Bodmer und Wideburg, und von dieſen bis auf Leſſing und Rambach, die Aufmunterung zum Studiren des alten deutſchen Geiſtes und Herzens bey deutſchen Gelehrten ſo wenigen Eingang gefunden?

10) Ob Geſchichtſchreiber oder Dichter eines Helden Namen und Thaten auf die Nachwelt bringen?

11) Ob es einen Kaiſer oder König unſterblicher mache, von einem Dichter ſeines Volks, oder von einem Fremden geſungen zu werden?

12) Warum die deutſchen Kaiſer und Könige ſeit den Zeiten der Minneſinger, den vaterländiſchen Muſen abgeneigt geweſen?

13) Warum es unter den deutſchen Fürſten ſeit dieſen Zeiten keine deutſche Dichter gegeben?

14) Seit wann die deutſchen Ritter den Ehren der Dichtkunſt entſagen?

15) Was für Schätze der alten deutſchen Literatur in den brittiſchen Bibliotheken, wie nach dem Ilikes ſich vermuthen läßt, noch etwa ſich finden?

16) Obs der Mühe lohne, zu dieſen Alterthümern, wie die Britten zu den Griechiſchen, oder wie die Dänen zu den Arabiſchen, Wallfahrten anzuſtellen?

17) Obs einem deutſchen Fürſten Koſten machen würde, deutſche Gelehrte zu ſolchen Wallfahrten auszurüſten?"

Während dem geſchahen Dinge in Deutſchland, die das Selbſtgefühl der Nation wieder wecken mußten und der Fürſt, über den ſich Klopſtock und die Dichter alle ſo bitter beklagten, daß er die vaterländiſche Muſe verachte, war es, der dies bewirkte und eben dadurch die deutſche Poeſie beſſer förderte, als hätte er ſelbſt deutſche Verſe geſchrieben. Schon im öſterreichiſchen Erbfolgekriege lenkte Friedrich II., König von Preußen, durch ſeine Siege die Aufmerkſamkeit von Europa und die allgemeine Bewunderung aller Deutſchen auf ſich. Doch die Fürſten neideten ihm ſeine Größe und zwangen ihre Völker, die meiſt den Helden der Zeit im Herzen trugen, gegen ihn nochmals zu Felde zu ziehen. Der ſiebenjährige Krieg (1756 — 1763) konnte aber Friedrich nicht brechen, er erhöhte ſeinen Ruhm und erhob ſeine Macht nur noch mehr und weil es nicht nur ein Krieg um die Dauer des preußiſchen Staates, ſondern zugleich ein Kampf für die Erhaltung des Proteſtantismus und der deutſchen Freiheit war, und weil im feindlichen Heere großen Theils ausländiſche Intereſſen obwalteten, war es kein bloßer Kampf der Ideen und der errungene Sieg war alſo zugleich ein Sieg der Nationalität, und Friedrich II. erſchien Allen als ein Mann des Volkes, den ſelbſt die in den feindlichen Heeren geſchlagenen Soldaten prieſen. Die ſächſiſchen Dichter enthielten ſich zwar anfangs, in das Lob desjenigen einzuſtimmen, der über ihren Fürſten geſiegt hatte, und Klopſtock und die andern konnten ihm noch außerdem die freiere Denkungsart in Glaubensmeinungen nicht verzeihen; dafür vereinigten ſich die Hallenſer Freunde, ihn zu verherrlichen. Gleim ſchrieb ſeine Kriegslieder, die freilich denen der alten Schweizer: Veit Weber und Halbſutter u. a. nicht gleich kommen und wenig Poeſie enthalten, aber doch als Ausdruck warmer Vaterlandsliebe ein neues Intereſſe im deutſchen Volke erweckten. Einen höhern Flug nahm Ramler (ſeit 1748 Profeſſor der Kadettenſchule in Berlin), der ſeinen König in Oden, meiſt im griechiſchen Versmaße beſang. Dies letztere und der häufige Gebrauch griechiſcher Mythen und Anſpielungen haben ihn aber dem allgemeinen Verſtändniſſe entfremdet. Großes Verdienſt hat

er ſich aber durch ſeine Ueberſetzungen lateiniſcher Dichter, beſonders des Horaz, erworben, weil ſie an Treue und Wohlklang ſchon bei weitem alle frühern Ueberſetzungen übertrafen und die Deutſchen mit den poetiſchen Schönheiten der Alten vertrauter machten. Ueberhaupt war Ramler Kenner des guten Geſchmacks und wirkte ſowohl durch ſeine Vorleſungen, die er zu Berlin über deutſche Literatur hielt, als auch Herausgaben und Verbeſſerungen älterer und neuerer Dichter. Zu dem Halliſchen Dichterkreiſe gehört auch Ewald von Kleiſt, welcher in der Schlacht bei Kunnersdorf, 1759, den Heldentod fand, den er ſich ſelbſt gewünſcht, wenn er alſo ſingt:

„Auch ich, ich werde noch — vergönn es mir o Himmel! —
Einher vor wenig Helden ziehn.
Ich ſeh' dich, ſtolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und ſind' Ehr oder Tod im raſenden Getümmel!“

Er hat die meiſte Aehnlichkeit mit Klopſtock, deſſen elegiſche Schwermuth durch alle ſeine Gedichte weht. Sein beſchreibendes Gedicht der Frühling hat maleriſche Stellen und auch der Wohllaut des Verſes zeichnet es aus, nur vermißt man, eben weil er verſtändlicher als ſein Vorbild iſt, oft den idealen Flug. Nach Klopſtock hatte ſich auch Salomon Geßner aus Zürch gebildet, der Idyllen in Proſa dichtete. Schade, daß er neben Klopſtock auch noch die franzöſiſchen Dichter zu Muſtern nahm; ſo geſchah es nämlich, daß der Mann mitten im Lande der Hirten und der Alpen eine ſchale und ſüßliche Empfindelei und eine arkadiſche Schäferwelt malte, wie ſie auf dem Theater zu Verſailles vorgeſtellt zu werden pflegte. Das machte freilich, daß eben er unter allen deutſchen Dichtern die Ehre hatte, zuerſt in's Franzöſiſche überſetzt zu werden. Ueberdieß haben faſt alle Dichter dieſes Zeitraums auch geiſtliche Lieder gedichtet, die ihres geſunden Sinnes und ihres edlen Ausdrucks halber Muſter dieſer Gattung geworden; nur wenige haben, wie der fromme Schwärmer Graf von Zinzendorf, Stifter der Herrnhuter, die verzückte und tändelnde Weiſe wieder angeſtimmt. Noch ſind unter den Lyrikern dieſer Schule Weiße, Duſch und Zacharia zu nennen, welche ſo

ziemlich alle in der Gleimiſchen Weiſe im Lyriſchen und Didaktiſchen verfuhren. Von Zachariä müſſen wir jedoch beſonders ſprechen, weil er durch ſeine komiſchen Epen ſchon wieder einen Schritt vorwärts und zwar zum weltlichen Epos machte. Sein Schnupftuch, ſein Phaëton, ſein Renommiſt ſind den komiſchen Heldengedichten der Engländer und Franzoſen nachgebildet, und bilden gleichſam einen Gegenſatz zu dem religiöſen Epos und zu den Idyllen. Leichtfertig und ohne Sorgfalt entworfen und gearbeitet, enthalten ſie gar wenig Komiſches und noch weniger Poetiſches, da man aber in der Zeit des Lyriſchen und Didaktiſchen ſo viel hatte, waren ſie der Leſewelt willkommen, und als Schilderungen damaliger Sitten haben ſie noch jetzt ihren Werth.

Leſſing und das Drama.

Lange noch hätten ſich die Deutſchen mit ihrer idylliſchreligiöſen Epik, mit ihrer didaktiſchſentimentalen Lyrik und ihrer Naturmalerei nutzlos abgemüht, ohne zu der Poeſie zu gelangen, deren das deutſche Volk bedurfte; wäre nicht Leſſing gekommen, der mit raſtloſem Streben alles wilde Geſtrüppe um den deutſchen Parnaß herum ausrottete, um ihn frei zu machen von fremden Auswüchſen und keinem Führer außer den alten Griechen traute, mit denen er den Gipfel erklomm, wo er zur allgemeinen Freude des deutſchen Volkes das Drama aufpflanzte. Ehe wir aber von dem ſprechen, was dieſer Mann, ein zweiter Luther, im Gebiete der Kunſt und der Wiſſenſchaft, durch Lehre und Beiſpiel Großes that, wollen wir noch eine kurze Skizze ſeines Lebens entwerfen. Gotthold Ephraim Leſſing wurde 1729 zu Kamenz in der Niederlauſitz geboren und war der Sohn eines gelehrten Predigers daſelbſt. Schon in ſeiner früheſten Jugend zeigte er einen unbezwinglichen Hang zu Wiſſenſchaften und legte auf der Fürſtenſchule zu Meißen den Grund zu einer gediegenen Gelehrſamkeit, die ſich bei ihm auf der Kenntniß der alten Griechen und Römer aufbaute

Mit dieſer Kenntniß verband er aber auch das Studium der neuern Sprachen, der franzöſiſchen, engliſchen, italieniſchen und ſpaniſchen, ſo daß er ſchon frühzeitig einen Ueberblick der Weltliteratur hatte. Sodann bezog er die Univerſität Leipzig, wo ihm nun freilich weder Gottſched noch Gellert noch die übrigen Profeſſoren genügten; nur der große Philolog Erneſti konnte ihn noch feſſeln. Dafür eignete er ſich gleich den griechiſchen Jünglingen durch gymnaſtiſche Uebungen jene Leichtigkeit und Anmuth der Sitten und des Anſtandes, welche den damaligen deutſchen Gelehrten meiſt fehlte, glücklich an, und mit gleichgeſinnten Freunden, Weiße, Zachariä, Mylius u. a. führte er ein heiteres den Wiſſenſchaften und den geſelligen Freuden gewidmetes Leben. Seine Vorliebe für das Theater, das er in der edelſten Form bei ſeinen Griechen kennen gelernt hatte, führte ihn auch in die Geſellſchaft der Schauſpieler und der ſchon oben erwähnten Directrice Neuberin. Mit Weiße vereinigte er ſich ſchon damals, alle Kräfte anzuwenden, das deutſche Drama zu verbeſſern, welches noch damals in der franzöſiſchen Manier Gottſcheds befangen war und außer den Schauſpielen des früh verſtorbenen Elias Schlegel kaum ein taugliches Theaterſtück beſaß. Da entſtanden denn ſeine erſten Dramen: der junge Gelehrte 1747, der Myſogin oder Weiberfeind 1748, die Juden und der Freigeiſt 1749, der Schatz 1750. Allein dieſe Dramen ſind noch immer, bei aller Lebhaftigkeit des Dialogs, doch nur Nachahmung der alltäglichen Umgangsweiſe und franzöſiſchen Redſeligkeit, die damals in allen deutſchen Stücken herrſchte, und alſo ſchwache Verſuche zu nennen, und haben bloß das Verdienſt, daß darin durchweg deutſche Sitte herrſche. Indeſſen hörte Leſſing's Vater von dem Treiben ſeines Sohnes und ſeinem Umgang mit Schauſpielern und ließ ihn nach Hauſe kommen. Leſſing gehorchte, zeigte aber bei gelegenheitlicher Prüfung, daß er ſeine Zeit in Leipzig bei allem dem trefflich genutzt hatte, denn wie Göthe richtig bemerkt: „Leſſing, im Gegenſatz von Klopſtock und Gleim, konnte es wagen, zuweilen die perſönliche Würde wegzuwerfen, weil er ſich zutraute, ſie jeden Augenblick zu ergreifen und aufzunehmen und er gefiel ſich in einem zerſtreuten Wirthshauſe und Weltleben, da er gegen ſein

mächtig arbeitendes Innere ſtets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte.“ Nach dem Wunſch ſeines Vaters ſetzte er ſeine theologiſchen Studien auf der Univerſität zu Wittenberg fort und verſchaffte ſich ſchon hier durch philologiſche und theologiſche Schriften, die er herausgab, einen Namen; wurde aber auch zugleich wegen ſeiner freien Anſichten in verdrießliche Händel mit der Geiſtlichkeit verwickelt. Das veranlaßte ihn Wittenberg zu verlaſſen und nach Berlin zu ziehen, wo er mit Ramler, Moſes Mendelſohn und dem gelehrten Buchhändler Friedrich Nikolai in Verbindung trat und durch kritiſche Aufſätze aller Art in Berlin, wo damals der berühmte franzöſiſche Schriftſteller Voltaire im großen Anſehen am Hofe lebte und franzöſiſche Literatur die Akademie der Wiſſenſchaften beherrſchte, auf's kräftigſte deutſche Literatur verbreitete, ſo daß zu Ende des 7jährigen Krieges dieſe Stadt der Mittelpunkt unſerer Nationalbildung wurde. Im Jahre 1755 unternahm er mit einem jungen Kaufmanne eine Reiſe durch Deutſchland und kehrte beim Ausbruch des 7jährigen Krieges wieder nach Leipzig zurück, wo er den Dichter und Major von Kleiſt, der bei der preußiſchen Beſatzung daſelbſt ſtand, und den dramatiſchen Dichter von Brave kennen lernte. Nun war ſchon in Leſſing die Neigung für das engliſche Drama entſchieden, das bürgerliche Trauerſpiel Miß Sara Samſon hat ſchon ganz die brittiſche Färbung. Mit dieſem Drama, welches mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde, bezweckte er, erſtlich die Sucht der Franzoſen nur immer Heroen aus der römiſchen und griechiſchen Vorwelt auf die Bühne zu bringen und zugleich den ſteifen Gang der in Verſen geſchriebenen Tragödien dadurch zu verdrängen, daß er einen bürgerlichen Stoff bearbeitete und zwar in Proſa bearbeitete, die er aber ſo meiſterhaft ſchrieb, daß ſie jetzt noch zum Muſter dient. Freilich iſt eben dadurch auch den zahlloſen Nachahmern zu den nachher ſo beliebten und unpoetiſchen hausgebackenen Schauſpielen in ſichter Proſa, Thür und Riegel geöffnet. Wirklich erhoben ſich ſchon damals beſſere Schauſpieldichter, unter denen zuerſt der ſchon genannte Felix Weiße zu nennen iſt. Dieſer, (er war 1726 zu Annaberg in Sachſen geboren und ſtarb 1804 als Kreisſteuer-Einnehmer in Leipzig) beſchenkte die deutſche Bühne mit mehreren

Luſtſpielen, doch iſt es vor allen ſein nach Shakespeare gedichtetes Trauerſpiel Richard III., welches ihm Ruhm verſchaffte. Großes Verdienſt erwarb er ſich auch durch ſeine Singſpiele, welche Gottſched ganz von der Bühne verbannen wollte: die Liebe auf dem Lande, der Dorfbarbier, die Jagd, der Erntekranz, von Kapellmeiſter Hiller in Muſik geſetzt, haben lange Zeit durch ihre natürliche Anmuth das deutſche Volk ergötzt. Poetiſcher jedoch als er waren zwei Jünglinge, die leider beide frühzeitig dahinſtarben: von Cronegk und von Brave. Erſterer dichtete das Trauerſpiel Codrus in Verſen, welches von den Herausgebern der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften den Preis erhielt; letzterer den Freigeiſt, ein bürgerliches Trauerſpiel in Proſa, und Brutus, ein heroiſches Trauerſpiel in Verſen. So trefflich dieſe Stücke waren, erinnerten ſie doch immer an den franzöſiſchen Geſchmack, weshalb Leſſing nun mit aller Gewalt auf Shakespeare hindeutete. Darum begrüßte er auch mit Jubel die deutſche Ueberſetzung dieſes großen Dichters, welche eben damals Wieland veranſtaltete, während er doch wieder ſelber durch die Ueberſetzung Diderot's von der großen Art dieſes Dichters ablenkte. Dionys Diderot war einer der kühnſten Schriftſteller Frankreichs, der ſich eben damals an die Spitze derjenigen Freidenker ſtellte, die als Herausgeber der ſogenannten Encyclopädie die Encyclopädiſten heißen und allen Geſetzen der herkömmlichen Schicklichkeit den Krieg ankündigten. Diderot nahm ſich insbeſondere vor, die bisherige gezierte Hofpoeſie zur Natur zurückzuführen, weswegen ihn denn Leſſing überſetzte, um die ſogenannte klaſſiſche Literatur der Franzoſen durch einen Franzoſen bei ſeinen Landsleuten herabzuſetzen. Das war nun großer Gewinn rückſichtlich der natürlichen und einfachen Schreibart, der meiſterhaften Zeichnung des äußern und innern Menſchen und des lebhaften Dialogs; denn alles dieſes konnte man aus den Schriften Diderots lernen. Dafür ſchlich ſich aber auch manche irrige Anſicht der Encyclopädiſten ein, die es auf eine einſeitige Verſtandesbildung anlegten, da ihnen der deutſch-proteſtantiſche Urſtoff mangelte, welcher höher und bis zu der Herrſchaft der Vernunft hinſtrebt und es iſt zu wundern, daß Leſſing, der ganz von dieſem Streben beſeelt war, dieſe Abweichung nicht erkannte.

Eben ſo nachtheilig wirkte der Diderot'ſche Geſchmack auf das Drama; die ſchroffe Scheidung zwiſchen Tragödie und Komödie wurde aufgehoben und in die Mitte das ſogenannte Schauſpiel und rührende Luſtſpiel geſtellt, ein Umſtand, der uns Deutſchen zuletzt das echte Luſtſpiel ganz unmöglich machte. Einige Jahre ſpäter hat Leſſing ſelbſt dieſen Irrthum eingeſehen und zugleich mit Juſtus Möſer auf die Wiedereinführung des deutſchen Hanswurſts gedrungen.

Im Jahre 1760 kehrte Leſſing wieder nach Berlin zurück und wurde Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften. Indeſſen brachte ſein unſtetes Leben und der geringe Ertrag ſeiner literariſchen Arbeiten ihn oft in die drückendſten Umſtände, aus denen er ſich durch Annahme einer Sekretär-Stelle bei dem General von Tauenzien retten mußte. Er ging in dieſer Anſtellung nach Breslau und lebte daſelbſt beinahe fünf Jahre in wüſten Zerſtreuungen eines Campagne-Lebens, worin jedoch die friſcheſte und lieblichſte Frucht ſeines poetiſchen Geiſtes zur Welt kam. Das iſt ſein beſtes Luſtſpiel: Minna von Barnhelm. „Man erkennt leicht", ſagt Göthe, „wie genanntes Stück zwiſchen Krieg und Frieden, Haß und Neigung erzeugt iſt. Dieſe Production war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literariſchen und bürgerlichen, in welcher ſich die Dichtkunſt bisher bewegt hatte, glücklich eröffnet. Die gehäſſige Spannung, in welcher Preußen und Sachſen ſich während dieſes Krieges gegen einander befanden, konnte durch die Beendigung deſſelben nicht aufgehoben werden. Der Sachſe fühlte nun erſt recht ſchmerzlich die Wunde, die ihm der überſtolz gewordene Preuße geſchlagen hatte. Durch den politiſchen Frieden konnte der Friede zwiſchen den Gemüthern nicht ſogleich hergeſtellt werden. Dieſes aber ſollte gedachtes Schauſpiel im Bilde bewirken. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächſinnen überwindet den Werth, die Würde, den Starrſinn der Preußen und ſowohl an den Hauptperſonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerſtrebender Elemente kunſtgemäß dargeſtellt."
Es war alſo die große Idee, die Deutſchen zu einem Volke zu verbinden, eine Idee, die erſt in neueſter Zeit im Volke lebendig wird, die dieſem Schauſpiel zu Grunde liegt und wodurch es ſchon

zu einem echten Kunſtwerk ſich erhebt. Doch außer dem hat es mehr Schönheiten, als es bisher anerkannt worden und man müßte es nur von unſern großen Schauſpielern aufgeführt ſehen, um wahr zu nehmen, welch' reiches Leben in dieſem deutſchen Characterſtücke obwalte. Dieſe liebenswürdige und anmuthige Sächſin, die mit allem Zauber weiblicher Anmuth und Milde ſo viel ſittliche Kraft und Herzensreinheit zeigt, ſo daß es uns mächtig ergreifen muß, daß wir Deutſche ſolche Mädchen beſitzen. Und dieſer Preuße, welch' ein Mann, daß er aus edlem Stolze dem Glücke entſagen kann, dieſes Mädchen ſein zu nennen. Alle, auch die übrigen Nebenperſonen, wie nach der Natur, wie ächt deutſch gezeichnet! Dieſe ehrliche Haut von Wachtmeiſter, dieſer treue Werner! Dieſe muntere Franziska, die nicht mit der gewöhnlichen Stubenmädchen-Ergebenheit, nein mit der Liebe einer ſich freiwillig unterordnenden Schweſter ſo ganz für ihre Gebieterin lebt und wirkt. Wolle doch kein hochgebornes Fräulein mit Verachtung auf dieſes Mädchen herabblicken: die Treue deutſcher Diener und Unterthanen iſt aus dem Volkscharakter ſelbſt entſprungen und die Großen fahren wohl, wenn ſie dieſelbe nicht als knechtiſchen Tribut, ſondern als Liebesopfer auf- und annehmen. Auch für ſeinen Franzoſenhaß hat der Dichter eine Geſtalt gefunden; der Spieler Riccaut de la Marliniere hat, indem er durch ſein Kauderwelſch und ſeine Bettelei beluſtigt, vielfache Bedeutung; er ſollte die Deutſchen warnen vor der Schlangenpolitik Frankreichs, die ſich ſchon ſeit dem 30jährigen Kriege ſo verderblich in Deutſchlands Angelegenheiten mengte, und jetzt, zu Anfang dieſer Periode, der Kaiſerin Maria Thereſia ihr Erbe ſtreitig macht, dann im 7jährigen Kriege den tapfern Friedrich von Preußen vernichten wollte. Es war der Anfang zur Erhebung deutſcher Nationalität, daß dieſe Franzoſen ſeit der Schlacht bei Roßbach auch auf der Bühne als feige Landſtreicher und Speichellecker der Großen dargeſtellt wurden. Uebrigens ſei dadurch nicht das große Volk unſerer Nachbarn herabgeſetzt, wenn man das falſche Spiel ihrer Politiker in Bezug auf uns in ſeiner verächtlichen Geſtalt aufführt und die Betrüger brandmarkt, die ja jetzt noch häufig über den Rhein herüberkommen, uns Deutſchen im Spiele (im eigentlichſten Sinne des Wortes) das Geld abzunehmen. Die Charakter dieſes

Meiſterſtücks, dieſer Tellheim, dieſe Minna, dieſe Franziska, dieſer Werner und der Franzoſe ſind hernach unzählige Male in deutſchen Schauſpielen von Jünger, Schröder, Iffland, Kotzebue u. a. nachgeahmt worden, was auch die Urſache iſt, daß Minna von Barnhelm ſeiner Originalität gleichſam entkleidet vor uns daſteht, und nicht mehr den Reiz des Neuen für uns hat. Könnte man immer verhüten, daß der Jugend nicht gleich zu Anfang neuere Werke in die Hände kämen, ſo wäre dieſes Luſtſpiel, als erſtes Leſebuch einer erwachſenen Jungfrau, gewiß eben ſo unterhaltend als bildend.

Mendelſohn's philoſophiſche Schriften und mehr noch Winkelmanns Geſchichte der alten Kunſt weckte Leſſing wieder zum literariſchen Leben. Joachim Winkelmann war eben damals in Italien, um dort die Werke der alten Kunſt, über die er ſchon in ſeiner Heimath ſtudirte, mit Augen zu ſehen. Mit welchen Hinderniſſen der Mann zu kämpfen hatte, wie er lange Zeit als Schulmann ſich abarbeiten mußte, ehe er dieſe Reiſe möglich machen konnte, iſt in ſeiner Lebensgeſchichte, und welch' ein Mann er geweſen ſei, in der Denkſchrift Göthe's: Winkelmann und ſein Jahrhundert, zu leſen. Als er nun endlich auf klaſſiſchem Boden und vorzüglich zu Rom die Kunſtdenkmäler aus altrömiſcher und griechiſcher Zeit ſah, da wurde es ihm erſt lebendig, was er über die Kunſt der Alten geleſen und gedacht hatte. Alle ſeine Beobachtungen theilte er nun der Welt und zunächſt auch ſeinen Landsleuten in mehreren deutſchen Schriften mit. Es iſt begreiflich, wie dadurch die ganze Bildung des Alterthums und das Leben des römiſchen und griechiſchen Volkes erſt recht aufgefaßt und beurtheilt werden konnte, während man bisher nur Worte und Sprache lernte oder Sachkenntniſſe ohne die höhere Deutung aus den hinterlaßnen Schriften ſchöpfte. Um die Wirkung eines ſolchen Studiums recht deutlich zu machen, wollen wir z. B. nur den bisherigen Geſchmack der europäiſchen Menſchheit in Hinſicht des menſchlichen Körpers erwähnen. Da hielt man nun allgemein das franzöſiſche Muſter, d. h. einen durch die Perücke vergrößerten Kopf, durch lange Weſten verlängerten Leib und bartloſes Angeſicht; bei den Frauen aber eine aufgethürmte Friſur, einen um die Hüfte eingepreßten Leib u. dgl.,

wie damals die Mode war, für das Ideal eines ſchönen Körpers, — alſo gänzliche Abweichung von der Natur. Nun zeigt aber ein Blick auf die alten Statuen, auf den vatikaniſchen Apoll, auf die mediceiſche Venus, ganz andere Ideale, in denen der Künſtler nichts Anders gethan, als daß er alle Schönheit, die er in der Natur an einzelnen Gegenſtänden entdeckt hatte, mit Meiſterhand in einem Bilde vereinigte. Iſt nun dadurch erſt möglich geworden, daß wir allmälig wieder zu unſerer natürlichen Geſtalt gekommen ſind, ſo ſind wir auch auf demſelben Wege in den Künſten, ja ſelbſt in den Wiſſenſchaften und dem Leben zur Naturwahrheit zurückgekehrt und es erhebt unſer Nationalgefühl, daß der Mann, welcher ein ſolches Studium begründete, auch ein Deutſcher geweſen ſei. Wie Winkelmann auf Leſſing wirken mochte, läßt ſich denken; er war ja ſo geiſtesverwandt mit ihm und hatte ſeit früheſter Jugend ſich mit der Kunſt, insbeſondere mit Malerei und Muſik beſchäftigt und die Poeſie mit vollem Kunſtbewußtſein betrieben, ſo daß er aus übertriebener Beſcheidenheit oder der ihm eigenen Art alle Thätigkeit des Geiſtes von einer andern Quelle herzuleiten, als man gewohnt war, erklärt, daß er gar kein Dichter ſei, ſondern mit kalter Beſonnenheit nach den Regeln der Kunſt arbeite. Dieſer Anregung von Winkelmann danken wir ſeinen Laokoon, das erſte deutſche Werk, welches über Kunſt und Poeſie nächſt Winkelmann Bedeutendes und Erſprießliches geſagt. Er zeigt darin das höchſte Geſetz der alten Kunſt, welches iſt Schönheit und Ideal der Form. Auf die Dichtkunſt wandte er nun dieſes Geſetz insbeſondere an und ſagte, daß in ihr, da ſie nicht wie die bildende Kunſt Körper im Raume darſtelle, ſondern Bewegungen in der Zeit zum Gegenſtande habe, Idealſchönheit der Handlungen das oberſte Ziel ſei. Sodann ging er noch einen Schritt weiter und führte den Begriff der Poeſie wieder zu ſeiner Reinheit und Einfachheit zurück und behauptete, daß alle die muſikaliſchen, maleriſchen und belehrenden Gattungen, die nicht Handlungen zum Gegenſtande hätten, nicht zur Poeſie gehörten und ſtellte, wie ſchon früher Gryphius und Hoffmann gethan, Epos und Drama in den Vordergrund aller poetiſchen Formen, da ſie ſich der bildenden Kunſt nähern. Weil er dadurch nun auch die Anforderung, daß ein poetiſches Werk moraliſch ſein müſſe, als unweſent-

lich auf die Seite ſchob, konnte er bei den damaligen Begriffen nicht anders als mißgedeutet werden; die allzueinſeitigen Sittenrichter dachten nicht, daß jede Unſittlichkeit, wenn ſie von den Geſetzen der Natur und der Vernunft abweicht, auch zugleich die ideale Schönheit verliert und daß namentlich Leſſings Muſe reiner und keuſcher als irgend eine iſt, wenn man nicht etwa einige Jugendgedichte, die nicht einmal mit ſeiner Genehmigung gedruckt wurden, dagegen anführen wollte.

Noch war der Laokoon nicht vollendet, als er im Jahre 1765 den General Tauenzien und Breßlau verließ, um wieder in Berlin unabhängig ſeinen literariſchen Beſchäftigungen zu leben. Die Zeit nach dem 7jährigen Kriege zeigte zum erſten Mal wieder eine Ermannung des deutſchen Volkes und ein gemeinſames Streben. Auch auf die Poeſie und beſonders auf die dramatiſche hatte das großen Einfluß, und das Auge, welches die großen Thaten mit mächtiger Erhebung und wahrem Intereſſe mit angeſehen, wollte nun in dem aufgeregten Zuſtande fort und fort ein ähnliches Schauſpiel auch auf der Bühne ſehen. Dieſe Theilnahme für's Theater zeigte ſich beſonders in Wien und Hamburg, wo ſchon im 17ten Jahrhundert ſo Vieles dafür geſchehen. Leſſing, dem dieſe Wendung nicht entging und der von der Gründung einer guten Nationalbühne mit Recht Vieles erwartete, was die Bewegung der Deutſchen fort erhalten und leiten konnte, war ſchon im Begriff, ſich an die Spitze einer Schauſpielergeſellſchaft zu ſtellen, um ſo unmittelbar auf dieſen Zweck hinzuarbeiten. Da bekam er eben einen Ruf nach Hamburg, um daſelbſt als Dramaturg zur Verbeſſerung und Veredlung der Schauſpielkunſt mitzuwirken. Hier erſchien nun ſeine treffliche Dramaturgie, in welcher über die aufgeführten und aufzuführenden Dramen und über die Aufführung ſelbſt die geiſtreichſten Beurtheilungen dem Publikum mitgetheilt wurden. Da brach er nun endlich das bisherige Anſehen des franzöſiſchen Geſchmacks völlig, deckte die Blößen der Voltairiſchen Dramen, die man wahrhaft abgöttiſch verehrte, auf und behauptete kühn, ohne ein Dichter zu ſein, doch ein viel beſſeres Schauſpiel ſchreiben zu können, als die hochgeprieſenen franzöſiſchen wären. Minna von Barnhelm, das damals zuerſt auf die Bühne kam und das ſpäter

erſchienene Trauerſpiel, Emilie Galotti, rechtfertigten ſeine Ausſage, bewieſen aber auch, daß er wirklich ein Dichter ſei. Weil ſich die Franzoſen hauptſächlich auf den griechiſchen Philoſophen Ariſtoteles beriefen, nach deſſen Regeln der Dichtkunſt ſie genau zu verfahren meinten, bewies er geradezu, daß ſie dieſen feinen Kenner der Poeſie und des Theaters nicht verſtünden und rückte ihnen den Hauptgrundſatz deſſelben vor: daß die Poeſie Nachahmung der Natur ſei. Nach dieſem Grundſatze war denn auch Shakespeare mit all ſeiner Regelloſigkeit, als getreuer Sohn der Natur, ein Dichter ganz im Sinne des Ariſtoteles, darum er ihn auch wiederholt den Deutſchen anempfahl; indem er aber auch zugleich die unberufenen Nachahmer desſelben, welche wohl die Unregelmäßigkeit aber nicht die ſchöne Natur trafen, mit Strenge zurückwies, zeigte er auf die Mitte zwiſchen altgriechiſchem (antikem) und Shakespeariſchem Drama hin, als auf die Stelle, wo nur einzig ein deutſches Theater gedeihen könne. Auch auf die ſpaniſche Poeſie, welche von den Franzoſen herabgeſetzt wurde, machte er aufmerkſam, wie er denn auch die Vorzüge des franzöſiſchen Luſtſpiels hervorhob. Als ſich Leſſing darauf die Kaufmannswitwe König, eine hochgebildete Frau, verlobte, ſchien ſich ſein unruhiges und ſorgenvolles Leben zu einem häuslichen Wohlbehagen umzugeſtalten; allein mehrere äußere Umſtände, fehlgeſchlagene Unternehmungen und vor allen die Unzufriedenheit der Schauſpieler, welche keinen ſo ſtrengen Kunſtrichter haben wollten, verleideten ihm den Aufenthalt zu Hamburg. Glücklicherweiſe empfahl ihn Profeſſor Ebert zu Braunſchweig (der alte Freund Klopſtocks) an ſeinem Hofe und Leſſing zog ſchon 1770 nach Wolfenbüttel, wo er mit dem Titel eines braunſchweigiſchen Hofraths das Amt eines Bibliothekars übernahm. Nachdem er hier wieder ſeine volle Thätigkeit als gründlicher Gelehrter bezeugte, begab er ſich 1775 als Reiſegeſellſchafter mit dem Erbprinzen nach Italien. Nur kurz war daſelbſt ſein Aufenthalt, doch reichte er hin ſeinen raſtlos ſtrebenden Geiſt immer mehr zu bereichern und als er zurückkehrte, ſetzte er wieder mit verjüngter Kraft ſeine literäriſche Thätigkeit fort, zog ſich aber eben durch dieſelbe, da er rückſichtlos das Gebiet der Wahrheit wie der Schönheit erweiterte, unſäglichen Verdruß von allen Seiten zu. Weil er die freimüthige Schrift eines

Freundes herausgab und die Grundſätze darin vertheidigte, wurde er von dem Hamburger Paſtor Göze hart angegriffen und verketzert. Da ſchrieb er — 1781 — das dramatiſche Gedicht: Nathan der Weiſe, worin er die hohe Idee ausſprach: daß nicht die Glaubensform, ſondern die Tugend den Werth des Menſchen beſtimme. Ein Jude, ein Muhamedaner, ein junger edler und ein alter, verabſcheuungswürdiger Chriſt treten in dieſem Schauſpiele handelnd auf und bezeugen, wie ſo wenig die Religion, Alles aber die Denk- und Handlungsweiſe dieſer Menſchen dazu beitrage, ſich im Kampfe mit äußern Verhältniſſen und mit eigener Leidenſchaft zu bewähren. Der Sultan Saladin von Jeruſalem legt dem Juden Nathan die Frage vor: was für ein Glaube ihm der beſte dünke. Wir wollen nur die eine Scene ganz herſetzen; vielleicht genügt ſie, zum Leſen des ganzen Stücks zu reizen.

Siebenter Auftritt.

Saladin. Nathan.

Saladin.

(So iſt das Feld hier rein!) — Ich komm' dir doch
Nicht zu geſchwind zurück? Du biſt zu Rande
Mit deiner Ueberlegung? — Nun ſo rede!
Es hört uns keine Seele.

Nathan.

Möcht' auch doch
Die ganze Welt uns hören.

Saladin.

So gewiß
Iſt Nathan ſeiner Sache? Ha! das nenn'
Ich einen Weiſen! Nie die Wahrheit zu
Verhehlen! für ſie Alles auf das Spiel
Zu ſetzen! Leib und Leben! Gut und Blut!

Nathan.

Ja! ja! wenn's nöthig iſt und nutzt.

Saladin.

Von nun
An darf ich hoffen, einen meiner Titel:

erſchienene Trauerſpiel, Emilie Galotti, rechtfertigten ſeine Ausſage, bewieſen aber auch, daß er wirklich ein Dichter ſei. Weil ſich die Franzoſen hauptſächlich auf den griechiſchen Philoſophen Ariſtoteles beriefen, nach deſſen Regeln der Dichtkunſt ſie genau zu verfahren meinten, bewies er geradezu, daß ſie dieſen feinen Kenner der Poeſie und des Theaters nicht verſtünden und rückte ihnen den Hauptgrundſatz deſſelben vor: daß die Poeſie Nachahmung der Natur ſei. Nach dieſem Grundſatze war denn auch Shakespeare mit all ſeiner Regelloſigkeit, als getreuer Sohn der Natur, ein Dichter ganz im Sinne des Ariſtoteles, darum er ihn auch wiederholt den Deutſchen anempfahl; indem er aber auch zugleich die unberufenen Nachahmer desſelben, welche wohl die Unregelmäßigkeit aber nicht die ſchöne Natur trafen, mit Strenge zurückwies, zeigte er auf die Mitte zwiſchen altgriechiſchem (antikem) und Shakespeariſchem Drama hin, als auf die Stelle, wo nur einzig ein deutſches Theater gedeihen könne. Auch auf die ſpaniſche Poeſie, welche von den Franzoſen herabgeſetzt wurde, machte er aufmerkſam, wie er denn auch die Vorzüge des franzöſiſchen Luſtſpiels hervorhob. Als ſich Leſſing darauf die Kaufmannswitwe König, eine hochgebildete Frau, verlobte, ſchien ſich ſein unruhiges und ſorgenvolles Leben zu einem häuslichen Wohlbehagen umzugeſtalten; allein mehrere äußere Umſtände, fehlgeſchlagene Unternehmungen und vor allen die Unzufriedenheit der Schauſpieler, welche keinen ſo ſtrengen Kunſtrichter haben wollten, verleideten ihm den Aufenthalt zu Hamburg. Glücklicherweiſe empfahl ihn Profeſſor Ebert zu Braunſchweig (der alte Freund Klopſtocks) an ſeinem Hofe und Leſſing zog ſchon 1770 nach Wolfenbüttel, wo er mit dem Titel eines braunſchweigiſchen Hofraths das Amt eines Bibliothekars übernahm. Nachdem er hier wieder ſeine volle Thätigkeit als gründlicher Gelehrter bezeugte, begab er ſich 1775 als Reiſegeſellſchafter mit dem Erbprinzen nach Italien. Nur kurz war daſelbſt ſein Aufenthalt, doch reichte er hin ſeinen raſtlos ſtrebenden Geiſt immer mehr zu bereichern und als er zurückkehrte, ſetzte er wieder mit verjüngter Kraft ſeine literäriſche Thätigkeit fort, zog ſich aber eben durch dieſelbe, da er rückſichtlos das Gebiet der Wahrheit wie der Schönheit erweiterte, unſäglichen Verdruß von allen Seiten zu. Weil er die freimüthige Schrift eines

Freundes herausgab und die Grundsätze darin vertheidigte, wurde er von dem Hamburger Pastor Göze hart angegriffen und verketzert. Da schrieb er — 1781 — das dramatische Gedicht: Nathan der Weise, worin er die hohe Idee aussprach: daß nicht die Glaubensform, sondern die Tugend den Werth des Menschen bestimme. Ein Jude, ein Muhamedaner, ein junger edler und ein alter, verabscheuungswürdiger Christ treten in diesem Schauspiele handelnd auf und bezeugen, wie so wenig die Religion, Alles aber die Denk- und Handlungsweise dieser Menschen dazu beitrage, sich im Kampfe mit äußern Verhältnissen und mit eigener Leidenschaft zu bewähren. Der Sultan Saladin von Jerusalem legt dem Juden Nathan die Frage vor: was für ein Glaube ihm der beste dünke. Wir wollen nur die eine Scene ganz hersetzen; vielleicht genügt sie, zum Lesen des ganzen Stücks zu reizen.

Siebenter Auftritt.

Saladin. Nathan.

Saladin.

(So ist das Feld hier rein!) — Ich komm' dir doch
Nicht zu geschwind zurück? Du bist zu Rande
Mit deiner Ueberlegung? — Nun so rede!
Es hört uns keine Seele.

Nathan.

Möcht' auch doch
Die ganze Welt uns hören.

Saladin.

So gewiß
Ist Nathan seiner Sache? Ha! das nenn'
Ich einen Weisen! Nie die Wahrheit zu
Verhehlen! für sie Alles auf das Spiel
Zu setzen! Leib und Leben! Gut und Blut!

Nathan.

Ja! ja! wenn's nöthig ist und nutzt.

Saladin.

Von nun
An darf ich hoffen, einen meiner Titel:

Verbeſſerer der Welt und des Geſetzes,
Mit Recht zu führen.

Nathan.

Traun, ein ſchöner Titel!
Doch, Sultan, eh' ich mich dir ganz vertraue,
Erlaubſt du wohl, dir ein Geſchichtchen zu
Erzählen?

Saladin.

Warum das nicht? Ich bin ſtets
Ein Freund geweſen von Geſchichtchen, gut
Erzählt.

Nathan.

Ja, gut erzählen, das iſt nun
Wohl eben meine Sache nicht.

Saladin.

Schon wieder
So ſtolz-beſcheiden? — Mach'! erzähl', erzähle!

Nathan.

Vor grauen Jahren lebt ein Mann in Oſten,
Der einen Ring von unſchätzbarem Werth'
Aus lieber Hand beſaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert ſchöne Farben ſpielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menſchen angenehm zu machen, wer
In dieſer Zuverſicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann in Oſten darum nie
Vom Finger ließ, und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei ſeinem Hauſe zu
Erhalten? Nämlich ſo. Er ließ den Ring
Von ſeinen Söhnen dem Geliebteſten;
Und ſetzte feſt, daß dieſer wiederum
Den Ring von ſeinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der Liebſte ſey; und ſtets der Liebſte,
Ohn' Anſehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürſt des Hauſes werde. —
Verſteh' mich, Sultan.

Sultan.

Ich verſteh' dich. Weiter!

Nathan.

So kam nun dieſer Ring, von Sohn zu Sohn,

Auf einen Vater endlich von drey Söhnen;
Die alle Drey ihm gleich gehorſam waren,
Die alle Drey er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit ſchien ihm bald der, bald dieſer, bald
Der Dritte, — ſo wie Jeder ſich mit ihm
Allein befand, und ſein ergießend Herz
Die andern Zwey nicht theilten, — würdiger
Des Ringes; den er denn auch einem Jeden
Die fromme Schwachheit hatte zu verſprechen;
Das ging nun ſo, ſo lang' es ging. Allein
Es kam zum Sterben; und der gute Vater
Kömmt in Verlegenheit. Es ſchmerzt ihn, Zwey
Von ſeinen Söhnen, die ſich auf ſein Wort
Verlaſſen, ſo zu kränken. — Was zu thun?
Er ſendet in geheim zu einem Künſtler,
Bei dem er, nach dem Muſter ſeines Ringes,
Zwey Andere beſtellt, und weder Koſten
Noch Mühe ſparen heißt, ſie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künſtler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann ſelbſt der Vater ſeinen Muſterring
Nicht unterſcheiden. Froh und freudig ruft
Er ſeine Söhne, jeden in's Beſondere;
Gibt Jedem in's Beſondere ſeinen Segen —
Und ſeinen Ring; — und ſtirbt. — Du hörſt doch, Sultan?

Saladin

(der ſich betroffen von ihm gewandt).

Ich hör', ich höre! — Komm mit deinem Mährchen
Nur bald zu Ende. — Wird's?

Nathan.

Ich bin zu Ende.
Denn was noch folgt, verſteht ſich ja von ſelbſt. —
Kaum war der Vater todt, ſo kömmt ein Jeder
Mit ſeinem Ring', und Jeder will der Fürſt
Des Hauſes ſeyn. Man unterſucht, man zankt,
Man klagt. Umſonſt! der rechte Ring war nicht
Erweislich; —
(nach einer Pauſe, in welcher er des Sultans Antwort erwartet)
faſt ſo unerweislich, als
Uns jetzt der rechte Glaube.

Saladin.

Wie? das ſoll
Die Antwort ſeyn auf meine Frage? ....

Damit, wer etwa noch nicht das Meiſterſtück geleſen, nicht um das Vergnügen und den Genuß überraſchender Züge gebracht werde, enthalten wir uns, den ganzen Plan mitzutheilen, und machen nur auf die Hauptperſonen der ganzen Gruppe aufmerkſam und führen zu dieſem Zwecke wieder den zweiten Auftritt im dritten Aufzug an. Nathan hat eine Pflegetochter Recha, die es aber nicht weiß, daß ſie nur eine Pflegetochter ſei. In ſeiner Abweſenheit brannte ſein Haus ab und ein junger Tempelherr rettet das Mädchen aus den Flammen. Sie glüht vor Dankbarkeit für den edlen Jüngling; er läßt ſich aber nicht wieder ſehen, ſo oft ſie auch ihre Geſellſchafterin Daja, eine Chriſtin, nach ihm ſendet. Aus Chriſten- und Ritterſtolz weigert er ſich zu kommen, bis Nathan von ſeiner Reiſe zurückgekehrt, ihn aufſucht und zu einem Beſuche in ſeinem Hauſe bewegt.

Zweiter Auftritt.

Zu den Vorigen der Tempelherr, dem Jemand von außen die Thüre öffnet, mit den Worten:

Nur hier herein!

Recha.
(fährt zuſammen, faßt ſich und will ihm zu Füßen fallen.)
Er iſt's! — Mein Retter, ah!

Tempelherr.
Dieß zu vermeiden,
Erſchien ich bloß ſo ſpät: und doch —

Recha.
Ich will
Ja zu den Füßen dieſes ſtolzen Mannes
Nur Gott noch ein Mal danken; nicht dem Manne.
Der Mann will keinen Dank; will ihn ſo wenig,
Als ihn der Waſſereimer will, der bey
Dem Löſchen ſo geſchäftig ſich erwieſen.
Der ließ ſich füllen, ließ ſich leeren, mir
Nichts, dir nichts: alſo auch der Mann. Auch der
Ward nur ſo in die Glut hineingeſtoßen:
Da fiel ich ungefähr ihm in den Arm;

Da blieb ich ungefähr, ſo wie ein Funken
Auf ſeinem Mantel! ihm in ſeinen Armen,
Bis wiederum, ich weiß nicht was, uns Beyde
Herauswarf aus der Glut. — Was gibt es da
Zu danken? In Europa treibt der Wein
Zu noch weit andern Thaten. — Tempelherren,
Die müſſen einmal nun ſo handeln; müſſen,
Wie etwas beſſer zugelernte Hunde,
Sowohl aus Feuer, als aus Waſſer holen.

Tempelherr

(der ſie mit Erſtaunen und Unruhe die Zeit über betrachtet.)

O Daja, Daja! Wenn, in Augenblicken
Des Kummers und der Galle, meine Laune
Dich übel anließ, warum jede Thorheit,
Die meiner Zung' entfuhr, ihr hinterbringen?
Das hieß ſich zu empfindlich rächen, Daja! —
Doch wenn du nur von nun an beſſer mich
Bei ihr vertreten willſt.

Daja.

Ich denke, Ritter,
Ich denke nicht, daß dieſe kleinen Stacheln,
Ihr an das Herz geworfen, Euch da ſehr
Geſchadet haben.

Recha.

Wie? Ihr hattet Kummer?
Und war't mit Eurem Kummer geitziger
Als Eurem Leben?

Tempelherr.

Gutes, holdes Kind! —
Wie iſt doch meine Seele zwiſchen Auge
Und Ohr getheilt! — Das war das Mädchen nicht,
Nein, nein, das war es nicht, das aus dem Feuer
Ich holte. — Denn wer hätte die gekannt,
Und aus dem Feuer nicht geholt? Wer hätte
Auf mich gewartet? — Zwar — verſtellt — der Schreck.

(Pauſe, unter der er in Anſchauung ihrer ſich wie verliert.)

Recha.

Ich aber find' Euch noch den Nähmlichen. —

(Dergleichen; bis ſie fortfährt, um ihn in ſeinem Anſtaunen zu unterbrechen.)

Nun, Ritter, ſagt uns doch, wo Ihr ſo lange
Geweſen? — Faſt dürft' ich auch fragen: wo
Ihr jetzo ſeid?

Tempelherr.

Ich bin — wo ich vielleicht
Nicht ſollte ſeyn —

Recha.

Wo ihr geweſen? — Auch
Wo Ihr vielleicht nicht ſolltet ſein geweſen?
Das iſt nicht gut.

Tempelherr.

Auf! — auf! — wie heißt der Berg?
Auf Sinai.

Recha.

Auf Sinai? — ah ſchön!
Nun kann ich zuverläſſig doch ein Mal
Erfahren, ob es wahr . . .

Tempelherr.

Was? was? Ob's wahr,
Daß noch daſelbſt der Ort zu ſehn, wo Moſes
Vor Gott geſtanden, als . . .

Recha.

Nun, das wohl nicht.
Denn wo er ſtand, ſtand er vor Gott. Und davon
Iſt mir zur Gnüge ſchon bekannt. — Ob's wahr,
Möcht' ich nur gern von Euch erfahren, daß —
Daß es bei weitem nicht ſo mühſam ſei,
Auf dieſen Berg hinauf zu ſteigen, als
Herab? — Denn ſeht: ſo viel ich Berge noch
Geſtiegen bin, war's juſt das Gegentheil. —
Nun, Ritter? — Was? — Ihr kehrt Euch von mir ab?
Wollt mich nicht ſehn?

Tempelherr.

Weil ich Euch hören will.

Recha.

Weil Ihr mich nicht wollt merken laſſen, daß
Ihr meiner Einfalt lächelt; daß Ihr lächelt,
Wie ich Euch doch gar nichts Wichtigers
Von dieſem heiligen Berg' aller Berge
Zu fragen weiß? Nicht wahr?

Tempelherr.

So muß ich denn
Euch wiederum doch in die Augen ſehn! —
Was? Nun ſchlagt Ihr ſie nieder? nun verbeißt
Das Lächeln Ihr? wie ich noch erſt in Mienen,
Ja zweifelhaften Mienen leſen will,
Was ich ſo deutlich hör', Ihr ſo vernehmlich
Mir ſagt? — verſchweigt? — Ach Recha! Recha! Wie
Hat er ſo wahr geſagt: „Kennt ſie nur erſt!"

Recha.

Wer hat? — Von wem? — Euch das geſagt?

Tempelherr.

„Kennt ſie
Nur erſt!" hat Euer Vater mir geſagt;
Von Euch geſagt.

Daja.

Und ich nicht etwa auch?
Ich denn nicht auch?

Tempelherr.

Allein wo iſt er denn?
Wo iſt denn Euer Vater? Iſt er noch
Beym Sultan?

Recha.

Ohne Zweifel.

Tempelherr.

Noch, noch da?
O mich Vergeßlichen! Nein, nein; da iſt
Er ſchwerlich mehr.. — Er wird dort unten bei
Dem Kloſter meiner warten; ganz gewiß.
So red'ten, mein' ich, wir es ab. Erlaubt!
Ich geh', ich hol' ihn . . .

Daja.

Das iſt meine Sache.
Bleibt, Ritter, bleibt! Ich bring' ihn unverzüglich.

Tempelherr.

Nicht ſo, nicht ſo! Er ſieht mir ſelbſt entgegen;
Nicht Euch. Dazu, er könnte leicht . . . wer weiß? . . .
Er könnte bei dem Sultan leicht . . . Ihr kennt
Den Sultan nicht! . . . leicht in Verlegenheit

Gekommen ſein. — Glaubt mir; es hat Gefahr,
Wenn ich nicht geh'.

Recha.

Gefahr? was für Gefahr?

Tempelherr.

Gefahr für mich, für Euch, für ihn; wenn ich
Nicht ſchleunig, ſchleunig geh.

(Ab.)

Da ſehen wir nun zwei Geſtalten in ſchöner anmuthiger Jugend. Das gefühlvolle ſchwärmeriſche Mädchen voll Liebe und Dankbarkeit und zugleich voll Unſchuld und Reinheit; ſie verſteht des Templers Verwirrung nicht zu deuten und nähert ſich doch ſo zutraulich dem fremden Manne, der ihr das Leben gerettet. Der Tempelherr dagegen, den wir ſchon ſeiner edlen That und ſeines Standes halber, als einen tapfern und kühnen Jüngling, als eine romantiſche Geſtalt liebgewinnen, wird uns noch lieber durch ſeine Schwäche, womit er dem Eindrucke unterliegt, welchen das liebe Mädchen auf ihn macht. Wir ſehen aber, weil wir es ſeiner Kraft zutrauen, einen Kampf in ſeinem Innern entſtehen; denn als Tempelherr darf er überhaupt nicht ſolcher Neigung folgen und dann als Chriſt kein Judenmädchen lieben. Zu dieſem Kampfe ſehen wir ihn ſchon am Ende der Scene Anſtalt machen, indem er eilig ſich entfernt, zum Schrecken der armen Recha, die ihn nicht begreift.

Beide dieſe anmuthigen Charaktere ſind auch erſt im Werden, allein voll der ſchönſten Blüthenkeime; aber um ſich innerlich zu vollenden, müſſen ſich die überſpannten Zuſtände ihrer Gemüther erſt durch Zerſtörung ihrer ſchönſten Hoffnungen entwickeln, daß auch ſie zu jener Ruhe gelangen, die zur ſittlichen Vollendung nöthig iſt.

Sehen wir auf die Darſtellung ſelbſt, ſo finden wir eine Meiſterſchaft im Dialog, eine Leichtigkeit und Klarheit der Sprache, eine ſinnlich belebende Muſik im Verſe, und nur eben ſo viel Bilder-

aufwand, als nöthig iſt, den edlen Gedanken zu tragen, wie etwa die griechiſchen Opfermädchen ihre Blumen in zierlich geflochtenen und Bänder umflatterten Körbchen trugen. Welche Lyrik iſt z. B. in Rechas leidenſchaftlicher Rede, mit der ſie ihrer Freundin, die ſie allmälig zur Chriſtin bekehren will, entgegnet. Das gute Mädchen liebt ihren alten Vater und will nicht von dem Glauben laſſen, weil er ihres Vaters Glauben iſt; Daja aber meint ſie durch den Ritter zu verlocken, indem ſie ſagt:

Sperre dich, ſo viel du willſt!
Des Himmels Wege ſind des Himmels Wege.
Und wenn es nun dein Ritter ſelber wäre,
Durch den ſein Gott, für den er kämpft, dich in
Das Land, dich zu dem Volke führen wollte,
Für welche du geboren wurdeſt?

Recha.

Daja!
Was ſprichſt du da nun wieder, liebe Daja!
Du haſt doch wahrlich deine ſonderbaren
Begriffe! „Sein, ſein Gott! für den er kämpft!“
Wem eignet Gott? was iſt das für ein Gott,
Der einem Menſchen eignet? der für ſich
Muß Menſchen kämpfen laſſen? — Und wie weiß
Man denn, für welchen Erdkloß man geboren,
Wenn man's für den nicht iſt, auf welchem man
Geboren? — Wenn mein Vater dich ſo hörte! —
Was that er dir, mir immer nur mein Glück
So weit von ihm als möglich vorzuſpiegeln?
Was that er dir, den Samen der Vernunft,
Den er ſo rein in meine Seele ſtreute,
Mit deines Landes Unkraut, oder Blumen
So gern zu miſchen? — Liebe, liebe Daja,
Er will nun deine bunten Blumen nicht
Auf meinem Boden! — Und ich muß dir ſagen:
Ich ſelber fühle meinen Boden, wenn
Sie noch ſo ſchön ihn kleiden, ſo entkräftet,
So ausgezehrt durch ſeine Blumen; fühle
In ihrem Dufte, ſauerſüßem Dufte,
Mich ſo betäubt, ſo ſchwindelnd! — Dein Gehirn
Iſt deſſen mehr gewohnt. Ich table drum
Die ſtärkern Nerven nicht, die ihn vertragen;
Nur ſchlägt er mir nicht zu. Und ſchon dein Engel!
Wie wenig fehlte, daß er mich zur Närrin

Gemacht? — Noch ſchäm ich mich vor meinem Vater
Der Poſſe! —

Daja.

Poſſe! — Als ob der Verſtand
Nur hier zu Hauſe wäre! — Poſſe! Poſſe!
Wenn ich nur reden dürfte.

Recha.

Darfſt du nicht?
Wann war ich nicht ganz Ohr, ſo oft es dir
Gefiel, von deinen Glaubenshelden mich
Zu unterhalten? Hab' ich ihren Thaten
Nicht ſtets Bewunderung, und ihren Leiden
Nicht immer Thränen gern gezollt? Ihr Glaube
Schien freilich mir das Heldenmäßigſte
An ihnen nie. Doch ſo viel tröſtender
War mir die Lehre, daß Ergebenheit
In Gott von unſerm Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt. — Liebe Daja,
Das hat mein Vater uns ſo oft geſagt;
Darüber haſt du ſelbſt mit ihm ſo oft
Dich einverſtanden! warum untergräbſt
Du denn allein, was du mit ihm zugleich
Gebauet? — Liebe Daja, das iſt kein
Geſpräch, womit wir unſerm Freund' am beſten
Entgegen ſehn. Für mich zwar, ja! Denn mir,
Mir liegt daran unendlich, ob auch er . . .
Horch, Daja! — kömmt es nicht an unſre Thüre?
Wenn er es wäre! Horch!

Man hat das Schauſpiel ein didaktiſches Gedicht genannt, wegen der Idee, die ihm zum Grunde liegt; allein es iſt vielmehr eine durchaus plaſtiſche Dichtung, worin die Gedanken, die demſelben zum Grunde liegen, in ſinnlichen Geſtalten und Handlungen und zwar in vollem Leben ſo dargeſtellt werden, daß Empfindung und Phantaſie zugleich mit dem geſammten Denkvermögen angeregt und ergriffen werden. Man könnte es vor unwiſſendem Landvolke aufführen und es wird ſich daran ergötzen, und zugleich den großen Sinn verſtehen, gleich wie es ein gebildetes Publikum durch ſeine edle Haltung noch immer anzieht. Einen großen Vor-

zug hat dieſes Schauſpiel vor den übrigen Leſſingiſchen, daß es in Verſen geſchrieben iſt; indem er durch ſeine proſaiſchen Dramen die Flut unpoetiſcher Produktionen veranlaßte, die gleich nach ihm die deutſchen Bühnen überſchwemmten und mittelmäßige Köpfe gleichſam berechtigte, ſich durch dieſe zwangloſe Schreibart die Arbeit zu erleichtern, ſtellte er durch ſeinen Nathan wieder die ätheriſche Form der griechiſchen Tragödie her. Was Leſſing durch den Nathan gewirkt, wie er dadurch das deutſche Volk gehoben und aufgeklärt, hat er ſelbſt nicht erfahren; er ſtarb noch in demſelben Jahre 1781 und zwar in Unmuth über ſeine Gegner, die in ihrer Blindheit den Mann verketzerten, der unſere Nation von den Feſſeln des franzöſiſchen Geſchmacks und von der Pedanterei und der Herrſchaft unwiſſender Gelehrten in philologiſchen und theologiſchen Kenntniſſen befreite, und eine Duldung lehrte, die noch in unſern Zeiten zu den frommen Wünſchen gehört. Was er als Lyriker in leichten Liedern und poetiſchen Erzählungen leiſtete, iſt wohl nicht erheblich; großes Verdienſt hat er ſich aber durch ſeine Proſa errungen, die ihrer Kraft und Schärfe, ihrer Klarheit und Anmuth nach, wie ſie eben ſo leicht und beweglich, als raſch und lebendig den Gedanken unmittelbar aus ſeinem Geiſte holt und ihn eben ſo klar und anſchaulich darſtellt, daß ſie noch heute, nachdem ſo viele und ſo große Schriftſteller nach ihm aufgetreten ſind, den beſten Muſtern an die Seite zu ſtellen iſt.

Wieland und der Roman.

Wir haben geſehen, wie durch Klopſtock die Lyrik, durch Leſſing das Drama gehoben worden, nur das Epos noch zurückgeblieben ſei, weil ſich erſterer im Stoffe vergriffen hatte, auch die poetiſchen Erzählungen der Hallenſer Freunde und die komiſchen Epopäen Zacharia's keine wirkliche Bereicherung dieſer Gattung geweſen. Dieſem Mangel ſollte nun ein Mann abhelfen, der eben um dieſe Zeit, im Lande des mittelalterlichen Minneſangs, in Schwaben auftrat. Das war Martin Wieland (geb. zu Holzheim

bei Biberach 1733, geſt. zu Oßmannsſtädt 1813). Bei ſeinem Vater, einem wohlunterrichteten Landprediger, ward er gleich Klopſtock und Leſſing mit den alten Klaſſikern großgezogen und in Tübingen ſtudirte er die Rechte, jedoch mit getheilten Kräften, indem er ſchon ſeit ſeiner früheſten Jugend eine unbezwingliche Neigung für die Poeſie gehegt. Klopſtocks Meſſias ergriff auch ihn mit Allgewalt, und als er dann auch zum Vater Bodmer nach der Schweiz zog, und dort im Hauſe dieſes Patriarchen fünf Jahre lang zubrachte, dichtete er ganz in jener Klopſtock-ſchweizeriſchen Weiſe religiöſe Idyllen und Epen (den geprüften Abraham) und bekämpfte ſogar die harmloſe Heiterkeit der Bremer Dichterfreunde und die Anakreontiker Gleim und Uz. Im Jahre 1760 kam er aber als Kanzlei-Director nach Biberach und lernte in dieſer Stellung, wo ihm bei ſeinem Fleiße und Talente noch immer genug Zeit übrig blieb, gerade diejenigen franzöſiſchen und engliſchen Schriftſteller kennen, die ſeiner bisherigen Richtung entgegengeſetzt waren. Dazu kam der Umgang mit der vornehmen Welt, in die er durch das Haus des mainziſchen Miniſters Grafen Stadion eingeführt wurde. Seine natürliche Heiterkeit und Beweglichkeit gewannen bald wieder die Oberhand und ſeine Muſe gab ſich ganz der lebensheitern, ja leichtfertigen Manier der Franzoſen und der ſogenannten Philoſophie der Grazien hin, die einen weiſen Genuß des Lebens lehrt, ſo daß aus unſerm Gerhard ein Hoffmann von Hoffmannswaldau wurde. Zugleich beſchäftigten ihn nun wieder die alten Griechen, beſonders Anakreon und Lucian, und nach Xenophon verſuchte er ein Heldengedicht über das Leben des jüngern Cyrus, worin ihm ſichtbar (es war dies zu Anfang des ſiebenjährigen Krieges) Friedrich der Große als Held vorſchwebte. Allein für das höhere Epos war ſein ſinnlich behagliches und mehr ſcherz- als ernſthaftes Naturell nicht geeignet; er fühlte das und ließ die begonnene Arbeit mit dem fünften Geſange liegen. Eben ſo wenig gelang ihm das Drama, ſeine Johanna Gray, ſeine Clementine von Porreta und auch ſeine ſpätern, der alten Geſchichte entnommenen Schauſpiele ermangeln des dramatiſchen Intereſſes und wurden auch ihres franzöſiſchen Zuſchnitts wegen von Leſſing hart mitgenommen. Er ſuchte nun bei den Britten,

wohin ſchon Bodmer und vor Allen Leſſing wies, das wahre Muſter dramatiſcher Poeſie, und überſetzte binnen vier Jahren Shakespeare's Werke, eine Unternehmung, welche zugleich von ſeinem unermüdeten Fleiße, von gründlicher Kenntniß der engliſchen Sprache und von einem außerordentlichen Talente, Fremdes auf heimiſchen Boden zu verpflanzen, zeigt. Denn die Ueberſetzung iſt nie etwa wörtlich, auch nicht ſo genau, als es Gelehrte wünſchen, aber ſie iſt ſo, daß die deutſche Nation endlich einmal einen allgemeinen Begriff von dieſem großen Dramatiker bekam und grade zuerſt nur ſo viel bekam, als ſie brauchen konnte, ihr eigenes Drama zu erheben und von dem franzöſiſchen Regelzwang zu befreien. Die Wirkung war auch in ganz Deutſchland außerordentlich. Leſſing begrüßte die Ueberſetzung mit lautem Beifall und man ſah bald dieſe neue Dramen, welche Voltaire und ſein Schüler Friedrich II. abſcheuliche Stücke nannten, die nur würdig wären, vor den Wilden in Kanada aufgeführt zu werden, auf allen deutſchen Bühnen. Nur auf die Muſe Wielands ſelbſt hatte dieſer große Genius wenig Einfluß; er war ihm zu unähnlich und zu wenig verwandt, was auch aus der Ueberſetzung ſelbſt abzumerken und hatte überhaupt zu wenig Talent für das dramatiſche. Sonderbar, daß er nicht darauf verfallen, Moliere's und Crebillon's und anderer Franzoſen feine Luſtſpiele in deutſcher Nachbildung zu geben, die noch damals in ſehr ſchlechten deutſchen Ueberſetzungen vorhanden waren; er, der feine Geſellſchafter, hätte gewiß den Ton getroffen und uns mit einer Gattung beſchenkt, die in Deutſchland eben nicht ſehr gepflegt wurde. Allein ihn zog nun ſchon entſchieden das Epiſche und insbeſondere das heitere, komiſche Epos an, und ſo entſtand Don Sylvio von Roſalva, ein neuer Don Quixote, worin er ſich ſelbſt aller bisherigen Phantaſterei entledigen wollte, indem er ſie lächerlich machte. Darauf folgte der Agathon, Idris, Muſarion, die Grazien, Diogenes, der neue Amadis und eine ganze Reihe allerlei poetiſcher Erzählungen in Verſen und in Proſa, theils aus der Chriſtenwelt, theils aus dem Ritterthum des Mittelalters. So iſt er denn mit Glück auf das Romantiſche gerathen, welches er aber nicht aus den deutſchen Minneſingern und deutſchen Volksſagen, ſondern aus

den Werken der franzöſiſchen Troubadours ſchöpfte, ſo daß man bei ihm ſchon eine bunte und lachende Ritterwelt, den König Arthur und die Ritter von der Tafelrunde, die Helden Karl des Großen u. ſ. w. zu ſchauen bekommt, und zwar eingehüllt in die durchſichtigen, vom Roſenlichte morgenländiſcher Poeſie beleuchteten Feenwolken; denn auch in den Orient nach Perſien und Arabien, nach Afrika und Mexiko griff ſeine ſchaffende Hand und die wunderreiche Tauſendundeinenacht deutete er weidlich aus. Alle dieſe verſchiedenartigen Elemente, griechiſche und morgenländiſche, naive und ſentimentale Poeſie verſtand er aber mit unnachahmlicher Leichtigkeit in einander zu verſchmelzen, die neu gewonnenen Geſtalten mit franzöſiſcher Eleganz auszuſtatten, und zugleich mit ſeinem liebenden deutſchen Gemüthe zu beleben; denn von den Franzoſen nahm er nicht etwa das Steife, Gezwungene, Gezierte, ſondern nur das Feine und Leichte; wie er überhaupt aus allen fremden Nationalitäten nur das aufnahm, was ſeiner ſchwäbiſchen, heitern und beweglichen aber durchaus tüchtigen, deutſchen Weiſe zuſagte. Freilich that er ſo der Wahrheit und der richtigen Auffaſſung fremder Zuſtände großen Eintrag und die Gelehrten verzeihen ihm dergleichen nicht; auch hatte er von der franzöſiſchen Leichtfertigkeit viel angenommen und nicht ſelten die Schranken der deutſchen Sittſamkeit und Sittenreinheit überſchritten; allein es will ſcheinen, daß dieſe Weiſe, mit ſo unwiderſtehlichem Reize dargeboten, zu ſeiner Zeit nothwendig geweſen ſei, um die finſtere und herzloſe Prüderie und Tugendſpielerei, die damals herrſchte, zu bekämpfen. Als ächter Romantiker hat er die Sentimentalität und Herzensliebe zum Hauptgegenſtand ſeiner Poeſie erhoben, indem er die allzugeiſtige Liebe Klopſtocks mit der allzuſinnlichen der Troubadours verſchmolz und eine Tugend lehrte, die mit weiſem Genuß des Lebens vereinbar iſt. Am anmuthigſten hat er dies in ſeiner Muſarion beſungen, ein Gedicht, welches unter allen ſeinen Werken dieſer Periode den Vorzug errungen. Man nennt es gewöhnlich ein Lehrgedicht und ſomit würde es nach dem Ausſpruche der neueſten Aeſthetiker eben ſo gut kein Gedicht ſein, weil eben das Didaktiſche nicht zur Poeſie gerechnet werden darf. Allein man möge immer Gleim's Halladat, Lichtwer's Recht der Ver-

nunft, Käſtner's Kometen und Tſcharners Bewäſſerung der Aecker für Lehrgedichte halten, da ſie wirklich nichts anders, als trockene Lehren mit maleriſchen Beſchreibungen und rhetoriſchen Figuren ausgeſchmückt enthalten; doch in der Muſarion iſt es nicht die nackte Lehre, ſondern eine kleine Gruppe ſinnig und anmuthig zuſammengeſtellter Perſonen, Phanias ein junger Grieche voll Lebensüberdruß, Muſarion ein heiteres Mädchen und zwei zänkiſche Philoſophen, welche uns durch ihre Charaktere, verſchiedene Situationen und Handlungen intereſſiren, ſo zwar, daß ſie einen leichtfertigen Leſer leicht die verborgene Lehre überſehen laſſen. Darum iſt es eben kein Sittenbuch für die Jugend, allein die Poeſie darin verdient um ſo mehr Anerkennung, als ſie eine trockene Lehre ſo anſchaulich und ſo anmuthig einkleidet. Ausführlicher iſt beinahe derſelbe Grundſatz in dem Romane Agathon abgehandelt, wo er mit ſeiner Meiſterſchaft ſowohl ein Muſter der Proſa aufgeſtellt, aber auch zugleich das verführeriſche Beiſpiel gegeben hat zu all den unzähligen Romanen, die darnach in Deutſchland herausgekommen ſind. Daß in den Beſtrebungen nach epiſcher Poeſie auf den Roman verfallen wurde, liegt entweder in dem Unvermögen, einen poetiſch erfundenen Stoff in höchſt vollendet poetiſcher Form wiederzugeben, oder auch in der angebornen Redſeligkeit, endlich in der Vorliebe der Zeit für ſolch breites und gemeines Ausſpinnen. Dieſe Vorliebe wieder iſt das Zeichen einer Zeit, wo an die Stelle des Vaterlandſinnes und der Begeiſterung für große Thaten und große Helden nur die Neigung zum häuslichen Wohlbehagen und ſolche Empfindungen treten, die ſich im geſelligen und Familienleben erzeugen und wo alſo für ein Nationalepos, in welchem die Erinnerung großer Vergangenheit und das Bewußtſein eines großen Volkslebens waltet, keine Empfänglichkeit zu erwarten iſt. Darum ſind in der Mitte des 18. Jahrhunderts in England und früher noch in Frankreich ſo dickleibige Romane geſchrieben worden, welche im Grunde nichts als Jeremiaden über die drückende Lage ſind, in welcher damals, ſelbſt in dem freien England zartfühlende Menſchen ſchmachteten, welche bei großen Talenten den Beſitzern der Macht und der Glücksgüter ihr Theil abzugewinnen nicht verſtanden oder Luſt hatten. Nach den Muſtern dieſer engliſchen Romane entſtanden nun auch die

deutſchen, die ſich von den frühern, deren wir ſchon oben erwähnten, dadurch unterſchieden, daß ſie nicht wirkliche Begebenheiten ganz proſaiſch und trocken mit Moral verſetzt, ſondern erdichtete Begebenheiten in empfindungs- und geiſtreicher Sprache, worin der Kampf des Wirklichen mit dem Idealen und die höhere geiſtige Liebe mehr oder minder poetiſch dargeſtellt wurde, enthielten. Hegel nennt dieſen neuen Grundſtoff das Romanhafte und eine Auflöſung des romantiſchen. „Dies Romanhafte," ſagte er, „iſt das wieder zum Ernſte, zu einem wirklichen Gehalte gewordene Ritterthum. Die Zufälligkeit des äußerlichen Daſeins hat ſich verwandelt in eine feſte, ſichere Ordnung der bürgerlichen Geſellſchaft und des Staats, ſo daß jetzt Polizei, Gerichte, das Heer, die Staatsregierung an die Stelle der chimäriſchen Zwecke treten, die der Ritter ſich machte. Dadurch veränderte ſich auch die Ritterlichkeit der in neueren Romanen agirenden Helden. Sie ſtehen als Individuen mit ihren ſubjektiven Zwecken der Liebe, Ehre, Ehrſucht oder mit ihren Idealen der Weltverbeſſerung dieſer beſtehenden Ordnung und Proſa der Wirklichkeit gegenüber, die ihnen von allen Seiten Schwierigkeiten in den Weg legt. Da ſchrauben ſich nun die ſubjektiven Wünſche und Forderungen in dieſem Gegenſatze in's Unermeßliche in die Höhe; denn jeder findet vor ſich eine bezauberte, für ihn ganz ungehörige Welt, die er bekämpfen muß, weil ſie ſich gegen ihn ſperrt und in ihrer ſpröden Feſtigkeit ſeinen Leidenſchaften nicht nachgibt, ſondern den Willen eines Vaters, einer Tante, bürgerliche Verhältniſſe u. ſ. f. als ein Hinderniß vorſchiebt. Beſonders ſind Jünglinge dieſe neuen Ritter, die ſich durch den Weltlauf, der ſich ſtatt ihrer Ideale realiſirt, durchſchlagen müſſen und es nun für ein Unglück halten, daß es überhaupt Familie, bürgerliche Geſellſchaft, Staat, Geſetze, Berufsgeſchäfte u. ſ. w. gibt, weil dieſe ſubſtantiellen Lebensbeziehungen ſich mit ihren Schranken grauſam den Idealen und dem unendlichen Rechte des Herzens entgegenſetzen. Nun gilt es, ein Loch in dieſe Ordnung der Dinge hineinzuſtoßen, die Welt zu verändern, zu verbeſſern, oder ihr zum Trotz ſich wenigſtens einen Himmel auf Erden herauszuſchneiden, das Mädchen, wie es ſein ſoll, ſich zu ſuchen, es zu finden, und es nun den ſchlimmen Verwandten oder

ſonſtigen Mißverhältniſſen abzugewinnen, abzuerobern, und abzutrotzen. Dieſe Kämpfe nun aber ſind in der modernen Welt nichts Weiteres, als die Lehrjahre, die Erziehung des Individuums an der vorhandenen Wirklichkeit und erhalten dadurch ihren wahren Sinn. Denn das Ende ſolcher Lehrjahre beſteht darin, daß ſich das Subjekt die Hörner ablauft, mit ſeinem Wünſchen und Meinen ſich in die beſtehenden Verhältniſſe und die Vernünftigkeit derſelben hineinbildet, in die Verkettung der Welt eintritt und in ihr ſich einen angemeſſenen Standpunkt erwirbt. Mag Einer auch noch ſo viel mit der Welt ſich herumgezankt haben, umhergeſchoben worden ſein, zuletzt bekömmt er meiſtens doch ſein Mädchen und irgend eine Stellung, heirathet und wird ein Philiſter ſo gut wie die Andern auch; die Frau ſteht der Haushaltung vor, Kinder bleiben nicht aus, das angebetete Weib, das erſt die Einzige, ein Engel war, nimmt ſich ohngefähr eben ſo aus wie alle Andern; das Amt gibt Arbeit und Verdrüßlichkeiten, die Ehe Hauskreuz und ſo iſt der ganze Katzenjammer der Uebrigen da."

Auf dieſe Art hätte denn der Roman, wie auch Hegel meint, das Verdienſt, dem Phantaſtiſchen und Ueberſpannten entgegenzuwirken und war zunächſt auch Wielands Abſicht. Doch führt eben dieſe Gattung von einer andern Seite zur Verweichlichung und Erſchlaffung; denn nur in feſt zuſammengedrängter Kraft erhebt ſich die Seele und darum iſt eben das Epos, welches alle Kräfte des Menſchen auf einen Punkt hinreißt, die poetiſche Form der Helden und großer Nationen, während der Roman Gedanken und Empfindungen nach allen Seiten hinſchweifen und ſich in dem willenloſen Herumirren ermatten läßt. Wie merklich ſchon um dieſe Zeit die Wirkung des Romans auf das weibliche Geſchlecht geweſen ſei, bewährt uns ein kleines Gedicht von Götz:

An eine Romanleſerin.

Ich weiß was dich verderbt und mir im Wege ſteht:
Ein luftiger Roman hat dich ſo aufgebläht,
Aus Schwachheit bildeſt Du Dir ein,
Man müſſe Hermann ſelbſt, um Dich zu lieben, ſein,

Und Niemand dürfe sich erkühnen,
Dich anders, als Thusnelden, zu bedienen;
Begreife Dich, geliebte Schäferin!
Laß doch nicht jeden Harlekin,
Wenn er Dich lobt, das Lob der Demuth Dir entziehn!
Ich weiß, ich bin kein Gott, kein Halbgott und kein Riese,
Wie aber bist Du denn Baniſe?
Bist Du denn eine Königin?
Bist Du denn eine Huldgöttin?
Nein, Du bist nur ein Kind nach meinem Sinn,
Ein holdes allerliebstes Mädchen,
Mit Namen Käthchen.

In Erfurt beſchäftigte ſich Wieland mit hiſtoriſchen Studien und Politik und die Frucht davon war: der goldene Spiegel oder die Könige von Scheſchian, ein hiſtoriſcher Roman, worin gezeigt wird, was die Fürſten und Edlen aus der Geſchichte der Menſchheit zu lernen haben. „Es iſt Alles was iſt, gerade ſo, wie es zur Zeit, da es iſt, ſein kann" — das iſt der Grundſatz und die Lehre, auf welche das ganze Buch hinausläuft, und man kann im Ganzen wahrnehmen, wie er darin die franzöſiſchen Aufklärungsſchriften benützte, ohne jedoch ſeine feſte deutſche Geſinnung und ein liebevolles Herz für die Wohlfahrt der Menſchen aufzugeben. Nicht lange blieb er in Erfurt, die Herzogin Amalie von Weimar lernte ihn kennen und übergab ihm die Erziehung ihrer beiden Söhne. Nun in Weimar erſt, wo ſich bald unter dem Schutze der hochgebildeten und hochherzigen Fürſtin, gleichwie im Mittelalter und im 17. Jahrhundert, eine glänzende Freiſtätte deutſcher Poeſie und Wiſſenſchaft erheben ſollte, begann Wieland's volle Thätigkeit, von der wir aber, weil ſie in die Zeiten der nächſt folgenden Periode fällt, erſt an ſeinem Orte ſprechen werden.

Poeſie nach dem Hubertsburger Frieden.

Kehren wir von Wieland zurück zu den übrigen Dichtern, ſo ſehen wir die Meiſten nach den Schrecken des ſiebenjährigen Krieges in einer aufgeregten Stimmung, welche faſt die ganze Nation damals ergriffen hatte. Was aber alle Empfindungen und Gedanken belebte, war Vaterlandsliebe, welche bald klar, bald dunkel und unbeſtimmt ausgeſprochen, mitten im Frieden eine unfriedliche geiſtige Gährung erzeugte. Als Chorführer eines vaterländiſchen Geſangs ſchritt nun wieder Klopſtock voran, mit ſeinem Barbieten, einer Art von dramatiſchen Gedichten in dem Geiſt und Gewande der altdeutſchen Barden, wie man ſich dieſelben nach den kargen Nachrichten lateiniſcher Chroniken in der Phantaſie vorſtellte. Da erſchien zuerſt Hermann's Schlacht 1769, voll großer Gedanken und in Sprache und Wendungen eben ſo neu als kühn und wohlklingend. Zu gleicher Zeit wirkte noch eine andere Erſcheinung auf die deutſche Dichterwelt; wir meinen den caledoniſchen Naturdichter Oſſian, welcher um dieſe Zeit von dem Wiener Jeſuiten Denis, einem Mann, dem ſelbſt Göthe in ſeinen jugendlichen Recenſionen Gerechtigkeit widerfahren läßt, ins Deutſche überſetzt wurde. Es iſt noch nicht ausgemittelt, wenn dieſer Dichter lebte uud ob die Gedichte wirklich von ihm ſind; der Britte Macpherſon gab ſie in engliſcher Sprache und behauptete ſie bei den Hochſchotten, wo ſie noch im Munde des Volkes lebten, geſammelt zu haben. Es ſind meiſt Schilderungen caledoniſcher Helden, Schlachtengemälde, Klagen der Sänger oder empfindſamer Mädchen über die Gefallenen, Landſchaftsgemälde, wo die erhabene Pracht eines nördlichen Landes mit Eis und Schnee bedeckter Berge und Flächen dargeſtellt wird und die nur mit wenig Zügen gezeichneten Heldengeſtalten wie Schatten durch die Nebel dahinrauſchen. Die Empfindungen, welche in dieſen Liedern vorherrſchen, ſind ſanfte, klagende Wehmuth und innige, zarte Liebe; Alles geiſtiger noch, als im Minneſang. Freudig ſtürmten die Helden in den Tod, weil ſie nicht die gefallenen Freunde und Väter überleben

wollen, und die Mädchen gleichen zarten Lichtgeſtalten, welche bei rauher Berührung dahinfließen und auf die Leichen der Geliebten hinſtürzen und ſterben; Blitze umzucken die Sterbenden und die Strahlen des Mondes heben ihre Seelen empor zum Himmel. Solche Lieder ſang der Barde Oſſian, des großen Fingals Sohn, der alle Helden hinſinken ſah und auch ſeinen Sohn Oskar und deſſen Troſt im Alter die Geliebte Oskar's die liederreiche Malwina iſt. Dieſe Wehmuth und Sehnſuchtspoeſie, dieſe phantaſtiſche und träumeriſche Nebelwelt hat zu ſehr in unſere Poeſie hineingegriffen, als daß wir nicht wenigſtens ein Lied herſetzen ſollten:

Culmath.

Nach der Ueberſetzung Ahlwardt's.

Hört die Stimme der reizenden Culmath,
Als ſie einſam am Hügel ſaß.

Es iſt Nacht. Ich bin allein,
Verloren am Hügel des Sturms.
Es brauſet der Wind im Gebirg;
Dem Felſen entſtürzet der Bergſtrom.
Mich ſchützet vor Regen kein Obdach,
Verloren am Hügel des Sturms.

Entſteig', o Mond, dem Gewölk;
Erhebt euch, Sterne der Nacht!
Leit' ein Licht zu der Stätte mich hin,
Wo, einſam, mein Geliebter ruht,
Ermüd't von der Arbeit der Jagd,
Sein Bogen neben ihm, entſpannt,
Die Hunde keuchend, um ihn her.
Hier muß ich ſitzen allein
Am Felſen des mooſigen Stroms.
Es brüllet der Strom und der Sturm
Nicht hör' ich die Stimme des Theueren.
Warum verzögert mein Sealgair,
Warum der Bergſohn, ſein Verſprechen?
Hier iſt der Fels, hier iſt der Baum,
Und hier der brüllende Strom.
Hier zu ſein mit der Nacht verſprachſt du.

Ach, wohin iſt mein Sealgair geirrt?
Den Vater wollt' ich fliehen mit dir,
Mit dir den Bruder voll Hochmuth.
Lang' waren feind ſich unſre Stämme;
Wir ſind nicht feind uns, o Sealgair!

Still eine kleine Weil', o Wind!
O ſchweig ein Weilchen, du Strom,
Daß meine Stimm' erkling umher,
Daß mein Verirrter mich höre.
Sealgair, Culmath iſt's, die ruft:
Hier iſt der Baum und hier der Fels;
Sealgair, Theurer, ich bin hier!
Warum ſäumſt zu kommen du?

Sieh, der ſtille Mond erſcheint;
Es glänzet im Thale die Flut.
Grau dämmern die Felſen der Jäh'n.
Ich ſeh ihn nicht auf der Berghöh'.
Vor ihm ſpielen die Hunde nicht her,
Der Ankunft Nähe verkündend.
Hier muß ich ſitzen allein. —

Wer liegt da zur Seit auf der Heide?
Biſt du's, mein Geliebter, mein Bruder?
Sprecht mit mir, o meine Theuren!
Nicht geben Culmath ſie Antwort.
Sprecht mit mir, ich bin allein;
Die Seel' iſt geängſtigt von Furcht mir. —
Todt ſind ſie; die Schwerter vom Kampf roth!
O mein Bruder, o mein Bruder,
Warum erſchlugſt du meinen Sealgair?
Warum, Sealgair, erſchlugſt du den Bruder?
Ihr waret mir beide ſo lieb.
Was ſoll zu eurem Preis ich ſagen?
Schön warſt unter Tauſenden du
Auf Berghöh'n; furchtbar im Kampfe er.
Sprecht mit mir; hört meine Stimme;
Hört mich, Söhne meiner Liebe! —
Sie ſchweigen, ſie ſchweigen auf ewig.
Kalt, kalt iſt ihre Bruſt des Staubs.

Vom Felſen des Hügels herab,
Vom Gipfel der ſtürmiſchen Jäh'n,
O redet, ihr Geiſter der Todten,

Redet, zagen will ich nicht.
Wohin ginget ihr zur Ruh?
In welchem Geklüft des Gebirgs
Soll finden ich euch, ihr Geſchied'nen?
Nicht tönt ein leiſer Laut im Wind,
Nicht halb verweht Antwort im Sturm.

Ich ſitz' allein in meinem Gram;
Ich harre des Lichtes mit Thränen.
Grabt die Gruft, ihr Freunde der Todten;
Schließt ſie nicht, bis Culmath kommt.
Mein Leben entfleucht wie ein Traum;
Warum blieb ich, ſäumend zurück?
Hier will ich ruhn mit meinen Freunden
Am Strome des hallenden Felſens.
Wann Nacht auf den Hügel ſich ſenkt,
Wenn laut ſich erheben die Winde,
Dann ſoll ſtehen mein Geiſt in dem Luftſtrom,
Meiner Freunde Tod betraurend.
Hören wird aus der Hütte der Jäger,
Fürchten meine Stimm' und lieben;
Denn ſüße Laute ſoll die Stimm'
Ertönen um meine Geliebten;
Sie waren Culmath ſo theuer. —

Da kam denn zur Vaterlandsliebe noch ein zweites Ingrediens der neuern Bardenpoeſie: die höchſte Sentimentalität, ein ſehnſüchtiges Schwärmen nach Jenſeits und eine geſtaltloſe Poeſie, die durch unberufene Nachahmer zu dem mit Rechte verſpotteten Rebulismus hinführte. Schon die erſten und in mancher Hinſicht ehrenwerthen Nachtreter Klopſtock-Oſſianiſcher Dichtweiſe: Denis, Gerſtenberg, Kretſchmann, verſündigten ſich an der wahren Poeſie durch den Wörterſchwall, womit ſie die Armuth und Eintönigkeit der Empfindungen und Gedanken zu erſetzen meinten. So geſchah es, daß das Volk bald dieſer Barden ſatt war und als Klopſtock, fünfzehn Jahre ſpäter, auf ſeine Hermannsſchlacht, ſeinen Hermann und die Fürſten, und ſodann Hermanns Tod folgen ließ, fand er ſchon wenig Leſer mehr.

Glücklicher waren jene unpoetiſchen Schriftſteller, die ſich des Romans bemächtigt hatten; ſie errangen ſich in dem Maße die Gunſt des Publikums, als der größere Theil deſſelben in jene weichliche Empfindſamkeit verſunken war, die ſich ſtatt der ſtürmiſchen und zuſchreitenden Vaterlandsliebe einwiegenden Träumen einer idealen Welt hingab. Schon lange vor Wieland weinten ſolche Leſer und Leſerinnen über das brittiſche Richardſon's Pamela, Klariſſa und Grandiſon, und der wackere Muſäus (Rektor in Weimar) mochte in ſeinem neuen deutſchen Grandiſon dieſe romanhafte Empfindelei noch ſo witzig und launig durchhecheln, er konnte den Hang zum ſolch' Richardſon'ſchen Thränenbade nicht mehr aufhalten. Schon Gellert's moraliſirender Roman: Leben der ſchwediſchen Gräfin G**, fand großen Beifall, mehr noch die allerdings geiſt- und empfindungsreichen Familienromane des Joh. Thimot. Hermes; Geſchichte der Miß Fanny Wilkes und Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen in 6 Bänden, weil darin das ganze deutſche Familienleben dargeſtellt wird, woran ſich denn die empfindſame Lesewelt ſo gern ſpiegelte und immer wieder von dem allgemeinen National-Intereſſe in das enge Haus zurückgeführt wurde. Das Vorzügliche haben Hermes Romane, daß ſie gegen die proſaiſche Nüchternheit und den ſchlechten Geſchmack mancher damaliger Schriftſteller mächtig ankämpften. Da nun zugleich mit ihm Wielands Romane erſchienen, welche von der vornehmen Welt begierig aufgenommen wurden, ſo war ſchon in den 70ger Jahren die Romanen-Lectüre in allen Ständen allgemein. Und ſelbſt der alte Haller ſuchte auf dieſem Wege ſeine politiſchen Grundſätze mitzutheilen; doch ſind ſeine Romane: Uſong, Alfred, Fabius und Cato ſo rein didaktiſch und ohne allen poetiſchen Aufſchwung, daß ſie ebenſo wie Klopſtocks Bardiete zu ſpät kamen, um Intereſſe zu erwecken.

Eine eigene Art von Lectüre bildeten zu dieſer Zeit die Briefſammlungen, unter welchen außer Gellerts Briefen, die von Abt und Mendelſohn, Winkelmann und Leſſing, ſelbſt Rabeners und Klopſtocks einen meiſt ernſten und bedeutenden Gehalt haben; dafür ſind aber die Briefe der ſogenannten Grazienbichter oder der Halberſtädter Freunde, Gleim, Georg Jacobi,

Uz, Göckingk u. a. m. eben so tändelnd und bis zum Lächerlichen in Freundschaftsversicherungen und gegenseitigen Versicherungen zerfließend. Um einen Begriff der Weise dieser Männer zu haben, wie sie zwar wohlmeinend, doch etwas zu unmännlich sich in einer Zeit gebärdeten, wo die kräftige Jugend bereits das männliche Zeitalter der deutschen Poesie aufzuwecken begann, wollen wir hier zwei solcher Briefe mittheilen.

Herr Gleim an Herrn Jacobi.

Halberstadt den 29. Jänner 1768.

Wie viel, wie viel, mein liebster Freund, hätt' Ihr Gleim mit Ihnen zu sprechen, von Ihren beiden liebenswürdigen Briefchen, von Ihrem Amor, der mir so viele süße Dinge schwatzet, von unsern Mädchen, die sich schon wieder nach meinem Jacobi erkundigten, von Ihrem liebenswürdigem Vater, der mit der Stelle des Briefes an seinen lieben Sohn mich ganz bezaubert hat. O er sollt' ihn nur ganz kennen, er ist Vater, aber er kennt ihn nicht so ganz, wie Gleim ihn kennet, seinen lieben Sohn! Fehler hab' ich nicht an ihm erkannt; er irret sich, mein lieber Jacobi; Fehlerchen waren es, und auch diese nicht einmal. Nicht vermindert, sondern viel vermehrt hat sich meine Liebe zu ihm. Seine liebenswürdige Gefälligkeit, sein ganz offenes Herz, das keiner Verstellung fähig ist, seine Fontainische Naivetés, seine großen Talente, deren ich nun noch mehr entdeckt habe, dieses alles, und vieles, das ich jetzt nicht sagen kann, hätte meine Hochachtung und Freundschaft sehr vermehrt, wenn sie sich vermehren ließe. Verloren hat mein Jacobi nicht, aber Gleim vielleicht! Den Kopf voll Geschäfte war dieser oft nicht so heiter, wie er bei dem Besuche seines Lieblings hätte sein sollen. Vergeben Sie es ihm, mein liebster Freund! Er sagte seine Meinung Ihnen offenherzig; und warum nicht? Kann die Freundschaft nicht recht gut damit bestehen? Diese Frage sollte nicht an Sie gerichtet sein; Sie bejahen sie, und dieses wußt ich ja schon. Ueberdem betrafen unsre verschiedene Meinungen große Kleinigkeiten.

Aber, mein Liebſter, ich muß, ich muß aufhören, meine Regiſter liegen aufgeſchlagen, ich würde vor dem General-Kapitul nicht fertig, wenn ich dem Vergnügen, mit meinem Jacobi zu zu reden, mich überließe. Ich umarme Sie, wie Sie das zärtlichſte Mädchen.

Herr Jakobi an Herrn Gleim.

Halle, den 6. Febr. 1768.

Heute, beſter Freund, ſollte das längſt entworfene Briefchen in Verſen gemacht werden; aber die Abreiſe meiner Freundin nach ihrem Gute, wo ſie nun den ganzen Winter bleiben will, machte mich misvergnügt. Gegen Abend fiel es mir ein, die Geburt des Cupido zu beſingen. Welch ein Gegenſtand! Schon ſah' ich ihn in einer Wiege von Myrthen und Roſen; um ihn her hört' ich Grazien von ſeinen künftigen Thaten ihm Wiegenlieder ſingen, und in der Ferne raſſelten Vulkans Schmiede, um die Waffen des Götterkindes zu verfertigen. Hirtinnen nahten ſich voll Ehrfurcht dem Amor, ſahen ihn lächeln, und gaben, bei ihrer Zurückkunft auf die Fluren, ihrem Schäfer den erſten Kuß. Alles dieſes ſah ich und doch konnt' ich es nicht beſingen. O bedauren Sie mich, mein liebſter Gleim! In Wahrheit, alles iſt umſonſt, mich hören die Muſen nicht, ſeitdem ich meinen Freund, und mit ihm alle Vergnügen der Zärtlichkeit verlaſſen mußte. Zu zwei Briefchen iſt ſchon der Plan gemacht, und wenn der Abend kommt, ſeh' ich traurig auf den verfloſſenen Tag zurück, der mich für meinen Gleim nichts dichten ließ. Eine gewiſſe Traurigkeit, der ich nicht widerſtehen kann, ſchlägt jede Begeiſterung nieder. Dieſe begleitet mich überall, ſelbſt in der Geſellſchaft bei unſerer liebenswürdigen Fürſtin. Wär' ich doch morgen ſo glücklich, nur zwei Zeilen von meinem theuerſten Gleim zu bekommen! Dieſe würden meinem Herzen wieder einige Empfindungen der Freude geben. Seit acht Tagen war ich ganz von ihm verlaſſen. Die fatalen Regiſter! Von

der Freundſchaft und von den Muſen werden ſie verwünſcht! Schreiben Sie mir noch nicht, mein Liebſter? o ſo eilen Sie zu Ihrem Jakobi, der ohne Sie ganze Tage trauert. Hier iſt kein Gleim, den ich lieben kann. Schon ſchlägt es Ein Uhr, ich bin ganz müde; ſchlafen Sie wohl, mein allerbeſter Freund!

Eben ſo tändelnd wie die Briefe war dann auch die Poeſie dieſer Graziendichter, deren Vater noch immer der in ſeinem Leben ſo ehrwürdige und menſchenfreundliche Gleim war und unermüdlich jedes aufkeimende Talent aufmunterte und ſo in der beſten Meinung den deutſchen Parnaß mit vielen Mittelmäßigen, ja Schlechten bevölkerte. In der Fabel, die noch immer eine Lieblingsgattung dieſes Kreiſes war, reihten ſich außer Lichtwehr, auch Pfeffel und Willamov an, in der poetiſchen Erzählung der unpoetiſche Heinrich von Nicolai, im Liede Georg Jakobi, Claudius und Göckingk. Am nächſten ſtand Gleim der gefühlvolle Georg Jakobi, der ſich wirklich als ein ächter Minneſinger ganz dem ſchönen Geſchlechte widmete, wo ihm denn in der That manches Lied wohl gelang, wie z. B. In einem deutſchen Eichenhain, Vergänglichkeit, Lob der Roſe, an die Natur, die Tempel, das Aſchermittwochslied, Litanei, auf das Feſt aller Seelen. Auch Claudius hat in ſeiner gemüthlich drolligen Weiſe manches Lied geſungen, das noch im Volke lebt, nur ſinkt er zu oft in's Gemeine und Alltägliche herab. Er gab eine Volkszeitſchrift, den Wandsbecker boten, heraus, worin er in poetiſchen und proſaiſchen Aufſätzen zur Aufklärung und ſittlichen Bildung des Volkes beſonders in Norddeutſchland das Seinige redlich beitrug. Göckingk war ausgezeichnet in der poetiſchen Epiſtel; ein Mann von unbeſcholtenem Rufe und bewährtem Amtsfleiße, der die Poeſie eben wie einſt die Schleſier als Unterhaltung und Erholung trieb. Nicht zu leugnen iſt, daß manche dieſer Gedichte und Lieder ein ſchönes poetiſches Leben athmen, nur tragen ſie meiſt den kränkelnden Keim

einer übertriebenen mehr gemachten als natürlichen Empfindſamkeit an ſich. Dies wollen wir in einem der beſten Gedichte von Jakobi, das wir hier beifügen, deutlich machen.

Lob der Roſe.

Roſe komm! der Frühling ſchwindet;
Veilchen haben dich verkündet,
Mayenblumen ſtarben hin.
Oeffne dich beim Luftgetöne
Dieſer Fluren! Komm, o ſchöne,
Holde Blumenkönigin!

Als du kamſt im erſten Lenze,
Hiengen tauſendfache Kränze
Schon um Anger, Berg und Thal:
Ufer lockten, Wälder blühten,
Pomeranzenhaine glühten
Weit umher im Sonnenſtrahl.

Libanon's umwölkte Gipfel
Hoben ihre Zedernwipfel
Duftend in den Morgenſchein;
Doch auf demuthvollem Throne
Sollteſt du der Schöpfung Krone
Der Geſchaffnen Wonne ſeyn.

Und du giengſt mit leiſem Beben
Aus der zarten Knoſp' in's Leben:
Erd und Himmel neigten ſich:
Und es huldigten die Wieſen,
Nachtigallen-Chöre prieſen,
Alle Nymphen liebten dich.

Goldne Schmetterlinge ſchlugen
Froh die Flügel, Winde trugen,
Wo die Luft im Jubel war,
Deinen Balſam; Herzen pochten
Dir entgegen; Mädchen flochten
Unter Perlen dich in's Haar.

Die von Weiberanmuth ſangen,
Mahlten ſie mit Roſenwangen;
Jede Seele gut und mild,
Arglos, unſchuldsvoll, beſcheiden,
War in ihren höchſten Freuden
Dein getreues Ebenbild.

Und der Schönheit und der Jugend
Wächterinnen, Scham und Tugend,
Zu den Knoſpen hingebückt,
Hüllten unter deinem Namen
Ihr Geheimniß: Bräute kamen
Nicht umſonſt mit dir geſchmückt.

Da begann der rauhe Zecher
Den von dir umkränzten Becher
Keuſchen Grazien zu weihn.
Allen Helden, allen Göttern
Gieng das Volk, mit deinen Blättern
Weg und Tempel zu beſtreun.

Mit verjüngtem Herzen ſchlichen
Greiſe zu den Wohlgerüchen
Deines vollen Kelchs herbei;
Lehrten ſegnend ihre Söhne:
Daß hienieden alles Schöne,
Selbſt die Roſe, ſterblich ſei.

An des Freundes heil'gem Grabe
Wurdeſt du zur letzten Gabe
Seinem Schatten dargebracht;
Sollteſt ihm den Pfad umſchlingen,
Thränen ihm und Küſſe bringen
In die leere Todesnacht.

Fromme ſiengen an zu loben;
Sahn gen Himmel, ließen droben,
Zwiſchen Palmen ewig grün,
In des Paradieſes Hallen,
Wo die reinen Geiſter wallen,
Dich zum Siegeskranze blühn.

Roſe, komm! In ſtiller Feier,
Unter jungfräulichem Schleier,

Warten Lilien auf dich;
Und, für deine Schönheit offen,
Wallt mein Herz in ſüßem Hoffen;
Lebenshauch umſäuſelt mich.

O wie friedlich, o wie lauter
Dieſe Liebe wirſt mich, trauter
Als der Morgenſterne Pracht,
Von der Weisheit unterrichten,
Die ſo ſtolz der Berge Fichten,
Dich ſo klein und ſchön gemacht:

Daß in deinem holden Weſen
Wir der Seele Unſchuld leſen,
Uns die Bruſt von Ahnung ſchlägt;
Daß der Geiſt der niedern Blume
Unſern Geiſt zum Heiligthume
Schöner Gottesengel trägt.

Wer freut ſich nicht, wenn der Lenz in ſeiner vollen Pracht ſchon da ſteht und die Blumenflur nur noch der königlichen Roſe harrt. Dieſe Empfindung gab dem Sänger das Lied ein, allein kaum die erſte Strophe iſt unmittelbarer lyriſcher Erguß; ſchon in der zweiten beginnt das Dibaktiſche mit vielem redneriſchen Schmucke. Da werden denn die Begriffe in ihre einzelnen Merkmale zertheilt und jedes Hauptwort bekommt ſein bezeichnendes Bei- oder Zeitwort und ſo wird das Poetiſche, wenn es ja das iſt, in's Breite gezogen. So ſchön die vierte und fünfte Strophe iſt, läßt ſie uns doch kalt und man wird verſucht zu glauben, dem Dichter habe das Herz nicht gepocht, als er ſie ſchrieb, die letzte Wendung

„Mädchen flochten
Unter Perlen dich in's Haar."

iſt vollends gezwungen und des Reimes wegen da; denn wie hängt das mit der Huldigung und dem Entzücken über die Roſe zuſammen, daß ſie noch gepflückt werde; früher erſchien ſie doch gleich

einer Königin, der ſich Alles neigte und nun fällt der Dichter plötzlich aus der ſinnbildlichen Darſtellung und läßt ſie als eine natürliche Roſe in die Haare flechten. In der ſechsten und ſiebenten Strophe iſt ſchon Alles nüchterne Proſa, ſogar ohne Redeſchmuck. Das Sylbenmaß nöthigt den Dichter fünf Zueignungsworte: gut, mild, arglos, unſchuldsvoll, beſcheiden zu geben und wie geſchraubt iſt der einfache Gedanke: daß die Roſe Scham bedeute in fünfthalb gedehnten Zeilen oder Verſen ausgedrückt! So geht es denn fort und man erfährt in ſchöngereimter Proſa, daß der rohe Zecher den mit Roſen bekränzten Becher den Grazien weihte, daß man Tempel und Wege, die die Helden im Siegeszuge gingen, mit Roſen beſtreute, und daß ſogar Greiſe, vom Dufte angezogen, zu dieſer Blume hinſchlichen und da ihre Söhne lehrten: daß alles Schöne, ſelbſt die Roſe ſterblich ſei. Das iſt nun wieder ein Gedanke, der bei den meiſten Menſchen Anklang findet, deren einzige Erhebung zum Idealen es iſt, daß ſie an das Lebensende denken; allein der Gedanke iſt ſchon ſo abgenützt, daß er nur in leiſeſter Andeutung oder in einem anmuthigen Bilde wiederkehren darf, um poetiſch zu ſein. Daſſelbe gilt von den nächſtfolgenden Strophen, wo dem Freunde Roſen auf das Grab gelegt und von frommen Seelen Roſen in dem Siegeskranze der vollendeten Geiſter gedacht werden. Zuletzt ſoll die Roſe uns von der Weisheit Gottes unterrichten,

„Die ſo ſtolz der Berge Fichten,
Dich ſo klein und ſchön gemacht"

und unſern Geiſt zum Heiligthume ſchöner Gottesengel tragen. So muß denn die religiöſe Erhebung, wie bei den meiſten Lyrikern dieſer Zeit, den Abſchluß des Gedichtes bilden, der durch ſeinen muſikaliſchen Nachklang fortlebe in unſern Herzen. Allerdings kann ſolche Erhebung zum höchſten Weſen dieſen Nachklang bewirken, wenn er wie bei Klopſtock wirklich poetiſch empfangen und ausgeſprochen wird, wie dort in der Frühlingsfeier:

„Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter,
In ſtillem ſanftem Säuſeln
Kommt Jehova,
Und unter ihm neigt ſich der Bogen des Friedens!“

Suchen wir nun den Urſprung des Gedichtes zu erforſchen, ſo nehmen wir wahr: daß ſich der Dichter von der Sehnſucht nach der lieben Roſenzeit leicht bewegt hingeſetzt habe, um eben die Roſe zu begrüßen. Allein er hätte müſſen ein Klopſtock und mehr ſein, um das zu vermögen; im Gefühle des Unvermögens kam er nun in's Lehrhafte und erzählt die Schöpfung der erſten Roſe und ihren Cultus. Wie er am Ende wieder ſie anruft, iſt es keine natürliche Empfindung, ſondern eine gemachte oder gedachte, wie denn das ganze Gedicht mehr gedacht als empfunden, mehr gemacht als gedichtet erſcheint.

Herder.

Das beſte Mittel die matte und mehr künſtliche als natürliche Dichtung zu verdrängen und an ihre Stelle wahren und lebendigen Erguß der Empfindungen und Gefühle zu ſetzen, war allerdings die alte Naivität, lebendige Sinnlichkeit und beſtimmte Geſtaltung oder Plaſtik der alten Griechen zu ſtudieren. Wir haben geſehen, wie dadurch Klopſtock gefördert wurde, und nun wirklich an Wahrheit der Empfindung und an Lebendigkeit des Ausdrucks in ſeinen Oden und Elegien den Griechen gleichkam. Doch konnte er im Epos und Drama die plaſtiſche Vollendung nicht erreichen; er war meiſt unglücklich in der Wahl des Stoffes, der faſt immer ſo überſinnlich oder fremdartig war, daß er jeder poetiſchen Bearbeitung widerſtrebte, ſelten wenigſtens aus ſeiner individuellſten Perſönlichkeit und einem individuellen Zuſtande entſprang. Ein Dichter mußte kommen, der es verſtünde, die einmal in der Zeit gegebene und beinahe mitgeborene Sentimentalität oder Empfindſamkeit ſo zu beherrſchen, daß er frei mit ſeinen Empfindungen gebährend, ſie

naiv und unmittelbar, ſinnlich und lebendig, darſtelle, oder vielmehr geſtatte, daß ſie ſich ſelbſt (objektiv) geſtalten und darſtellen und zwar mit derſelben Sinnenwahrheit, wie etwa Bildſäulen getreu der Natur in allen Richtungen des Körpers daſtehen; ein Dichter, der wieder, den Minneſingern gleich, ſingend aus dem Stegreife ſich und ſein Herz ausſpreche, und den flüchtigen Gedanken, gepaart mit ſchönen Bildern ſeiner Phantaſie, ſchmucklos hinausſende in die Welt, wie Stimmen eines Begeiſterten oder Trunkenen, nicht um zu lehren, ſondern um mitzutheilen dem Weſen ſeiner Gattung, was er ſinne und empfinde, weil es ihn drängt nicht allein zu tragen, ſei es Leid oder Freud, ſei es Hoffen oder Zagen; ein Dichter, der im Epos und Drama Menſchen und Handlungen vorführt, wie er ſie im Leben und in der Phantaſie veredelt und verklärt geſchaut, doch immer treu nach der Natur und ſelbſt in überſinnlichen Geſtalten beſtimmte Umriſſe nach den Geſetzen der ſinnlichen Natur und einer durch Anmuth und Schönheit geregelten Einbildung befolgt. Und ſolch ein Dichter war Göthe. Doch ehe wir noch von dieſem außerordentlichen Genius ſprechen, müſſen wir eines Mannes gedenken, der auf die Entwickelung deſſelben mächtig eingewirkt und zu Ende dieſer Periode in der deutſchen Poeſie eine gewaltſame Umgeſtaltung vorbereitete. Johann Gottfried Herder (geb. 1744 zu Morungen in Preußen, geſt. 1803 zu Weimar) war der Sohn eines armen Schulmeiſters, der ſich durch alle Drangſale ſeiner hilfloſen und unberathenen Jugend, gleich Winkelmann, raſtlos ſtrebend, auf eine Höhe der Wiſſenſchaft und der Einſicht erhoben, womit er bald über alle ſeine Zeitgenoſſen emporragte. Zu dieſem Eifer geſellte ſich ein glühendes, für Menſchenwohl begeiſtertes Herz, zu der Schärfe ſeines Denkvermögens eine weitſchweifende Phantaſie, ſo daß ihm Poeſie und Kunſt Bedürfniß wurde, ohne jedoch die Gabe zu beſitzen ſein Inneres äußerlich bequem zu geſtalten. Er ſtudierte in Königsberg Theologie; wurde Lehrer an der Domſchule zu Riga, und reiſte dann mit einem Prinzen durch einen Theil von Deutſchland und Frankreich, bis er 1770 den Ruf als Hofprediger und Conſiſtorialrath zu Bückeburg erhielt. Ganz wie Leſſing umfaßte Herder das geſammte Gebiet der Wiſſenſchaften und trat wie jener überall

ſichtend, richtend, bahnend, niederreißend und bauend auf, nur daß ihm die Ruhe und Harmonie Leſſings, der überall beſtimmte Regeln ſetzte und deſſen folgerechte Lehrart fehlte, da er nicht ſelten dem Schwunge ſeiner Phantaſie und der Reizbarkeit ſeiner Empfindungen folgte und den Grundſatz aufſtellte, daß nur Naturpoeſie, wie ſie bei allen Völkern von ſelbſt entſtanden, wahre Dichtung und daß nur ein Genie befähigt ſei, ſie auszuüben. Daher bekämpft er mit Leſſing die Nachahmung der Franzoſen, aber auch die Nachahmung der Griechen und verlangte allenthalben Originalität. Darum ſuchte er auch bei den Griechen, Hebräern und Nordländern die Naturdichtung auf und beſtrebte ſich das Sinnliche und Leidenſchaftliche wie das Regelloſe derſelben in getreuen Ueberſetzungen nachzubilden, welche er dann ſpäter in den Stimmen der Völker mittheilte. So holte er das alte deutſche Volkslied aus ſeiner Vergeſſenheit wieder in's Leben, wie er denn überhaupt in allen Zweigen des Wiſſens auf den Urſprung und auf die Urzuſtände der Menſchenwelt zurückführte. In Straßburg lernte er Göthe kennen, der fünf Jahre jünger als er, ſich wie an einen Lehrer und väterlichen Freund anſchloß. Hier war es Oſſian und Shakespeare, die ihn vorzüglich beſchäftigten, und die begeiſterten Mittheilungen über dieſe Natur- und Volksdichter legte er in den Blättern für deutſche Art und Kunſt, die er gemeinſchaftlich mit Göthe herausgab, nieder. Um das gleichzeitige Beſtreben beider Männer anſchaulich zu machen, ſtehe hier die Bearbeitung eines alten Volksliedes:

Röslein auf der Haide,

von Herder.

Es ſah ein Knab' ein Röslein ſtehn,
Röslein auf der Haiden:
Sah, es war ſo friſch und ſchön,
Und blieb ſtehn es anzuſehn,
Und ſtand in ſüßen Freuden:
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden!

Der Knabe ſprach: ich breche dich,
Röslein auf der Haiden!
Röslein ſprach: ich ſteche dich,
Daß du ewig denkſt an mich,
Daß ichs nicht will leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden!

Doch der wilde Knabe brach
Das Röslein auf der Haiden,
Röslein wehrte ſich und ſtach,
Aber es vergaß darnach
Beim Genuß der Leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden!

Haidenröslein,

von Göthe.

Sah ein Knab' ein Röslein ſtehn,
Röslein auf der Haiden!
War ſo jung und morgenſchön,
Lief er ſchnell es nah zu ſehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Knabe ſprach: ich breche dich,
Röslein auf der Haiden!
Röslein ſprach: ich ſteche dich,
Daß du ewig denkſt an mich,
Und ich will's nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Haiden;
Röslein wehrte ſich und ſtach,

Aber es vergaß darnach
Beim Genuß der Leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Hat nicht ſchon in dieſem kleinen Liedchen der Jünger den Meiſter übertroffen? Das Sylbenmaß iſt erſtlich bei Göthe muſikaliſcher, ſtörend dagegen iſt der jambiſche Anfang der einzelnen Strophen bei Herder:

Es ſah ein Knab
Der Knabe ſprach u. ſ. w.

War ſo jung iſt leichter und anmuthiger, als: ſah, es war ſo friſch u. ſ. w.; auch iſt: Lief er ſchnell es nah zu ſehn viel lebendiger und ausdrucksvoller, als: Und blieb ſtehn es anzuſehn. In der zweiten Strophe iſt die Wiederholung des Bindewörtleins daß unbequem; deutlicher und leichter drückt ſich Göthe aus, als ob es hieße: kurzum ich will's nicht leiden. Proſaiſch iſt dann: Aber es vergaß darnach beim Genuß der Leiden.

Es iſt nichts bezeichnender, als was Zelter über dieſe beiden Männer in ſeiner markigen Weiſe ausſprach, indem er an Göthe ſchreibt: „In Ihrem Verhältniſſe zu Herder und deſſen ganzem Umfange iſt eine Ironie von höchſter Urbanität enthalten. Die Art wie Sie an ihm hinaufblicken, die edle Reverenz gegen einen ernſten, deutſchen, eifrigen, gelehrten, geiſtvollen, geiſtlichen Mann, der unvollendet geblieben, weil das Leben kurz und das Leiden und Suchen lang iſt, nimmt ſich ganz heroiſch ja herkuliſch aus. Aus dem Wenigen, was ich von Herder kenne und verſtehe, kommt es mir vor, wie einer der in tiefen und hohen dunklen Regionen Erkenntniß ſucht und manchmal länger ausbleibt, als wir andern Geduld haben zu erwarten, was er mitbringt. Dagegen Sie, wie ein fröhlicher Jäger, mit dem geprüften Werkzeuge neben uns zu verweilen ſcheinen, um richtig treffend herabzuholen was ſich errei-

chen läßt und man endlich brauchen lernt; ja wohl gar zu unſern Füßen uns zu zeigen, was wir in der Höhe ſuchten."

Recht zum Glücke der deutſchen Literatur haben ſich zwei einander ſo entgegengeſetzte Geiſter vereinigt, um im Sturme das zu erringen, was die deutſche Poeſie bald darauf ſo groß gemacht.

Göthe's Jugendjahre.

Wolfgang Göthe, zu Frankfurt a. M. geb. 1749, geſt. zu Weimar 1832, war der Sohn eines Frankfurter Rechtsgelehrten, der den erſten Unterricht von ſeinem wohlunterrichteten Vater erhielt und ſchon frühzeitig große Anlagen zu Kunſt und Wiſſenſchaft zeigte. Man muß ſeine Selbſtbiographie, die er unter dem Titel Dichtung und Wahrheit mitgetheilt, leſen, um ſich von der früheſten Entwickelung ſeines Geiſtes zu belehren. Wie ſchon in ſeiner Kindheit das Dichtertalent, genährt von der Mährchenwelt, ſich regte, ſchildert er ſelbſt in dem Gedichte: der neue Amadis. Auch eines Mährchens erwähnt er in Dichtung und Wahrheit*) aus jener Periode, wo ſchon prophetiſch ſein Kampf zwiſchen alter und neuer Zeit, ſentimentaliſch didaktiſcher und naiv plaſtiſcher Poeſie, und der Sieg der letztern dargeſtellt wird. In Leipzig ſollte er, nach des Vaters Wunſche, die Rechte ſtudieren, allein ihn zog der allgemeine Hang damaliger Jugend — es war zur Zeit als Klopſtock, Leſſing, Gleim, Ramler und die andern Dichter ſchon in ganz Deutſchland gefeiert wurden — zur Poeſie. Es iſt recht kläglich zu leſen, wie es dem armen Jünglinge erging, der weder bei ſeinem ernſthaften und nur auf ernſthafte Studien haltenden Vater, noch bei andern Männern ſich Rath's erholen konnte, weil Poeſie noch immer für nutzloſe Tändelei und mit Fleiß und Sittlichkeit unvereinbar gehalten wurde, wobei man nicht verſäumte auf Günther und ähnliche Geſellen warnend hin-

*) 1. Theil. S. 78. Der neue Paris.

zudeuten. Konnten auch Männer, wie Haller und Gellert, das Vorurtheil durch ihr Beiſpiel ſchwächen, ſo hatte man doch wieder die Freude, daß beide in vorgerückten Jahren der dichtenden Muſe abſchworen, jener ſeine Poeſien Jugendſünden nannte, deren er ſich ſchämte, dieſer ſeine Zuhörer ernſtlich abmahnte, Verſe zu machen. Gottſched blieb ſich zwar bis in ſein Alter getreu, allein der Beſuch Göthe's bei ihm, (der ſchon oben geſchildert worden) war eben nicht geeignet, Vertrauen zu ihm zu erwecken. So erzählt er ſelbſt, wie die gebildete Gattin eines Profeſſors, Madame Böhme, die ihn übrigens die feinern Sitten des Umgangs lehrte und dem ungezogenen Haufen renommiſtiſcher Studenten entzog, auch von ſeinen poetiſchen Beſtrebungen ablenkte. Inzwiſchen ward ihm Letzteres einerſeits erſprießlich, wie er ſelbſt erzählt. „Worauf aber, ſchreibt er, Madame Böhme den größten Einfluß bei mir hatte, war auf meinen Geſchmack freilich auf eine negative Weiſe, worin ſie jedoch mit den Kritikern vollkommen übereintraf. Das Gottſchediſche Gewäſſer hatte die deutſche Welt mit einer wahren Sündfluth überſchwemmt, welche ſogar über die höchſten Berge hinaufzuſteigen drohte. Bis ſich eine ſolche Flut wieder verläuft, bis der Schlamm austrocknet, dazu gehört viele Zeit, und da es der nachäffenden Poeten in jeder Epoche eine Unzahl gibt, ſo brachte die Nachahmung des Seichten, Wäßrigen einen ſolchen Wuſt hervor, von dem gegenwärtig kaum ein Begriff mehr geblieben iſt. Das Schlechte ſchlecht zu finden, war daher der größte Spaß, ja der Triumph damaliger Kritiker. Wer nur einigen Menſchenverſtand beſaß, oberflächlich mit den Alten, etwas näher mit den Neuern bekannt war, glaubte ſich ſchon mit einem Maßſtabe verſehen, den er überall anlegen könne. Madame Böhme war eine gebildete Frau, welcher das Unbedeutende, Schwache und Gemeine widerſtand; ſie war noch überdieß Gattin eines Mannes, der mit der Poeſie überhaupt in Unfrieden lebte und dasjenige nicht gelten ließ, was ſie allenfalls noch gebilligt hätte. Nun hörte ſie mir zwar einige Zeit mit Geduld zu, wenn ich ihr Verſe oder Poeſie von nahmhaften, ſchon im guten Anſehen ſtehenden Dichtern zu recitiren mir herausnahm: denn ich behielt nach wie vor Alles auswendig, was mir nur einigermaßen gefallen mochte; allein ihre

Nachgiebigkeit war nicht von langer Dauer. Das Erſte was ſie mir ganz entſetzlich herunter machte, waren die Poeten nach der Mode von Weiße, welche ſo eben mit großem Beifall öfters wiederholt wurden und mich ganz beſonders ergötzt hatten. Beſah ich nun freilich die Sache näher, ſo konnte ich ihr nicht Unrecht geben. Auch einigemal hatt' ich gewagt, ihr etwas von meinen eigenen Gedichten jedoch anonym vorzutragen, denen es denn nicht beſſer ging als der übrigen Geſellſchaft. Und ſo waren mir in kurzer Zeit die ſchönen bunten Wieſen in den Gründen des deutſchen Parnaſſes niedergemäht und ich ſogar genöthigt, das trocknende Heu ſelbſt mit umzuwenden und Dasjenige als todt zu verſpotten was mir kurz vorher eine ſo lebendige Freude gemacht hatte." — Als er nun vollends täglich von ſeinen Tiſchgenoſſen, die meiſt Mediciner waren, die Namen Linné und Büffon mit Ehrfurcht und Bewunderung ausſprechen hörte, während Dichter gar nicht oder mit Geringſchätzung erwähnt wurden, warf er alle ſeine niedergeſchriebenen Gedichte in's Feuer und ergab ſich auch ſelbſt auf eine Zeitlang naturhiſtoriſchen Studien. Indeſſen brach ſeine poetiſche Natur doch wieder hervor, als neue Erſcheinungen: Wieland's Muſarion, Leſſings Minna von Barnhelm und ſelbſt Gleims Grenadierlieder herauskamen, welche letztere ganz vorzüglich auch ſchon in Sachſen auf Friedrich den Großen hinwieſen, der immer mehr bei allen Deutſchen als Nationalheld zu gelten begann, wodurch denn auch der erſte wahre und höhere Lebensgehalt in die deutſche Poeſie gekommen. „Jede Nationaldichtung" ſagt Göthe ſelbſt, „muß ſchaal ſein oder ſchaal werden, die nicht auf dem Menſchlicherſten ruht, auf den Erzeugniſſen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann ſtehen. Könige ſind darzuſtellen in Krieg und Gefahr, wo ſie eben dadurch als die Erſten erſcheinen, weil ſie das Schickſal des Allerletzten beſtimmen und theilen und dadurch viel intereſſanter werden, als die Götter ſelbſt, die, wenn ſie die Schickſale beſtimmt haben, ſich der Theilnahme derſelben entziehen. In dieſem Sinne muß jede Nation, wenn ſie für irgend etwas gelten will, eine Epopöe beſitzen, wozu nicht gerade die Form des epiſchen Gedichts nöthig iſt." — So mochte ihn ſchon damals der Gedanke beſchäftigen, Epiſches und

zwar Nationalepiſches zu dichten und manche Entwürfe unvollendeter Verſuche mögen ſchon damals entſtanden ſein; doch werden wir ſehen wie in der Folge dergleichen Pläne bei ihm zu einem Nationaldrama umſchlugen, weil er ſich nicht überzeugen konnte oder ſeiner natürlichen Anlage nach nicht wollte, daß durch ein Epos allgemeines Intereſſe erzeugt werden könne. Deſto mehr zog ihn ſeine jugendliche Empfindſamkeit, die durch lebhafte Neigung für ein Mädchen noch erhöht wurde, zur Lyrik; nur wollte er nicht in das Weichliche der Graziendichter verfallen und ſuchte nach einer Form, die ihn der naiven Dichtweiſe der Griechen näher brächte. Ein von Kleiſt ausgeſprochenes Wort: „er ſei auf ſeinen Spaziergängen nicht müßig; ſondern gehe eben da auf Bilderjagd," gab ihm ſchon einen Fingerzeig, dem zu folgen war. Er ſuchte ſich nun auch in der freien Natur Bilder, um darnach Gedichte zu entwerfen; da aber die Gegend um Leipzig nur wenig dazu geeignet war, poetiſche Gedanken zu erwecken; ſo daß er Alles, was ihn erfreute oder quälte, oder ſonſt beſchäftigte, in ein Bild und dann in ein Gedicht verwandelte. Von der Lyrik ging er ſehr bald zur Dramatik über und aus dieſer Zeit ſind uns noch zwei Luſtſpiele geblieben: die Laune der Verliebten und die Mitſchuldigen. Das erſte, ein idylliſches Schauſpiel, wird gewiß noch heute mit Vergnügen geleſen, ja ſelbſt auf der Bühne geſehen; es erinnert wohl an jene Geßneriſche Manier, allein Empfindungen und Ausdruck haben ſchon ſo viel Wahrheit und Natur, wie keiner ſeiner Zeitgenoſſen aufweiſen kann. Ganz im franzöſiſchen Geſchmacke, zierlich und lebhaft iſt das Luſtſpiel: die Mitſchuldigen, das jedoch, ſoviel Vorliebe auch ſelbſt Göthe dafür hegte, ſich nie einer beſondern Gunſt bei dem Publikum erfreuen konnte, und man bedauert mit Recht, daß der Dichter auf ſo ſchlechte Charaktere und Zuſtände ſo Viel aufwenden mochte. Unter mehrern Bekannten und meiſt ältern Freunden, denen ſich Göthe darauf in Leipzig zugeſellte, iſt vor allen der berühmte Maler, Friedrich Oeſer zu nennen, bei welchem er das Zeichnen lernte. Dieſer Mann hatte durch ſeine Neigung zum Bedeutenden und Allegoriſchen, wodurch jedes ſeiner Gemälde immer etwas zu ſinnen gab, großen Einfluß auf ihn, indem er nicht nur den Geſchmack

in Kunſtſachen bildete, ſondern auch allen Beſtrebungen des Jünglings durch Aufmunterung und Belehrung eine ſichere Richtung zu geben wußte. Von der Art und Weiſe dieſes Mannes, wie er überall bedeutende Gedanken anzubringen pflegte, erzählt Göthe unter andern folgendes: „Oeſer hatte auf den Vorhang des neuen Theaters zu Leipzig die Muſen auf die Erde verſetzt, anſtatt ſie wie gewöhnlich ſchweben zu laſſen. Einen Vorhof zum Tempel des Ruhms ſchmückten die Statuen des Sophokles und Ariſtophanes, um welche ſich alle neuern Schauſpieldichter verſammelten. Hier nun waren die Göttinnen der Künſte gleichfalls gegenwärtig und Alles würdig und ſchön. Nun aber kommt das Wunderliche! durch die freie Mitte ſah man das Portal des Tempels und ein Mann in leichter Jacke ging zwiſchen beiden obgedachten Grappen, ohne ſich um ſie zu bekümmern, hindurch, grade auf den Tempel los; man ſah ihn daher im Rücken, er war nicht beſonders ausgezeichnet. Dieſer nun ſollte Shakespearen bedeuten, der ohne Vorgänger und Nachfolger, ohne ſich um die Muſter zu bekümmern, auf ſeine eigene Hand der Unſterblichkeit entgegengehe.“ Durch Oeſers belehrenden Umgang wurde er nun immer mehr mit der Kunſt befreundet und Winkelmanns damals erſcheinende Werke, wie auch Leſſing's Laokoon ſteigerten dieſe Neigung bis zur Begeiſterung. So ließ er wieder die deutſche Literatur aus den Augen und wandte ſich zu den geliebten Alten, „die wie ferne blaue Berge, deutlich in ihren Umriſſen und Maſſen, aber unkenntlich in ihren Theilen und Beziehungen, den Horizont ſeiner geiſtigen Wünſche begrenzten,“ und tauſchte ſeine deutſchen Bücher für griechiſche Autoren ein. Eine ſchwere Krankheit, die auch gehoben noch einige Spuren zurückließ, nöthigte ihn Leipzig zu verlaſſen und nach Hauſe zurückzukehren, wo er gepflegt von einer geliebten Schweſter, wieder genas und auf Geheiß des Vaters nach Straßburg zog, um daſelbſt ſeine juridiſchen Studien zu vollenden. Hier begann nun eigentliches Jugendleben, das er bisher in der herrſchenden Seelenſeuche jener Zeit, uneins mit ſich und der Welt, verſplittert und ſich ſelbſt vergällt hatte.

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibiſches Zagen,
Aengſtliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.
Allen Gewalten
Zum Trotz ſich erhalten;
Nimmer ſich beugen,
Kräftig ſich zeigen,
Rufet den Arm
Der Götter herbei.

Dieſes Liedchen aus ſeiner Jugendzeit ſchildert beiläufig die Stimmung, in der er voll Hoffnung und Lebensmuth nach Straßburg zog, wo mit ſeinem liebenswürdigen Aeußern und heitern Weſen gleichgeſtimmte Geſellen, in der Wiſſenſchaft Nahrung für Geiſt und Herz, überall wo er hinkam, Luſt, zuvorkommende Liebe und bald einen Freund fand, der ihn mächtig in ſeinem poſitiven Streben förderte. Welch einen Eindruck der Münſter, den er bei ſeiner Ankunft ſogleich beſtieg, auf den Jüngling machte, iſt in dem Aufſatze über altdeutſche Baukunſt (39. Bd. der ſämmtl. Werke) zu leſen. „Als ich das erſtemal," ſchreibt er, „nach dem Münſter ging, hatt' ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geſchmacks. Auf Hörenſagen ehrt' ich die Harmonie der Maſſen, die Reinheit der Formen, war ein abgeſagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten Gothiſcher Verzierungen. Unter die Rubrik Gothiſch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle ſynonymiſchen Mißverſtändniſſe, die mir von unbeſtimmtem, ungeordnetem, unnatürlichem, zuſammen geſtoppeltem, aufgeflicktem, überladenem, jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht geſcheidter als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbariſch nennt, hieß alles Gothiſch, was nicht in mein Syſtem paßte, von dem gedrechſelten, bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unſere bürgerlichen Edelleute ihre Häuſer ſchmücken, bis zu den ernſten Reſten der älteren deutſchen Baukunſt, über die ich, auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel, in den allgemeinen Geſang ſtimmte: „Ganz von Zierrath erdrückt!" und ſo graute mir's im Gehen vorm Anblick eines mißgeformten krausborſtigen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraſchte mich der Anblick, als ich davor trat; Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tauſend harmonirenden Einzelnheiten beſtand, ich wohl ſchmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie ſagen, daß es alſo mit den Freuden des Himmels ſei. Wie oft bin ich zurückgekehrt, dieſe himmliſch irdiſche Freude zu genießen, den Rieſengeiſt unſerer ältern Brüder in ihren Werken zu genießen. Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags zu ſchauen ſeine Würde und Herrlichkeit. Schwer iſt's dem Menſchengeiſt, wenn ſeines Bruders Werk ſo hoch erhaben iſt, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forſchendes Schauen ermattetes Auge mit freundlicher Ruhe gelabt, wenn durch ſie die unzähligen Theile zu ganzen Maſſen ſchmolzen, und nun dieſe, einfach und groß, vor meiner Seele ſtanden, und meine Kraft ſich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen. Da offenbarte ſich mir, in leiſen Ahnungen, der Genius des großen Werkmeiſters. Was ſtaunſt du, liſpelt er mir entgegen. Alle dieſe Maſſen waren nothwendig, und ſiehſt du ſie nicht in allen älteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürlichen Größen hab' ich zum ſtimmenden Verhältniß erhoben. Wie über dem Haupteingange, der zwei kleinere zur Seite beherrſcht, ſich der weite Kreis des Fenſters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet und ſonſt nur Tageloch war, wie hoch darüber der Glockenplatz die kleineren Fenſter forderte! das all' war nothwendig und ich bildete es ſchön. Aber ach, wenn ich durch die düſteren erhabenen Oeffnungen hier zur Seite ſchwebe, die leer und vergebens da zu ſtehen ſcheinen. In ihre kühne ſchlanke Geſtalt hab' ich die geheimnißvollen Kräfte verborgen, die jene beiden Thürme hoch in die Luft heben ſollten, deren, ach, nur einer traurig da ſteht, ohne den fünfgethürmten Hauptſchmuck, den ich ihm beſtimmte, daß ihm und ſeinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten. — Und ſo ſchied er von mir, und ich verſank in theilnehmende Traurigkeit, bis die Vögel des Morgens, die in ſeinen tauſend Oeffnungen wohnen, der Sonne entgegen jauchzten, und mich aus dem Schlummer weckten. Wie friſch leuchtet er im Morgenduftglanz

mir entgegen, wie froh konnt' ich ihm meine Arme entgegen ſtrecken, ſchauen die großen harmoniſchen Maſſen, zu unzählig kleinen Theilen belebt: wie in Werken der ewigen Natur, bis auf's geringſte Zäſerchen, alles Geſtalt, und alles zweckend zum Ganzen; wie das feſtgegründete ungeheuere Gebäude ſich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen alles und doch für die Ewigkeit. Deinem Unterricht dank' ich's, Genius, daß mir's nicht mehr ſchwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ſich ſenkt ein Tropfen der Wonneruh des Geiſtes, der auf ſolch' eine Schöpfung herabſchauen und Gott gleich ſprechen kann: es iſt gut!"

Befreite ſich der junge Göthe alſo von der einſeitigen Bewunderung der griechiſchen Kunſt, ſo machte er ſich bald darauf von der, den Deutſchen damals eingewurzelten Vorliebe für alles Franzöſiſche mit demſelben Glücke los. Denn hier auf franzöſiſchem Gebiete hatte er mit ſeinen Freunden eben Gelegenheit die Sitten dieſes Volkes, deſſen Literatur und Denkweiſe recht genau kennen zu lernen und die vornehme Unnatur und Seichtigkeit, wie die Nüchternheit und Kälte der franzöſiſchen Poeſie einzuſehen, um ſich deſto lieber zum Volksmäßigen, Natürlichen, Gehaltvollen und Gemüthlichen hinzuwenden, wovon die lebendigſten Keime in deutſcher Kunſt und Art vorzufinden und alſo weiter auszubilden und zu entwickeln waren. In dieſem Anlaufe kamen ihm Studien des Mittelalters und dann Shakespeare, den er nun wieder im Original und in der Ueberſetzung vornahm, trefflich zu Hilfe. Zu gleicher Zeit machte er, wie ſchon oben erwähnt wurde, Herder's Bekanntſchaft und wurde in allen ſeinen jetzigen Anſichten nur mehr beſtärkt und im Poetiſchen zum Volksliede zurückgeführt. Mit Herder lernte er auch den trefflichen Roman des brittiſchen Dichters Goldſmith: der Landprediger von Wakefield kennen, wo ihm eine idylliſche Natur aufging, die er vergebens in Geßner's Schäferwelt geſucht hatte. Wunderbar fügte es ſich, daß er eben damals ein getreues Abbild dieſer Idylle in der Familie eines Land-Predigers fand. Es war dies in Suſenheim, wo Friederike, die Tochter des daſigen Predigers, ein liebenswürdiges Landmädchen die zarteſten Empfindungen ſeines Herzens und ſeiner Lyrik erweckte. Da dieſe Neigung durch einen großen Theil ſeines Lebens und

viele ſeiner Dichtungen elegiſch nachklingt, wollen wir ihn ſelbſt das Mädchen ſchildern laſſen.

„Ich konnte," ſchreibt er, „mit einiger Aufmerkſamkeit an dieſem Morgen Friedrikens ganzes Weſen gewahr werden, dergeſtalt, daß ſie mir für die ganze Zeit immer dieſelbe blieb. Schon die freundlichen, vorzüglich an ſie gerichteten Grüße der Bauern gaben zu verſtehen, daß ſie ihnen wohlthätig ſei und ihr Behagen errege. Zu Hauſe ſtand die ältere der Mutter bei; Alles was körperliche Anſtrengung erforderte, ward nicht von Friederiken verlangt, man ſchonte ſie, wie man ſagte, ihrer Bruſt wegen."

„Es gibt Frauensperſonen die uns im Zimmer beſonders wohl gefallen, andere die ſich beſſer im Freien ausnehmen; Friederike gehörte zu den letztern. Ihr Weſen, ihre Geſtalt trat niemals reizender hervor, als wenn ſie ſich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte; die Anmuth ihres Betragens ſchien mit der beblümten Erde, und die unverwüſtliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern. Dieſen erquicklichen Aether, der ſie umgab, brachte ſie auch mit nach Hauſe, und es ließ ſich bald bemerken, daß ſie Verwirrungen auszugleichen und die Eindrücke kleiner unangenehmer Zufälligkeiten leicht wegzulöſchen verſtand."

„Die reinſte Freude die man an einer geliebten Perſon finden kann, iſt die, zu ſehen, daß ſie andere erfreut. Friedrikens Betragen in der Geſellſchaft war allgemein wohlthätig. Auf Spaziergängen ſchwebte ſie, ein belebender Geiſt, hin und wieder, und wußte die Lücken auszufüllen, welche hier und da entſtehen mochten. Die Leichtigkeit ihrer Bewegungen haben wir ſchon gerühmt, und am allerzierlichſten war ſie, wenn ſie lief. So wie das Reh ſeine Beſtimmung ganz zu erfüllen ſcheint, wenn es leicht über die keimenden Saaten wegfliegt, ſo ſchien auch ſie ihre Art und Weiſe am deutlichſten auszudrücken, wenn ſie etwas Vergeſſenes zu holen, etwas Verlorenes zu ſuchen, ein entferntes Paar herbeizurufen, etwas Nothwendiges zu beſtellen, über Rain und Matten leichten Laufes hineilte. Dabei kam ſie niemals außer Athem, und blieb völlig im Gleichgewicht; daher mußte die allzu große Sorge der Eltern für ihre Bruſt manchem übertrieben ſcheinen." —

Manch anmuthiges Liedchen aus dieſer Zeit iſt noch in ſeiner

Sammlung vorhanden und wir führen nur das Mailied an, um zu zeigen, wie ganz anders die Empfindung in ſeiner Dichtung lebt, als in den gezwungenen, gezierten, mehr dem Verſtande als dem Herzen entquollenen Liedern der bisherigen deutſchen Dichter. Selbſt über Klopſtock erhebt er ſich durch die leichte, freie und volksthümliche Weiſe und dadurch, daß er durch den Reim den höchſten muſikaliſchen Wohlklang und eine bequeme Auffaſſung fördert.

Mailied.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tauſend Stimmen
Aus dem Geſträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Bruſt.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Luſt!

O Lieb', o Liebe!
So golden ſchön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du ſegneſt herrlich
Das friſche Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich Dich!
Wie blickt Dein Auge!
Wie liebſt du mich!

So liebt die Lerche
Geſang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft.

Wie Ich Dich liebe
Mit warmem Blut,
Die Du mir Jugend
Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen gibſt.
Sei ewig glücklich,
Wie Du mich liebſt!

Wohl iſt auch hier noch die Sentimentalität vorherrſchend, allein ſie iſt nicht künſtlich und gemacht, ſondern unmittelbar hervorgehend aus dem Gemüthe, ſo daß man die Verſe ſingen hört und der Geſang lange nachklingt, wie bei Allem, was aus wahrer Empfindung entſpringt. In dieſem ſtillheitern Kreiſe ließ er ſein von der Mutter geerbtes Erzählungstalent wieder walten; die neue Meluſine, die er hernach niederſchrieb und in ſeinen Wanderjahren abdrucken ließ, iſt aus dieſer Zeit. Merkwürdig iſt, was er bei dieſer Gelegenheit über das Märchen im Allgemeinen und dann auch das Erzählen, als die urſprüngliche, wirkſamere Mittheilungsweiſe der Dichter ſagt: „Mir gelang, was den Erfinder und Erzähler ſolcher Productionen belohnt, die Neugierde zu erregen, die Aufmerkſamkeit zu feſſeln, zu voreiliger Auflöſung undurchdringlicher Räthſel zu reizen, die Erwartungen zu täuſchen, durch das Seltſamere, das an die Stelle des Seltſamen tritt, zu verwirren, Mitleid und Furcht zu erregen, beſorgt zu machen, zu rühren und endlich durch Umwendung eines ſcheinbaren Ernſtes in geiſtreichen und heitern Scherz das Gemüth zu befriedigen, der Einbildungskraft Stoff zu neuen Bildern und dem Verſtande zu fernerm Nachdenken zu hinterlaſſen."

„Sollte jemand künftig dieſes Märchen gedruckt leſen und zweifeln, ob es eine ſolche Wirkung habe hervorbringen können, ſo

bedenke derſelbe, daß der Menſch eigentlich nur berufen iſt, in der Gegenwart zu wirken. Schreiben iſt ein Mißbrauch der Sprache, ſtille für ſich leſen ein trauriges Surrogat der Rede. Der Menſch wirkt alles was er vermag auf den Menſchen durch ſeine Perſönlichkeit, die Jugend am ſtärkſten auf die Jugend, und hier entſpringen auch die reinſten Wirkungen. Dieſe ſind es, welche die Welt beleben, und weder moraliſch noch phyſiſch ausſterben laſſen. Mir war von meinem Vater eine gewiſſe lehrhafte Redſeligkeit angeerbt; von meiner Mutter die Gabe, Alles was die Einbildungskraft hervorbringen, faſſen kann, heiter und kräftig darzuſtellen, bekannte Märchen aufzufriſchen, andere zu erfinden und zu erzählen, ja im Erzählen zu erfinden. Durch jene väterliche Mitgift wurde ich der Geſellſchaft mehrentheils unbequem: denn wer vermag gern die Meinungen und Geſinnungen des andern hören, beſonders eines Jünglings, deſſen Urtheil, bei lückenhafter Erfahrung, immer unzulänglich erſcheint. Meine Mutter hingegen hatte mich zur geſellſchaftlichen Unterhaltung eigentlich recht ausgeſtattet. Das leerſte Märchen hat für die Einbildungskraft ſchon einen hohen Reiz und der geringſte Gehalt wird vom Verſtande dankbar aufgenommen."

„Durch ſolche Darſtellungen, die mich gar nichts koſteten, machte ich mich bei Kindern beliebt, erregte und ergötzte die Jugend und zog die Aufmerkſamkeit älterer Perſonen auf mich. Nur mußte ich in der Societät, wie ſie gewöhnlich iſt, ſolche Uebungen gar bald einſtellen, und ich habe nur zu ſehr an Lebensgenuß und freier Geiſtesförderung dadurch verloren; doch begleiteten mich jene beiden älterlichen Gaben durch's ganze Leben, mit einer dritten verbunden, mit dem Bedürfniß, mich figürlich und gleichnißweiſe auszudrücken. In Rückſicht dieſer Eigenſchaften, welche der ſo einſichtige als geiſtreiche Doctor Gall, nach ſeiner Lehre, an mir erkannte, betheuerte derſelbe, ich ſei eigentlich zum Volksredner geboren. Ueber dieſe Eröffnung erſchrack ich nicht wenig: denn hätte ſie wirklich Grund, ſo wäre, da ſich bei meiner Nation nichts zu reden fand, alles Uebrige, was ich vornehmen konnte, leider ein verfehlter Beruf geweſen." —

Nun mußte Göthe, als ſeine akademiſche Zeit abgelaufen und er Straßburg verlaſſen ſollte, freilich auch Friederiken verlaſſen

und es ahnte ihm, daß er ſie nie mehr ſehen würde und eine elegiſche Stimmung hauchte ihm folgendes Abſchiedslied ein:

Der Abſchied.

Es ſchlug mein Herz; geſchwind zu Pferde!
Es war gethan, faſt eh' gedacht;
Der Abend wiegte ſchon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon ſtand im Nebelkleid' die Eiche,
Ein aufgethürmter Rieſe, da,
Wo Finſterniß aus dem Geſträuche
Mit hundert ſchwarzen Augen ſah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde ſchwangen leiſe Flügel,
Umſauſten ſchauerlich mein Ohr;
Die Nacht ſchuf tauſend Ungeheuer;
Doch friſch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Glut!

Dich ſah ich, und die milde Freude
Floß von dem ſüßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für Dich.
Ein roſenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Geſicht,
Und Zärtlichkeit für mich — Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch, ach, ſchon mit der Morgenſonne
Verengt der Abſchied mir das Herz:
In Deinen Küſſen, welche Wonne!
In Deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, Du ſtandſt und ſahſt zur Erden,
Und ſahſt mir nach mit naſſem Blick:
Und doch, welch' Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch' ein Glück!

Doch so elegisch auch dies Gedicht sei, so ist doch die Klage männlich und natürlich gehalten und es offenbart sich schon hier, wie in seinen nachmaligen Werken, das Ringen und Streben aller kränkelnden Sentimentalität quitt zu werden und starkmuthig zu tragen, was nicht zu ändern, aber fortschreitend ohne hemmende Selbstquälerei im Guten und Schönen „resolut" zu leben.

Indessen ging das nicht so leicht als er sich's vorgenommen und die erste Zeit seines Aufenthalts wurde zu Frankfurt in peinlicher Unruhe zugebracht. Da unternahm er, um sein Gemüth zu beruhigen, Wanderungen in die umliegende Gegend, so daß man ihn allenthalben den Wanderer nannte. „Ich gewöhnte mich," schreibt er selbst, „auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwischen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern. Oft ging ich allein oder in Gesellschaft durch meine Vaterstadt, als wenn sie mich nichts anginge, speiste in einem der großen Gasthöfe in der Fahrgasse und zog nach Tische meines Wegs weiter fort. Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs sang ich mir seltsame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine unter dem Titel Wanderers Sturmlied übrig ist. Ich sang diesen Halbunsinn leidenschaftlich vor mich hin, da mich ein schreckliches Wetter unterwegs traf, dem ich entgegen gehen mußte." Hier ist es:

Wanderers Sturmlied.

Wen Du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer über's Herz.
Wen Du nicht verlässest, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schloßensturm
Entgegen singen,
Wie die Lerche,
Du da droben.

Den du nicht verlässest, Genius,
Wirst ihn heben über'n Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln;

Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Ueber Deukalions Flutſchlamm,
Python tödtend, leicht, groß,
Pythius Apollo.

Den Du nicht verläſſeſt, Genius,
Wirſt die wollnen Flügel unterſpreiten,
Wenn er auf dem Felſen ſchläft,
Wirſt mit Hüterſittigen ihn decken
In des Haines Mitternacht.
Wen Du nicht verläſſeſt, Genius,
Wirſt im Schneegeſtöber
Wärmumhüllen:
Nach der Wärme ziehn ſich Muſen,
Nach der Wärme Charitinnen.

Umſchwebet mich, Ihr Muſen,
Ihr Charitinnen;
Das iſt Waſſer, das iſt Erde,
Und der Sohn des Waſſers und der Erde,
Ueber den ich wandle,
Göttergleich.

Ihr ſeid rein, wie das Herz der Waſſer,
Ihr ſeid rein, wie das Mark der Erde,
Ihr umſchwebt mich und ich ſchwebe
Ueber Waſſer, über Erde,
Göttergleich.

Soll der zurückkehren
Der kleine, ſchwarze, feurige Bauer!
Soll der zurückkehren, erwartend
Nur Deine Gaben, Vater Bromius,
Und hellleuchtend umwärmend Feuer!
Der kehren muthig?
Und ich, den Ihr begleitet,
Muſen und Charitinnen alle,
Den Alles erwartet, was Ihr,
Muſen und Charitinnen,
Umkränzende Seligkeit
Rings um's Leben verherrlicht habt,
Soll muthlos kehren?

Vater Bromius!
Du biſt Genius,
Jahrhunderts Genius,
Biſt, was innre Glut
Pindarn war,
Was der Welt
Phöbus Apoll iſt.

Weh'! Weh'! Innre Wärme,
Seelenwärme,
Mittelpunkt!
Glüh' entgegen
Phöb' — Apollen;
Kalt wird ſonſt
Sein Fürſtenblick
Ueber Dich vorübergleiten,
Neidgetroffen
Auf der Ceder Kraft verweilen,
Die zu grünen
Sein nicht harrt.

Warum nennt mein Lied Dich zuletzt?
Dich, von dem es begann,
Dich, in dem es endet,
Dich aus dem es quillt,
Jupiter Pluvius!
Dich, Dich ſtrömt mein Lied,
Und kaſtaliſcher Quell
Rinnt ein Rebenbach,
Rinnet Müßigen,
Sterblich Glücklichen,
Abſeits von Dir,
Der du mich faſſend deckſt,
Jupiter Pluvius!

Nicht am Ulmenbaum
Haſt Du ihn beſucht,
Mit dem Taubenpaar
In dem zärtlichen Arm,
Mit der freundlichen Roſ' umkränzt,
Tändelnden ihn, blumenglücklichen
Anakreon,
Sturmathmende Gottheit!

Nicht im Pappelwald
An des Sybaris Strand,

An des Gebirgs
Sonnebeglänzter Stirn nicht
Faßteſt Du ihn,
Den blumenſingenden
Honig lallenden
Freundlich winkenden
Theokrit.

Wenn die Räder raſſelten
Rad an Rad raſch um's Ziel weg,
Hoch flog
Siegdurchglühter
Jünglinge Peitſchenknall,
Und ſich Staub wälzt',
Wie vom Gebirg' herab
Kieſelwetter in's Thal,
Glühte Deine Seel' Gefahren, Pindar,
Muth. — Glühte? —
Armes Herz!
Dort auf dem Hügel,
Himmliſche Macht!
Nur ſo viel Glut,
Dort meine Hütte,
Dorthin zu waten!

Es iſt eine Ode, worin alle Regelloſigkeit des Sylbenmaßes, der Wendungen und ſelbſt der Sprache die Gewalt der Empfindung beurkunden, welche den Dichter trieb. Seinen Genius, ſeinen nach dem Höchſten ſtrebenden Genius ruft er an und hält ſich für ſtark genug jedem Sturme zu trotzen, ſo lange er bei ihm verweile, ihm inne wohne. Daß hier der Sturm der Leidenſchaft unter dem Sturme der Natur und des Ungewitters dargeſtellt werde, erhöht das poetiſche Leben und es iſt durchaus natürlich, daß man unempfindlich wird gegen äußeres Ungemach, wenn es im Innern ſtürmt. Indeſſen wird dieſe Ode — was meiſt allen Oden von hinreißender und gewaltiger Begeiſterung eigen iſt — nicht ſo leicht verſtändlich und es bedarf einiges Nachdenkens, um ſich den Zuſammhang klar zu machen. Zuvörderſt iſt es nothwendig, zwei Theile zu unterſcheiden. Der erſte reicht nun bis zu der fünften Strophe:

und ſchildert das hohe Selbſtgefühl des Wanderers, daß er „Göt=ter gleich über der Erde ſchwebe," die ihm nichts anhaben könne. Der zweite Theil beginnt mit den Worten:

Soll der zurückkehren
Der kleine, ſchwarze, feurige Bauer?

und wir ſind genöthigt uns eine Pauſe zu denken, worin der Wanderer eine Herberge erreicht und daſelbſt einen andern Wan=dersmann findet, einen Menſchen ohne Genius, deſſen Reiſeziel nur Vater Bromius oder Bachus, der Geber irdiſcher Güter und ſinnlicher Genüſſe, nicht Phöbus Apollo iſt. Nun hat aber dieſer Bauer eben ſo muthig, wie er, beſtanden, und unſer Sänger wirft ſich den Unmuth vor, der ihn wohl am Ende über das ungeſtüme Wetter erfaſſen mochte:

Soll der zurückkehren?
Der kehren muthig?

den nur irdiſche Gaben erwarten und ich den alle Seligkeit erwar=tet, welche Muſen und Grazien dem Leben verleihen

Soll muthlos kehren?

Nun kommt ſtrafende Satyre über den Geiſt der Zeit, deren Genius Vater Bromius, nicht Phöbus Apollo iſt. Als den Re=präſentanten der geſammten Dichterwelt nennt er den größten aller griechiſchen Odendichter Pindar, deſſen Schwung und dithyram=biſche Begeiſterung er eben ſo glücklich gegeben. Der Gedanke an Phöbus Apollo gibt dem Sänger neue Kraft; dieſer Gott müßte ihn verachten, wenn er verzagen könnte; zagt denn die Ceder im Sturme und bedarf ſie des ſchirmenden Gottes, um zu grünen? Nun wendet er ſich an Jupiter Pluvius, den Gott des Re=gens und der Stürme, der ihm auch ein Apoll d. h. ein Vater der Muſen iſt, denn nicht dem blumenglücklichen, tändelnden

Anakreon, nicht dem blumenſingenden, honiglallenden, freundlich winkenden Theokrit, ſondern dem glühenden Pindar, wenn in dem gefährlichen Spiele der Renner wie Kieſelwetter herab in's Thal die Wagen raſſelten Rad an Rad, hauchte die Muſe die begeiſterten Siegeshymnen ein. So gibt er in einem großartigen Bilde die Lehre der neuen Poetik: daß weichliche Gefühle wenig taugen, Poetiſches hervorzubringen, ſondern daß nur ſtarke Seelen die großer Leidenſchaften und ſtürmiſcher Affekte fähig aber auch mächtig ſind, wahrhaft Großes erzeugen.

Beſchwichtigte er ſo durch Umherſchweifungen in der Gegend und durch lyriſchen Erguß ſeiner Empfindungen den herben Schmerz, ſo that er dies auch zugleich durch Beſchäftigungen aller Art. Im Mannheimer Antikenſaale war wieder ſein Sinn für griechiſche Plaſtik geweckt; nun ſchaffte er ſich in Frankfurt eine Sammlung antiker Gypsabdrücke an und vertiefte ſich mehr und mehr in dieſe Welt der naiven Kunſt, die ihn immer mehr der Sentimentalität entziehen ſollte. Er ſtudierte die ältere Geſchichte der Deutſchen, er zeichnete im Freien, er machte allerlei Entwürfe zu größern Dichtungen und gab einzelne Flugſchriften, ohne ſich zu nennen heraus. Nach einem kurzen Aufenthalt zu Wetzlar, wo er beim Kammergericht ſeine juridiſchen Lehrjahre durchmachte und zu Gießen und Darmſtadt, ging er wieder nach Frankfurt, wo er mit Schloſſer, ſeinem künftigen Schwager, Merk, einem lebhaften und originellen Manne, der den feinſten Geſchmack in der Kunſt und eine eigene Luſt hatte, Göthe immer zu neuen poetiſchen Schöpfungen zu ermuntern, bekannt wurde. Dieſe Männer verbanden ſich mit Herder und andern Gelehrten der Gegend zur Herausgabe der Frankfurter Anzeigen, und es ſind im 33. Bd. ſeiner Werke noch mehrere Rezenſionen von dem jungen Dichter zu leſen, die an Friſche und Genialität vor den bisherigen Aufſätzen dieſer Art, beſonders in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte, ungemein abſtechen.

Bald darauf, es war im Jahre 1773, begann er aber eine Schöpfung, welche an Originalität und Volksthümlichkeit alles überragt, was bisher von Deutſchen gedichtet worden, und wodurch er insbeſondere der dramatiſchen Poeſie eine ganz neue Richtung

gab. Wir meinen das Schauſpiel Götz von Berlichingen. Wie es entſtanden, wollen wir nun mit ſeinen Worten anführen: „Durch die fortdauernde Theilnahme an Shakespeare's Werken,“ ſchreibt er, „hatte ich mir den Geiſt ſo ausgeweidet, daß mir der enge Bühnenraum und die kurze, einer Vorſtellung zugemeſſene Zeit keineswegs hinlänglich ſchienen, um etwas Bedeutendes vorzutragen. Das Leben des biedern Götz von Berlichingen, von ihm ſelbſt geſchrieben, trieb mich in die hiſtoriſche Handlungsart, und meine Einbildungskraft dehnte ſich dergeſtalt aus, daß auch meine dramatiſche Form alle Theatergränzen überſchritt, und ſich den lebendigen Ereigniſſen mehr und mehr zu nähern ſuchte. Ich hatte mich davon, ſo wie ich vorwärts ging, mit meiner Schweſter umſtändlich unterhalten, die an ſolchen Dingen mit Geiſt und Gemüth Theil nahm, und ich erneuerte dieſe Unterhaltung ſo oft, ohne nur irgend zum Werke zu ſchreiten, daß ſie zuletzt ungeduldig und wohlwollend dringend bat, mich nur nicht immer mit Worten in die Luft zu ergehen, ſondern endlich einmal das, was mir ſo gegenwärtig wäre, auf das Papier feſtzubringen. Durch dieſen Antrieb beſtimmt, fing ich eines Morgens zu ſchreiben an, ohne daß ich einen Entwurf oder Plan vorher feſtgeſetzt hätte. Ich ſchrieb die erſten Scenen und Abends wurden ſie Cornelien vorgeleſen. Sie ſchenkte ihnen vielen Beifall, jedoch nur bedingt, indem ſie zweifelte, daß ich ſo fortfahren würde, ja, ſie äußerte ſogar einen entſchiedenen Unglauben an meine Beharrlichkeit. Dieſes reizte mich nur um ſo mehr; ich fuhr den nächſten Tag fort, und ſo den dritten; die Hoffnung wuchs bei den täglichen Mittheilungen, auch mir ward Alles von Schritt zu Schritt lebendiger, indem mir ohnehin der Stoff durchaus eigen geworden; und ſo hielt ich mich ununterbrochen an das Werk, das ich geradesweges verfolgte, ohne weder rückwärts noch rechts noch links zu ſehen, und in etwa ſechs Wochen hatte ich das Vergnügen, das Manuſkript geheftet zu erblicken.“ —

Auf ſeine Koſten mußte er es drucken laſſen und deshalb Schulden machen. Obwohl es nicht unter ſeinem Namen erſchien, kam man doch bald auf den Verfaſſer. Der allgemeine Beifall war außerordentlich; eine Dichtung aus einer Zeit, deren Erinne-

rung den Deutſchen ſo theuer iſt, mußte alle Herzen ergreifen. Eine gewaltige Aufregung brachte das Meiſterwerk unter den alten und jungen Dichtern; Voß, Bürger, Heinſe, Claudius, Gotter, Klinger und die übrigen ſchrieben einander mit Begeiſterung die Nachricht; „haſt du Götz von Berlichingen ſchon geleſen" heißt es, „zur Erquickung deiner Seele ſende ich dir Götz von Berlichingen," ſchreibt Voß, und Alles ergießt ſich in Entzücken und Bewunderung.

Man ſieht in dieſem Schauſpiele nicht Nachahmung Shakespeare's, ſondern die durch einen genialiſchen Schöpfer in einem verwandten Geiſte angeregte Begeiſterung. Im Dialog ſetzte er Leſſings Grundſätze der Natürlichkeit nur mit größerer Kühnheit durch, denn außer dem Versbau und allem erhöhenden Schmuck, verwarf er auch die Geſetze der ſchriftlich aufgefaßten Sprache in einem Grade, wie es vor ihm noch Niemand gewagt hatte. Er wollte durchaus keine dichteriſche Umſchreibung, die Darſtellung ſollte die Sache ſelbſt ſein, und ſo ließ er täuſchend genug, wenigſtens für diejenigen, welche die geſchichtlichen Denkmäler nicht kennen, worin unſre Altvordern zelbſt reden, den Ton eines entfernten Zeitalters hören. Die altdeutſche Treuherzigkeit hat er auf das rührendſte ausgedrückt, die mit wenigen Strichen angedeuteten Situationen wirken unwiderſtehlich, und obendrein hat das Ganze einen großen hiſtoriſchen Sinn; es ſtellt nämlich den Kampf einer abſcheidenden und einer beginnenden Zeit vor, des Jahrhunderts der rauhen aber kräftigen Unabhängigkeit, und des folgenden der politiſchen Zahmheit, was er auch ſelbſt im beigefügten Prologe ausgeſprochen hat:

Götz von Berlichingen.

So auch der Deutſche gern. Auf dieſem Pfade
Naht frei entwickelt ſich ein reich Gebild.
Auch dieſes bittet: Schenkt ihm Gunſt und Gnade!
Die bunten Züge muſtert freundlich mild,
Alsdann vernehmt, ganz zur gerechten Stunde
Was es verbirgt im tiefſten Hintergrunde.

Die Schreckenstage die ein Reich erfährt,
Wo jeglicher befiehlt und keiner hört,
Wo das Geſetz verſtummt, der Fürſt entflieht,
Und niemand Rath und niemand Rettung ſieht,
Die ſchildr' ich nicht: denn ewig ungepaart
Bleibt ſolchem Feſt Erinnrung ſolcher Art.

Doch dieſes Bild führt uns heran die Zeit,
Wo Deutſchland, in und mit ſich ſelbſt entzweit,
Verworren wogte, Zepter, Krummſtab, Schwert,
Feindſelig eins dem andern zugekehrt;
Der Bürger ſtill ſich hinter Mauern hielt,
Des Landmanns Kräfte kriegeriſch aufgewühlt;
Wo auf der ſchönen Erde nur Gewalt,
Verſchmitzte Habſucht, kühne Wagniß galt.

Ein deutſches Ritterherz empfand mit Pein
In dieſem Wuſt den Trieb gerecht zu ſein.
Bei manchen Zügen die er unternahm,
Er half und ſchadete, ſo wie es kam,
Bald gab er ſelbſt, bald brach er das Geleit,
That Recht und Unrecht in Verworrenheit,
So daß zuletzt die Woge die ihn trug
Auf ſeinem Haupt verſchlingend überſchlug;
Er würdig-kräft'ger Mann, als Macht gering
Im Zeitſturm unwillig unterging.

Ihm ſteht entgegen, ſelbſt gewiß, in Pracht
Des Pfaffenhofes liſtgeſinnte Macht,
Gewandter Männer weltlicher Gewinn
Und leidenſchaftlich wirkend Frauenſinn.
Das wankt und wogt, ein ſtreitend Gleichgewicht,
Die Ränke ſiegen, die Gewalt zerbricht.
Zur Seite ſteht des Landmanns Heiterkeit,
Der jeden Tag des Leiblichen ſich freut.
Und fernerhin Zigeuner zeigen an,
Es ſei um Ordnung in dem Reich gethan.
Denn wie die Schwalbe Sommer deutend ſchwebt,
So melden ſie daß man im Düſtern lebt,
Sind räuberiſch, entführen oft zum Scherz
Wahrſagerinnen, Menſchen Geiſt und Herz.

Man müßte ein ganzes Buch ſchreiben, um dieſes große Nationalwerk nach Würden und Verdienſt zu ſchildern, aufzuzählen alle die glücklichen Griffe, die der Verfaſſer in das deutſche Volksleben gethan, alle die Züge nachzuweiſen, durch welche es ſeiner Zeit und jeder kommenden ſo theuer geworden iſt. Da iſt Alles Leben und Fülle, wie es ſich beim Ausgang des Mittelalters in Deutſchland regte: die Rüſtigkeit des Ritters mit ſeinem Buben, die Bauern, die nach langer Knechtſchaft auf dem Sprunge ſtehen, der einfältige Mönch, der es mit dem Volke hält und dann die fürſtliche Hofhaltung des Biſchofs! Welch eine köſtliche Scene iſt die im Speiſeſaale zu Bamberg, wo der Biſchof einen Profeſſor fragt, wie der Kaiſer geheißen, der das corpus juris geſchrieben, und der Abt meint in dieſer Sammlung aller Geſetze müßten auch die zehn Gebote ſtehen. Ferner der ritterliche Weislingen im Pfaffenſolde und in den Netzen der reizenden Adelheid, dann das Bürger- und Philiſterthum in Heilbronn, die Reichsarmee gegen Götz, am Ende ſeine Gefangennehmung und damit nichts fehle die Scenerie dieſer Zeit vollſtändig zu machen, das heimliche Gericht, welches den Stab bricht über die Buhlerin. Am wärmſten hat ſich über Götz von Berlichingen die Franzöſin Stael Holſtein ausgeſprochen: „Die Einfalt der Ritterſitten," ſchreibt ſie in ihrem Deutſchland, „iſt mit unendlichem Reize in Götz geſchildert. Der alte Götz, immer im Schlachtengetümmel, im Harniſch bei Tag und Nacht, zu Roß, und nie ſich ausruhend, als wenn er in ſeiner Burg belagert wird, nur auf Krieg und Fehde bedacht, nur Krieg und Fehde athmend; dieſer alte Götz gibt uns den höchſten Begriff von Intereſſe und der Thätigkeit des damaligen Lebens. Seine Tugenden, wie ſeine Fehler ſind ſtark ausgeſprochen; nichts iſt edler, als ſeine Freundſchaft gegen Weislingen, der ehedem ſo treu an ihm hing, hernach ſein Feind ward und ihn endlich verrieth. Die Empfindſamkeit unter dem eiſernen Panzer eines unerſchrockenen Kriegers ſpricht das Gemüth von einer ganz neuen Seite an; wir haben Zeit, in unſerm unthätigen Leben, nach Muſe und Bequemlichkeit zu lieben; aber jene Blitze der aufwallenden Zärtlichkeit, die mitten im ſtürmiſchen Leben aus einem Herzen der alten Zeit hervorblicken, bringen eine tiefe und ſeltſame Rührung im Zuſchauer

hervor. Man fürchtet ſo ſehr, in dem ſchönſten Geſchenk des Himmels, in der Empfindſamkeit, Spuren der Erkünſtelung und ein angenommenes Weſen zu entdecken, daß man nicht ſelten die rauhe Außenſeite vorzieht, weil ſie uns wenigſtens für die Offenheit bürgt."

„Götzens Gattin zeigt ſich der Einbildungskraft wie ein altes Gemälde der niederländiſchen Schule, wo Tracht, Blick, ja ſelbſt die ruhige Stellung uns das dem Manne untergebene Weib ankündigen, das Weib, das nur ihn kennt, und in ihren Augen eben ſo ſehr beſtimmt iſt, ihm zu dienen, als er, ſie zu beſchützen. Göthe hat im Contraſt mit der altdeutſchen Hausfrau, eine Buhlerin, ein verworfenes Frauenzimmer aufgeſtellt, eine Adelheid, die Weislingen verführt, ihn wortbrüchig macht, ihm ihre Hand gibt, ihm ungetreu wird. Sie erregt die heftigſte Leidenſchaft in ihrem Edelknaben, verſtrickt und zieht den Unglücklichen ſo unwiderſtehlich an ſich, daß er zuletzt auf ihr Geheiß ſeinen Herrn vergiftet. Dieſe Züge ſind ſtark, doch iſt es vielleicht nur zu wahr, daß da, wo die Sitten im Allgemeinen rein ſind, diejenige, die ſich von ihrer Pflicht entfernt, bald durchaus verderbt wird. Der Wunſch, zu gefallen, iſt heut zu Tage ein bloßes Band der Zuneigung und des Wohlwollens; ehedem, im ſtrengen häuslichen Leben unſerer Vorfahren, war dieſer Wunſch nicht ſelten eine Verirrung, die zu allen übrigen führen konnte."

„Noch iſt im Stück ein ſchöner Moment derjenige, wo Götz ſich in ſeiner Burg zur Wehre ſtellen will, und unter andern Befehl gibt, daß man das Blei von ſeinen Fenſtern reiße und zu Kugeln einſchmelze. In dieſem Manne liegt überhaupt eine kleine Verachtung der Zukunft und eine bewunderungswürdige Thatkraft für den gegenwärtigen Augenblick. Zuletzt ſieht Götz ſich aller ſeiner Waffenbrüder beraubt; er bleibt verwundet, gefangen, allein, mit ſeiner Schweſter und ſeiner Gattin zurück. Er, der nur unter Männern, unter rauhen Kriegern leben wollte, um mit ihnen ſeinem Charakter und ſeinem Arme Nahrung und Geſchäft zu geben, ſieht ſich in den letzten Augenblicken von Weibern umgeben. Er denkt an den Namen, den er hinterlaſſen wird; er denkt nach, denn er iſt dem Tode nahe; er verlangt noch einmal die Sonne

Götz. Wollte Gott es gäbe keine unruhige Köpfe in ganz Deutſchland! wir würden noch immer zu thun genug finden. Wir wollten die Gebirge von Wölfen ſäubern, wollten unſerm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen, und dafür die Suppe mit ihm eſſen. Wär' uns das nicht genug, wir wollten uns mit unſern Brüdern, vor die Gränzen des Reichs gegen die Wölfe die Türken, gegen die Füchſe die Franzoſen lagern, und zugleich unſers theuern Kaiſers ſehr ausgeſetzte Länder und die Ruhe des Reichs beſchützen. Das wäre ein Leben! Georg! wenn man ſeine Haut für die allgemeine Glückſeligkeit dran ſetzte. (Georg ſpringt auf.) Wo willſt du hin?

Georg. Ach ich vergaß, daß wir eingeſperrt — und der Kaiſer hat uns eingeſperrt — unſere Haut davon zu bringen, ſetzen wir unſere Haut dran?

Götz. Sei gutes Muth's.

Und dann die letzte Scene, mit der wir ſchließen wollen; es iſt die Scene, wo Götz im Gärtchen ſeines Thurms, wo er gefangen ſaß, noch einmal ſich letzt an der freien Luft und mit den Worten: himmliſche Luft — Freiheit, Freiheit! — den Geiſt aufgibt.

Götz, Lerſe, Wächter, Eliſabeth und Maria.

Götz. Allmächtiger Gott! Wie wohl iſt's einem unter deinem Himmel! Wie frei! — Die Bäume treiben Knoſpen und alle Welt hofft. Lebt wohl, meine Lieben; meine Wurzeln ſind abgehauen, meine Kraft ſinkt nach dem Grabe.

Eliſabeth. Darf ich Lerſen nach deinem Sohn in's Kloſter ſchicken, daß du ihn noch einmal ſiehſt und ſegneſt?

Götz. Laß ihn er iſt heiliger als ich, er braucht meinen Segen nicht. An unſerm Hochzeittag, Eliſabeth, ahnte mir's nicht, daß ich ſo ſterben würde. — Mein alter Vater ſegnete uns, und eine Nachkommenſchaft von edeln tapfern Söhnen quoll aus ſeinem Gebet. — Du haſt ihn nicht erhört, und ich bin der Letzte. — Lerſe, dein Angeſicht freut mich in der Stunde des Todes mehr

als im muthigſten Gefecht. Damals führte mein Geiſt den eurigen; jetzt hältſt du mich aufrecht. Ach daß ich Georgen noch einmal ſähe, mich an ſeinem Blick wärmte! — Ihr ſeht zu Erden und weint. — Er iſt todt — Georg iſt todt — Stirb, Götz — Du haſt dich ſelbſt überlebt — die Edeln überlebt. — Wie ſtarb er? — Ach fingen ſie ihn unter den Mordbrennern, und er iſt hingerichtet?

Eliſabeth. Nein, er wurde bei Miltenberg erſtochen. Er wehrte ſich wie ein Löw' um ſeine Freiheit.

Götz. Gott ſei Dank! — Er war der beſte Junge unter der Sonne und tapfer. — Löſe meine Seele nun. — Arme Frau! Ich laſſe dich in einer verderbten Welt. Lerſe, verlaß ſie nicht! — Schließt eure Herzen ſorgfältiger als eure Thore. Es kommen die Zeiten des Betrugs, es iſt ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit Liſt, und der Edle wird in ihre Netze fallen. Maria, gebe dir Gott deinen Mann wieder. Möge er nicht ſo tief fallen, als er hoch geſtiegen iſt! Selbitz ſtarb, und der gute Kaiſer, und mein Georg. — Gebt mir einen Trunk Waſſer. — Himmliſche Luft — Freiheit, Freiheit! (Er ſtirbt.)

Eliſabeth. Nur droben, droben bei dir. Die Welt iſt ein Gefängniß.

Maria. Edler Mann! Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von ſich ſtieß!

Lerſe. Wehe der Nachkommenſchaft, die dich verkennt!

Druck von Ernst Stange in Leipzig.

Geschichte

der

deutschen Poesie

in

leicht faßlichen Umrissen

für

die reifere Jugend beiderlei Geschlechts

von

Chr. Oeser.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1844.
Verlag von Wilhelm Einhorn.

Druck von Ernst Stange in Leipzig.

Geſchichte

der

deutſchen Poeſie

in

leicht faßlichen Umriſſen

für

die reifere Jugend beiderlei Geſchlechts

von

Chr. Oeſer.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1844.
Verlag von Wilhelm Einhorn.

Inhaltsverzeichniß.

Siebenter Zeitraum:

Seite.

Goldnes Zeitalter der deutſchen Dichtkunſt. Von Göthes Jugend bis zum Befreiungskriege. Eingang . . . . . 1.
Werthers Leiden . . . . . 4.
Der Göttinger Dichterbund . . . . . 8.
Heinrich Chriſtoph Hölty . . . . . 13.
Martin Miller . . . . . 21.
Die Stolberge . . . . . 22.
Gottfried Bürger . . . . . 29.
Johann Heinrich Voß . . . . . 39.
Wieland und Herder noch einmal . . . . . 48.
Göthes Lehrjahre . . . . . 71.
Schillers Jugend . . . . . 93.
Aufklärung und Philoſophie . . . . . 102.
Romane . . . . . 106.
Das Drama . . . . . 123.
Göthe und Schiller . . . . . 142.
Schiller . . . . . 146.
Göthe und Schiller gemeinſchaftlich . . . . . 153.
Die letzten Didaktiker und Lyriker der alten Schule . . . . . 179.
Die Romantiker . . . . . 188.
Herder und die Romantik . . . . . 241.
Schillers letzte Jahre . . . . . 248.
Göthe bis zum Befreiungskrieg . . . . . 260.
Volksdichter . . . . . 276.
Die Dichter des Befreiungskrieges . . . . . 279.

Achter Zeitraum:

Von den Befreiungskriegen bis auf die neueſte Zeit. Allgemeine Ueberſicht . . . . . 284.
Göthes letzte Jahre . . . . . 291.

Seite.
Rückert . . . . . 295.
Ludwig Uhland . . . . . 314.
Das Drama . . . . . 342.
Epiſche Poeſie . . . . . 359.
Immermann und Platen . . . . . 370.
Das junge Deutſchland . . . . . 376.
Deutſche Dichterinnen . . . . . 385.
Oeſtreichiſche Dichter . . . . . 390.
Die jüngſten Erſcheinungen der deutſchen Poeſie . . . . . 396.
Schlußwort . . . . . 422.

Siebenter Zeitraum:

Goldenes Zeitalter der deutschen Dichtkunst.

Von Göthe's Jugend bis zum Befreiungskriege.

Vom J. 1773 — 1813.

Eingang.

Wenn gleich Umgestaltungen und Veränderungen menschlicher Zustände meist nur allmälig zu Stande kommen, ist's doch gewöhnlich irgend ein großes Ereigniß, wodurch sie erst gleich der Pflanze aus dem in der Erde verborgenen Samen ins Leben treten und wir bezeichnen mit Recht die Zeit und das Jahr, worin solche Ereignisse vorgefallen sind, als Anfangspunkte neuer Geschichtreihen. Darum wird das Jahr 1517 als das Jahr der Befreiung von der römischen Hierarchie gefeiert, und nicht weniger merkwürdigst das Jahr 1773, in welchem Dinge geschehen sind, die große und wichtige Folgen nach sich gezogen. In diesem Jahre sind die brittischen Kolonien von Nordamerika zum Bewußtsein gelangt und haben eine Revolution muthig begonnen, die ihres sittlichen humanen Charakters wegen einzig in ihrer Art in der Geschichte ist. Aber auch in Europa ist das Gefühl der Freiheit erwacht und zwar zuerst der geistigen Freiheit, und der Theil der christlich-europäischen Menschheit, welchem das Jahr 1517 keine Erlösung gebracht, hat in diesem Jahre sich der Unmündigkeit dadurch entrungen, daß er die sogenannte Gesellschaft Jesu, welche bisher so Staat als Kirche bevormundete, mit Genehmigung des Papstes abschaffte. Ein drittes Ereigniß dürfte Vielen minder wichtig scheinen, weil es sich nicht auf so allgemeine

Nothdurft, wie bürgerliche und kirchliche Freiheit bezieht, allein es ſteht eben darum um ſo höher, weil es eine Freiheit begründen half, deren die edelſten und gebildetſten in allem Volke bedürfen, die Befreiung der Poeſie aus den Feſſeln der Schule, wodurch dieſe Himmelsgabe, dieſes weltliche Evangelium wieder Gemeingut des Volkes werden ſollte. Das aber wurde angeregt durch Göthe's Götz von Berlichingen, womit wir Deutſche die Epoche der wieder erſtandenen Nationalpoeſie mit Recht bezeichnen. Bald nach dieſem Drama erſchien von demſelben Verfaſſer ein Roman: Werther's Leiden, in welchem auf ähnliche Weiſe, wie in Götz die Regeln der Kunſt, alles Herkömmliche in Sitten und Zuſtänden der Nation wahrhaft ſtürmiſch angegriffen wurden. Dieſe zwei genialen Produkte des jungen Dichters ſchlugen wie ein Blitzſtrahl in die entzündbare Jugend Deutſchland's ein und es erfolgte eine Periode des Sturmes und der wildeſten Leidenſchaft in der deutſchen Literatur, wo alles von Bande und Feſſel los, ſich ſeiner eingebildeten oder wirklichen Natur gemäß gebärdete und die wunderlichſten Ergießungen und Ausbrüche von Geſinnung und Empfindung zu Tage förderte. Ueber dieſes bacchantiſche Treiben auf dem deutſchen Parnaſſe läßt ſich Göthe, wie folgt, vernehmen, um den Sturm zu beſchwichtigen, den er heraufbeſchworen: (deutſcher Parnaß)

Doch was hör' ich? Welch ein Schall
Ueberbrauſ't den Waſſerfall?
Sauſet heftig durch den Hain?
Welch ein Lärmen, welches Schrein?
Iſt es möglich, ſeh' ich recht?
Ein verwegenes Geſchlecht
Dringt ins Heiligthum herein.

Hier hervor
Strömt ein Chor!
Liebeswuth,
Weinesgluth,
Raſ't im Blicke,
Sträubt das Haar!
Und die Schaar,
Mann und Weib, —
Tiegerfell
Schlägt umher —

Ohne Scheu,
Zeit den Leib.

Und Metall
Rauher Schall
Grellt in's Ohr.
Wer ſie hört,
Wird zerſtört.
Hier hervor
Drängt das Chor;
Alles flieht,
Wer ſie ſieht.

Ach, die Büſche ſind geknickt!
Ach, die Blumen ſind erſtickt
Von den Sohlen dieſer Brut
Wer begegnet ihrer Wuth?

Göthe mit ſeinen Freunden, wozu ſich auch der Dichterbund zu Göttingen geſellte, trat dieſem Unweſen entgegen, wie er in demſelben Gedichte ſingt:

Brüder, laßt uns alles wagen,
Eure reine Wange glüht.
Phöbus hilft ſie uns verjagen,
Wenn er unſre Schmerzen ſieht.
Und uns Waffen
Zu verſchaffen,
Schüttert er des Berges Wipfel,
Und vom Gipfel
Praſſeln Steine
Wurch die Haine.
Brüder, faßt ſie mächtig auf!
Schloßenregen
Ströme dieſer Brut entgegen,
Und vertreib' aus unſern milden
Himmelreichen Luftgefilden
Dieſe Fremden, dieſe Wilden

Leider bemerkt Göthe bald, daß ſelbſt unter ſeinen Freunden welche ſind, die dieſer frechen Zunft die „Wege zeigen" und „mit den Klapperblechen voraus im Takte ziehn!" So ſucht er ſelbſt bald andere Kreiſe und durch eigene Werke die

wieder der Regel ſich bequemen, gibt er ein Beiſpiel, welchem dann Viele freudig folgen. Der geſunde Hausverſtand und die deutſche Sittlichkeit hilft auch wieder Beſinnung herſtellen, Erziehung und Unterricht ſteigt vom Katheder zu Volk und Jugend herab, die Philoſophie predigt Vernunft, die ſchon in voriger Periode bewährten Dichter, (vor allen Wieland und Herder) führen Grazien und Sitte in die Dichterreihen und zu Weimar eröffnet eine deutſche Fürſtin den Muſen ein Athen. Das iſt im Umriſſe die Geſchichte der Poeſie in den 70 und 80 Jahren, von der nun im Einzelnen ſoll geſprochen werden.

Werthers Leiden.

Von ſeinen Jünglingsjahren an trachtete Göthe, wie er ſelber ſagt, „ſich mit griechiſcher Art und Sinn möglichſt zu befreunden" und nach dem Leben der Alten das Seinige zu geſtalten. Dies ſchien ihm das einzige Mittel ſich in ſeinen poetiſchen Beſtrebungen, die ſo wirr und irr durcheinanderliefen, wie bei den unbändigen Zeitgenoſſen allen, einen Ausweg zu finden und ſich ſelbſt von dem Uebermaß der Empfindſamkeit, die wie eine Seuche in deutſchen Gemüthern damals herrſchte und die nun bei ihm, ſeit dem Verluſte Friederikens, deſto quälender geworden, zu befreien. Das Studium der Alten zeigte ihm nun eben, wie ſehr die Neuern in allen ihren Zuſtänden, im Handeln, Denken und Empfinden, von der Natur abgewichen waren, und darum wurde es ſein feſter Vorſatz, die innere und äußere Natur zu erforſchen und in liebevoller Nachahmung walten zu laſſen. Um das zu bewirken hatte er ſich in die ältere Geſchichte der Deutſchen vertieft und ſeinen Götz von Berlichingen geſchrieben; zugleich aber wandte ſich ſein Blick auf die neuere und neueſte Zeit, und in ſein eigenes Herz, in ſo fern es mit jener in Berührung kam. Längſt ſchon hatte er die Gewohnheit ſich über dergleichen Gegenſtände mit abweſenden Perſonen im Geiſte zu unterhalten und dieſe Selbſtgeſpräche in Zweien ſchrieb er endlich in Briefform nieder. So hatte er nun bald die geheimſten Geſtändniſſe ſeines Herzens und die Schilderung alles ſeines Unmuths und Lebensüberdruſſes, den er mit ſeinen

Freunden theilte, auf dem Papiere, und erleichterte ſich dadurch ſeinen gepreßten Seelenzuſtand, weil er gleichſam alles Quälenden los wurde. Bald kam er auf den Einfall dieſen Briefen eine poetiſche Form zu geben und der Tod des jungen Jeruſalem gab ihm Veranlaſſung daraus einen Roman zu machen, dem er den Titel Werther's Leiden gab. Eine Gemüthsſtimmung, die der ſeinigen glich, hatte den gedachten Jüngling zu dem Entſchluſſe gebracht, ſich das Leben zu nehmen; wie es hieß trug eine heimliche Neigung zu der Gattin eines Freundes und eine entehrende Beleidigung, die ihm in vornehmer Geſellſchaft, als einem Bürgerlichen widerfuhr, viel dazu bei. Nun war es Göthen ein Leichtes die Leiden dieſes Jünglings zu ſchildern und demſelben ſeine ſchon fertigen Zugeſtändniſſe beizulegen und ſo entſtand ein Seelengemälde von ſolcher Wahrheit, daß lange Zeit die geſchilderten Perſonen Werther und Lotte und die übrigen alle nicht für erdichtete, ſondern wirkliche Geſtalten und die Begebenheiten für eben ſo wirklich gehalten wurden und es widerfuhr dem Verfaſſer häufig, daß man ihn bat, doch die wahren Namen zu nennen; ja manche Lotte erhielt Beſuche von Neugierigen, welche in ihr die geprieſene Wertheriſche Lotte entdeckt zu haben meinten. Die Wirkung dieſes Romans, den er in vier Wochen zuſammenſchrieb, war außerordentlich, aber freilich war, wie Göthe ſelbſt ſagt, es hier abermals der Stoff, der eigentlich die Wirkung beſonders auf ſeine jüngern Freunde hervorbrachte, und „ſo waren dieſe," fährt er fort, „gerade in einer der ſeinigen entgegengeſetzten Stimmung: denn er hatte ſich durch die Compoſition mehr, als durch jede andere, aus einem ſtürmiſchen Elemente gerettet, auf dem er durch eigene und fremde Schuld, durch gefällige und gewählte Lebensweiſe, durch Vorſatz und Uebereilung, durch Hartnäckigkeit und Nachgeben, auf die gewaltſamſte Art hin und wieder getrieben worden. „Ich fühlte mich", ſchreibt er weiter, „wie nach einer Generalbeichte, wieder froh und frei, und zu einem neuen Leben berechtigt. Das alte Hausmittel war mir dießmal vortrefflich zu ſtatten gekommen. Wie ich mich nun aber dadurch erleichtert und aufgeklärt fühlte, die Wirklichkeit in Poeſie verwandelt zu haben, ſo verwirrten ſich meine Freunde daran, indem ſie glaubten, man müſſe die Poeſie in Wirklichkeit verwandeln,

einen ſolchen Roman nachſpielen und ſich allenfalls ſelbſt erſchießen: und was hier im Anfang unter Wenigen vorging, ereignete ſich nachher im großen Publikum, und dieſes Büchlein, was mir ſo viel genützt hatte, ward als höchſt ſchädlich verrufen. Eigentlich ward alſo immer nur der Inhalt, der Stoff beachtet, und daneben trat das alte Vorurtheil wieder ein, entſpringend aus der Würde eines gedruckten Buchs, daß es nämlich einen didaktiſchen Zweck haben müſſe. Die wahre Darſtellung aber hat keinen. Sie billigt nicht, ſie tadelt nicht, ſondern ſie entwickelt die Geſinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch erleuchtet und belehrt ſie."

Der Eiferer Götze, der ſchon bei Leſſing erwähnt worden, verdammte das Buch; Andere ſchüttelten den Kopf und weil Niemand noch gewohnt war Stoff und Form zu unterſcheiden, verſchloß man es ſorgfältig vor der Jugend. Selbſt die begeiſterten Lobredner und die zahlloſen Nachahmer gewahrten nicht die poetiſche Erhebung der Sprache, die hohe Lyrik der Empfindungen, die bald mit idylliſcher Anmuth, bald mit pindariſchem Schwunge abwechſelt und die Gedanken eines titaniſchen Geiſtes mit entzückender Blumenpracht umgibt Was aber am wenigſten erkannt und gewürdigt wurde, war das Nationale, das auf Geſinnung und Erhebung der Deutſchen mächtig Einwirkende in dieſer genialen Dichtung. Sie ſteht in dieſer Hinſicht dem Götz von Berchlingen näher, als es den Anſchein hat; denn ſo wie dort der Untergang des Ritterthums und Lehnweſens aber auch der deutſchen Freiheit und Tapferkeit dargeſtellt wird, ſehen wir hier einen Bürgerlichen, einen Mann aus dem Volke, ritterlich gegen die Ueberreſte des Lehnweſens und aller Mißverhältniſſe im deutſchen Lande ankämpfen und weil er nirgend durchdringen kann und ihm ſelbſt das einzige Freigut, das dem Unadeligen damals noch unbenommen blieb, die Geſtaltung ſeines häuslichen Glückes und Befriedigung ſeiner innigſten Neigung verkümmert ward, in dem Geiſte altrömiſcher und germaniſcher Mannheit ritterlich ſterben. Es iſt der Opfertod eines Plebejers, der ein neues Ritterthum des Bürgerſtandes verkündete, ein Ritterthum, das in neueſter Zeit die Nation gerettet und fortfährt ihr diejenige Geſtalt zu geben, die ſie ihrem alten Glanze, ihrer alten Herrlichkeit wiedergeben wird.

Am lächerlichſten gebärdet ſich bei der Erſcheinung Werther's der proſaiſche Kritiker Friedrich Nicolai. Er verfaßte einen Anhang zu dem Buche: Freuden des jungen Werther's und obendrein Leiden und Freuden Werthers des Mannes, mit einem Geſpräche, worin ſich Hans und Martin über den Götheſchen Werther gar auferbaulich und hausbacken unterhalten. Sein Werther erſchießt ſich auch, die Piſtole wird aber durch einen vorſichtigen Hausarzt mit Hühnerblut geladen, woraus denn „ein ſchmutziger Spektakel" aber glücklicher Weiſe kein Unheil hervorgeht. Mit Alberts Genehmigung wird Lotte nun Werther's Gattin und Alles endet friedlich und freundlich zur Freude aller empfindſamen Seelen, die keine tragiſche Kataſtrophe vertragen. Im zweiten Abſchnitte wird dann die Ehe mit ihrem Regen und Sonnenſchein geſchildert, um zu zeigen, daß ſich's doch nicht der Mühe lohnt, eines Mädchens willen ſich todtzuſchießen. Göthe lachte über das alberne Machwerk und ſchrieb für ſeine Freunde einen luſtigen Dialog, wo er die Farçe noch übertriebener fortſpielt. Das Büchlein ſelber ließ er alſo ſprechen:

Mag jener dünkelhafte Mann
Mich als gefährlich preiſen;
Der plumpe, der nicht ſchwimmen kann,
Er will's dem Waſſer verweiſen!
Was ſchiert mich der Berliner Bann
Geſchmäcklerpfaffenweſen!
Und wer mich nicht verſtehen kann
Der lerne beſſer leſen.

Schade, daß dieſe humoriſtiſche Dichtung verloren gegangen; im Manuſcript wurde ſie aber viel geleſen und diente dem Kreiſe derjenigen, die Göthe's Geiſt am nächſten ſtanden, als Commentar und völlige Befeſtigung im neuauftauchenden Geſchmacke. Daß Klopſtock, Wieland, die Göttinger Freunde, Merk, Schloſſer, ſelbſt Leſſing Werthers Leiden nach Verdienſt würdigten, iſt kaum nöthig zu erwähnen; eines ruhigen Denkers, Chriſtian Garve's Worte dürfen wir nicht übergehen.

„Ich habe," ſchreibt er, „die Leiden des jungen Werther

geleſen, ſie haben auf mich den größten Eindruck gemacht, den irgend ein Buch dieſer Art ſeit langer Zeit gemacht hat. Dieſes Einzige iſt ſchon ein großes Verdienſt des Werkes in meinen Augen, weil ich ſo lange faſt durch keine andern Leiden, als durch meine eigenen, ſtark gerührt worden bin, und weil dieſe Rührung bei fremder Noth etwas ſo Angenehmes und Befriedigendes für die Seele iſt. Ich habe alſo bisher noch gar nicht daran gedacht, was dieſes Buch auf andre Gemüther für Wirkung thun könne. Auf mich hat es dieſe gethan: erſtlich, daß ich von wirklicher Hochachtung, Liebe und Mitleiden gegen den jungen Menſchen eingenommen worden bin, der eine ſo edle Seele, eine ſo lebhafte Empfindungskraft, und einen ſo tief dringenden Verſtand ganz in einen einzigen Gegenſtand verſenkte, und in demſelben verzehrte. Sodann bin ich mit ihm in ſeine Lotte verliebt worden, ſo wenig ich auch noch von ihr weiß. Aber das Wenige iſt etwas ſehr Gutes und ſeine Leidenſchaft ſteckt an. Endlich habe ich bei der Vorausſetzung, daß der Fond der Geſchichte wahr ſei, mich damit getröſtet, daß nicht bloß Wuth und Gottesvergeſſenheit, ſondern Liebe gegen ein anderes Geſchöpf, mit zu heftiger Begierde nach einer höhern Vollkommenheit verbunden, ſeinen letzten ausſchweifenden Schritt hervorgebracht hat. — — Daß in dem Verfaſſer kein gemeiner Geiſt wohnt: das erkenne ich, wie ich glaube, mit Gewißheit. Und von einem ſolchen wird unſer Vaterland mit der Zeit immer mehr reife und genießbare Früchte zu erwarten haben."

Der Göttinger Dichterbund.

Während alſo durch Götz von Berlichingen und Werther das Drama und der Roman in Deutſchland in Aufnahme gebracht und bald durch eine Menge Nachahmer, wenn auch nur ſelten glücklich gepflegt wurden, bildete ſich in Göttingen eine Dichterſchule für die Lyrik. Der Grund zu derſelben wurde ſchon 1770 gelegt, wo Chriſtian Boie aus Holſtein den erſten deutſchen Muſenalmanach in Gemeinſchaft mit Wilhelm Gotter herausgab

und ſich bemühte junge ſtrebende Dichter aufzumuntern und in ſeinen Kreis zu ziehn, worin ihm ſelbſt einige ältere und längſt gefeierte Sänger, wie Klopſtock, Ramler, Gleim und Denis beiſtanden. Die erſten Jünglinge, welche ſich ihm beigeſellten, waren Auguſt. Bürger, Heinrich Hölty, Martin Miller, und Heinrich Voß. Anfangs wurde derſelbe Verein von Boie und Gotter geleitet und hatte mehr eine allgemeine Richtung, ohne gegen irgend einen Dichter feindſelig aufzutreten, und die Geſellſchaft verſammelte ſich blos wöchentlich um ihre Arbeiten vorzuzeigen und zu beurtheilen, worauf denn Boie ſie noch einmal durchging und verbeſſerte, ſodann aber für den Muſenalmanach zuſammenlegte. Allein Voßens leidenſchaftliche Verehrung des Barden Klopſtock und eben ſo leidenſchaftlicher Haß alles Franzöſiſchen und desjenigen was dem Fränzöſiſchen nachgebildet war, hatte bald entſchiedenen Einfluß auf die Uebrigen, und als Gotter Göttingen verließ und Boie die Jünglinge walten ließ, bildete ſich ein förmlicher Dichterbund, deſſen Gründung Voß ſelbſt folgender Maßen in einem Briefe an Paſtor Brückner erzählt: „Ach, den 12. September (1772) da hätten Sie hier ſein ſollen! Die beiden Miller's, Hahn, Hölty, Wehrs und ich gingen noch des Abends nach einem nahe gelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter, und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der ſchönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch, und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und ſogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundſchaft unter dieſen heiligen Bäumen zu ſchwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten ſie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen, tanzten ſo um den eingeſchloſſenen Baum herum —, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unſeres Bundes an und verſprachen uns eine ewige Freundſchaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unſern Urtheilen gegen einander zu beobachten und zu dieſem Endzwecke die ſchon gewöhnliche Verſammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Ich war durch's Loos zum Aelteſten erwählt. Jeder ſoll Gedichte auf dieſen Abend machen und ihn jährlich begehen."

Nun kamen die Verbündeten alle Sonnabend um 4 Uhr bei

Für jede Zunft auch, und der geformelten
Weltweisheit Lehrſtuhl, Jünger zur Meiſterſchaft
Mit Brief und ſtolzem Siegel weihend,
Goldenem Ring', und dem Hut der Freiheit.

Nur Eins, o Männer fruchtender Wiſſenſchaft,
Nur Eins gebricht euch zur Akademia:
Denn Schönes that zum Guten Platon,
Kindlich von Bienen gelezt mit Honig,

Im Blumenſchlummer; Göttinnen ſandten ſie,
Die hold in Lorberdämmerung, durch Geſang,
Durch Zauber nicht unſchöner Weisheit,
Redendes Menſchengeſchlecht veredeln.

Selbſt dem ihr auftrugt griechiſche Muſenkunſt,
Der Dichter Dolmetſch und der Beredtſamkeit,
(O ſtraft ihn ſanft!) dolmetſcht und deutelt
Sylben allein, und beriecht den Moder.

Halbmönch' und Barbaren ſiedelten euch. Doch ſchaut
Die Lein' = Auguſta, welche des helleren
Jahrhunderts Kind, um jungen Reiz alt=
väteriſche Wülſte gemummt, daherprangt:

Wie, gleich der Sippſchaft Lojolas, immerdar
Sie: Unſres! ausruft; ſtumm, wenn der Genius
Den Namen Deutſchlands trug ins Ausland,
Oder den hämiſchen Zahn entblößend!

Ha! dein, Lenorens Harfener, ſchämte ſich
Die Lein' = Auguſta! Aber Germania
Nennt dich den Unſern, traurt an deinem
Male, du Edler, und klagts der Nachwelt.

Dieſe weitausſchweifenden Plane, die Klopſtock mit dem Bunde hatte, gingen indeß nicht in Erfüllung; Einer um den Andern verließ Göttingen und 1774 war er ſo gut wie aufgelöſt; denn wie Jeden ſein Amt, und dann Haus und Familie in Anſpruch nahm, hörte auch der Briefwechſel allmälig auf. Doch blieben die einzelnen Mitglieder meiſt der Poeſie treu ergeben, und wir

wollen im nächſten Abſchnitte davon handeln, was die Vorzüglichſten unter ihnen: Hölty, M. Miller, die Stolberge, Bürger und Voß für deutſche Literatur geleiſtet haben. Von Boie und Gotter den Herausgebern des Göttinger Muſenalmanachs ſagen wir nur wenig, weil Erſterer mehr Kritiker als Dichter war und Letzterer in ſeinen lyriſchen Poeſien noch der alten Halberſtädter Schule angehörte und als Dramatiker noch beſonders beſprochen werden ſoll.

Heinrich Chriſtoph Hölty.

Geb. 1748. geſt. 1776.

Hölty war der Sohn eines Predigers zu Marienſee bei Hannover; wo er in ländlicher Stille erzogen, eine heitere und frohe Jugend lebte; die Pocken ließen aber außer den entſtellenden Narben Spuren der Kränklichkeit zurück, die ihn nicht wieder verließ und ihm ſeine Munterkeit raubte. Raſtloſes Studiren ſchwächte den Körper noch mehr und als er im Jahre 1769 nach Göttingen kam, erſchien er wohl als ein kenntnißreicher und geiſtvoller Jüngling, allein mit ſichtbaren Zeichen eines zehrenden Siechthums. Das poetiſche Talent, welches ſich ſchon im Knaben zeigte, fand nun hier in Göttingen, wo er, wie ſchon erzählt, den Dichterbund mit Voß und den übrigen ſtiftete, reichliche Nahrung. Auch er folgte Klopſtock's Fußſtapfen in der Ode und Elegie, doch viel gewandter, klarer und anmuthiger iſt ſeine Sprache, die er mehr als jeder ſeiner Freunde den Griechen abgelernt. Darum iſt auch ſeine Sentimentalität ſo wahr und unmittelbar und ſelbſt der elegiſche Ton, der überall durchtönt und die Todesahnung, die wohl bei ihm mehr als eingebildet war, iſt nichts weniger als kleinmüthig und verzagend; muthig ſieht er gleich Horaz dem Tode in's Auge und bittet nur um ein ſanftes und leichtes Hinüberſchweben, wie in folgendem Gedichte:

Der Tod.

Stärke mich durch deine Todeswunden,
Gottmenſch, wenn die ſeligſte der Stunden,
Welche Kronen auf der Wage hat,
Meinem Sterbebette naht!

Dann beſchatte mich, o Ruh', mit linden,
Stillen Flügeln! Geiſter meiner Sünden,
Nahet Euch dem Sterbelager nicht,
Wo mein ſchwimmend Auge bricht!

Du, mein Engel, komm' von Gottes Throne,
Bringe mir die helle Siegerkrone,
Wehe Himmelsluft und Engelsruh'
Mir mit Deiner Palme zu!

Leite mich auf tauſend Sonnenwegen
Jenem Engelparadieſ' entgegen,
Wo die Gute, welche mich gebar,
Schon ſo lange glücklich war;

Wo die jungen Geiſter meiner Brüder
Unter Blumen ſpielen, ſüße Lieder
In die Lauten ſingen, jung und ſchön
Zwiſchen Engeln um mich ſtehn!

Wohnt ich doch, von dieſem Erdgewimmel
Schon entfernt, in Eurem Freudenhimmel,
Theure Seelen! Kniet' ich, kniet' ich ſchon
An des Gottverſöhners Thron!

So haben auch ſeine Oden nicht das Ueberſpannte und Ueberſchwengliche der übrigen Bardenſänger, es iſt hoher Flug von Grazien getragen, wie z. B. in folgender:

An die Ruhe.

Tochter Edens, o Ruh', die du die Finſterniß
Stiller Haine bewohnſt, unter der Dämmerung
Mondverſilberter Pappeln
Mit verſchlungenen Armen weilſt,

Mit dem Schäfer am Bach' flöteſt, der Schäferin
Unter Blumen der Au' ſingeſt und Kränze reich'ſt,
Und dem Schellengeklinge
Ihrer tanzenden Schäfchen horchſt!

Wie der Jüngling die Braut liebet, ſo lieb' ich Dich,
Allgefällige Ruh'! ſpähte Dir immer nach,
Bald auf duftenden Wieſen,
Bald im Buſche der Nachtigall!

Endlich bieteſt du mir, Herzenerfreuerin,
Deinen himmliſchen Kranz, ach! und umarmeſt mich,
Wie den flötenden Schäfer,
Wie du die ſingende Schäferin!

Jeden Liſpel des Baums, jedes Geräuſch des Bachs,
Jedes ländliche Lied, welches dem Dorf' entweht,
Wandelt, Göttin, dein Odem
Mir in Sphärengeſangeston.

Hingegoſſen auf Thau, blick' ich den Abendſtern
Deinen Liebling, o Ruh', blick' ich den Mond hinan,
Der ſo freundlich, ſo freundlich
Durch die nickenden Wipfel ſchaut!

Ruhe, lächle mir ſtets, wie du mir lächelteſt,
Als mein Knabengelock', mit der entknoſpeten
Roſenblume bekränzet,
Abendlüftchen zum Spiele flog!

Keiner Städterin Reiz, weder ein blaues Aug',
Noch ein kußlicher Mund, ſoll mich aus deinem Arm
Zu den Hallen des Tanzes
Locken, oder des Opernſpiels!

Hier bei Früchten und Milch unter dem Halmendach
Weil', o Freundin, bei mir, bis du mich einſt am Arm'
Eines lächelnden Mädchens
Edens Hütten entgegen führſt.

Richtig aber mochte er fühlen, daß die Pindariſche Ode bei unſern proſaiſchen Lebensverhältniſſen nicht den Anklang finden könne, wie bei dem in Poeſie ganz und gar ſchwelgenden Volke der Griechen; darum er auch ſeinen Horaz nicht überſetzte, ſondern parodirend ſo nachbildete, daß der Geiſt dieſes in griechiſcher Art dichtenden Römers von lieblichen Grazien, Lebensweisheit und Laune getragen uns näher tritt, als in den ſteifen und gezwungenen Ueberſetzungen. Wie hat er z. B. die erſte Ode Horazens trefflich gegeben; wir ſetzen dieſe Parodie ſammt der Voßiſchen Ueberſetzung der Ode ſelbſt hieher:

An Mäcenas.

O Mäcenas, Geſchlecht ähnlicher Könige,
Du mir waltender Schutz, wonnige Zierde mir!
Viel ſind, welche den Staub, Renner Olympia's,
Aufzuwölken erfreut, und das mit glühendem
Rad' umflogene Ziel und der Verherrlichung
Palm', als Herrſcher der Welt, hoch zu den Göttern hebt.
Dieſen, wenn der beſtandloſen Quiriten Schwarm
Zu dreidoppelter Ehr' ihn zu erhöhen ringt;
Jenen, wenn ihm geſammt eigene Speicher füllt
Was des Libyer-Lands Tennen entfeget ward.
Wer ſein väterlich Feld muthig mit ſcharfem Karſt
Aufwühlt, biethe ſogar Schätze des Attalus,
Nie wird ſolcher bewegt, daß er in Cyprus Boot
Die myrtoiſche Fluth lange durchſegele.
Wenn des Afrikus Kampf Ikarus Wog' empört,
Zagt der Krämer, und Ruh lobt er, und ſeiner Stadt
Segensgegenden; bald zimmert er neu des Schiffs
Lecken Rumpf, und verſchmäht arme Genügſamkeit,
Auch iſt, welcher den Trank alterndes Maſſikers,

Und an nächtlichen Schmaus Stunden des Tags zu reihn,
Nicht verachtet, geſtreckt unter des Arbutus
Hellgrün, oder am ſanft plätſchernden Nymphen-Born.
Dem iſt Lager und Wall, und zu Trompetenklang
Heller Zinke Verein, Seligkeit und der Krieg,
Den die Mutter verwünſcht. Jupiters kalte Luft
Trägt der Weidner, und nicht denkt er der jungen Frau,
Ob ihm etwa den Hirſch wackere Hund' erſahn,
Ob des Marſergebirgs Eber das Garn durchbrach.
Mich hat Epheu, der Kranz edler Begeiſterung,
Himmelsmächten geſellt; mich hat der kühle Hain,
Und die Nymphen im Chor ſchwebend mit Satyren,
Abgeſondert vom Volk; wenn mir den Flötenhall
Nicht Euterpe verſagt, noch Polyhymnia
Lesbos tönendes Spiel mir zu beſaiten flieht.
So du mich in die Reihn lyriſcher Seher fügſt;
Ragend ſtreck' ich das Haupt zu dem Geſtirn empor.

Die Beſchäftigungen von Hölty.

Jener liebt den Hof, liebet das Stadtgeräuſch,
Und franzöſiſchen Modewitz,
Küßt den Damen die Hand, miſchet den Potpourri
Kocht Pomade und ſtrickt Filets;
Zieht die Säle voll Tanz Wieſen des Frühlings vor,
Roms Kaſtraten der Nachtigall;
Lebt vom Lächeln des Herrn, dreht, wie ein Wetterhahn,
Nach dem Winde des Hofes ſich.
Dieſer liebet den Prunk gleiſſender Wiſſenſchaft,
Stappelt Bücher auf Bücher auf,
Und begaffet den Band, und den bemalten Schnitt,
Und den gläſernen Bücherſchrank.
Jener ſchachert umher, wie ein Beſchnittener,
Stopfet Beutel auf Beutel voll;
Schließt ſein Kämmerlein zu, ſchüttelt die Beutel aus
Und beäugelt den Seelenſchatz.
Mich entzücket der Wald, mich der entblühte Baum,
Mich der tanzende Wieſenquell,
Mich der Morgengeſang oder das Abendlied
Meiner Freundin, der Nachtigall.
Dämmert endlich mein Traum heiter zum Leben auf,
Gibt der Himmel das Mädchen mir,

Deſſen lächelndes Bild mir um die Seele ſchwebt:
Dann, dann bin ich ein Erdengott!
Wie ein mächtiger Gott flieg' ich den Himmel durch,
Reiße Sterne, wie Blumen ab,
Und bekränze mein Haupt, trinke die Quelle leer,
Die durch Roſen der Engel fleußt!

Aber weit über alle ſeine Zeitgenoſſen, Göthe etwa ausgenommen und Bürger, ragt er im Liede hervor, das bald Minnelied, bald Volkslied, lehrhaft und ſpielend immer ſo originell und unmittelbar, immer ſo klar und verſtändlich, ſo weich und melodiſch iſt. Darum lebt er auch noch im Munde der Landleute, Handwerksburſchen, Soldaten, Mädchen und Jünglinge aller Stände bis heute fort. Was aber ſeinen Liedern einen beſondern Reiz und ein beſonderes Leben verleiht, iſt das epiſch dramatiſche Gewand derſelben, da er ſie meiſt handelnden Perſonen in den Mund legte.

„Vier trübe Monden ſind entflohn
Seit ich getrauert habe;"

ſingt ein Mädchen an dem Grabe ihrer Freundin und es ſind nicht kalte Betrachtungen über den frühen Tod eines jungen Mädchens, ſondern unmittelbare wirkliche Empfindungen. Im Schnitterliede läßt er einen Schnitter, den eine Schnitterin mit Band und Blumen beſchenkt, ſprechen, in der Elegie auf ein Landmädchen beſchreibt er den Leichenzug und erzählt, wie ihr Wilhelm glücklich in ihrer Liebe geweſen, der nun „mit ſeinem Liederbuche, naſſen Auges, an das offene Grab hinwankt." Seine Geliebte beſingt er bald wie ſie ſchiffend auf dem Kahne daherrauſcht, bald unter „Lindenſchatten" einherwandelnd, bald unter blühenden Aepfelbäumen und er ſegnet die „Roſen, die ihr Fuß betrat, auf daß jedes ſeiner Blätter ſeines verherrlichten Mädchens Namen trage! Selbſt das didaktiſche Gedicht der Landmann an ſeinen Sohn gewinnt dadurch an lebendigem Intereſſe, daß der alte Vater ganz in dem Tone eines Landmanns zu „Treu und Redlichkeit" ermahnt

und auch, im Aberglauben dieſes Standes befangen, von Geiſtern, vom alten Kunz, der als Feuermann auf ſeines Nachbarn Pfluge pflüget, vom Amtmann, der auf glühendem Roß im Walde einhertrabt, vom Pfarrer, der nebenbei Filz und Wucherer war und nun in der Nacht in der Kirche ſpuckt, vom Junker, der umbrauſt vom Seufzerhall zum Feſt des Satanas kutſchirt, plaudert. Was überdies die anmuthigſte Scenerei in Hölty's Gedichte bildet, ſind die Naturſchilderungen, worin er Kleiſt, der allen Göttinger Freunden ein Lieblingsdichter war, an ungezwungener Darſtellung und poetiſcher Auffaſſung noch übertrifft. Z. B.

Frühlingslied.

Die Luft iſt blau, das Thal iſt grün,
Die kleinen Maienglocken blühn,
Und Schlüſſelblumen drunter;
Der Wieſengrund
Iſt ſchon ſo bunt
Und malt ſich täglich bunter.
Drum komme wem der Mai gefällt,
Und ſchaue froh die ſchöne Welt
Und Gottes Vatergüte,
Die ſolche Pracht
Hervor gebracht,
Den Baum und ſeine Blüthe.

Iſt nicht hier das Stilleben der Natur in einer ſolch' einfachen Melodie beſungen, wie ſie uns lange nachklingend zuweilen in den Minneliedern vorkommt. So wieder:

Der Anger.

Mein Anger, welchen früh und ſpat
Ein allerliebſtes Mädchen trat
Mit ihren weißen Füßen,
Mit Zitherklang
Und mit Geſang
Werd' ich dich oft begrüßen.

Oft werd' ich in dein frisches Gras,
Wo sie mit mir am Schlehdorn saß,
Im Abendrothe kommen,
Und singen dann,
So gut ich kann,
Der Reinen und der Frommen.

Mit deinen Blumen weiß und roth,
Werd' ich, beglänzt vom Abendroth,
Die blanke Zittther krönen,
Und weinen naß
Das grüne Gras
Beim Namen meiner Schönen.

Gib doch, o lieber grüner Plan,
Am Ende meiner Lebensbahn
Bei dieser Murmelquelle
Wo Vögelein
Des Mai's sich freun,
Mir meine Ruhestelle!

Ist nicht dieses anmuthige Gedicht ein ächtes Minnelied, werth eines Walthers von der Vogelweide? Voll dieser sanften Naturschildereien und der sanftesten Empfindungen ländlicher Unschuld ohne alle die Manier der Geßnerischen Schäfergedichte sind seine Idyllen: der arme Wilhelm, Christel und Hannchen und vor allen das episch fortschreitende: Feuer im Walde. Die Romanze hat er wohl nach Wieland mehr ironisch als poetisch aufgefaßt, wie denn seine Neigung zu Travestien und Parodien dem Poetischen Eintrag thut, allein es sind dieß ja Alles nur leichte Jugendversuche; was hätte dieser Dichter geleistet, wenn er älter geworden wäre; doch leider raffte ihn der Tod schon in seinem 27. Jahre hinweg, nachdem er kurz vorher in seinem letzten Gedichte: Aufmunterung zur Freude, also gesungen:

O wunderſchön iſt Gottes Erde,
Und werth darauf vergnügt zu ſein!
Drum will ich, bis ich Aſche werde,
Mich dieſer ſchönen Erde freun.

Was bei Voß, der bei all' ſeiner ungeſtümen Derbheit mit rührender Liebe an ihm hing, und ſpäter bei Salis, Mathiſſon, Tiedge ſanft elegiſch und idylliſch erklungen und mit ſolcher Theilnahme von den Deutſchen aufgefaßt wurde, ſind doch nur Anklänge an Hölty's zartes Saitenſpiel. Wir ſcheiden von ihm mit folgendem Gedichte:

Der Auftrag.

Ihr Freunde, hänget, wenn ich geſtorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Todtenkränze
Manches verſtorbenen Mädchens ſchimmern.
Der Küſter zeigt dann freundlich dem Reiſenden
Die kleine Harfe, rauſcht mit dem rothen Band,
Das, an der Harfe feſtgeſchlungen,
Unter den goldnen Saiten flattert.
Oft, ſagt er ſtaunend, tönen im Abendroth
Von ſelbſt die Saiten, leiſe wie Bienenton;
Die Kinder, hergelockt vom Kirchhof',
Hörten's, und ſahn, wie die Kränze lebten.

Martin Miller.

Geb. 1750. Geſt. 1814.

Hölty gleich an Weichheit und ſtiller Heiterkeit iſt Martin Miller, allein es iſt dies nicht dem Innerſten ſeines Weſens entſprungen, ſondern mehr das Erzeugniß einer nach behaglichem Zuſtande ſich hinneigender Sinnlichkeit; und die Ideen die ihn tragen

erheben ſich ſelten über alltägliche Empfindungs- und Gedankenweiſe, der Verſtand herrſcht häufig vor und das Lehrhafte macht ſich wieder breit bei ihm. Demohngeachtet iſt ihm manch gemüthliches Lied gelungen: ſeine ganze Muſe widmete er aber bald dem Romane, worin er ſeine Empfindſamkeit und ſeine moraliſchen Betrachtungen in leichter fließender Proſa ausſpinnen konnte. Sein erſter Roman war Siegwart, eine Kloſtergeſchichte, worin er Werthers Sentimentalität wo möglich noch zu übertreffen trachtete und wirklich beſonders bei gemeinen und unpoetiſchen Leſern, die gerne ohne gewaltſame Erſchütterung in Thränen ſchwimmen, weit übertraf. Dieſer Roman war Signal für unzählige junge Dichter, ſich in dergleichen empfindelnden Romanen zu ergehen, womit ſeitdem der Büchermarkt überſchüttet ward. Voß war ſehr unzufrieden mit Miller und ſchrieb ihm einſt: „richte deine Ohren auf und horche auf die olympiſche Harfe Apoll's; deine Romane gehören mehr oder weniger zur Ohrenhängerei. Sage mir nichts von dem Beifall des Volkes und dem Frohlocken der Buchhändler; deine Freunde, deren Urtheil dir mehr gelten muß, als Hans Hagel's ſind unzufrieden mit deiner Arbeitſamkeit.“ Miller ließ ſich aber nicht abhalten und ſchrieb noch einige ähnliche Romane, die aber immer didaktiſcher wurden, bis er in einer Predigerſtelle das gewünſchte Ziel ſeines Lebens erreicht hatte und alle Poeſie aufgab; ein Beweis, daß ſie eben nicht unabweisbares Bedürfniß ſeiner Seele war, ſondern ihm nur in ſeiner Jugend zum Spiele diente.

Die Stolberge.

Weit poetiſcher waren allerdings die beiden Grafen Chriſtian und Friedrich Leopold zu Stolberg, welche unter allen Göttinger Freunden am eifrigſten Klopſtock in allen ſeinen Richtungen nachſtrebten. Ja es iſt nachzuweiſen, wie ſie nur durch Klopſtock zur Poeſie begeiſtert wurden, ſo daß ſie ſich am Ende ſelbſt in dem Maße täuſchten, daß ſie durchaus Klopſtocks Genius zu haben meinten, während es nur eingeſogene Ideen waren, wo-

durch ſie ihre Einbildung zu jener Art von Rhetorik ſteigerten, welche häufig für Poeſie gehalten wird. Wir haben ſchon davon geſprochen, wie dieſe vielſeitig gebildeten und begabten Jünglinge in Göttingen dem Hainbunde beitraten und ſich daſelbſt als die thätigſten Mitglieder bezeugten. Mag es wahr ſein, was Einige behaupten wollen, daß ſie die Ritterſpornen ihres Standes mit in die Literatur brachten und um ſo ſtolzer auf ihre Talente waren, je ſeltener dergleichen bei Adeligen anzutreffen ſind, ſo bleibt doch ihr Beſtreben löblich und was ſie geſchrieben, hat die Theilnahme der deutſchen Nation meiſt verdient. Chriſtian, der ältere, der zwar ſelbſt immer beſcheiden hinter ſeinen Bruder zurücktritt, hatte zwar weniger ſchöpferiſche Kraft, doch als Ueberſetzer des Sophokles bewies er eine mit Recht bewunderte Gewandtheit ſich in der edelſten Form zu bewegen, wenn es darum zu thun iſt, ein vorliegendes Meiſterwerk in unſerer Sprache treu und doch unbeſchadet der Schönheit auch frei wieder zu geben. Vielſeitiger waren Friedrichs Beſtrebungen, indem er ſich nicht nur im Klaſſiſchen, ſondern auch im Ritterlichen und Romantiſchen, in der Epik, Lyrik und Dramatik bewegte. Er überſetzte zuerſt die Iliade, ein Drama des Aeſchylus und dichtete Oden, Elegien und Satyren im griechiſchem Versmaße; leider herrſcht aber auch in den meiſten jene Unklarheit, jenes gezwungene Pathos, der uns ſchon bei Klopſtock öfter begegnet. Das Ritterliche, wozu er freilich geborne Neigung mitbrachte, gelingt ihm allerdings am beſten; wer kennt nicht ſein Lied eines deutſchen Knaben, das Lied eines ſchwäbiſchen Ritters an ſeinen Sohn, die beide ins Volk eingedrungen ſind und fortleben werden; allein das Romantiſche hat er nicht weiter gebracht als Vater Gleim; in ſeinen Balladen und Romanzen iſt nur die Form getroffen, der romantiſche Zauber waltet nicht darin. Ganz im Widerſpruch mit der Claſſiſchen Richtung war auch er einer Derjenigen, welche allen Regeln trotzen zu müſſen meinten und ſich daher in regelloſen Ergießungen ihrer Empfindungen gleich dem jungen Göthe gefielen. Eines ſeiner ſchönſten Gedichte dieſer Art iſt:

Der Felſenſtrom.

Unſterblicher Jüngling!
Du ſtrömeſt hervor
Aus der Felſenkluft.
Kein Sterblicher ſah
Die Wiege des Starken;
Es hörte kein Ohr
Das Lallen des Edlen im ſprudelnden Quell!
Wie biſt Du ſchön
In ſilbernen Locken!
Wie biſt Du ſo furchtbar
Im Donner der hallenden Felſen umher!
Dir zittert die Tanne.
Du ſtürzeſt die Tanne
Mit Wurzel und Haupt!
Dich fliehen die Felſen.
Du haſcheſt die Felſen,
Und wälzeſt ſie ſpottend, wie Kieſel dahin!
Dich kleidet die Sonne
In Strahlen des Ruhms!
Sie mahlet mit Farben des himmliſchen Bogens
Die ſchwebenden Wolken der ſträubenden Fluth.
Was eilſt Du hinab
Zum grünlichen See?
Iſt Dir nicht wohl beim näheren Himmel?
Nicht wohl im hallenden Felſen?
Nicht wohl im hangenden Eichengebüſch?
O eile nicht ſo
Zum grünlichen See!
Jüngling, Du biſt noch ſtark, wie ein Gott!
Frei, wie ein Gott!
Zwar lächelt Dir unten die ruhende Stille,
Die wallende Bebung des ſchweigenden Sees,
Bald ſilbern vom ſchwimmenden Monde,
Bald golden und roth im weſtlichen Strahl.
O Jüngling! was iſt die ſeidene Ruhe,
Was iſt das Lächeln des freundlichen Mondes,
Der Abendſonne Purpur und Gold
Dem, der in Banden der Knechtſchaft ſich fühlt?
Noch ſtrömeſt du wild,
Wie dein Herz gebeut,
Dort unten herrſchen oft ändernde Winde,

Oft Stille des Todes im dienstbaren See
O eile nicht so
Zum grünlichen See!
Jüngling noch bist Du stark, wie ein Gott!
Frei wie ein Gott!

In dieser Allegorie stellt uns der Dichter den Menschen in seinem freien, sich selbst genügenden wenn auch gefahrvollen Naturzustande dar und warnt ihn vor dem friedlichen Behagen des civilisirten Lebens, in welchem zwar die Schreckniſſe der Natur, Arbeit und Beschwerden weichen, aber auch alle Kraft und alle Eigenthümlichkeit untergeht. Es ist also dies ein Hymnus auf die Freiheit, nicht die bürgerliche Freiheit, die in unsern Tagen von den Völkern angesprochen wird, sondern jene Freiheit des wilden Naturzustandes, von Rousseau gepredigt und von der exaltirten Jugend der Sturmperiode bis ins Verstiegene ausgemalt und auf Kunst und Leben und alle Zustände der Menschheit angewandt. Aber auch für jene Freiheit, welche in dieser Zeit die Rechte der Menschheit ansprach, glühte Stolberg in seinen Gedichten und zum Himmel erhebt er den Kronprinzen von Dänemark, der zuerst die Leibeigenschaft, den Menschenhandel und viele Privilegien des Adels abschaffte, ja er ging in dieser Begeisterung weiter und auf keinen seiner Freunde haben Herder's politische Gedichte so stark eingewirkt, als eben auf ihn. Mit dem stolzen Bewußtsein, daß ihm als einem Grafen solch' eine kühne Sprache Niemand wehren dürfe, übertrieb er Alles, was bisher ein deutscher Dichter zu sagen gewagt und gewann dadurch um so mehr die Bewunderung und Liebe der bürgerlichen Zeitgenossen. Jedoch lehrte die Folge, daß dergleichen Deklamationen nicht aus ihm selber geflossen seien, und daß er in dieser Gesinnung nur so lange beharrte, als er eben unter den Freunden lebte. Georg Merk, der die Stolberge in Darmstadt auf der Reise nach der Schweiz, die sie in Göthe's Gesellschaft machten, kennen lernte, war der Erste, der sie richtig beurtheilte, und seinem Freunde geradezu abrieth, sich mit diesen Gesellen zu befassen: „dein Bestreben," sprach er, „deine unablenk-

bare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die Andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen und da gibt's Nichts, wie dummes Zeug." Wirklich war der besonnene Göthe bald des Phantastischen in der sich diese Brüder bei jeder Gelegenheit bis zum Tollen gefielen, bald satt und verließ sie schon in Zürich. Zurückgekehrt in ihr Vaterland (Holstein) traten beide in Staatsdienste, worin Christian als Amtmann, ländliche Ruhe und einen beschränkten Wirkungskreis allen höhern Ehrenstufen vorziehend, nur auf einem Orte zu Tremsbüttel in Holstein verblieb: wogegen Friedrich Leopold als bischöflich lübeckischer Minister bald zu Kopenhagen, bald als dänischer Gesandte zu Berlin und endlich als Präsident der fürstbischöflichen Regierung in Eutin lebte. Dabei blieb er immer literarisch beschäftigt und als er seine längst geliebte und vielbesungene Agnes heirathete, besang er gleich Jakobi und Gleim das häusliche Glück, Morgen- und Abendscenen und dergleichen Naturlieder, die er in den stürmischen siebziger Jahren als unpoetisch vermied. Außerdem übersetzte er fort aus dem Griechischen, schrieb Satyren in Jamben und endlich 1788 sein Lehrgedicht: die Insel, worin er schon aus dem Antiken in das Romantische, aus dem Heidnischen in das Christliche übergeht. Die Idyllen nach Ossian und in der nebulistisch-träumerischen Weise dieses alten Barden, mit dem sich Stolberg viel beschäftigte, die in diesen Gedichten vorkommen, sind schon Vorboten jener nebeligen Romantik, die dann in den neunziger Jahren mit katholischem Liebäugeln alles Heil dem deutschen Parnaß verkündigte. Noch in demselben Jahre zeigte sich aber Stolberg in seiner ganzen Blöße, als er Schillers Gedicht: die Götter Griechenlands mit folgenden Worten angriff: „Ich möchte lieber der Gegenstand des allgemeinen Hohnes sein, als ein solches Lied gemacht haben, wenn mir auch ein solches Lied den Ruhm des großen und lieben Homers zu geben vermöchte. Die Vorstellungen der christlichen Religion müßten dem Dichter, auch wenn er das Unglück hätte nicht daran zu glauben, doch wohl edler und wohlthätiger erscheinen, als die Spiele der griechischen Phantasie, deren Götterlehre die größte Abgötterei mit dem traurigsten Atheismus verband." Wir werden von diesem Gedichte Gelegenheit haben, weit-

läufiger zu ſprechen, hier wollen wir nur bemerken, wie gering der Einfluß der griechiſchen Literatur und Homer's auf Stolberg muß geweſen ſein, da er ſo grobe und gemeine Begriffe von der Mythologie und dem Weſen der Poeſie ſelbſt hegen konnte; man meint Paſtor Götze in Hamburg zu hören und der Mann hat Aeſchylos und Homer übertragen! Man kann ſich denken, wie ſeine Freunde beſonders Voß, der zu Eutin lange in ſeiner Nähe lebte, wie die Dichter und Meiſter der achtziger Jahre: Schiller und Göthe ſich ſeitdem von ihm als einem Aufgegebenen allmälig wegwandten. Der Tod ſeiner Agnes machte den Riß zwiſchen ihm und Voß bald vollſtändig, denn ſo lange dieſes holde Weſen lebte, war ſie Vermittlerin, wie Göthe ganz richtig bemerkt: „Ich habe mich ſelbſt, ſchreibt er, in ihren blühenden ſchönſten Jahren an ihrer anmuthigſten Gegenwart erfreut und ein Weſen an ihr gekannt, vor dem alſobald alles Mißwillige, Mißklingende ſich auflöſen, verſchwinden mußte. Sie wirkte nicht aus ſittlichem, verſtändigem, genialem, ſondern frei-heiterm, perſönlich-harmoniſchem Uebergewicht. Nie ſah ich ſie wieder, aber in allen Relationen, als Vermittlerin zwiſchen Gemahl und Freund, erkenn' ich ſie vollkommen. Durchaus ſpielte ſie die Rolle des Engels Grazioſo in ſolchem Grade lieblich, ſicher und wirkſam, daß mir die Frage blieb: ob es nicht ein Calderon, den Meiſter dieſes Faches, in Verwunderung geſetzt hätte?

Nicht ohne Bewußtſein, nicht ohne Gefühl ihrer klaren Superiorität bewegt ſie ſich zwiſchen beiden Unfreunden und ſpiegelt ihnen das mögliche Paradies vor, wo ſie innerlich ſchon die Vorboten der Hölle gewahr werden. Die Göttliche eilt zu ihrem Urſprung zurück; Stolberg ſucht nach einer verlorenen Stütze, und die Rebe ſchlingt ſich zuletzt ums Kreuz.

Die franzöſiſche Revolution brachte Stolberg vollends aus aller Faſſung und er fuhr mit demſelben Grimme über die Franzoſen her, wie ehedem gegen die Tyrannen. Es ging ihm wie jenem Mädchen, das künſtliche und ſcheinbar lebloſe Puppen bekam, mit denen ſie ſich aufs Anmuthigſte unterhielt, ſo lange ſie ſich nicht rührten, als ſie aber plötzlich lebendig wurden, ſich aufrichteten und gingen, alle Glieder bewegten und redeten, erſchrocken

davonlief zum Vater und ihn bat die kleinen Kobolde zu erschlagen. So spielte auch Stolberg mit den Begriffen, Freiheit und Wahrheit, mit Natur und Griechenthum, so lange sie ihm nur todte Begriffe waren; als aber nun Freiheit und Griechenthum ins Leben traten, da entsetzte er sich vor ihnen, als wie vor Gespenstern und weil er nun kein Spielzeug mehr hatte, so ging er in die Kinderstube zurück, in die Kinderstube des Menschengeschlechtes und suchte da die alten Rüstungen von Pappe und die Wiegenlieder aus Herrnhut auf, um Ruhe zu finden für seine geängstigte Seele. Er begann von nun ein vornehmeres, dem Junkerthum ergebenes Leben, und reiste in dieser Gesinnung nach Italien, wo ihn nur die Bilder der Madonna und der Heiligen entzückten, die Statuen der alten Götter aber mit ihrem „Todeszeichen auf der Stirne" traurig machten. Endlich geschah der leichte Uebergang von protestantischer Frömmelei zum Papismus, er trat öffentlich mit seiner ganzen Familie, (nur die älteste Tochter nicht) zur katholischen Kirche über, legte alle seine Aemter nieder und wohnte von nun an (1800) in Münster, wo die fromme Fürstin Galitzin einen ästhetisch-katholischen Hof hielt. „Seine Sinnesart dieser Zeit," sagt Gervinus, „spricht er letztlich in dem Büchlein der Liebe aus, indem er wohl den Thomas a Kempis nachahmen wollte. Auch in diesen heiligen Regionen fuhr er fort, sich Formen anzutäuschen; und sein Uebertritt zu einer Religion, die ganz hohle Form geworden ist, bezeichnet in höchster Potenz eben diese Eigenschaft, die seine ganze Poesie ausmacht, und die ein Phantasieleben ohne Sinn für die wirkliche Welt und ohne verständige Grundsätze immer begleiten wird." Uebrigens darf er durchaus nicht mit dem Uebrigen in eine Reihe gesetzt werden, die in Folge eines ausschweifenden Rausch- und Sinnelebens entweder an Geist und Körper verkümmerten oder aus Ueberreiz, auch wohl um irdischer Zwecke willen, diesen Schritt gethan. Stolberg verdient wohl unser Mitleid, aber auch die ehrende Anerkennung, daß er ein durchaus edles, deutsches Gemüth und reine Sitten hatte.

Gottfried Bürger.

Geb. 1748. geſt. 1794.

Ein Günther neuerer Zeit, ganz poetiſch aber auch ſo ſinnlich und leichtſinnig wie jener unglückliche Schleſier, war Gottfried Bürger. Er war der Sohn eines Predigers von Wollmerswende im Halberſtädtiſchen und wurde, da er auch von Natur ſehr langſam reifte, durch die Schuld eines indolenten Vaters in ſeiner früheſten Jugend ſo vernachläßigt, daß er es in ſeinem zehnten Jahre kaum zum Leſen und Schreiben brachte. Dafür zeigt ſich bei ihm früh poetiſche Anlage und er machte ſchon als Knabe Verſe, obwohl er auch außer ſeinem Liederbuche noch nichts Poetiſches geleſen hatte. Sein Großvater mütterlicher Seite, ein wohlhabender Bauer, nahm ſich nun ſeiner an und ſchickte ihn in die Schule, weil er aus ihm einen Prediger machen wollte. Der Knabe lernte ſehr ſchwer und machte nur langſame Forſchritte, wofür er aber deſto gründlicher Alles wußte und behielt, was er ſich einmal angeeignet. In ſeinem ſechszehnten Jahre bezog er die Akademie zu Halle, wo eben der Philolog Klotz mit ſeiner feinen Gelehrſamkeit, ſeinen weltmänniſchen Sitten und ſeiner leichtfertigen Genußſucht, wohl Pedanterie verſcheuchte und die Kenntniß der Alten in einer gefälligen Weiſe mittheilte, aber auch durch ſein eigenes Leben höchſt nachtheilig auf die Sitten der Studirenden einwirkte. Dieſes wiederfuhr beſonders Bürgern, der als ein verwandtes Naturell ſich um ſo lieber an dieſen Lehrer anſchloß, ſo daß er beinahe ſchon damals in ſeinem wüſten Leben untergegangen wäre, hätte nicht ſein Großvater auf die Entfernung von Halle gedrungen. Er ging nun 1768 nach Göttingen, wo er die Theologie mit den Rechten vertauſchte. Weil er aber hier mit dem Hauſe einer leichtfertigen Frau, Klotzens Schwiegermutter, ſeinen lockern Wandel fortſetzte, ſo zog der Großvater ſeine Hand gänzlich von ihm ab, und gab ihn dem drückendſten Mangel preis, den er um ſo ſchmerzlicher fühlen mußte, da er durch ſeine Ausſchweifungen geiſtig und körperlich zerrüttet war. Zu ſeinem Glücke nahm Boie, dem er durch einige kleine Gedichte ſchon bekannt war, ſich ſeiner an, und

der edle Gleim, der ſo gern neuauftauchende Talente unterſtützte, ſuchte ſeine Bekanntſchaft, ermunterte ihn zu poetiſchen Arbeiten, ſchickte Geld und zeigte Mittel zu Amt und Brot, ſo daß Bürger ſchon im Jahre 1772 durch Boie's Vermittlung Gerichtsamtmann in Altengleichen bei Göttingen wurde. Hier war nun für ſeinen Lebensunterhalt geſorgt und ſeine fortdauernde Verbindung mit dem Hainbunde, der immer zunehmende Ruf ſeines poetiſchen Talentes und ſeine literariſche Thätigkeit brachten ſeine Seele wieder ins Gleichgewicht und die beſten Erzeugniſſe ſeine Muſe entzückten das deutſche Volk, dem er um ſo lieber wurde, da er ſich's zur Aufgabe gemacht Volksdichter zu ſein, indem er Popularität eines Gedichts für das Siegel der Vollkommenheit erklärte. Doch dieſen Seelenfrieden ſtörte er bald ſelbſt, indem er im Jahre 1774 ein Mädchen heirathete, die er nicht liebte, deren vierzehnjährige Schweſter er liebte. Zu ſchwach dieſe Neigung zu unterdrücken, kam es dahin, daß die betrogene Gattin ſelbſt auf ſeine Liebe verzichtete und als ſie nach dem zehnjährigen Hinſchleppen eines qualvollen Zuſtandes hinſtarb, verband er ſich nun öffentlich mit der Schweſter. Doch die rächende Nemeſis raubte ſie ihm ſchon nach einem Jahre und wie er ſo gebeugt und troſtlos über ihren Verluſt war, kam er zugleich durch Unglück um all ſein Vermögen und zog wieder, durch wohl leicht erklärliche Anfeindung und Verfolgung zur Niederlegung ſeiner Stelle getrieben, nach Göttingen. Wohlmeinende Freunde ſuchten ihm an der Univerſität eine Profeſſorſtelle zu verſchaffen, die er ſeiner Gelehrſamkeit und ſeiner Talente halber verdient hätte, aber die Lein'-Auguſta ſchämte ſich des „Harfner's Leonorens" und erſt nach fünf Jahren gelang es ihm außerordentlicher Profeſſor zu werden und kümmerlich nährte ſich der Dichter, der ganz Deutſchland bezauberte, von Ueberſetzungen und Privatcollegien. Das Maß ſeinen Unglücks voll zu machen, heirathete er eine Eliſe Hahn aus Schwaben, die ſich ihm, durch ſeine Poeſie für ihn eingenommen, ſelber angeboten. Zwei Jahre hindurch that dieſes Weib durch ihre ſchamloſen Sitten Alles, was ſeine Ruhe und Ehre kränken konnte, er trennte ſich von ihr und lebte noch zwei kummervolle Jahre, bis ihn der Tod von der Laſt des Lebens befreite. So endete ein deutſcher Dichter, der in beſſern Verhältniſſen ſich zu einer

Höhe geſchwungen hätte, auf welcher er neben Schiller und Göthe ſtehen konnte. Freilich hat er ſein Elend ſelbſt verſchuldet, allein es iſt doch himmelſchreiend wie die reichbepfründeten und reich beſoldeten geiſtlichen und weltlichen Räthe und Profeſſoren der Göttinger Univerſität, einen ſolchen Mann ſo im Elende verkommen laſſen konnten! War er doch ſonſt bieder und rechtſchaffen, und was er verſchuldet Folgen des Leichtſinnes und der Schwäche. Und welch' ein reiches Gemüth, welch' ein klarer und ſtarker Geiſt weht in ſeinen Gedichten, welche Wahrheit, welches Leben! Vernimmt man, wie ſchwer und beſonnen, immer feilend und nach der höchſten Vollendung des Ausdrucks ringend er gearbeitet, ſo begreift man nicht, wie ſo natürlich, ſo unmittelbar aus dem Herzen der Born ſeiner Poeſie quille! Ueberdieß ließ er ſich die Mißgriffe des Hainbundes nicht zu Schulden kommen, indem er, obgleich ein Bewunderer der Griechen (er überſetzte auch Homer), ſich doch nicht mit griechiſchem Versmaße abquälte, nicht Pindar'n in überſchwenglichen Oden nachflog, auch nicht im Oſſianiſchen Nebel herumtappte, oder regelloſen Bardengeſang anſtimmte und Worte ſtatt Empfindungen und kalten Verſtand an der Stelle des Gemüths ſprechen ließ. Er wollte nicht für die höhern gebildeten Stände allein, er wollte für alles Volk ſingen; auf den Markt des Lebens trat er hin mit ſeiner Harfe und ſang dem Volke Leid und Freud, wie es ſeine Bruſt durchzuckte und nie langweilt bei ihm das Lehrhafte, weil es ihm nie an Bild und Gleichniß gebricht, das Wort zu beleben und lebend vor Phantaſie und Aug' zu führen. Darum ſind ſeine Lieder, die er der deutſchen Natur ſelbſt abgelauſcht, ſo friſch und ſinnlich und tragen wie einſt die Minnelieder und alten Volksgeſänge das Gepräge ihrer Zeit und der Nation an ſich. Will er aber einmal durch ſein Spiel zugleich belehren, ſo geſchieht dies, wie etwa in folgendem Gedichte:

Blümchen Wunderhold.

Es blüht ein Blümchen irgend wo
In einem ſtillen Thal,
Das ſchmeichelt Aug' und Herz ſo froh,

Wie Abendſonnenſtrahl.
Das iſt viel köſtlicher, als Gold,
Als Perl' und Diamant.
Drum wird es „Blümchen Wunderhold"
Mit gutem Fug genannt.

Wohl ſänge ſich ein langes Lied
Von meines Blümchens Kraft,
Wie es am Leib' und am Gemüth
So hohe Wunder ſchafft.
Was kein geheimes Elixir
Dir ſonſt gewähren kann,
Das leiſtet, traun! mein Blümchen Dir,
Man ſäh' es ihm nicht an.

Wer Wunderhold im Buſen hegt,
Wird, wie ein Engel, ſchön,
Das hab' ich, inniglich bewegt,
An Mann und Weib geſehn.
An Mann und Weib, alt oder jung,
Zieht's, wie ein Talisman,
Der ſchönſten Seelen Huldigung
Unwiderſtehlich an.

Auf ſteifem Hals ein Stotzerhaupt,
Das über alle Höhn
Weit, weit hinaus zu ragen glaubt,
Läßt doch gewiß nicht ſchön.
Wenn irgend nun ein Rang, wenn Gold
Zu ſteif den Hals dir gab,
So ſchmeidigt ihn mein Wunderhold
Und biegt dein Haupt herab.

Es webet über dein Geſicht
Der Anmuth Roſenflor;
Und zieht des Auges grellem Licht
Die Wimper mildernd vor.
Es theilt der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit,
Und wandelt in Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt.

Der Laute gleicht des Menſchen Herz,
Zu Sang und Klang gebaut,
Doch ſpielen ſie oft Luſt und Schmerz
Zu ſtürmiſch und zu laut:
Der Schmerz, wann Ehre, Macht und Gold
Vor deinen Wünſchen fliehn,
Und Luſt, wann ſie in deinen Sold
Mit Siegeskränzen ziehn.

O wie dann Wunderhold das Herz
So mild und lieblich ſtimmt!
Wie allgefällig Ernſt und Scherz
In ſeinem Zauber ſchwimmt!
Wie man alsdann Nichts thut und ſpricht,
Drob Jemand zürnen kann!
Das macht, man trotzt und ſtrotzet nicht,
Und drängt ſich nicht voran.

O wie man dann ſo wohlgemuth,
So friedlich lebt und webt!
Wie um das Lager, wo man ruht,
Der Schlaf ſo ſegnend ſchwebt!
Denn Wunderhold hält Alles fern,
Was giftig beißt und ſticht;
Und ſtäch' ein Molch auch noch ſo gern,
So kann und kann er nicht.

Ich ſing', o Lieber, glaub' es mir,
Nichts aus der Fabelwelt,
Wenn gleich ein ſolches Wunder dir
Faſt hart zu glauben fällt.
Mein Lied iſt nur ein Wiederſchein
Der Himmelslieblichkeit,
Die Wunderhold auf Groß und Klein
In Thun und Weſen ſtreut.

Ach hätteſt Du nur die gekannt,
Die einſt mein Kleinod war, —
Der Tod entriß ſie meiner Hand
Hart hinterm Traualtar,
Dann würdeſt Du es ganz verſtehn,
Was Wunderhold vermag,

Und in das Licht der Wahrheit ſehn
Wie in den hellen Tag.

Wohl hundert Mal verdankt' ich ihr
Des Blümchens Segensflor.
Sanft ſchob ſie's in den Buſen mir
Zurück, wann ich's verlor.
Jetzt rafft ein Geiſt der Ungeduld
Es oft mir aus der Bruſt.
Erſt wann ich büße meine Schuld
Bereu' ich den Verluſt.

O was des Blümchens Wunderkraft
Am Leib' und am Gemüth
Ihr, meiner Holdin, einſt verſchafft,
Faßt nicht das längſte Lied! —
Weil's mehr als Seide, Perl' und Gold
Der Schönheit Zier verleiht,
So nenn ich's „Blümchen Wunderhold"
So heißt's — Beſcheidenheit.

Iſt es nicht ganz epiſch, was der Dichter uns hier von einem Blümchen ſingt, ſo daß man erſt in der letzten Zeile, mit dem letzten Worte gewahrt, daß es eine Allegorie, eine im Bilde ausgeſprochene Lehre ſei? Den Begriff der Beſcheidenheit poetiſch aufgefaßt ſo zu geben, daß es mehr ergötze als belehre war ſeine Aufgabe und wie trefflich hat er ſie gelöſt; ja wir wüßten kaum ein ähnliches Gedicht der Gattung in der ganzen deutſchen Poeſie aufzuweiſen, wofern man nicht die Allegorien einiger neuerer Dichter in die Wagſchale will werfen, die in einer vornehmen Sprache ein prächtig ausgeſchmücktes Gleichniß ausmalen, das nur der ſcharfſinnigſte Kopf zu enträthſeln weiß. Zu dem erzählenden Tone, in welchem das Lied wahrhaft muſikaliſch fortklingt, kommt noch die milde Ruhe und die beſonnene Klarheit, wie ſie in den beſten Stunden des Dichters, wo er ſich ſeinen Sorgen und ſeinem Gram entrungen, über ihn und ſeine Schöpfungen kam. Einfach lieblich wie Blümchen Wunderhold ſelbſt iſt die Darſtellung und Redeblumen ſind gerade ſo viel angewandt, als zur Erhöhung lebendiger Anſchauung nöthig iſt. Hohes Intereſſe gewinnt das Lied in den letzten drei

Strophen, wo ihn das Gefühl, das tiefſte Gefühl ergreift und er ſeiner geliebten Gattin gedenkt, die auch das Blümchen Wunderhold beſeſſen, ſo daß uns der Sänger mit einer Thräne im Auge am Schluſſe des Gedichtes verläßt.

Mehr abſtrakt und rhetoriſch ſind durch ihren Stoff ſelbſt die politiſchen Gedichte Bürgers: Mittel gegen den Hochmuth der Großen; auf das Adeln der Gelehrten, der Bauer an ſeinen durchlauchtigen Tyrannen und

Der große Mann.

Es iſt ein Ding, das mich verdreußt:
Wenn Schwindel- oder Schmeichelgeiſt
Gemeines Maaß für großes preiſt.

Du, Geiſt der Wahrheit, ſag' es an:
Wer iſt, wer iſt ein großer Mann?
Der Ruhverſchwendung Acht und Bann!

Der, dem die Gottheit Sinn beſcheert,
Der Größe, Bild, Verhalt und Werth
Und aller Weſen Kraft ihm lehrt;

Deß weitumfaſſender Verſtand,
Wie einen Ball die hohle Hand
Ein ganzes Weltſyſtem umſpannt;

Der weiß, was Großes hier und da
Zu allen Zeiten fern und nah,
Und wo und wann und wie geſchah;

Der Mann, der die Natur vertraut,
Gleichwie ein Bräutigam die Braut,
In ganzer Schönheit nackend ſchaut.

Und warm an ihres Buſens Gluth,
Vermögen ſtets und Heldenmuth
Und Lieb' und Leben ſaugend, ruht;

Und nun, was je ein Erdenmann

Für Menſchenheil gekonnt und kann,
Wofern er will, deßgleichen kann;

Dabei in ſeiner Zeit und Welt
Wo ſein Beruf ihn hingeſtellt,
Durch That der Kunſt die Wage hält.

Der iſt ein Mann und er iſt groß!
Doch ringt ſich aus der Menſchheit Schooß
Jahrhundert lang kaum Einer los.

Doch bleibt er auch in dieſer Gattung frei von dem Bombaſte der Nachahmer Klopſtocks und die klare Darſtellung nähert ſich ſo leicht dem Gemüthe und der Empfindung, daß es noch immer Aufgabe bleibt in das Didaktiſche mehr Poeſie hineinzubringen als er.

Doch nicht nur als Lyriker, mehr noch als Epiker ſteht Bürger unter den Meiſtern des deutſchen Geſanges. Zu einem vollſtändigen Epos iſt es wohl und konnte bei ihm, der ſo wenig Zeit ſich zuſammenfand, nicht kommen, nur die Ballade und Romanze bearbeitete er und zwar mit einer Meiſterſchaft, die ihn über alle Göttinger Freunde erhob. Die neuern Aeſthetiker haben mühſam geſucht den Begriff der Ballade und Romanze ſcharf von einander ſcheidend endlich zu beſtimmen und es gilt nun die Ballade für ein erzählendes Gedicht, deſſen Stoff aus unmittelbarer Volksanſchauung genommen iſt und wo der Menſch mit der feindlichen Natur kämpfend, alſo dem heidniſchen Schickſal preisgegeben, unterliegt; wogegen in der Romanze der Stoff aus idealem Selbſtbewußtſein genommen wird, ſo daß der denkende Geiſt des Menſchen die Natur beſiegt und die chriſtliche Lehre von der Macht der Sittlichkeit ihre Anwendung findet. Doch hat weder Bürger noch andere Meiſter dieſer epiſchen Gattung deſſen Unterſchied ſo ſcharf im Auge gehabt, allein das Gefühl jedes Gebildeten gibt ihm die rechte Benennung an die Hand und wenn wir die Entſtehung beider Gattungen im Mittelalter verfolgen und die Meiſterſtücke genau prüfen, ſo kommt

noch zu der oben erwähnten Beſtimmung, daß die Ballade, welche urſprünglich mit Tanz und Muſik verbunden vorgetragen wurde, eigentlich die erſten Anfänge des Drama bildet, wogegen die Romanze ihres einfachern und gefühlvollern Inhalts wegen nur muſikaliſchen Vortrag erfordert.

Seine erſte Ballade, wodurch Bürger bei den Göttinger Freunden und bald in ganz Deutſchland ungemeines Intereſſe verbreitete, war Leonore, ein wahres Drama im Kleinen, worin die Erzählung ohne je die Einheit des Stoffs zu ſtören, bis zu ihrem Ende unaufhaltſam fortſchreitet und Alles angewendet iſt unſere Phantaſie mitten in die Begebenheit zu verſetzen, Mitleid und Furcht, Schrecken und Entſetzen zu erregen. Unter allen ſeinen Balladen hat aber den meiſten poetiſchen Werth: der wilde Jäger. Schon der Stoff iſt hoch poetiſch, da er die Idee einer böſen und guten Natur im Menſchen unter der Perſon des wilden Jägers vorſtellt und dazu iſt die Geſtalt, (gleichſam der Träger der verſinnlichten Idee) aus dem Bereiche des alten Volksglaubens genommen; denn wer kennt nicht den wilden Jäger? und die Phantaſie des Leſers wird ſogleich beſchäftigt das Bild zu verfolgen, welches ihr aus den Erzählungen der Amme noch erinnerlich iſt. Auch hier iſt volles, kräftig fortſchreitendes dramatiſches Leben. Wie ergreifend iſt die Darſtellung des göttlichen Gerichts, das den Ruheloſen am Ende ereilt; denn wie vor einem Gewitter alles Leben aus der Natur zu weichen ſcheint und eine lange Stille ſich über alle Welt verbreitet, ſo verſtummt hier plötzlich das Jagdgetümmel; wie von unſichtbaren Geſtalten ergriffen erſtarren Graf und Begleiter und wir werden von unheimlicher Bangigkeit mit ergriffen, bis endlich das Gewitter losbricht und ihn dahinreißt in die Hölle.

Haben wir uns nun an den Vorzügen dieſes Dichters geletzt, ſo iſt's doch auch nothwendig, um nicht falſchem Geſchmacke Vorſchub zu leiſten, die Schattenſeite ſeiner Poeſie zu zeigen. Dieſe beſteht zuerſt in einer Ungleichheit der Darſtellung und in ganz unſchönen Ausbrüchen des Affekts und der Leidenſchaft; Mängel, die ſich aus ſeiner Lage, worin er gar ſelten Herr ſeiner ſelbſt war, und ſeinem gereizten Gemüthe herſchreiben. Daher kam es denn auch, daß er bald von der höchſten Höhe und Bedeutſamkeit, zur

gemeinſten Niedrigkeit und Plattheit herabſinkt und daß ſich mitten unter Meiſterwerken manch leichtfertig hingeſudeltes Machwerk befindet. Dahin gehören unter andern die Menagerie der Götter, Frau Schnips, Fortunens Pranger u. dgl. m., die leider von manchen ſeiner Verehrer und vom Volke faſt eben ſo freudig aufgenommen wurden, wie ſeine Leonore und Blümchen Wunderhold. Solche Mißgriffe that er wohl meiſt nur unbewußt, allein auch mit völliger Beſonnenheit hat er Manches darum verfehlt, weil er das Poetiſche bei einzelnen Individuen im Volke ſuchte, nicht wiſſend, daß das Volk nur in Maſſe und in ſeiner geſammten Erſcheinung poetiſch ſei. So bildete er gleich denjenigen niederländiſchen Malern, die ihre Darſtellungen aus dem gemeinen Leben nicht zu idealiſiren verſtanden und in ſeinen Weibern von Weinsberg, ſeiner Pfarrer's Tochter von Taubenhain, in manchen ſeiner ſchönſten Lieder und Balläden ſind ſolche Gemeinheiten, die das ganze Gemälde entſtellen. Deßgleichen hat er dem herrſchenden Volksgeiſte zu Liebe, gerne den epiſchen Ernſt in Spaß verwandelt, und mußte ſo die große Wirkung der Romantik, die wohl Spiel und Scherz, doch nie gemeinen Spaß duldet, verſcherzen. Alle dieſe Fehler hat Schiller in einer ausführlichen Recenſion gerügt und gründlich nachgewieſen und es gehörte mit zu den bitterſten Kränkungen, die Bürger in ſeinem Leben und eben damals (1791) erfahren, mitten unter den Huldigungen und Lobpreiſungen von ganz Deutſchland, eine ſolche Stimme zu vernehmen. Leider mochte er fühlen, daß die Kritiker Recht haben, und er wollte wirklich einen andern Weg einſchlagen, hatte aber nicht mehr Kraft zu neuem Anlauf, ſein Lebensmuth war durch äußere und innere Kämpfe gebrochen. Daß aber Schiller ihn nicht habe kränken, nur mahnen, nur die Poeſie und ihn habe retten wollen, beweiſt der Schluß der Recenſion, der hier folgt: „Wenn wir bei Gedichten, von denen ſich unendlich viel Schönes ſagen läßt, nur auf die fehlerhafte Seite hingewieſen haben; ſo iſt dieß, wenn man will, eine Ungerechtigkeit, der wir uns nur gegen einen Dichter von Herrn B. Talent und Ruhm ſchuldig machen konnten. Nur gegen einen Dichter, auf den ſo viele nachahmende Federn lauern, verlohnt es ſich der Mühe, die Partei der Kunſt zu ergreifen: und auch nur das große Dichtergenie iſt im Stande, den

Freund des Schönen an die höchſten Forderungen der Kunſt zu erinnern, die er bei dem mittelmäßigen Talent entweder freiwillig unterdrückt, oder ganz zu vergeſſen in Gefahr iſt. Gern geſtehen wir, daß wir das ganze Heer von unſern jetzt lebenden Dichtern, die mit Herrn B. und dem lyriſchen Lorbeerkranz ringen, grade ſo tief unter ihm erblicken, als er, unſrer Meinung nach, ſelbſt unter dem höchſten Schönen geblieben iſt. Auch empfinden wir ſehr gut, daß Vieles von dem, was wir an ſeinen Produkten tadelnswerth fanden, auf Rechnung äußerer Umſtände kommt, die ſeine genialiſche Kraft in ihrer ſchönſten Wirkung beſchränkten, und von denen ſeine Gedichte ſelbſt ſo rührende Winke geben. Nur die heitere, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene. Kampf mit äußern Lagen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geiſteskraft lähmen, dürfen am allerwenigſten das Gemüth des Dichters belaſten, der ſich von der Gegenwart loswickeln, und frei und kühn in die Welt der Ideale emporſchweben ſoll. Wenn es auch noch ſo ſehr in ſeinem Buſen ſtürmt, ſo müſſe Sonnenklarheit ſeine Stirn umfließen.

Wenn indeſſen irgend einer von unſern Dichtern es werth iſt, ſich ſelbſt zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leiſten, ſo iſt es Herr Bürger. Dieſe Fülle poetiſcher Malerei, dieſe glühende energiſche Herzensſprache, dieſer bald prächtig wogende, bald lieblich flötende Poeſieſtrom, der ſeine Produkte ſo hervorragend unterſcheidet, endlich dieſes biedere Herz, das, man möchte ſagen, aus jeder Zeile ſpricht, iſt es werth, ſich mit immer gleicher äſthetiſcher und ſittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und ſtiller Größe zu gatten, und ſo die höchſte Krone der Claſſicität zu erringen".

Johann Heinrich Voß.

Geb. 1751. geſt. 1825.

Voß war der Sohn eines verarmten Landpächters zu Sommersdorf in Mecklenburg, der, ſo hart und kümmerlich auch ſeine Jugend war, doch frühzeitig ſchon eine unbezwingliche Neigung zu

den Wiſſenſchaften hegte. Herbe Noth, angeſtrengte Thätigkeit und ſtrenge Zucht, welche weder Eigenliebe noch Unbeſtändigkeit aufkommen ließ, bildete ſchon im Keime die Feſtigkeit ſeines Charakters und den ſittlichen Ernſt, der alle ſeine Poeſien auszeichnet. Schon als Knabe las er am liebſten die Bibel, griechiſche und römiſche Klaſſiker und alte Volksbücher und auf der lateiniſchen Schule zu Neubrandenburg ſtiftete er eine Geſellſchaft von 12 Jünglingen, die ſich's zum Geſetze machten, das Griechiſche, welches im öffentlichen Unterrichte lau betrieben wurde, zu ſtudiren und nebenbei deutſche Dichter zu leſen. Schon hier machte er poetiſche Verſuche und ahmte Luthers kräftige Sprache nach, wozu er dann ſpäter die Kürze und Gediegenheit der Griechen fügte und ſo ſeinen männlichen und originellen Styl völlig ausbildete.

Um ſich dann ſo viel zu erwerben, daß er die Univerſität beziehen könnte, übernahm er eine Erzieherſtelle auf dem Lande und empfahl ſich hier dem auch als Dichter nicht unbekannten Landprediger Brückner durch ſeine Kenntniſſe und Poeſien. Dieſer ermunterte ihn, einige ſeiner Gedichte in den Göttigner Muſenalmanach einzuſenden, welche Boie ſo entzückten, daß er ſich um ſeine Umſtände erkundigte und ſodann Mittel machte, daß er 1772 nach Göttingen kommen konnte. Hier wurde er nun, wie ſchon erzählt, der Stifter und die Seele des Hainbundes und ſpäter Mitherausgeber des Muſenalmanachs. Nebſtbei ſtudierte er fleißig fort und trat in das philologiſche Seminar des Profeſſors Heyne, der als Erklärer Homer's ſo berühmt geworden. Leider entſpann ſich bald zwiſchen Lehrer und Schüler Mißverſtändniß und litterariſcher Zwiſt, der jedoch Heyne nicht hinderte, ihn in Hamburg als Lehrer zu empfehlen. Voß erhielt zwar dieſe Stelle nicht, wohnte aber ſeitdem bei Claudius in Wandsbeck; heirathete Boie's jüngere Schweſter, ſeine oft beſungene Selma und wurde 1778 Rektor in Ottenſee, im Lande Hadeln. Hier überſetzte er die Odyſſee Homer's in's Deutſche und zwar auf eine Weiſe, wie noch kein Dichter etwas übertragen hat; denn er zeigte erſt, welche Kraft in unſerer Sprache liege, allen Geiſt des Alterthums in ſich aufzunehmen, und wie bildſam ſie ſei, Alles was Rom und Griechenland gedacht und empfunden treu und bezeichnend, ja in demſelben Vers-

maße wiederzugeben. So iſt durch die Ueberſetzung das trefflichſte Gedicht des Alterthums deutſch und ein Lieblingsbuch aller gebildeten Deutſchen und dadurch der Sinn der Nation vom Gemeinen, Flachen und Verkünſtelten, zum Idealen, Bedeutſamen und Natürlichlichen erhoben worden. Im Jahre 1782 ging er, weil Ottenſee ſeiner Geſundheit nicht zuſagte, nach Eutin als Rektor und wohnte da lange Zeit nahe bei ſeinem Fritz Stolberg, den er gar ſehr liebte, und des „See's trauliches Ufer" Agneswerder genannt, die Pappeln von Voßens Hand gepflanzt, das nahe Pfarrdorf Malente, das Prinzenholz mit der Binſenbank ſind durch das Zuſammenleben der Stolberg-Voßiſchen Familien berühmt geworden. Die Erinnerung an dieſes ſchöne Zuſammenleben gab noch dem über Stolberg's ſchon wankenden Proteſtantismus erzürnten Voß die Worte ein:

Komm her, du alter Fritz,
Wir wollen hier auf Agnes Sitz
Den alten Bund erneun!

Leider lebte damals die milde, freundliche Vermittlerin Agnes nicht mehr, Stolberg wurde katholiſch und zog nach Münſter und Voß konnte es auch nicht lange mehr in Eutin aushalten. Da ihn auch zunehmende Kränklichkeit hinderte ſein Lehramt zu verwalten, ging er mit einer jährlichen Penſion zuerſt nach Jena, und dann nach Heidelberg, wo er im Jahre 1825 ſtarb, nachdem ihm ſchon Stolberg vorgegangen war. Seine letzten Jahre verbitterte er ſich ſelbſt mit heftigen Streitſchriften, womit er den alten Freund erbarmungslos verfolgte.

Was nun Voßens Poeſie betrifft, finden wir darin die höchſte Aehnlichkeit mit Klopſtock, dem er in den Oden und dem Liede rühmlich nachſtrebte und weil er der griechiſchen Muſe tiefer in's Auge geblickt, iſt er auch überall klarer und prunkloſer als die Stolberge, ſelbſt oft klarer und lebendiger als Klopſtock. Uebrigens hat er ſelbſt eingeſtanden wie Leſſing (denn beſcheiden war er wie Leſſing) daß er ſelbſt kein Dichter, ſondern „nur ein Genie zu einem künftigen Dichter ſei" und beſtätigte, was ſeine Tadler ſagten,

daß ihm Phantaſie zu poetiſchen Schöpfungen fehle. Unter ſeinen Jugendgedichten iſt wohl Manches, wenn er Erneſtinen's, wenn er Agneſen's, ſeiner Freunde gedenkt in elegiſcher Wehmuth, das lieblich anſpricht, doch die ſpätern Gedichte werden immer gemachter, künſtlicher und inhaltloſer; Alles galt ihm bald die Sache, der Gedanke und die Einkleidung. So kam es auch, daß er, von Haus ein Mann des Volkes, den Ton nicht finden konnte den Claudius, Miller und beſonders Hölty meiſt getroffen haben. Nehmen wir z. B. ein's ſeiner beſten, das Kartoffellied.

So einfach und natürlich Alles darin hergeht, muß doch die wahre lyriſche Fröhlichkeit erſt von dem Sänger oder der Sängerin hineingelegt werden. Wir werden ſehen, wie geborne Volksdichter Hebel oder Holtei derlei beſingen. Eine Gattung iſt's jedoch, worin er Meiſter geworden, worin er wahrhaft poetiſch geworden iſt, — die Idylle. Hier traf er die rechte Mitte zwiſchen dem allzugetreuen Ton der Bauernnatur und dem allzuzierlichen Geßner und weil er das Landvolk liebte, ſo malt er ſie und ihre Sitten ſo getreu, wenn ihn nicht ſein Eifer, Menſchlichkeit die Herrſchaft gegen ihre Unterthanen zu lehren, zuweilen lehrhaft macht. Eine ſeiner ſchönſten kleinern Idyllen iſt: „die Kirſchenpflückerin.“ Welch' griechiſche Anmuth weht in dieſer Idylle, die ſchalkhaften Mädchen wie ſie ſich necken, wie dramatiſch ſich Alles in der anmuthigſten Scenerie bewegt, wie leicht und natürlich die Sprache. Selbſt das eingewebte Lied iſt weniger ſchwerfällig, obwohl es gegen die Hexameter abſticht, denn das iſt das Versmaß, in welchem ſich der Dichter wie in ſeinem Elemente befindet. Darum ſind auch Voßens Ueberſetzungen, beſonders die Verwandelungen Ovids, wenn er freier iſt wie in Philemon und Baucis und neben der Odyſſee, die Iliade, das Trefflichſte, was er geſchrieben; ſein überſetzter Horaz, der rein lyriſch iſt, konnte ihm dagegen nicht gelingen, ſo eckig, unbequem und gezwungen, ohne das poetiſche Leben des Originals iſt Alles. Unter ſeinen kleinen Idyllen ſind auch einige und nicht die letzten in plattdeutſcher Mundart. Den höchſten Preis errang ſich aber Voß durch das größere idylliſche oder ländliche Gedicht: Louiſe, worin das ſtillheitere Leben eines wunderſeligen Landpredigers und ſeiner Familie und die Vermählung ſeiner Tochter

Louiſe mit einen jüngern Prediger mit den lieblichſten Farben geſchildert wird. Es ſollte dieß ein Epos werden den Deutſchen die Odyſſee erſetzen, und da in der Zeit ſeiner Erſcheinung wirklich nur Mittelſtand in deutſcher Poeſie lebte, ſo konnte der Inhalt, ſo einſeitig er das Nationalleben auch aufgefaßt, wirklich allgemein intereſſiren, denn in dieſem Stande war doch ein Pfarrer meiſt das höchſte Ziel irdiſcher Wünſche, da höhere Stellen im Staate in der Regel nur für den Adel da waren. Da kann man ſich nun wohl das Entzücken erklären, mit dem die Louiſe aufgenommen worden und auch die Gleichgiltkeit des jetzigen Deutſchlands gegen dieſes Gedicht, dem Niebuhr unvergängliche Theilnahme verſprach. Zum Theil iſt es aber auch zu weit ausgeſponnen und des Lehrhaften iſt immer zu Viel, zu wenig Handlung. Befriedigend iſt eine andere Idylle (Voß nannte es ein mimiſches Gedicht) der ſiebzigſte Geburtstag, wo auf ähnliche Weiſe nur gedrängter und fortſchreitender, das Stilleben eines Schulmeiſters, den ſein Sohn, ein Prediger in der Nachbarſchaft mit ſeiner jungen Frau beſucht, höchſt anmuthig dargeſtellt wird.

Was übrigens Voß geleiſtet, welchen gewaltigen Schwung er der deutſchen Sprache, wie ein zweiter Luther gegeben, wird man erſt dann gewahr, wenn man die kurz vor ihm herausgekommenen deutſchen Schriften lieſt. Vor allem verbannte er die franzöſiſche Schwatzhaftigkeit und Breite, dann die alberne Tändelei und ſüßliche Empfindſamkeit, die unſerer Sprache alle eigenthümliche Kraft benahm. Voß war auch dadurch ein wahrer Sprachkünſtler, daß er aufmerkſam auf die Klänge der griechiſchen Sylbenmaße, ihr Geheimniß ſich enthüllte und die Vereinigung zwiſchen Poeſie und Muſik auffand. Daher ſind viele ſeiner Gedichte blos als Meiſterwerke des Sylbenmaßes und der Sprachenmuſik anzuſehen, worin er bereits Klopſtock übertraf und dann ſpäter Göthe's Lehrmeiſter geworden.

Was ihn aber über Alles erhebt und uns ehrwürdig macht iſt ſeine Geſinnung, ſein männlicher, heiliger Ernſt für alles Wahre, Gute und Schöne, ſeine Ausdauer in den ſchwierigſten Unternehmungen, ſein Lebensmuth in den drückendſten Verhältniſſen; denn leider erfahren wir, daß auch er, der weder durch Leichtſinn noch durch

Ausſchweifungen irgend Etwas verſchuldete, im Schweiße ſeines Angeſichts ſein täglich Brod eſſen mußte. Das Rektoratsgebäude, wo er in Eutin wohnte, ſoll ſehr ländlich, beinahe zu ländlich geweſen ſein und er ſpricht in ſeiner Louiſe viel zu viel von behaglichem Imbiß, als daß man nicht auf den Gedanken geriethe, es habe derlei Genuß zu den Idealen ſeines Lebens gehört, da er ihm nur ſelten in Wirklichkeit zu Theil geworden. Nahrungsſorgen, mühſame an Tag und Stunde gebundene Unterrichtsarbeit, Mangel an Austauſch der Ideen, in einem Orte wo, wenn Stolberg nicht da war, kein ebenbürtiger Geiſt lebte, — und dann allmälig einzuſehn wie Stolberg nicht der war, für den er ihn in den Jugendjahren hielt, — Alles dieſes machte ihn oft grämlich und er verlor nicht ſelten alle Faſſung, war ſeiner Familie und ſeinen Schülern ein unduldſamer Plagegeiſt, wie man aus den Briefen ſeiner Erneſtine erſieht, die zu ſeinem Glücke ein ſolches Weib war, deſſen „edle Aufopferung bis zur Verläugnung von Gram und Sorgen geht.“ Der Mann, der nicht, (wie Göthe ſagt) ſich begnügt mit einem „zerſtückelten buchſtäblichem Wiſſen des Alterthums, ſondern bis zum Anſchauen eindrang in die Vergangenheit“ „und die griechiſche Literatur in Deutſchland mehr förderte, als die berühmteſten Profeſſoren und Philologen, er fand auf keiner der vielen deutſchen Univerſitäten ein Plätzchen, irgend einen Lehrſtuhl von dem herab er auf die Maſſen des jungen Vaterlandes hätte wirken können. Nicht iſt's alſo zu verwundern, wenn ſich auch in ſeine Gedichte ſo viel Herbes und ein ſo unbezwingbarer Ernſt, ſelbſt wo er launig und fröhlich ſingen will, einmengen; iſt auch nicht immer Poeſie vorhanden, ſo iſt doch geſundes, kräftiges Denken und Empfinden immer da und ſeine Verſtimmung hat nie das Krankhafte eines Schwächlings, es poltert ſich aus, wie ein erzürnter Titane und „Vorwärts!“ iſt ſein Loſungswort, das proteſtantiſche Vorwärts, das er überall anbringt, ob es gleich die poetiſchen Fäden oft zerreißt, es klingt freudig und mächtig wie Orgelton durch alle ſeine Werke, wie durch ſein Leben. Vernehmlich klingt's z. B. in folgendem Gedichte:

Entſchloſſenheit.

Vorwärts, mein Geiſt, den ſchroffen Pfad!
Nicht träg' umhergeſchauet!
Dort oben winkt die Ruheſtatt!
Wohlauf, Dir ſelbſt vertrauet!
Dich, Gottes Odem, Du Verſtand,
In Staub gehüllt, hat Gottes Hand
So wunderbar gebauet!

Nicht ziemt Dir's, edler Himmelsſohn,
An eitlem Schein zu haften!
Dein würdig, tritt in Staub mit Hohn
Die niedern Leidenſchaften.
Und ob ſie rechts und links nach Stolz,
Nach Sinnlichkeit, nach Durſt des Gold's,
Die Freunde Dir entrafften!

Dir, Wahrheit und Gerechtigkeit,
Dir ſchwör' ich Treu' auf immer!
Vergebens lockt die Welt und bräut,
Mit ihrem Trug und Schimmer!
Sei noch ſo ſchlimm Gefahr und Noth,
Verachtung ſelbſt, ja ſchnöder Tod:
Unredlich ſein iſt ſchlimmer!

Wir müſſen, müſſen vorwärts gehn!
Wie Wahn und Trug auch toben!
Uns hat, zum Himmel aufzuſehn,
Gott ſelbſt das Haupt erhoben!
Drum wank' und fall' es links und rechts:
Wir ſind unſterbliches Geſchlechts;
Das Vaterland iſt oben!

Ach, unſrer Heimath eingedenk,
Laßt uns doch gehn, wie Brüder,
In Lieb', ohn' Eifer und Gezänk',
Im Klange froher Lieder!
Du kränkteſt mich aus Mißverſtand;
Komm, Lieber, reiche mir die Hand,
Und thu' es niemals wieder!

Was aber unter dieſer derben Kraft für ein treues Herz für ſeinen Freund lebe, zeigt die letzte Strophe:

Du kränkteſt mich aus Mißverſtand
Komm, Lieber, reiche mir die Hand,
Und thu' es niemals wieder!

Können wir ihm den Zorn verargen, als er den Liebling ſeines Herzens ihm durch Rom entriſſen ſah? Und Freiheit und Vaterland liebte er nicht wie manche Phantaſten, ſondern wie der Grieche und der ächte Deutſche aus Hermanns Zeiten es liebt; wie ſo ſchön verſchmolzen iſt dieſer griechiſch-deutſche Geiſt in folgendem Gedichte:

Vaterlandsliebe.

Ein edler Geiſt klebt nicht am Staube;
Er raget über Zeit und Stand:
Ihn engt nicht Volksgebrauch, noch Glaube,
Ihn nicht Geſchlecht noch Vaterland.
Die Sonne ſteig' und tauche nieder;
Sie ſah und ſieht ringsum nur Brüder:
Der Celt' und Griech' und Hottentot'
Verehren kindlich einen Gott.

Doch ob der Geiſt den Blick erhebet
Bis zu der Sterne Brüderſchaar;
Ihn ſäumt der träge Leib, und klebet
Am Erdenkloß, der ihn gebar.
Umſonſt, von ſeines Staubes Hügel,
Blickt auf der Geiſt, und wägt die Flügel;
Des Fluges Sehnſucht wird im Stand,
Sein All ein ſüßes Vaterland.

Er liebt die traute Vaterhütte,
Den Ahorntiſch, des Hofes Baum,
Die Nachbarn und des Völkleins Sitte,
Des heimiſchen Gefildes Raum.
Er liebt die treuen Schulgenoſſen,

Der Jugendſpiel' harmloſe Poſſen,
Das angeſtaunte Bilderbuch,
Der Mutter Lied und Sittenſpruch.

O Du, in Fremdlingsflur Verbannter,
Wie warſt Du Freud' und Wehmuth ganz,
Begrüßte Dich ein Unbekannter
Im holden Laut des Vaterlands!
Du kehrſt in ſchroffes Eisgefilde
Mit Luſt aus reicher Sonnenmilde,
Und weinſt, auf Deiner Väter Höhn
Von fern den blauen Rauch zu ſehn.

Schafft Freiheit jegliches Gewerbes
Gemeingeiſt und gemeines Wohl,
Baut Jeder, ſorglos ſeines Erbes,
Hier Wiſſenſchaft, dort Korn und Kohl;
Entzieht kein Vorrecht ſich der Bürde;
Ertheilt Verdienſt, nicht Anſpruch, Würde:
Dann lieber arm im Vaterland,
Als fern in Sklavenprunk verbannt!

Glückſelig, wenn Geſchick und Tugend
Der Erſtlingspflege Dank vergönnt,
Wen Preis und Mann daheim, der Jugend
Zum Beiſpiel, guten Bürger nennt.
Nicht eigenſüchtig wirbt er Seines.
Sein Herz, entbrannt für Allgemeines,
Verſchwendet Kraft und Fleiß und Gut,
Und, gilt es Wohlfahrt, gern das Blut.

Am ausführlichſten und mit wahrer Liebe hat ihn Göthe gewürdigt, in einer Recenſion die im 33. Bande ſeiner geſammten Werke ſteht, wo er ihn durch alle ſeine poetiſchen Wege, die er wandelt, begleitet und überall das Treffliche hervorhebt, wie es nur wieder ein Dichter kann und das Mangelhafte aus ſeiner Schöpfungsgeſchichte erklärt. Am Schluße zeigt er dann, mit welcher Meiſterhand Voß uns die alten Schriften herübergereicht, „ſo daß fremde Nationen künftig die deutſche Sprache, als Vermittlerin

zwiſchen der alten und neuen Zeit, höchlich zu ſchützen verbunden ſind."

Wieland und Herder noch einmal.

Während nun die Göttinger alſo den deutſchen Parnaß durch ihre Lyrik belebten, waren auch die ältern Dichter nicht müßig in ihrer Weiſe fortzufahren, freilich ohne, wie es alten Meiſtern gewöhnlich zu begegnen pflegt, von den neuen Erwerbniſſen der Schüler Gebrauch zu machen. So verſammelte der alternde Gleim noch immer in Halberſtadt einen Kreis von Dichtern um ſich und ſchrieb ſelbſt noch eben ſo breit und tändelnd, wie in jüngern Jahren Epiſteln, Lieder, Fabeln und dergleichen. Auch Klopſtock ſchien zuletzt durch Voſſens Fortſchritte in der deutſchen Verskunſt wo denn ſeine eigenen Hexameter in den Schatten geſtellt wurden, etwas empfindlich, dichtete aber nach Vollendung ſeines Meſſias Oden und Elegien fort, woraus mit zunehmendem Alter die Poeſie immer mehr zurückwich. Nur Wieland und Herder blieben nicht auf der Stufe ſtehen, auf der ſie von den Göttingern in den ſiebziger Jahren angetroffen wurden, ſondern arbeiteten noch immer ihrer Zeit voran; wie ſie denn durch ihre ſchon erſchienenen Werke den jüngeren Dichtern unvermerkt näher gekommen waren; ja günſtige Verhältniſſe, durch welche beide in Weimar, jener als Prinzenerzieher, dieſer als Oberconſiſtorialrath vereinigt wurden, gaben ihnen ein großes Uebergewicht, weil denn doch das Leben des Talents durch äußere Verhältniſſe vielfach bedingt iſt. Wir haben Wieland in Weimar unter Beſchäftigungen verlaſſen, die ihn aus der Griechenwelt auf das Hiſtoriſche und Politiſche hinführten. Nun begab er ſich, nachdem er wie ſchon geſagt von den Göttingern und von Klopſtock ſeiner leichtfertigen Muſe wegen hart angeklagt worden und auch von dem jungen Göthe in der Farce Götter, Helden und Wieland arg mitgenommen wurde, in das romantiſche Ritterthum. Er ahmte darin meiſt altfranzöſiſche

Liebeserzählungen (Fabliaux) nach und man muß geſtehen, daß kein Deutſcher vor ihm ſo anmuthig in Proſa und in Verſen zu erzählen verſtand, als er. Wir führen hier eine ſeiner lieblichſten Erzählungen, den Vogelſang an, worin er das Weſen der Poeſie ſowohl als den Mangel an poetiſchem Sinn in einem Bilde darſtellt.

Der Vogelſang oder die drei Lehren.

Vor etwa ſiebenhundert Jahren
Und drüber lebt' in meinem Schwabenland
Ein reicher Erdenſohn, von Namen unbekannt,
(Weil ſeine Ahnen ſtets geheim geblieben waren)
Und drum kurzweg der reiche Hans genannt.
Von Gottes Gnaden hat der
Ein ſchönes Schloß, — das beſſern einſt, als er
Zum Aufenthalt gedient — man weiß nicht wie, gewonnen;
Wie nun einmal in dieſer Unterwelt
Nichts lange ſeinen Herrn behält,
Und was ein braver Mann begonnen,
Durch einen Schlechten wieder fällt:
Genug, Hans hatt' es nun gewonnen,
Das ſchönſte Schloß, das von der lieben Sonnen
Je angeſchienen ward, ſeitdem
Es Schlöſſer gibt. Es lag gar wunderangenehm,
Gebaut von ſchönen Quaderſteinen,
Geräumig, ſtattlich und bequem;
Von ferne konnt's das ſchönſte Kloſter ſcheinen.
Ich ſage Nichts von all' dem feinen
Geräthe drin, den langen Reih'n
Von Sälen, Zimmern groß und klein,
Und wie da ringsum Alles ſchimmert
Und wiederſcheint und blitzt und flimmert
Von Silber, Gold und edlem Stein;
Nichts von den Kellern voller Wein,
Von weißen, purpurnen und gelben,
Aus Wälſchland, Frankreich und vom Rhein,
Noch von den Kammern und Gewölben,
Bis oben an mit Allem voll,
Was nach dem alten Spruch ein Weiſer
Gern haben, leicht entbehren ſoll.
Ein Wort für tauſend, ſelbſt der Kaiſer
Zu Wien in ſeinem alten Schloß

(Geleit' ihn Gott auf ſeinen Reiſen!)
Hat kaum mehr Reichthum aufzuweiſen,
Als Hans in ſeiner Burg verſchloß.
Wie er's handhabte und genoß,
Das wird ſich in der Folge weiſen.

Und eine ſchöne Treppe ging
Vom Schloß herab in einen Garten,
Der hundert Morgen wohl empfing.
Den wie ein Gärtner zu beſchreiben,
Damit geſchäh' Euch, wie ich weiß,
Kein großer Dienſt; drum laß ich's bleiben;
Genug, es war ein Paradeis.
Alles, was Aug' und Gaum und Naſe
Gelüſten kann, das fand man hier,
Nicht blos im Treibhaus hinter Glaſe,
Frei ſtand es da im friſchen Graſe,
Und blüht' und reifte für und für.
Auch war in dieſem Blumenreich
Die Luft ſo heilſam, rein und weich,
Daß Leute, die zum Sterben lagen,
Auf ihrem Bette hierher getragen
Und unter Bäumen auf den Raſen
Gelegt, in einer Nacht genaſen.

Es geht doch, ſagt mir, was Ihr wollt,
Nichts über Wald und Gartenleben,
Und ſchlürfen ein Dein trinkbar Gold,
O Morgenſonn', und ſorglos ſchweben
Daher in friſchem Blumenduft,
Und, mit dem ſanften Weben
Der freien Luft,
Als wie aus tauſend offnen Sinnen
Dich in ſich ziehn, Natur, und ganz in Dir zerrinnen!
— — — — — —
Wo war ich? — Gutes Volk, verzeiht!
Ich ließ Euch doch nicht lange warten?
Der Abweg iſt zum Glück nicht weit;
Wir ſind ja noch in Hanſens Garten.

Der war nun, wie geſagt, ein zweites Paradeis.
Und mitten drinnen ſtand ein ſiebenfacher Kreis
Von alten himmelhohen Linden,
Die ihre Aeſte wechſelweis
So vielfach in einander winden,

So dicht, daß ihre grüne Nacht,
Den hellen Tag zur Dämmrung macht.
Im engſten Kreiſe zog ein Kranz von Roſenhecken
Sich her um einen vollen Quell,
Der, kalt wie Eis, und ſpiegelhell,
Sein perlend Waſſer in ein Becken
Von grünem Marmor goß. Des Sommers ſtrengſte Gluth,
Der ſchärfſte Strahl der ſchwülen Mittagsſtunde,
Erloſch in dieſem kühlen Grunde;
Ein lieblich ſcharfer Geiſt erfriſchet hier das Blut,
Friſcht Laub und Gras, und nährt mit ew'ger Fülle
Den immer grünen Hain; und wie in ſeine Stille
Ein Denker tritt, ſo freut er ſich, allein,
Und iſt's ein Liebender, ſo wünſcht er zwei zu ſein.

Nun merket auf! — Ein Vögelein
Kam jeden Abend, jeden Morgen,
Und füllte dieſen Ort mit lieblichem Geſang.
Es ſang im dichten Laub verborgen,
Und aller Vögel Sang und Klang
Verſtummte flugs, ſobald es ſang.

Der Vogel ſchien, ſo anzuſehn,
An Federn ein gemeiner Spatz,
Und kleiner noch; doch zum Erſatz
Für beides hatten ihn die Feen
Gar ſonderbar begabt, zu ſingen frank und froh
Ballade, Virelay, Rondeau,
Und tauſend ſchöne Melodeien,
Die einem Leib und Seel erfreuen.
Da war kein Schmerz, noch Gram ſo groß;
Der nicht in ſeinen Sang zerfloß.
Ihn ſingen hören, oder trinken
Aus Lethe's Fluth war einerlei.
Sang er von Liebe (zumal im Mai)
So war's unmöglich, nicht zu ſinken
In wonnigliche Träumerei;
Und ſang er Freud' im bunten Kranz,
Gleich hob ſich jeder Fuß zum Tanz;
Und wenn er Ritterthaten ſang,
Ward Einem ſtracks nach Kämpfen bang.

Der Vogel hatte noch was Sonderlichs an ſich:
Denn wie er von dem Garten wich,
Fiel alles Laub, die ſchönen Bäume

Verdorrten um die Quelle her,
Die ſchöne Quelle ſprang nicht mehr,
Und jede Blum' erſtarb im Keime.
Das ganze Paradeis verſchwand,
Nichts blieb, als kahler Fels und dürrer Sand.

Hans, dem dieß Alles zugehörte,
Kam täglich einmal, zweimal auch,
Gewackelt in den Hain, und hörte
Dem Vogel zu; das war ſein Brauch,
So bald er Morgens aus dem Bette
Geſtiegen war, und kurz vor Licht;
Doch, daß er was empfunden hätte,
Das war nun ſeine Sache nicht.
Denn Eſſen und Trinken zum Zerplatzen,
Und ſchlafen, und im — Kopfe kratzen,
Und täglichstags ſein Porzellan
Und ſeine goldnen Becher wiſchen,
Und mit dem Amtmann und Kaplan
Die Dame zieht und Karten miſchen,
Und dann und wann in Wintertagen
Ein Häschen durch die Saaten jagen,
Und flacken auf dem Ruhebett,
Und, wenn ihm Alles ſonſt will fehlen
Sich ſchließen in ſein Kabinet
Und ſeine Roſenobel zählen —
Dieß Hanſes Thun und Laſſen war
Zwölf Monat lang in jedem Jahr.

Einſt ſtand der lappichte Geſelle
Und wuſch die Augen aus der Quelle;
Da wirbelt aus dem Laub hervor
Dieß Liedchen in ſein dickes Ohr:

„Ihr Ritter und Ihr Frauen zart,
„So roth von Mund und Wang',
„Und junge Knappen edler Art,
„Horcht alle meinem Sang!
„Seid Eurem Liebchen treu und hold:
„Und dient Ihr um der Minne Sold,
„So ſei's auf lebenslang!

„Dem Mann, der ohne Liebe bleibt,
„Und doch vor innerm Drang
„Sich raſtlos hin und wieder treibt,

„Iſt's in der Haut ſo bang!
„Iſt Alles ihm ſo kalt, ſo todt!
„Er iſt, wie Wange ohne Roth,
„Und Geigen ohne Klang.

„Doch, Liebe ſonder Ehre wär'
„Ein Feuer ohne Glanz,
„Ein Sommerwölkchen, bunt und leer,
„Ein welker Blumenkranz.
„Ein Biederherz iſt wahr und frei,
„Und wenn es liebt, ſo liebt es treu,
„Und gibt ſich rein und ganz.

„Was hebt uns bis zum Götterrang?
„Das thut die Liebe: traun!
„Drum horchet alle meinem Sang,
„Ihr Ritter und ihr Frau'n!
„Wollt Ihr den ächten Minneſold,
„Seid Euerm Liebchen treu und hold
„Und liebt auf lebenslang!"

Hans, der nicht fern am Brunnen ſtand,
Horcht nach dem Sänger unverwandt;
Denkt bei ſich ſelbſt: „Potz Stern, das wäre
Ein Tauſch! Der König, wie ich höre,
Liebt die Muſik; er gäbe mir,
Wenn ich den Vogel ihm verehre,
Wohl einen Maierhof dafür!
Zwar ſingt er hübſch; allein, was ſchere
Ich mich um ſeine Dudelei?
Kommt doch zuletzt Nicht's raus dabei!"

Der Vogel hörte Wort für Wort,
Was jener mit ſich ſelbſt geſprochen,
Und ſang aus voller Kehle:
„O du holder Ort,
„Was ſo Arges haſt Du wohl verbrochen,
„Daß Du Einem dienſt, der Deinen Werth nicht fühlt,
„Der, ſo lang er lebt, nie in den Ring geſtochen,
„Nie des Ruhmes, nie der Liebe Preis erhielt?
„Fallt ihr ſchönen Erker, Thürme, Hallen,
„Und ihr grünen dichten Bäume, laßt es fallen
„Euer Laub! und Du, die zwiſchen Blumen ſpielt,
„Kühle Quelle, höre auf zu wallen,

„Und vertrockne, daß dieß Immergrün
„Sterb' und alle Blumen ſtraks verblühn
„Unter Euern Schatten, hohe Linden,
„Gingen wackre Ritter einſt und edle Herrn,
„Und aus Euch, Ihr Roſen, Kränze binden
„Sah ich Frauen ſchöner, als der Morgenſtern!
„Und ſie hörten meine Lieder gern!
„Denn ſie hatten Lieb' im Herzen! deſto lieber
„War ich ihnen und mein Liederſpiel,
„Und vor wonniglichem, preſſendem Gefühl
„Gingen manche klare Aeuglein über;
„Und der liederwerthen Thaten wurden viel
„Viel gethan, uns mancher Dank erſtritten;
„Und ſie lohnten deß der Lieb und mir,
„Denn noch wohnten adelige Sitten,
„Ritterſchaft, Geſang und Minne hier.
„Und es ſollte mich nun nicht verdrießen,
„Daß mich ſo ein Schuft beſitzen ſoll?
„Der dies Alles hat, und vom Genießen
„Nichts verſteht, — ein roher grober Knoll,
„Der ſich ſelbſt nur lebt und ſeinen Lüſten,
„Nichts begehrt, als ewig Bauch und Kiſten
„Anzufüllen, fühllos bei Geſange bleibt,
„Und die Zeit dabei mit Gähnen ſich vertreibt."
So ſang das Vögelein, und flog davon.
„Gut, ſchimpfe nur, du kleiner Hurenſohn
(Denkt Hans) Du ſollſt mir jedes Wort bezahlen,
Und mit Proviſion!"

Als nun der Abend kam, kam mit den letzten Strahlen
Auch, wie gewohnt, mein Vögelein
Zurück in ſeinen lieben Hain,
Sein frohes Abendlied zu ſingen.
Indeſſen hatte Hans die Linde und den Aſt,
Wo es zu ſitzen pflag, ſehr wohl in's Aug' gefaßt,
Und überall ſo viel geheime Schlingen
Im Laub verſteckt, daß ſich das arme Ding,
So wie's geflogen kam, in einer Schleife fing.

Der Schalk von einer grünen Mauer
Verborgen, eilt herzu, ſo bald er's zappeln hört,
Macht den Gefangenen los, der tauſend Kronen werth
Ihm unter Brüdern däucht, und ſteckt ihn in ein Bauer.

Der Sänger ſpricht: „Ich ſeh' es ſchon,
So wie der Herr, ſo auch der Lohn.

Das hab' ich nun für all' mein Singen!
Doch dürft' ich's ſagen, wohl gethan
War's eben nicht mich ſo zu fahn;
Es wird euch wenig Roſen bringen."

„Du ſollſt nur deſto baß mir ſingen!
„Sonſt ſangſt Du oder ſchwiegſt auch ſtill:
„Jetzt ſollſt Du ſingen, wann ich will.

„Da (ſprach der Vogel) irrt Er ſich!
Der Käfig iſt mir ſtark zuwider.
Ich liebe freien Himmel, ich,
Und Wald und Wieſen; ſetze mich,
Wo mir's beliebt, im Grünen nieder,
Und wiege mich nach Herzensluſt
Auf meinen Aſt; und ſing' ich Lieder,
So ſing' ich ſie aus freier Bruſt.
Drum lieber Herr, ſeid nun ſo bieder
Und ſchenkt mir meine Freiheit wieder:
Denn glaubt mir, da geht Nichts davon,
Im Bauer ſing' ich keinen Ton."

„Dem (ſpricht der Baur) iſt bald gerathen:
„So dreh ich Dir den Hals, mein Sohn,
„Und eſſe Dich für einen Braten."

„O Herr, das lohnte wahrlich nicht
Die Mühe nur den Tiſch zu decken!
Bin gar ein kleiner magrer Wicht,
Ich blieb' Euch zwiſchen den Zähnen ſtecken,
Bis in den Magen käm ich nicht.
Mein guter Junker laßt mich leben!
Was hättet Ihr von meinem Tod?
Euch kann er wenig Vortheil geben,
Und mir iſt länger Leben noth
Am End iſt doch Nichts über Leben!"

„Hör' auf zu bitten, ſag' ich Dir,
„Mit Bitten kriegt man Nichts von mir."

„Nun (ſpricht der Vogel) ſeh' ich wohl,
Das alte Sprichwort iſt nicht hohl:
Mit groben Leuten höflich ſein,
Heißt Waſſer gießen auf einen Stein;

Der Stein wird nicht durch Waſſer weich,
Der Baur nicht mild durch Höflichkeit.
Doch ſagt ein andrer Spruch zugleich:
Der Weiſe ſchickt ſich in die Zeit.
Drum Lieber, macht den Bauer auf,
Und laßt mir wieder meinen Lauf;
Will Euch zum Dank drei Dinge lehren,
Die nie kein Mann von Euerm Stamm
Gewußt, von Sinn gar wunderſam.
Die ſollen Euch groß Gut gewähren!"

„Was giebſt Du mir zum Unterpfand?"
„Mein Ehrenwort, verſetzt der Sänger;
Es gilt für baar im ganzen Land."

„Wohl (denkt der ſchlaue Vogelfänger),
Es kann doch was dahinter ſein;
Ich nehm' es mit, kann Alles brauchen:
Und Du, hochweiſes Vögelein,
Sollſt Dir die Füßchen bald verſtauchen;
Bis Morgen biſt Du wieder mein!

Somit ſchiebt er den Bauer auf
Und läßt dem Vogel ſeinen Lauf.

Der ſchnurrt heraus ſeiner Höhle,
So froh, wie eine arme Seele,
Die aus des Fegfeu'rs Flammennacht
Ein frommer Klausner frei gemacht.
Er hüpft und tanzt im Kreis umher,
Als ob er neu geboren wär',
Setzt dann, indeß der Junker paßt,
Sich wohlgemuth auf einen Aſt.

„Nun ſpitz' die Ohren, edler Knecht
Merk' jedes Wort und faß' es recht
So wird Dir's bringen viel Gewinn;
Es liegt darin ein großer Sinn!
Glaub' nicht gleich Alles, was Du hörſt!"

„Daß Du dem Geier im Schnabel wärſt!"
Verſetzt der Junker grimmiglich;
„Das wußt ich lange ohne Dich!"

„Gut, bis Du's brauchſt, halt's warm indeſſen!
So etwas iſt gar leicht vergeſſen."

„Nun ſeh' ich wohl, mein ſaubrer Gaſt,
Daß Du mich nur zum Beſten haſt.
Das Erſte, was Du mich gelehrt,
Iſt keinen rothen Heller werth!
Du haſt den Lohn umſonſt genommen.
Doch ſei's! laß nur das Andere kommen!"

„Merk' wohl auf's Wort (der Vogel ſpricht),
Du wirſt es brauchen! — Weine nicht
Um Etwas, das Du nicht gehabt!"

Hans ſchreit: „Da haben wir's ertappt!
Ein fein Arkanum, Gott verdamm' es!
Daß ich der Erſte meines Stammes
Sein ſollte, der von Dir Das noch
Erſt lernen müßte! Hätt' ich doch
Den Schelmenhals Dir umgedreht!"

„Der Wunſch (ſpricht jener) kommt zu ſpät.
Indeſſen daß Du ſehen magſt,
Wie ungerecht Du mich verklagſt,
Sei nochmals Beides Dir empfohlen!
Soll ich Dir's etwa wiederholen?
Von Herzen gern! —"

„Du mußt mich wohl,
(Schreit Hans) um ſo mit mir zu walten,
Für einen großen Eſel halten?
Denn hätt' ich auch ein Haupt von Kohl,
Mit Spreu gefüllt, ſo kahler Lehren,
Zum Henker! könnt' ich doch entbehren.
Doch, weil Du nun im Vortheil biſt,
Laß immer noch das Letzte hören!
Wer weiß, ob's nicht das Beſte iſt?

„Das, ſpricht der Vogel, könnte ſein.
Nur faß' es wohl! — Es gleicht dem Stein
Der Weiſen. Wer den machen kann,
Der wird gewiß kein armer Mann!
Merk' auf mit Fleiß! wiewohl es heut
Zu ſpät kommt, kann's zu andrer Zeit

Dir viel vergebliche Reu erſparen.
Narr, was Du in den Händen haſt,
Halt' feſt, und laß es nimmer fahren!

Wie Hans dieß hört, ergrimmt er faſt.
„So ſchreit er, hältſt Du Dein Verſprechen?
O! könnt' ich Dir die Beine brechen!
Iſt dieß Dein Wort, iſt dieß mein Dank?"

„Nun, guter Freund, was ſoll der Zank?
Gab ich Dir nicht drei goldne Lehren?
Was kannſt Du wohl noch mehr begehren?

„Ein fein Geſchenk', bei meiner Treu'!
Man dächte, was dahinter ſei!
Ich wußt' in meinen Kindertagen
Dergleichen ſchockweiſ' aufzuſagen."

So gut als irgend eine Gans,
Verſetzt der Vogel. Mein guter Hans,
Die Augen aus dem Kopf gegeben
Mit Freuden hätteſt lieber Du,
Und beide Ohren noch dazu,
(Wärſt Du geſcheit) als mir das Leben."

„Wie ſo? wie ſo? Was hätte mir's
Geholfen Dich zum Koch zu tragen?"

„Gar viel geholfen hätte Dir's!
Unglücklicher! In meinem Magen
Hätt'ſt Du gefunden einen Stein,
Drei Unzen ſchwer, und hell am Schein,
Wie Diamant, der auf der Stätte
Zum reichſten Mann gemacht dich hätte.
Denn wer den Stein beſitzt, der weiß,
Was künftig iſt und was vergangen;
Die Geiſter kommen auf ſein Geheiß;
Er darf nur wünſchen, nur verlangen,
So ſteht es da, iſt Alles ſein!
Dein guter Engel gab Dir ein,
Mich heute noch am Spieß zu braten;
Hätt'ſt Du gefolgt, der Stein war Dein!
Doch einem Narr'n iſt nicht zu rathen."

Hans, wie er dieſe Nachricht hört,
Sich wüthend in die Haare fährt,
Schlägt mit der Fauſt ſich vor den Magen,
Zerreißt ſein Wamm's und ſeinen Kragen
Von Spitzen, hundert Thaler Werth
Und füllt den Wald mit lauten Klagen.

Der Vogel ſieht in großer Ruh'
Dem Spuck von ſeinem Baume zu.
Sagt nicht ein Wort, bis Mantel, Kragen
Und Wamms, und Wange, Bart und Haar,
Sich Hans zerfetzt hat ganz und gar.
Drauf ruft er: „Narr, hör auf zu zagen;
Der Schade darf Dich ſo nicht plagen;
Es iſt kein Wort von Allem wahr,
Was ich vom Stein Dir vorgetragen."

„Wie? was? So wär's nur Lug und Trug!"

„Du ſagteſt ja, Du ſei'ſt ſo klug,
Mann könne Dir nichts Neues ſagen?
Du wiſſeſt Alles ſchon vorher?
Als Du mich fingſt, Du dummer Bär,
Da war ich keine Unze ſchwer;
Wo käme denn in meinen Magen
Ein Kieſel von drei Unzen her?"

„Nun, ſeh' ich's freilich nur zu ſehr,"
Erwiedert Hans mit naſſem Blicke:
„Wer aber hätt auch ſolche Tücke
Dir zugetraut?"

„Begreifſt Du nun,
Wie Narren ſich ſelber Schaden thun?
Thor, Worte ſind nur leere Schalen!
Der Sinn iſt Alles, der Sinn, der Sinn!
Allein für Dich iſt keiner drin!
Die Lehre magſt Du nun bezahlen!
Du wußteſt Alles längſt zuvor —
Was half Dein Wiſſen? Pinſel, Thor!
Hätt'ſt Du verſtanden, es auszuüben,
Dein Kragen und Wamms wär ganz geblieben!
So merk' nun meine Lehren Dir,

Und ſich Dich künftig beſſer für.
Sie kommen Dir hoch genug zu ſtehn!
Hiermit leb' wohl, auf Wiederſehn!"

Der Vogel flog davon und ſoll
Noch wieder kommen. Dumm und toll
Steht Hans; ihm iſt, als ob ihm träume:
Und wie er ſteht, o wundervoll!
Fällt alles Laub, die ſchönen Bäume
Verdorren plötzlich rings umher.
Die ſchöne Quelle ſpringt nicht mehr,
Die Blumen ſterben all' im Keime,
Weg iſt das ganze Feenland
Und ihm bleibt Nichts als dürrer Sand.

Dieſer Fabel liegt eine Doppellehre zu Grunde, einmal daß gerad die offenbarſten Wahrheiten von dem Menſchen am wenigſten gebraucht oder verſtanden werden; zweitens daß nur eine ſchöne liebevolle Seele im Stande ſei die Herrlichkeiten der Natur zu empfinden und daß alle ihre Reize und Wunder dem rohen Sinne unverſtanden bleiben, und daher gleichſam gar nicht da ſind oder wie es poetiſch heißt: in ewiges Nichts verſchwinden. Wir theilen hier auch die Fabel von Heinrich von Nicolai mit, um zu ermeſſen, was Wieland aus dem einfachen Stoffe zu machen gewußt.

Der Mann und das Vögelein.

Ein Vogler fing ein Vögelein,
Das ſprach zum Vogler: „Sieh', wie klein
Und leicht ich bin! Was nütz ich Dir!
Laß mich zum Walde wiederkehren!
Aus Dankbarkeit will ich dafür
Dich erſt ein ſchönes Sprüchlein lehren."
Wohlan! laß ſehn!" verſetzt der Mann,
„Was mich ein Zeiſig lehren kann."

Das Vögelein war herzlich froh
Und ſagte zu dem Vogler ſo:
„Mein Spruch iſt der: ein weiſer Mann
Glaubt nur was er begreifen kann,
Und grämet ſich zu keiner Friſt
Um etwas, was unmöglich iſt.“ —

„Ein ſchöner Spruch!“ verſetzt der Mann
„Den jedes Kind mir ſagen kann.
Wer glaubt wohl ungereimte Dinge?
Jedoch dein Werth iſt ſo geringe,
Daß ich damit zufrieden bin!
Fahr glücklich! ich entlaſſe dich!
Flieg' immer wieder hin!

Das Vögelein, ſobald es ſich
Auf einen nahen Baum geſetzet,
Denkt: „Laßt uns ſehen, ob der Mann,
Der meinen Spruch ſo wenig ſchätzet,
Nun auch die Probe halten kann.
„O! (fängt es zu dem Vogler an)
O ſeht ihn doch, den dummen Mann,
Den auch ein Zeiſig äffen kann!
Denn wiſſe nur: mein Leib enthält
Das größte Kleinod von der Welt,
Den herrlichſten Karfunkelſtein,
Zwei Tonnen Goldes waren dein,
Die haſt du mit mir fliegen laſſen.“

Weg fliegt darauf das Vögelein,
Und er — weiß ſich vor Unmuth nicht zu faſſen.

Hier ſehen wir eine Begebenheit nur der Moral wegen erzählt, wogegen Wieland beinahe ein Epos daraus machte. Und mit welcher dramatiſchen Lebendigkeit geht die Handlung vor ſich! wie entwickelt ſich Alles ſo natürlich, nachdem es doch ſo kunſtreich verſchlungen war!

Neben ſeinen Dichtungen beſchäftigte Wieland aber auch die Herausgabe einer Zeitſchrift, Merkur, in welcher außer ſeinen poetiſchen Erzeugniſſen auch die ſeiner Freunde aufgenommen, aber auch zugleich politiſche Ereigniſſe und das geſammte deutſche Leben

in Kunſt und Wiſſenſchaft beſprochen wurden und zwar auf eine Weiſe, wie es ganz vorzüglich den höhern Ständen gemäß war. Löblich iſt es, daß er eben dieſe Stände, die bisher nur franzöſiſche Literatur liebten, in die deutſche einzuführen ſtrebte, was durch die Schriften der meiſten deutſchen Dichter, die in ihrer Freiheits- und Naturbegeiſterung etwas ſtürmiſch zu Werke gingen, nicht gelingen konnte.

Endlich im Jahre 1780 ſchrieb Wieland ſein Meiſterſtück, das romantiſche Epos: Oberon, wodurch er wieder auf unſere neueſte Zeit hinwirkte und die deutſche Poeſie, die durch Klopſtock und Voß, beinahe zu ernſt geworden, wieder dem abſichtloſen Spiele zuwandte. Auch dieſes Gedicht iſt nach einem altfranzöſiſchen Roman: Huon de Bordeaux bearbeitet, ſo aber daß der deutſche Dichter eine dreifache Fabel in einander webt: erſtlich die Abenteuer, welche Ritter Hüon auf Geheiß des Kaiſers Karls des Großen in Babylon beſtehen ſoll, dann deſſen Liebesverbindung mit der Tochter des Sultans, der ſchönen Rezia, endlich: die Wiederausſöhnung des Elfenkönigs Oberon mit ſeiner Gemahlin Titania. Der wunderthätige Beiſtand dieſes Elfenpaars hilft eben dem Ritter ſein Abenteuer glücklich beſtehen, ſo daß er wohlbehalten, freilich nach langer Irrfahrt, und großen Gefahren, nach Hauſe kommt. Da ſind denn die Elemente des Ritterthums: Heldenſinn, Glaube und Liebe die Träger des Gedichts und ſo heiter und anmuthig, durch die Laune des Knappen Scherasmin bis zum Komiſchen, auch die Darſtellung iſt, behauptet ſich doch der tiefe Ernſt des Romantiſchen. Man hat Wieland häufig vorgeworfen, daß die Ironien, womit er das Wunderbare behandle und das magiſche Dunkel wie mit Blitzen ſeines ſchimmernden Witzes erleuchte; allein dieß thaten ja ſelbſt die alten Troubadour's und wenn die neuern Romantiker, ſich anders ſtellen und ſcheinen wollten, als ob ſie die Wunder der Zauber- und Feen- Rieſen- und Gnomenwelt wirklich glaubten, nahmen ſie ſich gewöhnlich ſehr gezwungen und unnatürlich aus und halfen die Neigung zum Romantiſchen eher ſchwächen, als vermehren, und was ſie mühſam ſchufen iſt meiſt vergeſſen, während von Oberon gilt, was Göthe an Lavater darüber ſchrieb: „ſo lange Poeſie Poeſie, Gold Gold, und Kryſtall Kryſtall bleiben wird, wird Oberon als

ein Meiſterſtück poetiſcher Kunſt geliebt und bewundert werden. Wer nicht wie Heinrich Percy bei Shakespeare aus lauter Theaterdurſt und Politik allen Sinn für muntres Spiel der Phantaſie und des Gemüths verloren, den wird gewiß ſchon der Eingang ungemein anſprechen:

Noch einmal ſattelt mir den Hippogryfen, ihr Muſen,
Zum Ritt in's alte romantiſche Land!
Wie lieblich um meinen entfeſſelten Buſen
Der holde Wahnſinn ſpielt! Wer ſchlang das magiſche Band
Um meine Stirne? Wer treibt von meinen Augen den Nebel
Der auf der Vorwelt Wunder liegt?
Ich ſeh', im bunten Gewühl, bald ſiegend, bald beſiegt,
Des Ritters gutes Schwert, der Heiden blinkende Säbel.

Er nennt ſeine Poeſie, gleich Horaz, einen holden Wahnſinn, der ihm um den entfeſſelten Buſen ſpielt und ſo iſt ſein Anruf der Muſe ein trunkener Dithyrambus und nicht ein nüchterner Hymnus wie vor einem Opferfeſte. Vermengung bringt meiſt mißrathene Frucht; Religion und Wiſſenſchaft mit Kunſt vermengen wirkt auf beide nur nachtheilig. Spielend alſo führt uns der phantaſiereiche und gewandte Dichter in ein Epos hinein, wo aber nicht die ſchwerfällige Maſchinerie der Cherubin und Seraphin, oder des alten Olympus, der uns zu ferne ſteht, ſondern das leichte und loſe Zauberſpiel luftiger Elfen, die mit uns eines Stammes ſind, an die unſere Väter geglaubt haben, treibt das ganze Räderwerk der Handlung. Und ohne dieſen Beiſtand, wie konnte der Paladin die entſetzliche Aufgabe löſen, zu dem der erzürnte Kaiſer alſo ſprach:

Zeuch hin nach Babylon, und in der feſtlichen Stunde,
Wenn der Kalif, im Staat, an ſeiner Tafelrunde,
Mit ſeinen Emirn ſich beim hohen Mahl vergnügt,
Tritt hin, und ſchlage dem, der ihm zur Linken liegt,
Den Kopf ab, daß ſein Blut die Tafel überſpritze.
Iſt dies gethan, ſo nahe züchtig dich
Der Erbin ſeines Throns, zunächſt an ſeinem Sitze,
Und küß' als deine Braut ſie dreimal öffentlich.
Und, wenn dann der Kalif, der einer ſolchen Scene
In ſeiner eignen Gegenwart
Sich nicht verſah, vor deiner Kühnheit ſtarrt,

So wirf dich, an der goldnen Lehne
Von ſeinem Stuhl, hin, nach Morgenländer-Art,
Und, zum Geſchenk für mich, das unſre Freundſchaft kröne,
Erbitte dir von ihm vier ſeiner Backenzähne
Und eine Hand voll Haar aus ſeinem grauen Bart.

In einem Haine wohnt der Elfenkönig, Scherasmin warnt den Ritter nicht hineinzutreten, allein dieſer läßt ſich nicht halten und ſo erſcheint ihm Oberon und ſpricht hn alſo an;

Ich liebte dich von deiner Kindheit an,
Und was ich Gutes dir beſtimme
An keinem Adamskind hab' ich es je gethan!
Dein Herz iſt rein, dein Wandel ohne Krümme,
Wo Pflicht und Ehre ruft, fragſt du nicht Fleiſch und Blut,
Haſt Glauben an dich ſelbſt, haſt in der Prüfung Muth:
So kann mein Schutz dir niemals fehlen
Denn meine Strafgewalt trifft nur befleckte Seelen.

Er gibt dem Ritter dann ein elfenbeinern Horn und einen Becher, mit den Worten:

Ertönt mit lieblichen Ton von einem ſanften Hauch
Sein ſchneckengleich gewundner Bauch,
Und bräuten dir mit Schwert und Lanzen
Zehntauſend Mann, ſie fangen an zu tanzen,
Und tanzen ohne Raſt im Wirbel, wie du hier
Ein Beiſpiel ſahſt, bis ſie zu Boden fallen
Doch, läſſeſt du's mit Macht erſchallen,
So iſt's ein Ruf, und ich erſcheine dir.
Dann ſiehſt du mich, und wär' ich tauſend Meilen
Von dir entfernt, zu deinem Beiſtand eilen.
Nur ſpare ſolchen Ruf bis höchſte Noth dich bringt.
Auch dieſen Becher nimm, der ſich mit Weine füllet,
So bald ein Biedermann ihn an die Lippen bringt;
Der Quell verſieget nie, woraus ſein Nektar quillt;
Doch bringt ein Schalk ihn an des Mundes Rand,
So wird der Becher leer und glüht ihm in der Hand.
Herr Hüon nimmt mit Dank die wundervollen Pfänder
Von ſeines neuen Schützers Huld;
Und da er ſich des Oſtens Purpurränder
Vergülden ſieht, forſcht er mit Ungeduld,
Nach Babylon den kürzeſten der Wege.
Zeuch hin, ſpricht Oberon nachdem er ihn belehrt,
Und daß ich nie die Stunde ſehen möge,
Da Hüons Herz durch Schwäche ſich entehrt!

Von der Zauberkraft des Hornes und Bechers hatte er ihm sogleich eine Probe gegeben, indem er eine Prozession von Mönchen und von Nonnen wider ihren Willen zum wüthenden Tanze zwang und darauf den Becher mit köstlichem Wein gefüllt dem Ritter und seinem Knappen zur Stärkung reichte. Nun geht es auf Babylon los, allein wie viele Abenteuer muß der Paladin noch bestehen, doch überall würzt der Dichter die Erzählung mit Witz und Laune, anmuthige Schilderungen, die nicht zu breit, sondern nur mit kunstreichem Pinsel leicht hingezaubert scheinen, immer fort mehr Handlung als Lehre und Empfindelei — steuert der langen Weile. Wird ja der Ritter einmal recht sentimental, wie ihm z. B. seine künftige Geliebte im Traume erscheint, mit welcher Laune sucht ihn der Knappe zur Wirklichkeit zurückzuführen:

„Daß euch im Traum ein wohlgewogner Geist
Die künft'ge Königin von euerm Herzen weist,
Das hat er gut gemacht! So etwas läßt sich glauben,
Und kurz, wir nehmen's nun für eine Wahrheit an,
Allein der Strom, den Wirbelwind, die Schrauben
An Hand und Fuß, die hat der Traum hinzugethan.
Mir selbst ist oft in meinen jüngern Jahren,
Wenn mich der Alp gedrückt, dergleichen widerfahren.
Da zum Exempel, läuft ein schwarzer Zottelbär,
Indem ich wandeln geh', der Himmel weiß woher,
Mir in den Weg; ich greif' im Schrecken nach dem Degen
Und zieh', und zieh' — umsonst! Ein plötzlich Unvermögen
Strickt jede Sehne mir in allen Gliedern los;
Zusehends wird der Bär noch siebenmal so groß,
Sperrt einen Rachen auf so gräßlich wie die Hölle;
Ich flieh' und ängst'ge mich, und kann nicht von der Stelle.
Ein andermal, wenn ihr von einem Abendschmaus
Nach Haus zu gehen träumt, bei einem alten Gaden
Vorbei, auf einmal knarrt ein kleiner Fensterladen,
Und eine Nase guckt heraus
So lang als euer Arm. Ihr sucht, halb starr vor Schrecken,
Ihr zu entfliehn, und vorn und hinten stehn
Gespenster da, die in's Gesicht euch sehn,
Und feur'ge Zungen weit aus langen Hälsen recken:
Ihr drückt in Todesangst euch seitwärts an die Wand
Die gegenüber steht — und eine dürre Hand
Fährt durch ein rundes Loch euch eiskalt über'n Rücken,
Und sucht an euch herum, euch da und dort zu zwicken.

Ein jedes Haar auf euerm Kopfe kehrt
Die Spitz' empor, zur Flucht iſt jeder Weg verwehrt,
Die Gaſſe wird zuſehends immer enger,
Stets froſtiger die Hand, die Naſe immer länger.
Dergleichen, wie geſagt, begegnet oft und viel;
Allein am End' iſt's doch ein bloßes Poſſenſpiel,
Das Nachtgeſpenſter ſich in unſerm Schädel machen;
Ich dächt' an euerm Platz dem Ding nicht weiter nach,
Und hielte mich an das, was mir der Zwerg verſprach.
Friſch auf! Mir ahnet was! Es müßte übel enden
Wenn wir die Dame nicht in Bagdad wiederfänden.
Bei dieſen Worten ſpringt der Ritter, angeweht
Von friſchem Muth empor, als hätt' ihm nichts geträumet.

Iſt irgend wo faßlicher und ſchöner gezeigt, wie durch Ironie Schwärmerei geheilt werden könne? Doch gleich darauf läßt der Dichter, als wollt' er zeigen, welche Schwärmerei eines Mannes würdig ſei, den alten Knaben ſelber ſchwärmen, indem er ſtille neben ſeinem Herrn hinreitend an eines Stromes ſchönen Ufern, der Garonne und ſeiner Heimath gedenkt, der Flur, wo er als Kind den erſten Straus gepflückt.

Nein, denkt er, nirgends ſcheint doch unſers Herrgotts Sonne
So mild als da, wo ſie zuerſt mir ſchien,
So lachend keine Flur, ſo friſch kein andres Grün!
Du kleiner Ort, wo ich das erſte Licht geſogen,
Den erſten Schmerz, die erſte Luſt empfand,
Sei immerhin unſcheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor allen dir gewogen,
Fühlt überall nach dir ſich heimlich hingezogen,
Fühlt ſelbſt im Paradies ſich doch aus Dir verbannt;
O möchte wenigſtens mich nicht die Ahnung trügen,
Bei meinen Vätern einſt in deinem Schooß zu liegen!

Als nun endlich Hüon nach Babylon kommt und vor dem Chalifen ſteht, das entſetzliche Wagniß dem der zur Linken ſitzt den Kopf abzuſchlagen, ausführt und nun noch Rezia küßt und vom Vater Barthaare und Zähne verlangt und die Ungläubigen Rache ſchnaubend mit gezückter Wehr über ihn herfallen wollen, iſt es das Horn, das ihn rettet, mit welchem er Alles zum Zaubertanze nöthigt, bis Oberon ſelbſt erſcheint und der Ritter mit ſeiner Rezia glücklich von dannen zieht. Der zweite Theil ſollte freilich gedrängter

ſein, da das Intereſſe mit dem erreichten Ziele zu ſinken beginnt, und gut wäre es, der Dichter hätte Eſchenbachs Rath befolgt, denn:

„die Sage
Iſt vergleichbar einer Armbruſt Bogen,
Der den Pfeil ſcharf angezogen
Deſto ſchneller zum Ziele jagt.

Doch entſchädigen einiger Maßen die reizenden Schilderein und das Hervortreten des Elfenpaars, das ſich entzweit, und nur erſt dann vereinigt, wenn die Liebenden in aller Noth und Gefahr getreu verharren.

Wahr iſt es, daß dieſes Gedicht kein nationales Intereſſe hat, auch gleicht der Franke Hüon mehr einem mittelalterlichen Franzoſen und alle welthiſtoriſche Bedeutung fehlt; doch iſt dieß eben kein Erforderniß des romantiſchen Epos, welches gleich einer muſikaliſchen Phantaſie durch Abwechslung von Scherz und Ernſt, Ironie und Begeiſterung, Verwickelungen, Auflöſungen und neue Verkettungen in Erſtaunen ſetzen, bald Freude, bald Mitleid und Angſt im Ganzen aber mehr eine angenehme Aufregung der Empfindungen, als einen bleibenden Eindruck auf das Gemüth hervorbringen ſoll. Wem übrigens der poetiſche Sinn ſo erſchloſſen iſt, daß er auch unter dem Spiele der Phantaſie die ernſte Bedeutung wahrnimmt, der hat gewiß mehr als blos ſinnliches Wohlgefallen von dieſem Meiſterwerke. Sollte ihm entgehen, was der Tanz der vom Horn bezauberten bedeute und warum Hüon und Rezia von der bacchantiſchen Wuth nicht mit ergriffen werden. Man hat ferner Wieland vorgeworfen, daß er ſo gerne lüſterne Spiele der Sinnlichkeit und Phantaſie ausmale, ſo daß ſeine Schriften nur mit Auswahl von der Jugend geleſen werden können; nun iſt er aber kein Schriftſteller für die Jugend und ſeine Poeſie iſt das Horn Oberon's, das den Reinen nichts anhaben und nicht zum Sinnentaumel verlocken wird. Zur Entſchuldigung kann Wieland auch dienen, daß er im Leben ſelbſt makellos wandelte, gleich dem ehrbaren Hofmann von Hofmannswaldau, deſſen Muſe auch ſo muthwillig ſpielte, und daß er ſich dergleichen erlaubt habe, weil er ſich bewußt

war daß es nicht aus ſchmutziger Quelle fließe. Auch hat dieß ſinnliche Element ſeiner Poeſie grade zu ſeiner Zeit treffliche Dienſte geleiſtet, die übertriebene und überſpannte Geiſtigkeit aus Poeſie und Leben zu verſcheuchen, und Wieland's Schriften haben gewiß weniger zur Entnervung der Deutſchen beigetragen, als die empfindſamen Romane des nächſtfolgenden Geſchlechts.

Uebrigens war bald nach Oberon's Erſcheinen ſein eigentliches poetiſches Schaffen im Abnehmen und er ſchrieb nun philoſophiſch-hiſtoriſche Romane, wie ſie damals beliebt waren und endlich in ſeinem Greiſenalter, um recht würdig zu ſchließen, überſetzte er ſeinen Lieblingsſchriftſteller aus dem Lateiniſchen und Griechiſchen und diente hiemit gleich Voß dem deutſchen Volke, es immer mehr mit dem zu befreunden, was in den alten Zeiten Schönes und Wahres gedacht und empfunden worden.

Unter ſeinen Nachahmern ſind Heinſe, Heinrich von Nicolai und auch Auguſt von Thümmel zu nennen, welche die italieniſchen Dichter ausbeutend größere und kleinere Romane und erzählende Gedichte lieferten. Der Talentvollſte war allerdings Heinſe; leider gefiel er ſich zu ſehr, das Sinnliche bis zum Schlüpfrigen darzuſtellen, worin er dann auch ſein Vorbild weit überbot. Nicolai verſuchte ſich auch in der Fabel und der Epiſtel, ſeine Epik iſt übrigens gereimte Proſa. Thümmels Dichtungen ſind bloß von der ſinnlich behaglichen Gattung, die ohne Aufwand von Kraft und Phantaſie eben nur den Zweck hat, das eigene Vergnügen ſein Verfaſſen auch den Leſern mitzutheilen. Halb und halb gehören auch Georg Jacobi und Pfeffel hieher, ſie betheilten uns mit Erzählungen und Romanen nach den franzöſiſchen Werken Florians. Den größten Einfluß hatte Wieland auf die Wiener Leſewelt und ihre Dichter, unter welchen Alxinger zwei Ritterepopöen Doolin von Mainz und Bliomberis ſchrieb. Da er zugleich Florian nachahmte trug er viel dazu bei gleich ſeinem Freund Meißner, welcher Romane in Proſa lieferte, die Ritter- und Geſchichtspoeſie zu verwäſſern, ſo daß die edlere Gattung der Wiener-Dichterſchule des Barden Denis (Sniedd), durch eine alte immer wieder hervorbrechende Hinneigung zum Trivialen verdrängt wurde. So geſchah es, daß Wieland wie Göthe ſagt, „obgleich unnach-

ahmlich" eine lange Zeit nur mäßigeren Talenten zum Muſter diente.

Groß war noch einmal der Einfluß Herders, welcher fortfuhr gleich Leſſing in alle Zweige des menſchlichen Wiſſens einzugreifen. Faſt ebenſo ſtark als Klopſtock wirkte er auch zunächſt auf die Göttinger Dichterſchule, in welcher er den deutſchen Freiheitsſinn und die enthuſiaſtiſche Liebe für Griechenthum durch ſeine Poeſie, ſeine Ideen zur Geſchichte der Menſchheit und ſeine übrigen kritiſchen und philoſophiſchen Schriften weckte. Das abſichtliche, ja das leidenſchaftliche Niederreißen des Schlechten und Aufbauen des Beſſern geſtattete ihm nicht zu jener Harmonie zu gelangen, die zu einem Gedichte erforderlich iſt; wie groß aber und edel, wie ſeiner Zeit vorgreifend iſt, z. B. folgendes Gedicht:

Germanien.

Deutſchland, ſchlummerſt Du noch? Siehe, was rings um Dich,
Was Dir ſelber geſchah. Fühl' es, ermuntere Dich,
Eh' die Schärfe des Siegers
Dir mit Hohne den Scheitel blößt!
Deine Nachbarin ſieh', Polen, wie mächtig einſt,
Und wie ſtolz! o ſie kniet, ehren- und ſchmuckberaubt
Mit zerriſſenem Buſen
Vor drei Mächtigen, und verſtummt.
Ach, es halfen ihr nicht ihre Magnaten, nicht
Ihre Edeln, es half Keiner der Namen ihr,
Die aus tapferer Vorzeit
Ewig glänzen am Sterngezelt.
Und nun, wende den Blick! Schau die zerfallenen
Trümmer, welche man ſonſt Burgen der Freiheit hieß,
Unzerſtörbare Neſter;
Ein Wurf ſtürzte die Sichern hin.
Weiter ſchaue. Du ſiehſt, ferne in Oſten ſteht
Dir ein Rieſe: Du ſelber lehrteſt ihn, ſein Schwert,
Seine Keule zu ſchwingen.
Zorndorf probte ſie auch an Dir.
Schau gen Weſten; es droht fertig in jedem Kampf,
Vielgewandt und entglüht, trotzend auf Glück und Macht
Dir ein anderer Kämpfer,
Der Dir ſchon eine Locke nahm.
Und Du ſäumeteſt noch, Dich zu ermannen, Dich

Klug zu einen? Du ſäumſt, kleinlich im Eigennutz,
Statt des polniſchen Reichstags,
Dich zu ordnen, ein mächtig Volk?
Soll Dein Name verwehn? Willſt Du, zertheilet, auch
Knien vor Fremden? Und iſt Keiner der Väter Dir,
Dir Dein eigenes Herz nicht,
Deine Sprache nicht Alles werth?
Sprich, mit welcher? o ſprich, welcher begehreſt Du
Sie zu tauſchen? Dein Herz, ſoll es des Gallier,
Des Koſaken, Kalmuken
Pulsſchlag fröhnen? Ermuntere Dich!
Wer ſich ſelber nicht ſchützt, iſt er der Freiheit werth?
Der gemaleten, die nur ihm gegönnet ward;
Ach, die Pfeile des Bündels!
Einzeln bricht ſie der Knabe leicht.
Höfe ſchützen Dich nicht; ihre Magnaten fliehn,
Wenn kaum nahet der Feind; Inful und Mitra nicht.
Wirf die lähmende Deutſchheit
Weg und ſei Ein Germanien!

* * *

Träum' ich, oder ich ſeh' welch einen Genius.
Niederſchweben? Er knüpft, einig verknüpft er
Zwei germaniſche Freundes-
Hände, Preußen und Oeſterreich.

Solche Worte ſchlugen wie Blitze Gottes in die jugendlichen Dichter und in allen Poeſieen aus dieſer Periode bis zu Schiller hinauf findet man Anklänge und Nachklänge dieſes Hochgeſangs, — häufig bis zur Uebertreibung.

Wir erwähnen hier außer den Göttingern noch zwei Männer, die durch ihre freiſinnige ja herausfordernde Stimme gegen Regierungen und Fürſten ſich in's Unglück ſtürzten; Ludwig Huber würtembergiſcher Regierungsrath und Oberamtmann und Daniel Schubart, Schulmann und zuletzt Theaterdirektor in Stuttgart; beide büßten auf der Feſtung Hohenaſperg ihre Freimüthigkeit. Huber's Poeſieen machen wohl keinen Anſpruch von der Nachwelt gewürdigt zu werden, deſto mehr ſein edler Charakter und ſein

fleckenloſes Leben. Schubart beſaß poetiſches und muſikaliſches Talent und unter ſeinen Gedichten ſind treffliche Volkslieder, wie z. B. das Abſchiedslied, das er für die an England verkauften und nach Afrika geſandten würtembergiſchen Soldaten dichtete (Auf, auf, ihr Brüder, und ſeid ſtark!) noch im Mund des Volkes iſt; allein durch ſeinen gränzenloſen Leichtſinn, ſeine grobe Sinnlichkeit die er nicht zu bezähmen wußte, hat er ſich und die Seinigen in's Elend geſtürzt und die harte Strafe eines Theils verdient, die freilich ſeiner poetiſchen Geſinnung und ſatyriſchen Schriften wegen über ihn verhängt wurde. Man kennt das Gedicht: die Fürſtengruft, welches an gewaltigem Ausdruck und Kühnheit nicht ſeines Gleichen hat, und wird es begreifen, daß in ſeiner Zeit es ſo kommen mußte. Nach zehnjähriger Gefangenſchaft wurde er mit einem ſiechen Körper und geſchwächtem Geiſte entlaſſen und lebte nach einigen Jahren als herzoglicher Theater- und Muſikdirektor in Stuttgart.

Merkwürdig iſt, daß in dem eigentlichen Vaterlande des Minneſangs, in Schwaben, damals Poeſie, freie Geſinnung und Aufklärung unter dem Drucke der Regierung und der Kirche (denn auch die proteſtantiſchen Theologen hatten hier viel Gewalt und Einfluß) ſchmachteten, während in Sachſen und ganz Norddeutſchland alles frei und freudig aufſproßte.

Göthe's Lehrjahre.

Wir haben geſehen wie auch Göthe an dem Göttinger Muſen-Almanache Antheil genommen, ſo wie gegenſeitig die Göttinger ſich von Götz und Werther gewaltig angezogen fühlten, ohne daß jedoch in dramatiſcher oder epiſcher Form außer Siegwart etwas Aehnliches von ihnen wäre zu Tage gefördert worden. So geſchah es, daß das Schauſpiel, diejenige poetiſche Form, welche von dem Zeitgeiſte und dem Volke gefordert wurde, meiſt unpoetiſchen und mittelmäßigen Köpfen anheimfiel, welche das deutſche Theater bald mit einer Flut von Ritterſchauſpielen überſchwemmten.

Begabter waren einige Freunde Göthes, vor allen Lenz und Klinger, die ebenfalls die Shakespearische Regellosigkeit und des Freundes stürmische Genialität im Drama nachzuahmen strebten; doch haben beide die Vorbilder überbieten wollen, woraus denn wilde Ausgeburten der Phantasie und verzerrte Gemälde ohne Natur und Anmuth zu Stande kamen. Klinger gewann zwar durch sein Trauerspiel: die Zwillinge, den auf das beste Drama über Brudermord ausgesetzten Preis; allein der bessere Geschmack ertheilt der Tragödie Julius von Tarent, womit Anton Leisewitz aus Hannover wetteiferte, den Vorzug, da es Natur und Maaß und eine reinere beinahe Lessingische Sprache hat. Leisewitz wurde dieser Verkennung wegen dergestalt verstimmt, daß er alle seine Schriften vernichtete und nichts mehr schrieb. Klinger, der nach mannigfaltigen Schicksalen mit dem Range eines General-Lieutenants Direktor der Kadetenschule zu Petersburg wurde, verlegte sich später auf den sogenannten philosophischen Roman, worin er gleich Wieland sein inneres Leben niederlegte, aber auch gleich Wieland dem französischen Geiste huldigte, nur daß er die strenge Moral der Stoiker predigt, während jener den leichtern Grundsätzen Epikur's das Wort redet. Die meiste Frucht seines Genies ist der Roman: Dichter und Weltmann. Unglücklicher als er war Reinhold Lenz, ein Liefländer, der muntere und sonderbare Jugendgeselle Göthes in Straßburg, den aber der Sturm der Zeit und das leidenschaftliche Treiben der Poesie, nicht zu derjenigen Harmonie gelangen ließ, die ein glückliches Schaffen erfordert. Auch wollte er sich nicht in die Formen des Lebens fügen und keine Hand anlegen sich einen anständigen Unterhalt zu verschaffen; und so kam er nach langem Herumirren nach Moskau, wo er 1792 im tiefsten Elende und Wahnsinne starb.

Indessen führte ein liebender Genius Göthen auf ebenen und blumenreichen Pfaden fort, und ließ ihn Werke schaffen, welche wie absichtlich die irrenden Genossen aus den Stürmen zum Frieden, von der Maßlosigkeit zur Regel, von Titanischen zur Grazie zurück bringen sollte. Er befand sich damals 1775 noch immer in Frankfurt und wohnte im elterlichen Hause, an der Seite seines

Vaters, der mittlerweile kaiſerlicher Rath geworden, advocirend; ja es ſchien ſich ein Verhältniß zu geſtalten, durch welches er in eheliche Verbindung tretend den Grund zu einem ruhigen Patrizierleben legen ſollte. Verſchiedene Urſachen wirkten aber ein, daß aus dem Umgange mit einem liebenswürdigen Weſen Nichts weiter als ein wahrhaft mit Liebe geſchriebenes Drama hervorging. Die Veranlaſſung war folgende. In dem anmuthigen Kreiſe, worin ſich Göthe bewegte, hatte ein munterer Geſelle den Scherz angegeben, die ganze Geſellſchaft ſollte wöchentlich durch Looſe in Ehepaare getheilt werden, die ſich in Geſellſchaft eben ſo gegen einander zu benehmen hätten, wie die vornehme Sitte der modernen Welt es vorſchreibe. „Er gab, ſo erzählt Göthe ſelbſt," die Regeln an im Allgemeinen, welche bekanntlich darin beſtehen, daß man thun müſſe, als wenn man einander nicht angehöre; man dürfe nicht neben einander ſitzen, nicht viel mit einander ſprechen, vielweniger ſich Liebkoſungen erlauben: dabei aber habe man nicht allein Alles zu vermeiden, was wechſelſeitig Verdacht und Unannehmlichkeit erregen könnte, ja man würde im Gegentheil das größte Lob verdienen, wenn man ſeine Gattin auf eine ungezwungene Weiſe zu verbinden wiſſe. Das Loos wurde hierauf zur Entſcheidung herbeigeholt, über einige barocke Paarungen, die es beliebt, gelacht und geſcherzt, und die allgemeine Eheſtands-Komödie mit gutem Humor begonnen und jedesmal am achten Tage wiederum erneuert. Hier traf es ſich nun wunderbar genug, daß mir das Loos gleich von Anfang eben dasſelbe Frauenzimmer zweimal beſtimmte: ein ſehr gutes Weſen, gerade von der Art, die man ſich als Frau gerne denken mag. Ihre Geſtalt war ſchön und regelmäßig, ihr Geſicht angenehm und in ihrem Betragen waltete eine Ruhe, die von der Geſundheit ihres Körpers und ihres Geiſtes zeugte. Sie war ſich zu allen Tagen und Stunden gleich. Ihre häusliche Thätigkeit wurde höchlich gerühmt. Ohne daß ſie geſprächig geweſen wäre, konnte man an ihren Aeußerungen einen geraden Verſtand und eine natürliche Bildung erkennen. Nun war es leicht einer ſolchen Perſon mit Freundlichkeit und Achtung zu begegnen; ſchon vorher war ich gewohnt es aus allgemeinem Gefühl zu thun, jetzt wirkte bei mir ein herkömmliches Wohlwollen

als geſellige Pflicht. Wie uns nun aber das Loos zum drittenmale zuſammenbrachte, ſo erklärte der neckiſche Geſetzgeber feierlichſt: der Himmel habe geſprochen, und wir könnten nunmehr nicht geſchieden werden. Wir ließen es uns beiderſeits gefallen, und fügten uns wechſelweiſe ſo hübſch in die offenbaren Eheſtandspflichten, daß wir wirklich für ein Muſter gelten konnten. Da nun nach der allgemeinen Verfaſſung die ſämmtlichen für den Abend vereinten Paare ſich auf die wenigen Stunden mit Du anreden mußten, ſo waren wir dieſer traulichen Anrede durch eine Reihe von Wochen ſo gewohnt, daß auch in der Zwiſchenzeit, wenn wir uns begegneten, das Du gemüthlich hervorſprang."

So brachte Göthe eines Abends das Memoire des franzöſiſchen Journaliſten Beaumarchais gegen Clavigo mit und las es vor, und nachdem man viel darüber geſprochen hatte, ſagte jene Freundin zu ihm: wenn ich deine Gebieterin und nicht deine Frau wäre, ſo würde ich dich erſuchen, dieſes Memoire in ein Schauſpiel zu verwandeln und Göthe verſprach es zu thun und binnen acht Tagen das Theaterſtück fertig mitzubringen. So entſtand das bürgerliche Trauerſpiel Clavigo, welches wieder zur franzöſiſchen Regelmäßigkeit zurückwies und nicht nur in dem Freundſchaftskreiſe, wo es vorgeleſen, ſondern in ganz Deutſchland auf allen Bühnen dargeſtellt, gute Wirkung und großen Beifall fand. Nur Merk war unzufrieden damit und ſprach: „ſolch' einen Quark mußt du mir künftig hin nicht mehr ſchreiben; das können die Andern auch!" worin er freilich, wie auch Göthe bemerkt, Unrecht hatte, denn Clavigo iſt noch immer auf den Brettern unter allen ſeinen Dramen das Einzige, welches auch bei einer minder vollendeten Darſtellung und vor einem gemiſchten Publikum ſeine Wirkung thut.

War indeß Göthe auch hierin irre gemacht durch ſeinen Freund, ſo konnte ihn das doch nicht hindern in poetiſchen Arbeiten aller Art fortzufahren. Da entſtanden viele der gemüthlichſten und heiterſten Lebens- und Jugendlieder: Durch Feld und Wald zu ſchweifen, — In allen guten Stunden, — Fetter grüne du Laub, — Zwiſchen Waizen und Korn — und mehrere dergleichen, wo nicht mehr der ſturmgetriebene

Wanderer in regelloſer Lyrik einherbrauſt, ſondern ein munterer Jüngling ſich in ſeinem Frohſinn ja Muthwillen vornimmt ſich

vom Halben zu entwöhnen
Und im Ganzen, Guten, Schönen
Reſolut zu leben.

Doch nicht durchweg und in allen Stunden und Tagen war ſolch gutes Wetter in ſeiner Seele; der alte Werther ſpukte öfter noch, und mit der bewegten Zeit im Einklang nahm er thätigen Antheil an dem Kampfe, den ſtarkmüthige Geiſter damals gegen Herkommen, Anmaßung, Mittelmäßigkeit, unbequeme Formen der Geſellſchaft und der Wiſſenſchaft, wie der Poeſie und Kunſt begonnen hatten. Da geiſelte er im Prolog zu: „Barth" die leichtfertige und unwiſſenſchaftliche Weiſe, womit dieſer Theolog und Profeſſor zu Halle die Gottesgelahrtheit profanirte, in ſeinen Puppenſpielen das eitle und auch ſchlechte Treiben der Philiſterwelt in der Farce: Götter, Helden und Wieland die franzöſiſche Manier in antiken Darſtellungen. Kleine Luſtreiſen in die Umgegend, neue Verbindungen, neue Kreiſe zerſtreuten ihn auch wieder und weckten zugleich ſeinen romantiſchen Sinn; in ſolchen rein poetiſchen Stimmungen, abgelenkt von allem äußern Zwiſt gelangen ihm die ſchönſten Romanzen: der König in Thule. — Es war ein Bube frech genug — Hoch auf dem alten Thurme ſteht — u. a. m. Das Theater in Frankfurt nahm ihn gleichfalls in Anſpruch, auf Clavigo folgte Stella, ein ähnliches Schauſpiel, wo Liebe, leidenſchaftliche Liebe den Stoff bildet, aber zugleich auf den unruhigen Zuſtand des Dichters hinweiſt, in welchem der innere Kampf noch nicht ausgeglichen war. In dieſer Stimmung entwarf er verſchiedene Dramen, von denen dann einige wirklich in der Folge zu ſchönen Kunſtgebilden heranreiften, andere nur halbvollendet oder in rohen Umriſſen liegen bleiben, viele ganz verloren gingen. Zu erſtern gehört Fauſt, deſſen älteſte Scenen ſchon damals geſchrieben worden. Daſſelbe unbefriedigte Drängen und Treiben wollte er im ewigen Juden, ja in einem Mahomet, (wovon ſich nur Mahomets Geſang noch erhal-

ten), darſtellen; am klarſten und ſchönſten hat ſich dieſe Idee im Prometheus, dieſer Heſperidenfrucht ſeiner griechiſchen Studien, geſtaltet.

So wenig aber Göthe ſein inneres poetiſches Treiben beruhigen und zur Einheit bringen konnte, ſo wenig gelang ihm in ſeinen äußern Verhältniſſen Harmonie und Frieden zu ſchaffen. Vielleicht wäre er eher dazu gelangt, wenn nicht die zahlloſen Gäſte, die aus allen Gauen Deutſchlands kamen, um den außerordentlichen Jüngling kennen zu lernen, ihn zerſtreut hätten. Wie er aber ſeinen Zeitgenoſſen damals erſchienen, mögen einige Briefe darlegen. Der jüngere Jacobi ſchreibt an Sophie Laroche: Göthe iſt der Mann, deſſen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erſt ſeine ächte eigenthümliche Feſtigkeit erhalten, denn Göthens Anſchauung hat meinen beſten Ideen, meinen beſten Empfindungen unüberwindliche Gewißheit gegeben. Der Mann iſt ſelbſtändig vom Scheitel bis zur Fußſohle. Und Heinſe an Gleim: Göthe war bei uns, ein ſchöner Junge von fünf und zwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe, Genie, Kraft und Stärke iſt; ein Herz voll Gefühl, ein Geiſt voll Feuer mit Adlerflügeln. Dann Gleim an Heinſe: mit einem Duzent Gellerten wird nichts; ein Duzent Göthe und ein Duzent deines Feuers, beſter Sohn, die könnten helfen! Herder ſchrieb an Hamann: Ich höre nur manchmal von Göthe ein Wort, und wie das auch falle iſt's ein Kerl von Geiſt und Leben. Er will nicht ſein, was er nicht vom Herzen und mit der Fauſt ſein kann. Endlich ſchreibt Sulzer in ſeinem Tagebuche:

Ich hatte in Frankfurt das Vergnügen, des bereits in jungen Jahren durch verſchiedene Schriften in Deutſchland berühmt gewordenen Dr. Göthens Beſuch zu genießen. Dieſer junge Gelehrte iſt ein wahres Originalgenie von ungebundener Freiheit im Denken, ſowohl über politiſche als gelehrte Angelegenheiten. Er beſitzt bei wirklich ſcharfer Beurtheilungskraft eine ſehr feurige Einbildungskraft eine ſehr lebhafte Empfindſamkeit. Aber ſeine Urtheile über Menſchen, Sitten, Politik und Geſchmack ſind noch nicht

durch hinlängliche Erfahrung unterſtützt. Im Umgange fand ich ihn angenehm und liebenswürdig.

Solch ein Ruf führt ihn nun auch in die Kreiſe der vornehmen Welt und es fügte ſich, daß den reizbaren Jüngling, — der in dem Wechſel und Taumel mannigfaltiger Zerſtreuungen längſt ſchon die Idee aufgegeben, die ſeine Eltern hegten, ſich im väterlichen Hauſe mit jener Titulargattin, die den Clavigo veranlaßt hatte, zu vermählen, — ein Mädchen von hoher Liebenswürdigkeit und feiner Bildung gewaltſamer feſſelte. Es iſt dies die in ſeinen Liedern gefeierte Lilli und mit dem Gedichte Herz mein Herz was ſoll das geben, kündigte er ſeine raſch entſtandene Neigung an. Allein dies Verhältniß ſchien ſich nicht zu paſſen für das bürgerliche, in Raum und Anſprüchen beſchränkte Haus Göthe's, und es ſcheint mit eine Urſache geweſen zu ſein, warum der Sohn die längſt beabſichtigte Reiſe nach Italien nun antreten ſollte. Er that dies in Geſellſchaft mit den Grafen Stolberg, und machte auf der Durchreiſe in Karlsruh die Bekanntſchaft mit dem Erbprinzen von Weimar und ſeiner Frau der Prinzeſſin Louiſe von Darmſtadt, die an ihm großes Gefallen hatten und ſich äußerten: es würde ihnen angenehm ſein, ihn in Weimar zu ſehen. Auch mit Klopſtock kam er daſelbſt zuſammen, dem er die erſten Scenen ſeines Fauſt mittheilte. Dann aber beſuchte er auf einem Seitenwege ſeine an den Oberamtmann Schloſſer verheirathete Schweſter zu Emmendingen, die ihm mit aller ſchweſterlichen Beredſamkeit zuredete, die Verbindung mit Lilli zu trennen, weil er ſie eben ſo wenig würde glücklich machen, als es ihrem trefflichen Gatten mit ihr gelungen ſei. Sie deutete hiebei auf die Bedürfniſſe und Anſprüche in welchen Lilli erzogen worden, ſo daß es kaum zu erwarten ſei, daß ſie ſich in den Zuſtänden und dem Hauſe eines Frankfurter Advokaten dereinſt behaglich finde. Verſtimmt, ja mit gebrochenem Herzen, wie einſt Klopſtock, kam nun Göthe nach Zürich. Beide Dichter haben ihre Stimmung in Gedichten ausgeſprochen, die Ode an den Zürcherſee iſt bereits erwähnt worden; welch ein Unterſchied zwiſchen ihr und dem Göthiſchen Liede

Am See.

Und friſche Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie iſt Natur ſo hold und gut,
Die mich am Buſen hält!

Die Welle wieget unſern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig, himmelan,
Begegnen unſerm Lauf.

Aug' mein Aug', was ſinkſt du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! ſo gold du biſt;
Hier auch Lieb' und Leben iſt.

Auf der Welle blinken
Tauſend ſchwebende Sterne
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne,

Morgenwind umflügelt
Die beſchattete Bucht,
Und im See beſpiegelt
Sich die reifende Frucht.

Alles in dieſem Liede athmet Leben und Kraft und die Verſe ſind nicht gemacht, ſondern unmittelbar dem Herzen entſprungen und doch wieder mit ſo vieler Kunſt und Anmuth in einander gefügt, ſo wahrhaft lyriſch ausgedrückt, daß man es nicht leſen kann, ſondern unwillkürlich genöthigt wird zu ſingen.

Aus der italieniſchen Reiſe wurde diesmal Nichts; er kehrte wieder nach Frankfurt zurück, folgte aber noch in demſelben Jahre der wiederholten Einladung nach Weimar, wo er dem Erbprinzen, der eben die Regierung angetreten, ſeiner muntern Geſellſchaft und ſeiner geiſtreichen Weiſe Alles zu beleben und zu erheitern wegen bald ſo werth geworden, daß er ihn als Legationsrath anſtellte und

ſo in Weimar feſſelte. Merkwürdig iſt der Brief, den damals Göthes Vater an den däniſchen Konſul Schönborn ſchrieb.

Frankfurth am Mayn den 24. July 1776.

Ihr freundſchaftlicher Brief d. d. Algier den 28. October 1775 an Unſern Sohn, worinnen eine succinte Beſchreibung des Spaniſchen coup manqué beſonders enthalten, iſt ohngefähr 6 Wochen hernach allhier richtig eingelaufen, und iſt ſeine Schuld nicht, daß er bisher unbeantwortet geblieben. Er war damals ſchon abweſend und wir mußten ihm ſolchen nach Weimar ſchicken, wo er ſich noch aufhält. Hören Sie, wie dies aneinander hängt, weil ihnen doch alles, ſchätzbarer Freund, was dieſen Singularen Menſchen betrifft, intereſſant ſein mögte. Ich fange vom Urſprung ſeiner itzigen Verhältniſſe an. Der Herzog von Weimar lernte ihn ſchon vor 2 Jahren auf der vortheilhaften Seite kennen, und nachdem er von Durlach, wo er ſich mit der darmſtädt. Prinzeſſin Louise vermählt hat, wieder zurück nach Frankfurth kam, wurde er von dieſem jungen Herzoglichen Paar in aller Form nach Weimar eingeladen, wohin er dann auch folget. Er hielte ſich den vergangenen Winter daſelbſt als Gaſt auf, und unterhielt die dortige Herrſchaften mit Vorleſung ſeiner noch ungedruckten Werkgens, führte das Schlittſchuhfahren, und andern guten Geſchmack ein, wodurch er ſich dieſelben ſowohl, als auch in der Nachbarſchaft viel Hohe und Vornehme zu Freunde machte. Jemehr nun aber der Herzog den Dr. kennen lernte, deſto weniger konnte Er ihn entbehren, und prüfte ſeine Gaben hinlänglich, die er ſo beſchaffen fand, daß Er ihn endlich zu ſeinem geheim. Legations Rath mit Sitz und Stimme, im geheim. Conseil und 1200 Thlr. Beſoldung, ernannte. Da ſitzt nun der Poet und fügt ſich in ſein neues Fach beſtmöglichſt. Wir wollen ihn auch darin ſitzen laſſen, jedoch auch zugleich wegen deſſen izigen Amtsgeſchäften in dieſer Correspondenz ablöſen und vertretten. Sie ſollen das Weitere von ihm jederzeit erfahren, auch ſeine kleine Schriften (alter Colomesius*)) womit anbey der Anfang gemacht wird, überkommen.

*) Colomesius war ein gelehrter Franzoſe der im 17. Jahrhundert meiſt in England lebte und der große Autor kleiner Schriften genannt wurde.

Noch eins: Weilen der Herzog von W. die Gelährten nicht nur schätzt, sondern sie auch nach Verdienst belohnt, dürfte seine Residenz in kurzen der Sammelplatz vieler schöner Geister sein, z. B. ist daselbst der eine Graf von Stolberg Cammerherr geworden, und wird sich bald dahin verfügen. Herder tritt da als General Superind. auf, und Lenz ist ingleichen seit einigen Monaten dort. Was sie aber am meisten wundern wird, ist, daß sich der Dr. mit Wieland ausgesöhnet, und nun auf dem freundschaftlichsten Fuß mit ihm lebet. Und das geht von Herzen.

Goethe Pater.

Hier fand nun Göthe außer Wieland auch schon Herdern und mit Beiden erfolgte das vertrauteste Freundschaftsverhältniß. Die Farce Götter, Helden und Wieland war vergessen und Letzterer gewann den jungen Brausekopf über Alles lieb, wie das aus folgendem Briefe erhellt.

Weimar, den 25. März 76.

... Göthe bleibt nun wohl hier, so lange C. A. lebt, und möchte das bis zu Nestor's Alter währen! Er hat sich ein Haus gemiethet, das wie eine kleine Burg aussieht, und es macht ihm großen Spaß, daß er mit seinem Philipp ganz allein sich im Nothfall etliche Tage gegen ein ganzes Corps darin wehren könnte, insofern sie ihm das Nest nicht überm Kopf ganz anzündeten. Er ist auch im Begriff einen Garten zu kaufen, welches ich auch gethan habe, also und dergestalt, daß wir beide, NB. ohne vorgängige Abrede uns beinahe in ein und ebendemselben Augenblick in den Weimarischen Philister-Orden begeben haben — welches dann mit alle dem lästig genug ist. Gestern Abend ist er auch einmal nach Leipzig abgefurrt, wird aber hoffentlich bald wieder kommen. Für mich ist kein Leben mehr, ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingebornen einzigen Sohn liebe, und, wie einem ächten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön übern Kopf wächst, und alles da ist, was ich nicht habe werden können.

Freilich wirkte nun der Hof mit ſeinen Zerſtreuungen und Luſtbarkeiten, wie auch mancherlei Geſchäfte auf ſeine poetiſchen Arbeiten ſtörend ein. Das Meiſte von ſeinen unvollendeten Gedichten, die er mitgebracht, blieb liegen, Neues wurde begonnen und eben ſo wenig ausgeführt. Bei Gelegenheit eines Liebhabertheaters und feſtlicher Tage war er jedoch genöthigt einiges Dramatiſche zu Ende zu ſchreiben, dahin gehören das kleine höchſt anmuthige Schauſpiel: die Geſchwiſter, worin er ſeiner geliebten Schweſter Lotte gedachte. Die deutſche Innigkeit, welche das ganze Stück belebt, hat es bis auf dieſen Tag zu einem Lieblingsſtück der Nation gemacht. Ganz eigen iſt das phantaſtiſche Singſpiel Lila, und unſchätzbar das launige ja bis zum Muthwillen ausgelaſſene Poſſenſpiel: Triumph der Empfindſamkeit. Da gibt er nun die ſchale Sentimentalität ſeiner Zeit, welche ſich „mit Cilli zu Tode weinen mochte," dem allgemeinen Gelächter preis. Da bekommt denn die Mondenpoeſie ihren Klaps, indem des phantaſtiſchen Prinzen Hofcavalier alſo ſingt:

Du gedrechſelte Laterne,
Ueberleuchteſt alle Sterne,
Und an deiner kühlen Schnuppe
Trägſt Du der Sonne mildeſten Glanz.

Zugleich iſt's auch ein Seitenhieb auf die ſchlechten Verſe der Dichterlinge, und die letzte Zeile ahmt die Knittelreimerei trefflich nach. Aber auch Griechenthümler, welche Monodramen, (Schauſpiele mit einer Perſon) aufführen und ähnliche Tändelei für griechiſche Poeſie hielten, werden durchgezogen. Endlich verurtheilt er die Lieblingskoſt der Empfindler: den Siegwart, den guten Jüngling, die neue Heloiſe und — Werthers Leiden zum Flammentode. Hätte Göthe dergleichen mehr geſchrieben, ſo wäre vielleicht das deutſche Luſtſpiel anders geworden, als es jetzt noch iſt. Auch Hans Sachs dieſes körnige Gedicht, womit er uns den alten Meiſterſänger ſo nachdrücklich ins Gedächtniß ruft, iſt aus dieſer Zeit und die Anfänge des Wilhelm Meiſter, eines Romans, worin er wie im Werther ſeine eigenſten Empfindungen und Gedanken niederlegte, und woran er an die achtzehn Jahre arbeitete, bis er vollendet wurde.

Doch über alle dieſe Arbeiten ſah man in ihm die Neigung gebieten, das lebendige Daſein der Dinge mit Augen zu ſchaun und es dann wieder ſo darzuſtellen, daß es Anregung zu Thun und Leben werde. In ſeiner Einleitung zu Winkelmann's Leben ſchilderte er dieſe ſeine Weiſe und darum bleibt auch jenes Büchlein nicht nur für Studierende und angehende Künſtler, ſondern für jeden Menſchen, der nach höherer Bildung ſtrebt, ein treuer Wegweiſer in das griechiſche Alterthum. Denn bei dem glücklichen Volke der Griechen war eben unmittelbares Anſchauen, That und Leben die einzige Richtung des menſchlichen Geiſtes; wo hingegen die Neuern gleichſam blind oder mit geſchloſſenen Augen durch die Welt gehen und ſich die Dinge, die ſie nie geſehen in mündlicher oder ſchriftlicher Mittheilung ſchildern laſſen und ſodann eine ganz eigene Welt von Gedanken in ſich aufbauen und dann freilich erſchrecken, wenn ſie zufällig die Augen aufthun und Alles anders finden, als ſie ſich's gedacht hatten. So war denn ſein Dichten und Trachten nur immer, ſich von dem Wuſte eingeimpfter Ideen zu entledigen und gleich den Griechen all' ſein Wiſſen friſch aus Natur und dem Leben ſelber zu ſchöpfen. Was Klopſtock und Voß dem Griechenthum abgelernt hatten, nahm er zwar dankbar an, allein ihre Beſtrebungen konnten ihm nicht ganz genügen, denn ſie blieben mit ihren Hexametern und Horaziſchen Oden und ſelbſt mit aller Bemühung naiv und einfach darzuſtellen, doch immer in ihrer Zeit und was dieſe Zeit gefangen hielt, kleben; er wollte ein neues, friſches Menſchenleben bei ſich begründen und vom Wirklichen, Wahren und Natürlichen ſich zum Idealen erheben. Aus dieſem Geſichtspunkte müſſen wir den großen Meiſter beurtheilen, wenn wir ſehen, wie er ſich von allen Momenten des modernen Lebens, vom Römerthum und Chriſtenthum, von der Romantik und der Reformation und in neueſter Zeit auch von der Revolution ſo lange frei zu machen ſuchte, bis er den Standpunkt würde gewonnen haben, auf welchem er ungehindert und ungeſtört die wahre Anſicht der Dinge erlangt hätte. Die alten Griechen haben eine Volksſage von Oreſtes, der ſeine eigene Mutter tödtete, weil ſie den Vater ihm ermordet hatte. Apollo ſelbſt begünſtigte ihn allein die Furien verfolgten ihn bis er im Tempel der Diana Ruhe fand und ſeine Schweſter Iphigenia. Dieſe

Fabel beſchäftigte Göthe beſtändig und ging beſtändig neben den Sagen vom Prometheus, Ahasver und Fauſt in ſeiner Seele her und ſo wie er Prometheus, Ahasver und Fauſt ſelber war, fühlte er ſich auch gleich Oreſtes ein empörter Sohn gegen ſeine Mutter, die moderne Natur, durch alle Stoffe der modernen Welt, dem wahren und wirklichen Leben entfremdet, herausgeſtoßen aus ſeinem väterlichen Erbe, dem Gebiete des geſunden Denken's und Empfinden's ohne Vorurtheil und aufgedrungenem Unterrichte. Dieſe Mutter aber in ſich zu tödten, welch' einen furchtbaren Kampf mußte das koſten nur mit Hilfe des griechiſchen Lebensgeiſtes, der ihm, wie dort die liebende Schweſter Iphigenie, erſchienen, konnte er den Kampf vollenden. Dieſen Kampf nun und den Sieg der griechiſchen Lebensanſchauung über die moderne ſtellte Göthe in der Tragödie Iphigenia in Tauris auf. Dieſelbe Fabel iſt ſchon von griechiſchen Tragikern bearbeitet worden und wir beſitzen noch eine Tragödie des Euripides; allein Göthe hat weder überſetzt noch wie die Stolberge bloß nachgeahmt; ſeine Iphigenia iſt ein ſelbſtändiges, wenn auch nicht deutſch nationales Kunſtwerk. Es iſt eine große hiſtoriſche Allegorie, die der Weltliteratur angehört und für alle Zeiten und Völker gleiches Intereſſe hat, weil der Dichter darin die reinſte Blüthe der modernſten Geſittung mit den reinſten Formen des unbewußt ſchaffenden Alterthums in einer ſo harmoniſchen Miſchung zu verbinden wußte. Denn ſein Zweck iſt nicht Furcht, Schrecken und Mitleid zu erwecken, ſondern durch edle Einfalt zu erheben, durch Enthüllung der Tiefe und Schönheit des menſchlichen Herzens ſanft zu bewegen und ein heiteres und befriedigendes Selbſtbewußtſein zu bewahren. Darum Zelter ſo ſchön und wahr darüber ſchreibt: Alle Wahrheit und Güte der Natur hat hat ſich über dies Stück ausgegoſſen. Es ſind Menſchen, an denen man die Menſchheit, ja ſich ſelbſt verehrt, ohne ſich geſchmeichelt zu finden. Es iſt ein religiöſes Stück, es hat mich in Thränen gebadet und erbauet wie viele Andere.

In der That iſt Iphigenie ein wahrhaft Raphaeliſches Ideal weiblicher Anmuth und Seelengröße oder will man ſie als eine äſthetiſche Erſcheinung betrachten, ſo iſt ſie das Bild der lebenvollſten Naturdichtung, erleuchtet von idealer Sonnenklarheit. Ihr Charakter,

ihr ganzes Gemüth, iſt griechiſche Ruhe und Heiterkeit, gepaart mit ſittlicher Grazie und dabei iſt ſie ſo zart, ſchuldlos und ſchwermüthig, das Land der Griechen mit der Seele ſuchend, wie eine Deutſche. So iſt auch in der Tragödie an die Stelle des griechiſchen Schickſals das Herz getreten, das weltliche Herz voll Liebe und Sehnſucht, aber auch voll Wahrheit und Heroismus, dahingegen bei Euripides die Liſt dem Adel der Seele Eintrag thut. Unnachahmlich ſchön iſt ferner die Zuſammenſtellung der beiden Freunde, Oreſtes und Pylades, jener im innern Kampfe, von den Furien gejagt, bis zum Wahnſinn getrieben und dem wirklichen Leben ganz entrückt; dieſer beſonnen und feſtfußend auf der Erde, „noch nicht bereit in's Schattenreich hinabzugehen" und immer auf Rettung ſinnend; ſelbſt in der augenſcheinlichſten Gefahr iſt er voll Lebensmuth, und „Luſt und Liebe ſind ihm die Fittige zu großen Thaten." Doch iſt er nicht etwa wie Prometheus ein Verräther der Götter.

„Was iſt des Menſchen Klugheit, wenn ſie nicht
Auf Jener Willen droben achtend lauſcht?"

Solch einem Manne mußte es denn gelingen im Verein mit der klugen und liebevollen Schweſter den Unglücklichen zu retten, und ſo löſt ſich am Ende Oreſtes Wahnſinn uud alle aufgeregte Leidenſchaft der handelnden Perſonen in Ruhe auf. So hat Göthe auch dadurch das alte Vorurtheil verdrängt, daß die Tragödie mit Untergang und Verderben enden müſſe, indem die Kataſtrophe völlige Entſühnung und Beruhigung herbeiführt. Dieſes und alle übrigen Dramen die Göthe in den ſiebziger Jahren geſchrieben waren in Proſa verfaßt, doch führte ihn ſelbſt ſeine Proſa, die beinahe rhythmiſch klingt auf die Nothwendigkeit der poetiſchen Sprache und als darauf auch Leſſing, dieſer beharrliche Verfechter der Proſa ſeinen Nathan in Verſen ſchrieb und auch Herder unabläſſig mahnte, dem trefflich gelungenen Stücke die höchſte Kunſt-Vollendung zu geben, arbeitete er es auf ſeiner Reiſe nach Italien in Jamben um. Das ältere Manuſcript in Proſa hat neuerlich Adolph Stahr mit einer Einleitung herausgegeben, welches Werk*) nebſt Hein-

*) Göthes Iphigenie auf Tauris in ihrer erſten Geſtalt herausgegeben von Dr. Adolph Stahr. Oldenburg 1839.

rich Pudors äſthetiſch literariſchen Verſuchen*) ſehr dankenswerthe Schriften ſind.

Im Jahre 1779 machte Göthe zum zweiten Male eine Reiſe in die Schweiz und diesmal als Begleiter ſeines Fürſten. Das ländliche Singſpiel Jery und Bätely war die Frucht dieſes Ausflugs; er brachte es völlig fertig mit nach Deutſchland zurück. „Die Gebirgsluft die darin weht", ſchreibt er in ſeinen Tag- und Jahresheften, „empfinde ich noch, wenn mir die Geſtalten auf Bühnenbrettern zwiſchen Leinwand- und Pappenfelſen entgegen treten." Nach Weimar zurückgekehrt wurde er zum Geheimenrath erhoben, wie denn die Reiſe ſelbſt das Verhältniß zwiſchen ihm und dem Herzog immer enger ſchloß, worauf er auch ganz den fürſtlichen Perſonen zur Erheiterung und Belebung des ſchönen Kreiſes der ſich am Weimarer Hofe bildete, ſeine Muſe weihte. Egmont ſchritt nur langſam vorwärts; ſchneller und raſcher gelangen die Faſtnachtſpiele von Plundersweilen und ein Luſtſpiel nach Ariſtophanes, die Vögel. Auch dieſes kleine Kunſtwerk iſt eine freie Compoſition zu dem das griechiſche Vorbild wenig mehr als den erſten Anſtoß gegeben, in der Weiſe der alten Komödie ein deutſches Poſſenſpiel zu dichten. Zwar ſind es auch, wie bei Ariſtophanes mit dem Staate unzufriedene Burſchen, die in das Reich der Vögel gerathen, um dort beſſeres Leben und Genüge aller Art zu finden; doch was ſie reden, wie ſie ſich gebärden iſt ſo durchaus deutſch, daß man in jeder Stadt auf mehrere luſtige Kumpane wie mit Fingern hingewieſen wird; ſelbſt die Vögel ſind wahre ächte deutſche Vögel, oder eigentlich maskirte Menſchen, mit dummem Vogelhirn leicht zu täuſchen und ſich ſelber täuſchend. Und die Darſtellung ſelbſt, wie luftig leicht geflügelt und flatternd, zwitſchernd und ſchnatternd; es rührt ſich Alles Menſch und Thier wie auf einem Vogelheerde und wenn der Vorhang fällt hört man noch den luſtigen Tummel und hört noch lange den Papagei ſchwatzen und die gefiederten Näſcher Mandelkerne knuſpern und Treufreunds

*) Ueber Göthes Iphigenie, ein äſthetiſch-literariſcher Verſuch von C. H. Pudor. Marienwerder. 1832.

parlamentariſche Beredtſamkeit. Leider war nur der Hof in Ettersburg ſo glücklich dieſe Poſſe, gewiß unter allen poetiſchen Poſſen die beſte die Deutſchland je ſah, auf der Bühne zu ſehen; die Direktionen verſtehen ihren Vortheil ſchlecht, daß ſie die Aufführung nicht wagen; es hat eben die komiſche Laune und den Humor, der unſerem Volke genehm iſt und das Groteske der Vogelmasken gäbe dem Ganzen einen phantaſtiſchen Reiz wie ihn keine Zauber- oder Feenwelt unſern gewöhnlichen Volkspoſſen geben kann. Freilich zu zurz iſt es, ſie nennen's ein Fragment; allein es wäre nicht Schade, wenn alle unſere Poſſenſpiele nur Fragmente wären; dieſer in 3 bis 5 Aufzüge ausgedehnte Spaß wird einem vernünftigen Menſchen doch gar zu lang.

Ein anderes Drama aus dieſer Zeit, das Singſpiel: die Fiſcherin, beurkundet wieder aufs Neue den Volksdichter. Auf dem natürlichen Schauplatz der Ilm, unter grünenden Bäumen und im Hintergrunde den kleinen Fluß mit Fiſcherhütten, aufgeführt, welch' ein entzückendes Schauſpiel mag das geweſen ſein. Lieſt man das Stück und denkt man dabei auch an den Dichter, ſo möchten wir ihn uns am liebſten als einen Fürſten, einen guten deutſchen Fürſten denken, der unter ſeinem Volke häufig wandelnd, es kennt und liebt und ſich gefällt, in ihrer Weiſe zu ſprechen und von ihren kleinen Angelegenheiten mit gutmüthiger Laune ſich zu unterreden. Das liebe Dortchen (die Fiſcherin) ſingt Abends vor der Hütte vom Erlkönig, ſie ſingt es als ein bekanntes Volkslied und das iſt es auch, nicht eine Symphonie im höchſten Pathos vorgetragen, wie es die an ſich (als muſikaliſche Compoſition ohne Text) treffliche Muſik Fr. Schuberts thut. Die Naivetät des gutwilligen, aber ſchmollenden, grollenden Fiſchermädchens iſt unnachahmlich ſchön; mit derſelben Wahrheit ſind auch der Alte und der Bräutigam gezeichnet, wie ſie mit der den Fiſchern eigenen Langweiligkeit ſchwatzen und dann mit aller Heftigkeit des ungeſchlachten Naturmenſchen losbrechen, da ſie das Mädchen ertrunken wähnen. Die eingeſchalteten Liederchen geben dem Ganzen allen Reiz eines Volksſpieles. Ach bekäme das gute Landvolk doch zuweilen dergleichen Schauſpiele; nicht von wandernden Komödianten frivole Poſſen, wo in zerlumpten Theaterplunder gehüllte Perſonagen die Kunſt ent-

weihen und tiefer noch in Rohheit und Gemeinheit verſenken; fürſtlich ausgeſtattet müßte die Muſe dem gemeinen Volke vorgeführt werden, um es zu veredeln.“ Sonderbar daß die Literarhiſtoriker dieß niedliche Singſpiel ſo wenig als der Vögel erwähnen, während von den Mitſchuldigen, Elpenor, Lila und andern Stücken, die gar wenig Intereſſe gefunden haben und mehr bedeuten wollen, als ſie können, viel Aufſehen gemacht wird. Selbſt Göthe ſcheint dieſe zwei Meiſterſtücke nicht ſonderlich gehegt zu haben, und Zelter mußte ihn erinnern, die Fiſcherin ja in die Sammlung ſeiner Dramen aufzunehmen. Es ging dem großen Dichter aber häufig, wie Eltern, welche ihre mißgerathnen Kinder oft am meiſten lieben. Zwei Jahre nach der Iphigenie (noch vor der Fiſcherin) vollendete er das Drama, welches diejenigen, die in der Poeſie das Bedeutſame und Lehrhafte über Alles ſetzen, für ſein reifſtes Werk halten, — Taſſo. In dieſer Hinſicht haben wir auf drei Standpunkte zu achten, aus welchen es beurtheilt werden kann. Erſtens iſt Göthe darin zu der italieniſchen Poeſie übergegangen, nicht als ob er die griechiſche aufgegeben hätte, ſondern weil er meinte, wir Nordländer dürften in unſern Verhältniſſen ein Aehnliches ſchaffen können und müßten darum auch auf diejenigen Vorbilder ſehen, die uns die neuere Zeit hinterlaſſen, und die auch leichter zu erreichen wären. Hatte er im Götz und Werther der haſtigen und rauhen Art der Engländer mit ihrem zermalmenden Pathos nachgeſtrebt, ſo wollte er nun den anmuthigen und weichen Italienern das Verſöhnende und Liebliche ablernen, das wie die milde Luft ihrer Citronenhaine durch die romantiſchen Gebilde Arioſto's und Taſſo's weht. Zweitens wollte er durch dieſes Drama dem Hauſe Weimar ein ehrendes Denkmal ſetzen, weil es gleich jenem Ferrara jeden großen Namen des Vaterlandes „ſeinen Gaſt nannte und ſich auf den ſchönen Vortheil verſtand, den Genius zu bewirthen.“ Endlich iſt dies Werk ein poetiſches Gemälde der Poeſie ſelbſt; was Poeſie ſei, wie ſie lebe und auf die Seele in der ſie lebt zurückwirke, und wie ſie zu der ſie umgebenden Welt ſtehe, Alles das iſt geſchildert drin zu ſchauen und der Dichter und der Weltmann ſtehen da vor unſern Augen, doch nicht in dem Schatten der Wirklichkeit wie bei Klinger, im Lichte

der Verklärung ſtehen beide Bilder und ſtehen friedlich einander gegenüber da; allein die Farben gehen ſo milde und ſanft in einander über und bietet die Cataſtrophe auch nicht Beruhigung, ſo beſchwichtigt den unglücklichen Dichter doch Antonio indem er ſpricht:

„Und wenn du ganz dich zu verlieren ſcheinſt,
Vergleiche dich! Erkenne was du biſt!“

So iſt denn auch dieſes Kunſtwerk ein Werther, ein Prometheus, ein Ahasver, ein Oreſt, Göthe ſelbſt iſt der Taſſo, der wohl an jenem Hofe, der ihn ſo gaſtlich aufgenommen mehr gelitten, als wir ahnen können. Einem Geiſte, wie der ſeinige, iſt Poeſie nicht das höchſte und einzige Ziel des Lebens; auch ihm, „wenn er die Welt ſo weit, ſo offen vor ſich liegen ſah, ſtiegen in der Jugend Tagen künftige Thaten wie die Sterne rings um ihn her unzählig aus der Nacht,“ in ſeiner Seele auf; er hoffte am Hofe eines Fürſten in das Rad, das die Schickſale der Menſchen treibt mit einzugreifen und die hohen Geſtalten die ſich ihm ſo lieblich näherten, — es gab wohl Augenblicke, wo er ſich dünkte ihrer Einer zu ſein! Doch mußte er nur zu bald, wie er ſich getäuſcht, gewahren und ſprechen:

„Nein, Alles iſt dahin! — Nur Eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt, — Und mir noch noch über Alles —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefſte Fülle meiner Noth zu klagen:
Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott, zu ſagen, wie ich leide.“

Frau von Staël meint, Göthe's Taſſo ſei zu wenig ſüdlich, mehr deutſch, auch mehr geiſtig als ſinnlich, mehr betrachtende Ruhe als Bewegung. Allerdings iſt es einem kalten Marmorbilde gleich, doch einem Marmorbilde, das wie die Niobe im Marmor weint. Und wie erſchütternd iſt ein Weinen, wenn dem Felſen Thränen entquillen. Es iſt dieß Charaktergemälde in der That das

Herzzerreißendſte, was Göthe geſchrieben und wer ſeine Sprache verſteht wird eingeſtehen, daß bei keinem deutſchen Dichter ſolche Tiefe der Empfindung ſpreche. Hatte nun Göthe im Taſſo dieſe ſeine innere Qual niedergelegt, ſo ſuchte er ſich auch, wie er immer zu thun pflegte mit allem was ihn hemmte und preßte, von den Verhältniſſen frei zu machen, die bisher, außer ſeiner bedungenen Dienſtpflicht, alle ſeine Geiſtesthätigkeit in Anſpruch nahmen, ſo daß er der allezeit gefällige äſthetiſche Hofmarſchall der allerhöchſten Perſonen war. Er zog ſich allmälig zurück und als er 1786 den Sommer in Carlsbad ſich aufhielt, brach er plötzlich ohne Abſchied zu nehmen auf und reiſte nach Italien. Längſt ſchon nährte er die Sehnſucht dieſes Land der Künſte, dieſen Garten Europa's zu ſchauen. In ſeiner jetzigen Stimmung war der Hang unabweisbar; denn wie er ſich innerlich frei gemacht von der Außenwelt, die ihn umgab, wie er ſich ſelbſt erkannte, ſo ward er auch auf ſich ſelbſt gekehrt, er ſich ſelbſt der Zweck, der große Zweck ſeines Lebens und darum ſein einziges Beſtreben ſich ſelbſt fort auszubilden, und gleich Solon zu lernen unabläſſig; und ſo bekam die Mit- und Nachwelt das Muſter eines Mannes, der von Jugend auf mit feſtem Streben an ſeiner eigenen Vollendung arbeitete. Da fühlte er nun zuerſt wieder, daß ihm bei aller Vorliebe und gewonnenen Kenntniß der Alten, doch noch die Anſchauung der großen Denkmale alter Kunſt gefehlt habe, um ganz einzudringen in den großen Sinn des römiſch-griechiſchen Lebens. In Mannheim hatten ihn ſchon die Abgüſſe entzückt; die Originale ſelbſt, die Spuren des antiken Lebens und das Treiben der ſüdlichen Menſchenwelt und die ewige Roma, die noch immer ein gebietendes Roma iſt, — verlangte es ihn zu ſehen. Wie er aber dahin reiſte, hütete er ſich vor der Eigenheit der Zeitgenoſſen, die ſeit Yorik meiſt nur empfindſame Reiſen zu machen „d. i. ſich von allen äußeren Gegenſtänden wenig oder gar nicht berühren ließen, ſondern nur wieder auf ihre Gefühle und Empfindungen merkten und gleich einem kranken Reiſenden der den Wagen nicht verläßt, all' ihren heimathlichen Jammer mitſchleppen. Er war wie immer nur auf die Gegenſtände gerichtet, dieſe klar und rein aufzufaſſen, auf ſich einwirken zu laſſen, ohne über die Einwirkung eben mehr

nachzudenken, als über die Natur der Dinge ſelbſt und zu genießen, was für Geiſt und Herz, Aug' und Ohr zu genießen war. In dieſer Weiſe beſchreibt er uns auch in der italieniſchen Reiſe z. B. den römiſchen Carneval und Alles was ihm begegnete und gab den Deutſchen ja der ganzen neuern Weltliteratur ein Muſter objektiver, naiver, plaſtiſcher Darſtellung. Dieſe Art zu betrachten und zu ſchildern, wie wurde ſie ihm geläufig und leicht, als er erſt die Marmorbilder der Griechen geſehen! wie entfaltete ſich Alles vor ſeinen Augen deutlicher, ſchärfer, von den begränzenden Räumen abgeriſſen, was er ſah! Und eben ſo plaſtiſch geſtaltete ſich nun auch der Reichthum ſeiner Gedanken und Empfindungen, ſo daß nichts Neblichtes, nichts Dunkles und Verworrenes mehr Gnade fand vor ſeinem Meiſterblicke. Er begnügte ſich nicht die herrlichen Denkmale Tag für Tag zu ſchauen, auch ſeine Stube füllte er mit Abgüſſen, um ſeine Seele ganz zu füllen mit dieſen würdigen Geſtalten; er zeichnete ſelbſt, ging mit Künſtlern und Kunſtkennern um, ſich zu belehren und lebte ganz in der alten Kunſt und in dem Leben jener Götterwelt. Aber auch der Poeſie, wie allen übrigen Künſten, Malerei, Muſik und Theater war mancher Tag und Stunde geweiht. Er hatte ſeine Iphigenie und ſeinen Taſſo mitgenommen und hier auf klaſſiſchem Boden, wo ihm die griechiſche Welt erſt ganz klar vor den Augen lag, und in Bezug auf das andere Drama ſüdlicher Himmel über ihn ſich wölbte und milde italieniſche Luft ihn umfächelte, legte er die letzte Hand an beide Werke und bildete ſie, wie ſchon oben erwähnt, in Verſe um. Hier vollendete er auch endlich ſeinen ſchon in den Jugendjahren entworfenen Egmont. Die Behandlung dieſes Charakters, der als Held einer Tragödie zu weich, zu ſinnlich und zu lebensluſtig iſt, hat Schiller wohl mit Recht getadelt; auch iſt das Ganze da die Ausarbeitung nicht raſch fortſchritt ſondern oft unterbrochen wurde nicht aus einem Guſſe, es trägt vielmehr das Gepräge der verſchiedenen Richtungen des Dichters an ſich, ſo daß Elemente von Götz, Taſſo, und vom Singſpiele ſichtbar werden; allein des Schönen iſt ſo viel darin, daß man wieder das außerordentliche Genie Goethes bewundern muß, das aus ſo armem Stoffe ſolch' ein überreiches Dichtungswerk ſchaffen konnte. Selbſt der Held, wie

er da geſchildert iſt, muß ſeiner Humanität, ſeiner Ritterlichkeit und ſeiner Schwäche wegen, intereſſiren; wie ſchön iſt aber Klärchen gezeichnet, welche Naturwahrheit und Anmuth!

Freudvoll
Und leidvoll,
Gedankenvoll ſein;
Hangen
Und bangen
In ſchwebender Pein;
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt;
Glücklich allein
Iſt die Seele, die liebt.

So ſingt ſie und iſt's nicht richtig, was Schiller ſagt: „auch im höchſten Adel ihrer Unſchuld noch das gemeine Bürgermädchen, und ein niederländiſches Mädchen — durch nichts veredelt, als durch ihre Liebe, reizend im Zuſtande der Ruhe, hinreißend und herrlich im Zuſtand des Affekts.“ Unübertrefflich ſind aber die Volksſcenen, ven denen wir wieder Schiller hören wollen: „Egmonts tragiſche Kataſtrophe,“ ſagt er, „fließt aus ſeinem politiſchen Leben, aus ſeinem Verhältniß zu der Nation und zu der Regierung. Eine Darſtellung des damaligen politiſch-bürgerlichen Zuſtandes der Niederlande mußte daher ſeiner Schilderung zu Grunde liegen, oder vielmehr ſelbſt einen Theil der dramatiſchen Handlung mit ausmachen. Betrachtet man nun, wie wenig ſich Staatsactionen überhaupt dramatiſch behandeln laſſen, und was für Kunſt dazu gehöre, ſo viel zerſtreute Züge in ein faßliches, lebendiges Bild zuſammen zu tragen, und das Allgemeine wieder im Individuellen anſchaulich zu machen wie z. B. Shakespeare in ſeinem J. Cäſar gethan hat; betrachtet man ferner das Eigenthümliche der Niederlande, die nicht eine Nation, ſondern ein Aggregat mehrerer kleinen ſind, die unter ſich auf's ſchärfſte contraſtiren, ſo daß es unendlich leichter war, uns nach Rom als nach Brüſſel zu verſetzen; betrachtet man endlich, wie unzählig viele kleine Dinge zuſammen wirkten, um den Geiſt jener Zeit und jenen politiſchen Zuſtand der Niederlande hervorzubringen; ſo wird man nicht aufhören

können, das ſchöpferiſche Genie zu bewundern, das alle dieſe Schwierigkeiten beſiegt, und uns mit einer Kunſt, die nur mit derjenigen erreicht wird, womit es uns ſelbſt in zwei anderen Stücken in die Ritterzeiten Deutſchlands und nach Griechenland verſetzte, nun auch in dieſe Welt gezaubert hat. Nicht genug, daß wir dieſe Menſchen vor uns leben und wirken ſehen, wir wohnen unter ihnen, wir ſind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geſelligkeit, die Gaſtfreundlichkeit, die Redſeligkeit, die Großthuerei dieſes Volkes, der republikaniſche Geiſt, der bei der geringſten Neuerung aufwallt, und ſich oft eben ſo ſchnell auf die leichteſten Gründe wieder gibt: auf der andern die Laſten, unter denen es jetzt ſeufzt, von den neuen Biſchofsmützen an bis auf die franzöſiſchen Pſalmen, die es nicht ſingen ſoll; — nichts iſt vergeſſen, nichts ohne die höchſte Natur und Wahrheit herbeigeführt. Wir ſehen hier nicht blos den gemeinen Haufen, der ſich überall gleich iſt, wir erkennen darin den Niederländer und zwar den Niederländer dieſes und keines andern Jahrhunderts; in dieſem unterſcheiden wir noch den Brüſſeler, den Holländer, den Frieſen, und ſelbſt unter dieſen noch den Wohlhabenden und Bettler, den Zimmermeiſter und den Schneider. So etwas läßt ſich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunſt. — Das kann nur der Dichter, der von ſeinem Gegenſtand ganz durchdrungen iſt. Dieſe Züge entwiſchen ihm wie ſie demjenigen, den er dadurch ſchildert, entwiſchen, ohne daß er es will oder gewahr wird; ein Beiwort, ein Komma zeichnet einen Charakter." —

So ſchloß er 1788 ſeine zweite Periode, die nicht weniger bewegt, als ſeine Sturm- und Drang-Periode war und begann heimkehrend geläutert und gerüſtet mit plaſtiſchem Auge und italieniſcher Schöpfungsgluth, in der Fülle ſeines Mannesalters, geiſtig und körperlich ſtark und geſund, ſein drittes poetiſches Lebensalter, das in ſeiner Form getheilt zwiſchen Antiken und Modernen immer ſchöner und harmoniſcher wird. Das Geſetz des Maßes und der Ordnung bei aller Freiheit und der Willkür des Schaffenden, lernte er auch bereits in Italien in der Pflanzen- und Thierwelt kennen und forſchte ihm nach ſein ganzes Leben. Die geiſtreichen Gedichte: Metamorphoſe der Pflanzen- und Thierwelt und die dazu

gehörigen kleinen naturhiſtoriſchen Schriften ſind Belege zu ſeinen Studien über dieſen Gegenſtand „und ſo war es wieder die Natur, die ihn bei aller Kunſtanſchauung leitete und zu ſeinen folgenden Dichtungen der Born des Schaffens ward. Kunſt, Natur und wiederum die Griechen bleiben fortwährend ſeine Führer, wie er ſo ſchön und wahrhaft dithyrambiſch ſingt:

Ueberall trinkt man guten Wein,
Jedes Gefäß genügt dem Zecher;
Doch ſoll es mit Wonne getrunken ſein,
So wünſch' ich mir künſtliche griechiſche Becher.

Schiller's Jugend.

Während Göthe alſo zur griechiſchen Einfalt, Mäßigung und reinen Schönheit ohne alle Beimiſchung des Lehrhaften, Rhetoriſchen und Stoffartigen zurückführte, trat ein Mann auf, der wieder alle moderne Starkgeiſterei mit der blendenden Form der Sturm- und Drang-Sänger vereinigte, nur daß er zugleich auch wirkliches poetiſches Talent und die Gebrechen der Zeit nicht aus Büchern und Deklamationen, ſondern aus Erfahrung kennen gelernt hatte. Das war Friedrich Schiler, (geb. 1759 zu Marbach in Schwaben, geſt. 1805) der Sohn eines würtembergiſchen Hauptmanns, auf einem Lande, wo beinahe wie in Baiern und Oeſterreich noch alles Volk in geiſtlichen und weltlichen Banden lag, wo finſtere Schulgelehrſamkeit und klöſterliche Zucht ſo gut wie in katholiſchen Ländern jeden freien Gedanken bannten, wo Schubart gleich dem ärgſten Hochverräther auf der Feſtung ſitzen mußte, wo, während in Norddeutſchland das höchſte poetiſche Leben ſeine Blüthen trieb, nur Proſa herrſchte. Er bekam eine gute Erziehung im väterlichen Hauſe, die Bibel und eine gemüthliche, zartfühlende Mutter waren die erſten Bilder ſeiner Kinderſeele. In reifern Jahren kam er auf die Karlsſchule zu Ludwigsburg, wo er ſich nach dem Willen der Eltern zum Rechtsgelehrten ausbilden ſollte. Allein die militäriſche Zucht und Pe-

danterie, welche auf dieſer Lehranſtalt herrſchte, und alles freie Denken hemmte, ja unterdrückte, ſagten dem aufſtrebenden Jünglinge nicht zu; er ſtudierte ſehr nachläſſig und las dafür die lateiniſchen Dichter, beſonders Virgil, Plutarch's Lebensbeſchreibungen und Klopſtock's poetiſche Werke. So lagen denn die Grundſtoffe ſeiner literariſchen Thätigkeit ſchon in dieſen Jugendbeſchäftigungen: die rhetoriſche Form ſeiner Poeſien, die hiſtoriſche Grundlage und die idealeſte Auffaſſung des kirchlichen und bürgerlichen Lebens, mit all' der ſtürmiſchen Vaterlands- und Freiheitsliebe der poetiſchen Freunde. Schon als Knabe fühlte er den Drang ſeine Gedanken und Empfindungen in Verſen auszuſprechen, ja Alles was er hörte und lernte ſich ſelbſt fortzuſpinnen und darzuſtellen. Klopſtock's Meſſiade hatte ihn nun angeregt ein epiſches Gedicht anzufangen, deſſen Held Moſes ſein ſollte. Allein Gerſtenbergs Ugolino, Götz von Berlichingen, Julius von Tarent, und Leſſing's Schauſpiele führten ihn auf die dramatiſche Poeſie und er entwarf ſchon auf der Karlsſchule Trauerſpiele, die in der Ausführung noch regelloſer wurden, als er erſt Shakespeare kennen lernte. Auf keinen Dichter hat dieſer gewaltige Genius belebender eingewirkt, als auf Schiller; das Trauerſpiel, die Räuber war die Frucht dieſer Anregung. Er ſchrieb dieſes gigantiſche Werk ſchon als achtzehnjähriger Jüngling im Jahre 1777, während Lehrer und Aufſeher mit ſeinen Studien äußerſt unzufrieden, die leidenſchaftliche Stimmung ſeines Gemüths nur immer mehr reizten. Um doch irgend ein Brotſtudium zu erfaſſen, verlegte er ſich nun in derſelben Anſtalt auf die Medicin, da ihm die Rechtswiſſenſchaft durchaus mißfiel, wo er denn im Jahre 1780 nach abgelegter Prüfung als Regimentsarzt angeſtellt wurde. Nun ließ er die Räuber auf eigene Koſten in Mannheim drucken und das Aufſehen, welches dieſes außerordentliche Werk machte, übertraf bei weitem die Wirkungen der Goethiſchen Dramen, weil eben in dieſen das Ankämpfen gegen die Gewalten der Zeit poetiſcher dargeſtellt wird, wogegen Schiller die wirkliche Welt auf's grellſte nur rhetoriſcher und mithin verſtändiger für die Menge, ſchilderte. Indeſſen zog ſich der geprieſene Dichter von einer andern Seite, freilich aus Unbeſonnenheit, viele Kränkungen zu. Er hatte ſich

ohne Urlaub nach Mannheim begeben, um der erſten Aufführung ſeines Trauerſpiels beizuwohnen. Ein vierzehntägiger Arreſt und das Verbot des Herzog's: künftig nichts, was außer dem mediziniſchen Fache läge drucken zu laſſen, waren die Folge davon. Letzteres konnte der junge Dichter nicht ertragen und verließ daher 1782 heimlich Stuttgart, und fand zu Mauerbach bei Meiningen, auf dem Gute der geheimen Räthin von Wollzogen, deren wohlwollende Aufnahme er ihren Söhnen verdankte, die mit ihm in Stuttgart ſtudiert hatten, einen Zufluchtsort. Hier ſchrieb er zwei Trauerſpiele, Fiesko und Kabale und Liebe. Doch ſchon im Jahre 1783, als er erfuhr, daß wegen ſeiner Flucht für ihn Nichts zu befürchten ſei, begab er ſich nach Mannheim, wo ihn die Vornehmſten der Stadt gaſtfreundlich aufnahmen und beſonders der Freiherr von Dalberg zu einer würdigern Stellung als Schauſpieldichter die Hand bot. Hier hatte er nun die Freude ſeine Trauerſpiele von den größten Schauſpielern ſeiner Zeit: Iffland, Beck, Beil und Caroline Beck aufgeführt zu ſehen und die Neigung für das Theater ergriff ihn dergeſtalt, daß er nur durch Vorſtellungen ſeiner Freunde davon abgehalten wurde, ſelbſt Schauſpieler zu werden. Wie ſehr er die Schaubühne gewürdigt habe, erhellt aus ſeinen damals geſchriebenen Aufſätzen: „über das gegenwärtige deutſche Theater" und „die Schaubühne als eine moraliſche Anſtalt betrachtet." Wie er übrigens über ſeine Räuber geurtheilt habe und wie mit dem Dichter zugleich der Selbſtkritiker gereift ſei, beſagen folgende ſeiner Worte, „Frühe verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauſchen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein ſeltſamer Mißverſtand der Natur hatte mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poeſie beleidigte die Geſetze des Inſtituts, worin ich erzogen ward, und widerſprach dem Plane ſeines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthuſiasmus mit der militäriſchen Regel aber Leidenſchaft für die Dichtung iſt feurig und ſtark, wie die erſte Liebe. Was ſie erſticken ſollte, fachte ſie an. Verhältniſſen zu entfliehn, die mir eine Folter waren, ſchweifte mein Herz in eine Idealwelt aus, aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiſerne Stäbe ſchieden — unbekannt mit den Menſchen—

denn die vierhundert, die mich umgaben waren ein einziges Geſchöpf, der getreue Abguß Eines und eben dieſes Modells, von welchem die plaſtiſche Natur ſich feierlich losſagte, — unbekannt mit den Neigungen freier, ſich ſelbſt überlaſſener Weſen, denn hier kam nur eine zur Reife, Eine, die ich jetzt nicht nennen will; jede übrige Kraft des Willens erſchlaffte, indem eine einzige ſich konvulſiviſch ſpannte; jede Eigenheit, jede Ausgelaſſenheit der tauſendfach ſpielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrſchenden Ordnung verloren; — unbekannt mit dem ſchönen Geſchlechte — die Thore dieſes Inſtituts öffnen ſich, wie man wiſſen wird, Frauenzimmern nur, ehe ſie angefangen, intereſſant zu werden, und wenn ſie aufgehört haben, es zu ſein; unbekannt mit den Menſchen und Menſchenſchickſal, mußte mein Pinſel nothwendig die mittlere Linie zwiſchen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unſterblichkeit wünſchen möchte, um das Beiſpiel eines Gebildes zu verewigen, das durch die naturwidrige Verbindung der Subordination und des Genius erzeugt wurde. — Ich meine die Räuber. Dieſes Stück erſchien. Die ganze ſittliche Welt hat den Verfaſſer als einen Beleidiger der Majeſtät vorgefordert. Seine ganze Verantwortung ſei das Clima, unter dem es geboren wurde. Wenn von allen den unzähligen Klagſchriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, ſo iſt es dieſe, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menſchen zu ſchildern, ehe mir nur einer begegnete."

Und ſomit beſchloß Schiller die erſte Periode ſeines poetiſchen Lebens, worin wohl der große Genius ſchon unverkennbar hervortrat, doch in einer unkünſtleriſchen, beinahe rohen Form, die die deutſche Poeſie eher zurück in die Lohenſteiniſch-Klopſtockiſche Zeit, als vorwärts führte und ein Heer von Nachahmern zu wahren Ausgeburten excentriſchen Dramen, Räuber- Hof- und Verſchwörungsſtücken verleitete. Wie unharmoniſch ſein Inneres noch zu der Zeit geweſen, erfahren wir aus der Geſchichte ſeines Privatlebens, wo Leidenſchaft und Sinnenrauſch ihn nicht ſelten ſeine beſſere Natur verläugnen ließen Selbſt ſeine lyriſchen Gedichte dieſer Periode haben dieſe Färbung von Gemeinheit und Sinnlich-

keit und es war bei denſelben nicht klar, wie es nicht nothwendig ſei, an die Poeſie den Maaßſtab des Sittlichen anzulegen, weil das Unpoetiſche mit dem Unſittlichen oft eine und dieſelbe Quelle hat — das Gemeine und ſo ſind Schiller's Jugendgedichte nicht darum unpoetiſch, weil ſie unſittlich, ſondern unſittlich weil ſie unpoetiſch ſind. Aber auch in ſeinen beſſern Jugendgedichten herrſcht jener melancholiſche Empfindungsſchwall, der die Nachahmer Klopſtocks ſo ungenießbar macht. Allein ebenſo gefiel er der Menge und es zeigt von großer Willenskraft, daß ſolcher Beifall ihn nicht betäubte und er mit dem Wahlſpruche:

„Vielen gefallen iſt ſchlimm!“

ſeine innerſte Stimme hervorrief und dieſem Rufe zu andern Bahnen willig folgte. Schon Frau von Wollzogen, ſeine Wohlthäterin, und der Umgang mit edlen Menſchen klärte ſeinen ſittlichen Charakter, worauf denn auch Veredlung ſeiner Poeſie erfolgte. Auch er ſuchte, wie Göthe, ſeine Führer auf dem Wege zur idealen Schönheit in der Griechenwelt, von der ihn ſchon in ſeiner früheſten Jugend (1780) eine ſüße Ahnung erfüllte, die in Hektor's Abſchied ausgeſprochen iſt. Allein es waren noch die Klagetöne einer von Schmerz der modernen Sentimentalität zitternden Seele; erſt Voßens Homer lehrte Schillern die Sänger kennen „die mit lebendem Wort horchende Völker entzückt.“ Er verſuchte ſich nun auch an den Trauerſpielen des Euripides, las, überſetzte, dichtete gloſſenartig was das griechiſche Leben in ihm angeregt. Nun ward ihm immer deutlicher, „was Poeſie ſei?“ und ſein Trauerſpiel Don Carlos, in Proſa begonnen, ſchrieb er nun in Jamben, weil er gewiß war, alles Gemeine und Unpoetiſche würde ſich wie ſchlechtes Metall auf dem Probierſteine, verrathen, weil es auf den Aetherſchwingen einer poetiſchen Sprache zu ſchwer laſtet. Die erſten Scenen dieſes Trauerſpiels las er am Heſſendarmſtädtiſchen Hofe vor und der junge Herzog von Weimar, der zugegen war, munterte auch ihn auf, wie einſt Göthe, und ertheilte ihm den Hofrathstitel. Eine unbeſiegbare Sehnſucht zog ihn 1785 nach Norden, wo ſich nun die größten Genien der

Nation, ringsum das deutſche Athen, Weimar ſammelten. Er ging zuerſt nach Leipzig und lebte daſelbſt und in dem Dörfchen Gohlis der Dichtkunſt und hiſtoriſchen Studien, wozu ihn anfangs ſein Trauerſpiel veranlaßte, zu welchem er Materialien zuſammenlas. Und wie Alles was er las und ſtudierte ihn zur Wiedererſchaffung reizte ward aus dem geſammelten Stoffe ein hiſtoriſches Werk: der Abfall der Niederlande, der im Geiſte Herders der erſte wohlgelungene Verſuch zu nennen iſt, dem Volke in lebendiger Darſtellung, erhebender Sprache und geiſtreicher Auffaſſung Geſchichte zu erzählen, während ſie bisher nur für Gelehrte entweder im trockenen Zeitungstone abgehandelt wurde oder blos Ergebniſſe tiefer Forſchung ohne Schilderung und Aufzählung der Thatſachen mittheilte. Auch Dresden beſuchte er und lebte da und in Loſchwitz bei dem Apellationsrathe Körner (der Vater des Dichters) ſchöne Tage, legte aber zugleich, da er die Nächte ausgeſetzt poetiſchen Arbeiten und Studien widmete, den Keim zu ſeiner Kränklichkeit. So vollendete er denn bis 1787 ſeinen Don Carlos, welcher mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurde und ſelbſt ſtrenge Kritiker mehr befriedigte, als die vorgehenden Dramen. Wer ſich noch an jene Zeit erinnert, wo dieſes Stück zuerſt auf die Bühne kam, wird ſich auch der Begeiſterung erinnern, die es überall erregte und Schiller durfte ſich nicht beklagen „kein empfangendes Ohr" gefunden haben. Beinahe athemlos hörte und ſchaute das Volk den ganzen Abend bis Mitternacht, und wenn die allgemeine Stille bei hervorragenden Stellen durch den losbrechenden Beifallsruf unterbrochen wurde, meinte man der Augenblick ſei gekommen, wo Deutſchland auf einmal aller ſeiner hundertjährigen Leiden Ende und Erlöſung ſich erkämpft habe und alſo trunken vor Freude, mit Thränen in den Augen gingen die entzückten Menſchen nach Hauſe, nicht anders als ob ſie nun gewiß wären, Alles müſſe nun beſſer werden, weil Poſa ſo geredet zu Philipp und weil es ausgeſprochen war das Wort, was Millionen Herzen ſchon ſo lange preßte. Die koloſſalſte aller Ideen, die die Menſchheit ſeit der Aufhebung der Jeſuiten bewegte, den Kampf der natürlichen Beſtimmung des Menſchen gegen menſchliche Willkühr trug er in dieſem Drama vor und iſt auch der empfangene Gedanke, das empfundene Wort bei

den Deutſchen nicht zur That gereift, ſo iſt doch nicht wegzuläugnen, daß bei den Edelſten im Volke die auflodernde Gluth nur durch die unerſchütterliche Sittlichkeit des deutſchen Nationalcharakters gedämpft blieb und nicht zur hellen Flamme aufſchlug. Harmoniſcher und poetiſcher waren freilich Göthe's Gebilde des Weltbürgerthums, und ſie werden nachhaltiger wirken, weil ſie mit Allgewalt auch die Herrn der Erde erfaſſen und im menſchlichen Gemüthe ſelber wurzeln; aber Schiller's leidenſchaftlicher Zuruf hat ſchneller gewirkt und iſt für's Evangelium Göthe's eine Stimme der Wüſte geweſen. Treffend iſt was Wieland über Don Carlos äußerte; „Ich hege," ſagt er, „keine geringe Meinung von den Fähigkeiten des Hrn. Schiller, und habe auch in dieſen erſten Scenen ſeines Don Carlos viele Stellen und einzelne Züge gefunden, die mich darin beſtärkt haben. Soll ich aber aufrichtig geſtehen, was das Reſultat einer aufmerkſamen Prüfung ſeiner Arbeit bei mir geweſen iſt, ſo glaube ich, daß er ſeine, noch immer zu feurige, und zum Ausſchweifen geneigte Einbildung noch durch leichtere Uebungen z. B. durch Bearbeitung eines oder mehrerer Sujets aus den alten heroiſchen Zeiten, noch mehr zu bändigen ſuchen, die Kunſt der Tragödie noch mehr aus den Werken der Griechiſchen und Franzöſiſchen Meiſter ſtudieren, ſich um eine nicht blos dichteriſche, ſondern exakte philoſophiſche Theorie der menſchlichen Natur bewerben, und mit Einem Worte die Zeit der Reife ſeines Geiſtes erwarten ſollte, ehe er ein Werk unternähme, wo der Verfaſſer der Räuber alle Augenblicke Gefahr läuft, gegen Wahrſcheinlichkeit, Schicklichkeit und Anſtändigkeit zu verſtoßen." — „Hrn. Schillers größter Fehler iſt — ein Fehler, um den ihn mancher deutſche Schriftſteller zu beneiden Urſache hat — iſt wirklich nur, daß er noch zu reich iſt, zu viel ſagt, zu voll an Gedanken und Bildern iſt, und ſich noch nicht genug zum Herrn über ſeine Einbildungskraft und ſeinen Witz gemacht hat. Sein allzugroßer Ueberfluß zeigte ſich auch in der Länge der Scenen: ich erſchrecke, wenn ich überrechne, wie groß ſein ganzes Stück werden, und wie lang es ſpielen muß, da der erſte Akt ſchon fünfthalb Bogen ausfüllt. Fühlen wenn es genug iſt und aufhören können, auch das iſt ſchon eine große Kunſt. Das größte Stück des Sophokles hat kaum ſo

viele Verſe, als Hrn. Schillers erſter Act. Uebrigens überlaſſe ich mich mit Vergnügen der Hoffnung, daß er durch gehörige Ausbildung ſeiner glücklichen Anlagen ſich der Aufmunterung des Publikums immer würdiger erweiſen werde.“ —

Wenn nun auch die Kritik nicht ohne Grund auf große Fehler des Dichters hinweiſt, bleibt doch das Kunſtwerk ſelbſt noch immer bewunderungswürdig und ein gewaltiger Fortſchritt zum Beſſern, wenn man es mit den erſten drei Trauerſpielen deſſelben vergleicht. Merkwürdig wie Schiller und Göthe beinahe zu derſelben Zeit in prophetiſcher Ahnung Geſinnungen und Auftritte darſtellten, welche bald in der franzöſiſchen Revolution verwirklicht werden ſollten; es thut ſich aber auch hier der Unterſchied dieſer beiden Genien kund, indem Göthe in ſeinem Götz und Egmont als Dichter das Gemüth, Schiller mehr als Volksredner die handelnden Kräfte in Anſpruch nimmt. Im Jahre 1787 kam Schiller nach Weimar, wo Herder und Wieland ihn aufs Freundlichſte aufnahmen. Alles wetteiferte dem jungen und hilfloſen Dichter an die Hand zu gehen, ja ihn und ſein angegriffenes Gemüth auf alle Weiſe aufzuheitern. Auch hier wurde er von einem Kreiſe in den andern gezogen und gelangte auch ſo nach Rudolſtadt, wo er länger verweilte und ſeine künftige Gemahlin das Fräulein von Lengefeld kennen lernte. Hier war es auch, wo er 1789 zuerſt mit Göthe, der damals aus Italien zurückkehrte, zuſammentraf. Die Freunde hatten erwartet, daß ſich die beiden Männer, die ſo ſehr verſchieden in ihren Richtungen waren und doch beide ſo allgemein verehrt wurden, ſchneller anſchließen würden und als dies nicht erfolgte, war man ſo ungerecht Göthe die Schuld zuzuſchreiben. Allein dieſer bewies gar bald, wie ſehr er die allgemeine Neigung für den Trefflichen theile, denn ſo ſehr ihn bei ſeiner Rückkehr verſtimmte, zu ſehen, wie wenig ſein Beſtreben die wuchernde Sentimentalität zurückzudrängen Wurzel gefaßt habe, weil Alles nun wieder einem durchaus ſentimentalen Dichter zufiel, entging ihm doch nicht, welch' ein Genius demſelben inne wohne und er eilte demſelben der Herzogin Amalie vorzuſtellen, ja ihn in Weimar ſelbſt zu feſſeln. Er hatte ja bereits durch ſein Gedicht, die Götter Griechenlands, ſein verwandtes Streben

zum Griechenthum bewährt. Wie dieſes Gedicht von den Frömmlern und auch von Stolberg angegriffen wurde, haben wir ſchon erwähnt; die Menſchen, die keine wahre Poeſie verſtanden, hielten eben das Kunſtwerk für ein Glaubensbekenntniß. Schiller aber wollte nur den Gegenſatz der gemeinen und der idealen Welt ausſprechen und mit welcher Klarheit, welchem poetiſchen Reize hat er dies gethan! Wie ſind die griechiſchen Mythen und das Verhältniß der Sterblichen gegen die Götter ſo unnachahmlich ſchön entwickelt, wie anſchaulich iſt das poetiſche Leben der Alten, das in jener Zeit gleich einer Weltſeele Alles durchdrang, geſchildert! Und die Sehnſucht nach der Heimath edler Geiſter, erinnert ſie nicht an das Heimweh Iphigenien's?

Schöne Welt, wo biſt du? kehre wieder
Holdes Blüthenalter der Natur.
Ach nur in den Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.

Wenn die poetiſche Wirklichkeit aus der Welt entſchwindet, dann bleibt nur die Poeſie ſelber, mit welcher nur allein der proſaiſche Menſch zu überwinden vermag. Göthe's Verwendung hatte es Schiller zu verdanken, daß er als Profeſſor der Geſchichte zu Jena angeſtellt wurde. Wie er nun die Wiſſenſchaft lehrte ſagt uns ſeine Antrittsrede, welche unter dem Titel: „Was heißt und zu welchem Zweck ſtudiert man Univerſalgeſchichte," in ſeinen kleinen proſaiſchen Schriften zu leſen iſt. Bald darauf brach die franzöſiſche Revolution aus und Schiller ſowohl als Göthe unvermögend in ſolcher Aufregung zu dichten, lenkten ihre Thätigkeit auf wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen. Ehe wir ſie aber auf dieſer Bahn verfolgen, müſſen wir vorher einen Blick auf dasjenige zurückwerfen, was die übrigen Dichter Deutſchlands ſeit den ſiebziger Jahren geleiſtet haben. Leider werden uns hier nicht immer die erfreulichſten Erſcheinungen entgegentreten; ja, „wir werden" um mit Gervinus zu ſprechen, „die frohen Hoffnungen, ja die errungenen Siege, deren wir nur eben erſt uns zu erfreuen beginnen, nicht wenig verkümmert finden. Kaum konnten wir in unſrer kalten Zone das lange verſprochene Aufbrechen der Knospe unſrer Kunſt

es war erfreulich wieder zu ſehen deutſche Knaben, gleichwie zur Zeit des Tacitus in Flüſſen und Bächen baden, den größten Theil des Tages im Freien auf Feldern und in Wäldern herumjagen, Bäume erklettern, in der Schule ſelbſt wo unter Kindern gemeiner Leute Fürſtenknaben ſaßen und Junker und Bauerſohn Lehrer und Schüler ſich einander duzten mit fröhlichem und muntern Weſen mehr ſpielend als ſich mühend gelernt wurde, und das gelernt wurde, was man im Leben brauchen konnte. Allein die Folge lehrte, daß doch zu viel geſpielt und zu wenig gelernt, zu viel geſchwatzt und zu wenig gedacht und empfunden wurde, denn aus den Händen dieſer neuen Lehrer (ſie nannten ſich Philanthropiſten d. h. Menſchenfreunde) gingen gar zu viel leichte und ſeichte, gemüth- und charakterloſe Menſchen hervor, die nur zu ſehr dem Stifter dieſer Schule glichen, in deſſen gemeiner Seele kein Sinn für Poeſie und Religion Raum hatte, da er dieſe beiden Führer zum Idealen dem Geſpötte preis gab und ſein eigenes Werk vernichtete. Zum Glück für die Nation haben edle Männer, wie der Fürſt von Deſſau ſelbſt, Gedicke, Wolke und andere dieſe hingeworfenen Ideen einer beſſern Erziehung im höhern Sinne aufgefaßt und in gehöriger Begränzung erfolgreicher ausgeführt. Allein durch den Aufruf: zum Nützlichen zu greifen, war der große Haufe nun einmal von der Poeſie abgelenkt und mittelmäßige Köpfe, die um jeden Preis ihr Kunſtwerk an den Mann bringen wollten, ſchlugen den Weg ein, auch die Poeſie dieſem Zeitgeſchmacke anzupaſſen und ſo entſtand die Flut von mittelmäßigen und ſchlechten Romanen und Schauſpielen, welche Göthe's und Schiller's Meiſterwerke auf geraume Zeit verdrängten. Würde und Anſehen erlangte dieſe Art Poeſie durch das Sittliche, das wiederum bei den Meiſterſängern und Schleſiern den Grundſtoff derſelben bildete. Hatten jedoch auch in der Theologie, die unwiſſenſchaftlichen Aufklärer, wie Bahrdt und eben derſelbe Baſedow, auch die Tugend an die Stelle der Religion ſetzen wollen. Daſſelbe Beſtreben zeigte der in Baiern, nach der Aufhebung der Jeſuiten, von dem Ingolſtädter Profeſſor Weißhaupt geſtiftete Illuminaten-Orden, der beſonders in den ſüddeutſchen katholiſchen Ländern Aberglauben, Vorurtheile und die noch immer heimlich

fortwirkende Kraft der Jeſuiten bekämpfte, bis er, und zwar ſchon 1786, den Regierungen verdächtig gemacht, aufgehoben wurde.

Gründlicher, ja beinahe nach der Art der Deutſchen zu gründlich, trat dagegen die Philoſophie in Deutſchland auf um das große Werk der Weltverbeſſerung zu fördern. Allein ſie konnte lange nicht gegen die Theologie aufkommen, ſo trefflich auch Leſſing vorgearbeitet, ſo redlich auch Mendelſohn vermittelnd einzuwirken geſucht hatte, bis außerhalb der Gränzen Deutſchlands, in Copernikus und Herders Vaterlande, ein Denker ſonder Gleichen ſein neues Lehrgebäude aufführte. Das war Immanuel Kant, der Sohn eines Riemers, geboren 1724 dem Geburtsjahre Klopſtock's zu Königsberg, von wannen er ſich nie über 7 Meilen entfernte und wo er auch in hohem Alter ſtarb. Es war dieſer Mann ein wahres Muſter eines deutſchen Gelehrten, der von Jugend auf meiſt nur Büchern lebte und Alles was Alterthum, mittlere und neue Zeit gedacht und geſchrieben, geleſen und ſolch ein treues Gedächtniß hatte, daß er nichts von dem vergeſſen konnte, was er je geleſen. Für Kunſt und Poeſie war ihm der Sinn nicht erſchloſſen, jene kannte er kaum aus Büchern und unter den deutſchen Dichtern war ihm Haller noch in den neunziger Jahren der vorzüglichſte. Mit all ſeinem Fleiße und ſeiner Gelehrſamkeit, womit er als Hauslehrer und dann Privatdocent an der Königsberger Hochſchule mit dem beſten Erfolge nicht nur Philoſophie ſondern auch andere Wiſſenſchaften lehrte, gelang es ihm doch erſt in ſeinem ſechsundvierzigſten Jahre ordentlicher Profeſſor zu werden und die philoſophiſchen Werke, worin er ſein Syſtem aufſtellte, ſind meiſt die Frucht ſeines ſpätern Alters. Lange blieb Deutſchland unberührt von dieſer neuen Philoſophie, durch den Profeſſor Reinhold, Wielands Schwiegerſohn, wurde ſie endlich in Jena eingeführt und verbreitet, erſt aber in den neunziger Jahren und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gewann ſie ſolchen Raum in der gelehrten Welt, daß ihr die Theologie beinahe auf allen Hochſchulen den erſten Platz abtreten mußte, und ſo geſchah es, daß die Wiſſenſchaft von nun an wieder ausſchließlich nur den Gelehrten anheimfiel, weil in der That eine alle Kräfte in Anſpruch nehmende Vertiefung in die abſtrakten Ideen der Philoſophie und eine Vielſeitigkeit der Bildung erfordert wurde

wie kein praktiſchen Zwecken gewidmetes Leben ſie erſtrecken konnte. Nun war es alſo wieder um die Herrſchaft der Poeſie geſchehen und man wies ſie wie zu Voß und Bürger's Zeiten nicht ſelten mit Geringſchätzung von den Sitzen der Wiſſenſchaft. Hat nun auch dieſen Umſtand nicht die Philoſophie an ſich verſchuldet, weil es nur der Mißbrauch dieſer hohen Wiſſenſchaft und die Einſeitigkeit ihrer Jünger veranlaßte; ſo iſt von einer andern Seite der Poeſie durch ſie noch ein anderer Eintrag geſchehen. So wenig, wie ſchon erwähnt, Kant ſelbſt von dieſer Kunſt verſtand, hatte er doch in ſeiner Kritik der Urtheilskraft über die Grundſätze aller ſchönen Künſte und der Dichtung insbeſondere, mehr aber über den Begriff der Schönheit ſelbſt gehandelt und ſo iſt es der Poeſie wie der Religion ergangen, da ſie, wie jene durch die Theologie, alſo dieſe durch Philoſophie, um ihr eigentlichſtes Leben gebracht, ja ſogar verunſtaltet wurde. So hat z. B. Kant nicht viel anders als die Aufklärer und die allgemeine deutſche Bibliothek, das Sittliche zum Grundſatz des Schönen erhoben, wodurch den all das zweckloſe Spiel der ächten Poeſie aus dem Bereiche dieſer Kunſt verwieſen wurde. Wir werden in den folgenden Blättern ſehen, wie dann dieſer Grundſatz und mancher andere, den Kant aufgeſtellt, der von Göthe bereits beſiegten Verſtandespoeſie neuen Vorſchub leiſtete und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zu der neuen Romantik führte.

Romane.

Wir haben ſchon oben von Wielands, Heinſe's und Klingers Romanen geleſen, welche nicht nur höhere Bedeutung haben ſondern auch mehr oder weniger an das Poetiſche anſtreifen. Weniger Schöpfungskraft beſaß Heinrich Jacobi, der von den Bewegungen der Zeit ſo wie der Wiſſenſchaft und Kunſt auf das lebhafteſte angeregt in zwei philoſophiſchen Romanen Allwill und Woldemar den Verſuch machte, moraliſche Charaktere mehr dem

Verſtande als dem Gefühle der gebildeten Leſewelt darzuſtellen. Eine eigene Art von Romanen entſtanden durch die Selbſtbiographien einzelner Schriftſteller, die wie Göthe's Dichtung und Wahrheit, freilich nicht mit der Meiſterſchaft und mit der Verſchmelzung des eigenen Lebens mit dem Leben der ganzen Zeit in der es hinfloß, Anſichten, Empfindungen uud Ideen meiſt ohne den Reiz ſchöner Darſtellung mittheilten. Solch ein Roman iſt Anton Reiſer von Philipp Moritz, der mit Göthe in Italien zuſammentraf und eifriger Forſcher des Alterthums in ſeiner Reiſe eines Deutſchen nach Italien und in ſeiner Mythologie das Muſter einer anmuthigen Schreibart in dieſen Gegenſtänden wurde. Ein anderer Freund Göthes, Heinrich Jung Stilling, ſchrieb auch ſein Jugendleben und läßt überhaupt eigene Schickſale und Empfindungen durch alle ſeine Romane fortſpielen. Er war der Sohn eines Schneiders, überfromm erzogen und in Armuth, wurde Schulmeiſter, kehrte dann zu dem Handwerk ſeines Vaters zurück, bis er dem unwiderſtehlichen Hange zu den Wiſſenſchaften folgte und in reifern Jahren erſt Medizin ſtudierte. Wirklich brachte er es bis zum Dr. und Profeſſor, ohne doch je die erſten Eindrücke ſeiner frommen Kinderjahre aufzugeben, bis er zuletzt ein Geiſterſeher und Verkünder des jüngſten Tages, den er jedoch ſelbſt überlebte, geworden iſt. Seine Theodora von der Linden, ſein Heinrich von Fahlendorf verdienen noch immer jugendlichen Leſern empfohlen zu werden und einzelne Parthien ſind mit unnachahmlicher Herzlichkeit ja Kindlichkeit geſchrieben. Indeß war doch ſchon ein Theil des Leſepublikums durch die Starkgeiſterei der ſiebziger Jahre über die Zeit hinausgehoben, wo dergleichen gar zu einfache Koſt genügte; der humoriſtiſche Roman, durch die Britten beſonders Sterne nach Deutſchland verpflanzt, ſollte auch dieſe Art Leſer befriedigen. Da nun der Humor auch nichts anders iſt, als Darſtellung des Dichters mit allen ſeinen Eigenheiten, ſo ſind dieſe humoriſtiſchen Romane meiſt auch nichts anders als durch Dichtung mannigfach variirte Selbſtbiographien. Es kommt nur immer darauf an, ob der Dichter ſelbſt geiſtigen Werth in ſeiner Perſönlichkeit enthalte, wenn dann die Phantaſie einiges poetiſche Beiwerk zu ſchaffen im Stande iſt, ſo vergibt man

dem Verfaſſer gerne den Mangel an Inhalt. Einer der erſten Humoriſten war wohl der Göttinger Profeſſor Chriſtoph Lichtenberg, ein äußerſt ſcharfſinniger und ſatyriſcher Kopf. Er wollte eine Satyre gegen die Empfindſamkeit und die Kraftgenies ſchreiben und in einem humoriſtiſchen Romane die Thorheiten des Zeitalters geißeln; doch in ſeiner menſchenfeindlichen Stimmung fand er es bald nicht der Mühe werth ſich unter die deutſchen Schriftſteller zu mengen. Außer einigen kleinen Schriften beſitzen wir von ihm nur die Erklärung der Hogarth'ſchen Kupferſtiche, welche ein Schatz von Witz und Laune und ein bei weitem noch nicht ausgeſchöpfter Quell für Luſtſpiele und komiſche Romane iſt. Poetiſch war er aber ſo wenig als Jacobi und Stilling. Dieſes Verdienſt darf man einem andern Humoriſten nicht ſo ganz abſprechen, als gewöhnlich geſchieht; mir meinen Gottlieb Hippel, den Verfaſſer der Lebensläufe der Kreuz- und Querzüge, des Buchs über die Ehe und der Handzeichnungen. Die Lebensläufe ſind allerdings eine Art von Dichtung und Wahrheit aus ſeinem Leben, worin in dem wunderlichſten Styl ächter und unächter Witz, Liederverſe und Bibelſtellen, blendende Gegenſätze und ein oft ermüdender Schwall wiſſenſchaftlichen Stoffes ohne Wahl und Kunſt zuſammengewürfelt ſind und wirkliche Charaktere in niederländiſcher Manier bis zum Platten ausgemalt erſcheinen; doch das bitterſüße Lächeln unter Thränen, das in den Freuden der erſten Liebe und auf dem Grabe Minchens bis zur Vermählung mit Lottchen und den frühzeitigen Tod des geliebten Kindes fort mitten durch die Ideenſprünge und langen Abſchweifungen ſeiner Lieblingsgedanken dauert, hat doch viel Wahrheit und wer ein Mädchen ſchildern kann, wie Minchen, das ſüße liebe Naturkind mit der Engelsunſchuld und der Engelsliebe und der frommen Seele geſchildert iſt, war doch ein Dichter. Eine allerliebſte Zugabe ſind die lettiſchen Lieder in Proſa nachgebildet (2 Theil, Beilage A) wovon wir zwei, da das Buch nicht viel geleſen wird, herſetzen.

1.

Tanne, warum ſo ſtolz unter deines Gleichen? Warum Meuterei wider die königliche Familie der Eichen? Ich, ein Landmann, aus Nor-

den gebürtig, wie du, finde keine Hoheit an dir vom Fuß bis zum Scheitel. Wenn ſanfte Winde dich, und alles, was um dich iſt, mit einer verſtehbaren Sprache beleben, rauſche mir zu, was dein Vorzug iſt, damit ich's durch den Wiederhall deiner Nachbarn, wer ſie auch ſind; verkündige, auf daß ſie dich ehren, wie die königliche Eiche geehrt wird, und, wenn du es verdienſt, noch mehr. Sieh an die majeſtätiſche, dreihundertjährige Eiche, die die Geſchichte des ganzen Waldes weiß, da ſteht ſie, unerſchüttert, trotzt den Stürmen aller Weltgegenden, trotzt allem, nur Gottes Donner nicht; wenn du dich vor jedem Winde bückeſt und windeſt, kriechſt, und wie ein Hofmann, ſchmeichelſt, damit jeder Wind dich nicht aushebe und deine Wurzel aufdecke allen, die vorüber gehn. Grün biſt du im Winter, wenn die Eiche von ihrem königlichen Schmucke entkleidet, nach Art wahrer Größe ſich nichts vor ihren Unterthanen herausnimmt. Iſt aber das Kleid wahre Hochzeit? Wo iſt dein Werth wenn auf einem einzigen Eichenblatte ſich ganze Geſchlechter niederlaſſen, und du Nadeln ſtatt Blätter zählſt? Sieh nicht verächtlich, Tanne, auf die tief unten grünende Waldblume, die, wenn ſie im Frühling aufgeht und rings umher im nakten Walde alles öde und leer findet, ſich erſt im Tau badet, um deſto heller und klarer zu dir hinaufzublicken und das erſte Baumgrün zu ſehen. Neige dich zu dieſer aufgehenden Waldblume, Tanne, die du dich vor jedem nur rauſchenden Winde ſo tief beugeſt; blick her auf die Eiche, die keinen Unterthan, der zu ihr flieht, Schutz und Schirm verſagt und, wenn der in die Höhe ſtrebende Baum von Buben gebrochen wird und ſich zu ihr wendet, und ihm einen Aſt reichet, damit er den Streich verwachſe, den der Bube an ihm vollführte.

2.

Schmetterling, Schmetterling, ſetz dich! — Sieh den Sperling, der auf dich lauert und ſeinen Schnabel wetzet, um dich als einen Braten zu eſſen und Salat von dem Blättchen, wo du ſitzeſt, dazu zu picken. Schmetterling, Schmetterling, ſetz dich! Ich will dir nicht einen Flügel ausreißen, oder einen Fuß, oder dich ängſtigen, Närrchen. Nein, du biſt klein, wie ich. Gerg, mein größerer Bruder, fängt ſich größere Vögel, und er geht nicht mit ihnen um, wie ich mit dir umgehen werde. — Weißt du, was ich will? Ich will dich ein wenig anſehen, ſchönes Jüngferchen — nicht lange! — Ich weiß du lebſt nur kurz, armes Vögelchen; künftigen Sommer biſt du nicht mehr, und ich bin ſchon ſieben Sommer alt. — Ich will dich nicht vom Leben aufhalten, armes Vögelchen; aber beſehen will ich dich; dein niedliches Köpfchen und dein ſchlankes Leibchen und deine ſpitzen Flügelchen, das will ich beſehen, und, damit du keine Zeit verlierſt, werd' ich dir ein Blättchen vorhalten, damit du während der Zeit eſſen kannſt; Schmetterling, ſetz dich! Närrchen, ich mein es gut mit dir. Schmetterling, Schmetterling, ſetz dich! —

Weniger poetiſch, beinahe grillenhafte nicht launige Darſtellung iſt in den Kreuz- und Querzügen des Ritters A — Z, nur mehr in einzelnen Kernſprüchen und Blitzgedanken ſchön. Deſto humoriſtiſcher iſt das Buch über die Ehe gehalten und aber lyriſch ſind einzelne Stücke aus den Handzeichnungen*), wo er in einſamen Stunden die Natur belauſchend bald an Bäume und Blumen, bald an Vogelſang und Waſſerrauſchen, an Donner und Regen ſeine Empfindungen anknüpft und wieder wie in den Lebensläufen grünende Herrenhuter Gräber in den Garten ſeiner elegiſchen Muſe anlegt, und über Alles Gott, den Hausvater der Menſchen, lobt und preiſt. Auch Kirchenlieder und Luſtſpiele hat er geſchrieben, ſind ihm aber nicht gelungen; zur ſchönen Form konnte er es mit dem ſchönen Stoffe ſeines Gemüths nicht bringen. Seine Lebensgeſchichte und Nachrichten ſeiner Freunde geben uns den Schlüſſel zum Verſtändniß der dunkeln Beziehungen und Andeutungen, entwerfen uns jedoch zugleich das Bild eines zwar thatkräftigen und raſtloſen, aber auch ſelbſtſüchtigen und ehrgeizigen Mannes, der mit dem Helden der Lebensläufe nicht übereinkommt. Allein dieſen Dienſt der Liebloſigkeit hat der Mann nicht verdient und man ſollte wohl bedenken, was er wohl, bis er als der Sohn eines armen Landſchulmeiſters zum Königsberger Bürgermeiſter und Criminalrath emporgeſtiegen, mußte getragen und gelitten haben: das macht verſchloſſen und bei alldem war er wohlthätig und wirkte auf das Gemeinweſen ſegensreich ein.

Zu bemerken iſt noch, daß Hippel ein Freund und eifriger Schüler Kants war, wie denn vorzüglich in ſeinen Lebensläufen der Kern kantiſcher Philoſophie klar und faßlich niedergelegt iſt, ſo daß dieſes Buch gewiß zur Verbreitung derſelben viel beigetragen hat.

Mehr Phantaſie und poetiſchen Reiz der Darſtellung entwickelte der ſchon erwähnte Muſäus in ſeinen Romanen. Von ſeinem Grandiſon iſt ſchon geſprochen worden, weniger gelungen ſind ſeine phyſiognomiſchen Reiſen, worin er Lavater's Lehre, die Menſchen aus der Phyſiognomie zu erkennen lächerlich machen

*) Mehreres darüber im Weihgeſchenk. S. 336.

wollte. Die Satyre war aber nicht des gutmüthigen Mannes Sache; doch mit liebenswürdiger Redſeligkeit und vieler Anmuth erzählt er die alten deutſchen Volksmärchen und führte alſo gleich Wieland in die alte romantiſche Zeit zurück, wo noch Poeſie alles Leben des Volkes durchdrang. Der ſtille freundliche Mann lebte in dürftigen Umſtänden, er war Rektor zu Weimar, ohne jedoch von ſeinem Hofe gleich den übrigen Dichtern daſelbſt unter denen manche weit geringeres Talent beſaßen als er, beſonders beachtet zu werden und ſo mußte er für Geld ſchreiben und gerade ſo ſchlecht ſchreiben als es die damalige Zeit eben haben wollte. Sein Zögling Kotzebue hat in Wielands Merkur das Leben dieſes anſpruchloſen Mannes auf's treuſte und liebevollſte bekannt gemacht. Franz Horn ſagt von ihm in ſeinem Buche über Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen: „Wer wie er, bei ſehr ſchmalem Gehalt den Tag hindurch Schule halten muß (ein ſehr edles, aber höchſt angreifendes Geſchäft, das ſtets den ganzen Mann fordert) nur die Nächte für ſchriftſtelleriſche Thätigkeit benutzen darf und dennoch dabei in ungeſtörter harmloſer Thätigkeit bis an's Ende zu walten verſteht, des innerer Kern muß wohl von einer ganz beſondern Geſundheit und Thätigkeit geweſen ſein, die ſich doppelt ſchön darſtellt, da ſie ſtets mit reiner Herzensfreudigkeit vereint war."

Auf dieſem Wege fuhr auch Bernhard Wächter fort der Nation unter dem Namen Veit Weber die Sagen der Vorzeit und das Ritterleben vorzuführen. Noch beſſer gelang dieſes der liebenswürdigen Benedikte Naubert. Sie war die Tochter des Profeſſors der Medicin Hebenſtreit zu Leipzig und daſelbſt 1756 geboren; ein gelehrter Stiefbruder bildete ſie nach dem frühzeitigen Tode ihres Vaters, ſo daß ſie ſich wirklich gründliche Kenntniſſe in der Geſchichte und den neuern Sprachen erwarb, ohne ſich jedoch als Hausfrau, Mutter und Gattin, (ſie war zweimal verheirathet) dem weiblichen Wirkungskreiſe zu entfremden; ja ſie behandelte Wiſſenſchaft und Poeſie ſo ſehr als Nebenſache, daß lange Zeit Niemand, nicht einmal ihr Gatte das Geheimniß ihrer Schriftſtellerei wußte. Und doch ſchrieb ſie mehr als fünfzig Romane, unter welchen die neuen Volksmärchen der Deutſchen, auch unter dem Titel Wallfahrten und Erzählungen der Pil-

ger ſogar über den genialen Muſäus den Preis davon getragen. Mit einer ächt weiblichen Feinheit hat dieſe ſeltene Frau Züge in den entfernteſten Zeiten entdeckt und beobachtet, die den meiſten Dichtern dieſer Gattung entgangen ſind und dabei zeigt ſie ſo eine ſchöpferiſche Phantaſie, eine Wahrheit der Charakterzeichnung und eine Reinheit der Sprache und des Ausdrucks, wie zu ihrer Zeit nur wenigen Männern eigen iſt.

Weniger Anſpruch auf poetiſches Verdienſt haben Gottlob Kramer, Heinrich Spieß, Gottlob Meiſter, Auguſt Vulpius, Friedrich Schlenkert und andere Romanſchreiber, welchen es nur zu thun war, das Leſepublikum zu befriedigen, wo ſie denn eine Unzahl von Büchern in die Welt ſandten und ſo ihr Talent zur Fabrikarbeit mißbrauchten; denn bald iſt es eine affektirte Kraftſprache und die rohe Derbheit des Ritterthums bis zur Karrikatur, ohne Natur und Wahrheit copirt; bald ſind es Räubergeſchichten eine wahre Galgenliteratur die durch den berüchtigten Rinaldo Rinaldini hervorgerufen wurden; bald empfindſame Familienromane wo es auf Thränen und Rührung abgeſehen iſt und die Empfindungen bis zur Krampfhaftigkeit geſteigert werden. Noch iſt ein Mann zu erwähnen, der wenn er weniger geſchrieben hätte, durch ſeine erſten Romane ſich einen ehrenvolleren Platz in der deutſchen Literatur erworben hätte; dies iſt Auguſt Lafontaine der Sohn eines Malers geb. 1758 zu Braunſchweig. Er war preußiſcher Feldprediger und machte die Feldzüge im franzöſiſchen Kriege bis zum Baſler Frieden mit; legte dann ſein Amt nieder und lebte, vom König mit einem Canonicate beſchenkt, in ſeinem Garten bei Halle, wo er im Jahre 1831 auch ſtarb. Er war ein Mann von vieler Gelehrſamkeit, Menſchenkenntniß und geſelliger Bildung; doch Mangel an Phantaſie und poetiſchem Talente nöthigten ihn, ſich in ſeinen Romanen immer zu wiederholen, ſo daß ſeine Charaktere ſtehend geworden, wie die Rollen in der italieniſchen Pantomime: bedenkliche Miniſter, gemüthliche Landprediger, rauhe aber redliche Schiffskapitaine, barſche Huſarenobriſten und meiſt ganz ſchlechte Subjecte von Kammerjunkern. So geſchah es, daß dieſer Mann, deſſen erſte Romane der edlen Geſinnung, anmuthigen Schreibart und munteren Laune wegen allgemein willkommen waren und die

Ritter-Räuber- und Geſpenſtergeſchichten verdrängten, am Ende ſich aber überlebten und zuletzt ganz vergeſſen wurden.

Während die alten beſſern Dichter und Romanſchreiber entweder geſtorben oder verſtummt waren, ſelbſt Wieland nicht mehr viel in dieſer Gattung ſchrieb und das mittlere Leſepublikum ſich mit der Marktwaare, die auf jeder Leipziger Meſſe in Fülle geboten wurde, begnügte, that ſich Johann Paul Richter (Jean Paul) hervor, um die höhern und gebildeten Stände, die leider auch lieber Romane als lyriſche, epiſche und dramatiſche Poeſie laſen, zu befriedigen. Er war 1763 zu Wunſiedel geboren, der Sohn eines Schullehrers und Organiſten der ſich ſpäter zum Prediger emporſchwang. Eine kümmerliche Jugend und noch mehr verkümmert durch die damals unter Jünglingen herrſchende Leſewuth, die ihn ganze Tage und Nächte lang in der Stube eingepfercht hielt, ſeinen Geiſt mit einem Wuſt von Kenntniſſen anfüllte, erſtickten beinahe die Schöpfungskraft dieſes ſonderbaren Mannes, deſſen Genie unter andern Verhältniſſen das Höchſte in der Poeſie erſtrebt hätte. So haben wir von ihm nur jene form- und reizloſen Gemälde, worin wie in den Schriften aller Dichter dieſer Zeit das Ideal gegen die Wirklichkeit ankämpft. Weil er die Welt mehr aus Büchern und ſeiner Phantaſie als aus eigener Anſchauung kannte, iſt er eben ſelbſt ganz idealiſtiſch; was ihm ſeine Phantaſie vorſpiegelte trug er in die Wirklichkeit hinein, meinte die Ideale, die er ſich ſchuf im Leben zu finden und ſtellte ſolche Ideale auch in ſeinen Romanen dar. Zugleich war ihm der Humor angeboren und dieſe Eigenheit bildet eben den Gegenſatz zu ſeiner idealen Richtung; denn beſtändig, wenn er in höhern Regionen ſchwebte, trat die nakte Wirklichkeit, die Körperwelt in das Geiſterreich, was er ſelbſt am beſten alſo geſchildert: „Ich konnte nie mehr, als drei Wege glücklicher (nicht glücklich) zu werden, auskundſchaften. Der erſte der in die Höhe geht, iſt: ſo weit über die Gewölke des Lebens hinauszubringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäuſern und Gewitterableitern von weitem unter ſeinen Füßen nur wie ein eingeſchrumpftes Kindergärtchen liegen ſieht. Der zweite iſt — gerade herabzufallen in's Gärtchen, und da ſich ſchon einheimiſch in eine Furche einzuniſten, daß, wenn man aus ſeinem

warmen Lerchennest herausſieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuſer und Stangen, ſondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Neſtvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenſchirm iſt. Der dritte endlich, den ich für den ſchwerſten und klügſten halte, iſt der, mit den beiden andern zu wechſeln."

Das letztere that Richter nun auch bis zum Uebermaaß, es ſind nicht wie bei Hippel und andern Humoriſten nur Sprünge vom Wirklichen zum Idealen, es iſt Sternenflug mit dem er gewaltig von der Erde zum Himmel und wieder zurück zur Erde herab ſchießt. Der Schauplatz iſt gewöhnlich das kleine, häusliche Stillleben und die Perſonen die ſich darin bewegen wieder Geſtalten aus der wirklichen, modernen Welt, Schulmeiſter, Armenadvocaten, Friſeur's und Buchbinder, Studenten in ihren Flegeljahren, Aerzte und Apotheker, ſterbende Jünglinge, halb Werther halb Woldemar, zuweilen auch aus höhern Ständen: Lord's, Fürſten und ihr Hof, Frauen und Mädchen aus allen Ständen, bald im Verklärungsſchein, bald wieder bis auf's Kleinſte wie im niederländiſchen Genrebild ausgemalt. Aber die Geſinnungen und Empfindungen dieſer modernen Menſchen ſind nichts weniger als modern, ſind ganz romantiſch, Nachklänge aus dem Mittelalter, wo das Leben noch poetiſch war, und ein Dichter von Geiſt und Gewandtheit hätte leichtes Spiel uns auf der Grundlage ſeiner Romane das ganze Mittelalter zu ſchildern, wenn er ſeine Seelen mit mittelalterlichen Leibern und Trachten, in Situationen und Verhältniſſen aus jener Zeit ſchilderte. So hat er denn gerade das Gegentheil gethan, was Wieland, der ſeinen griechiſchen und mittelalterlichen Perſonen moderne Gefühle gab. Richter'n iſt es jedoch wiederfahren, daß er ſich durch die Bekanntſchaft mit der Verſtiegenheit der neueren Sentimentalität auch ſelbſt zur Uebertreibung ſeiner Romantik verleiten ließ; nur daß der Humor immer wieder das Maaß herſtellte. Wo ihm dies gelingt wie z. B. in den Flegeljahren, wo er weint und lacht und beinahe zu gleicher Zeit Beides, Ideelles und Wirkliches darſtellt, ohne jedoch Eins durchs Andere, wie es der frivole oder finſtere Humor thut, zu vernichten, da iſt er höchſt anziehend. Allein nicht immer gelingt ihm das, meiſt verleitet ihn ſchon die Wahl des Stoffes und das Beſtreben ſatyriſch zu ſein und den eng

lischen Mustern besonders Swift es gleich zu machen, zu Uebertreibungen, Affektationen und Witzelei, die seine Dichtungen, die noch obendrein mit einem Wust gelehrter Kenntnisse und technischer Ausdrücke aller Art beladen sind, oft ungenießbar machen. Dazu kommt noch sein wunderlicher Styl, der allen Regeln einer fließenden, faßlichen und runden Schreibart spottend in langgestreckten Perioden über unmäßige Parentheſen und Zwischensätze hinstolpert, so daß man Wörterbücher anfangs schreiben mußte, um ihn zu verstehen und es scheint als ob er selbst das Vorlesen darum nicht habe leiden können, weil man seine Schriften nur mit Mühe gut und geläufig lesen kann.*) Manche Leserin nahm es wohl nicht so genau, indem sie für sich schnell fortlas, alle dunkeln und hemmenden Einschiebsel überspringend, nur die Helden von einer Situation zur andern verfolgte und nur bei einzelnen Kraftstellen, überraschenden Gegensätzen und Gleichnissen und wo das Herz plötzlich gepreßt nur durch Thränen erleichtert wird, stille stand und in süßer Qual befangen verweilte. Doch wir wollen das Leben dieses lieben Schwärmer's (Gervinus nennt ihn einen „excentrisch originellen Autor") nach seinen verschiedenen Perioden verfolgen, um so seine Werke sowohl, als ihn näher kennen zu lernen.

Als er nach seines Vaters Tode in die hilfloseste Lage gerieth, verließ er Leipzig, wo er eben Theologie studierte mit einem Ingrimm gegen Welt und Menschheit, der wohl Jünglinge befällt, die sich in ihre Zustände nicht schicken wollen und eine große Meinung von ihren Talenten haben, so daß sie meinen, sie müßten die Menschen hassen, von denen sie nicht anerkannt würden. In engem Stübchen bei seiner armen Mutter, die ihr karges Bischen Brod mit ihm theilte und noch obendrein zwei andere Söhne zu beweinen hatte, deren Einer sich ertränkte um nicht ihr Elend zu mehren, der Andere in Lüderlichkeit unterging, schrieb er nun bittere Satyren für die er dann nur mit vieler Mühe Verleger fand. Daß waren die grönländischen Prozesse welche 1783 und die Auswahl aus des Teufels Papieren, welche erst 1789

*) Gervinus meint, das beste Mittel Richter's Leserinnen zu heilen wäre, daß man sie ersuchte, ihre Lieblingswerke Wort für Wort laut vorzulesen und möglichst zu erklären.

herauskamen. Allein beide Schriften wurden kalt aufgenommen; jungen Leuten war es zu geiſtig, den Leſerinnen zu ungeſchmeidig ja verletzend, beſonders in den grönländiſchen Prozeſſen, wo er gegen das weibliche Geſchlecht loszieht, das er noch nicht kannte. Reifern Leſern und Gelehrten mußte die Formloſigkeit und dieſe „Wildniß von Gedanken" mißfallen und überdies ſagte er ja nichts Neues, es waren nur Wiederholungen deſſen, was er bei andern Satyrikern beſonders bei Swift und Hippel geleſen, nur daß er es mit andern Worten, und meiſt dunkler und verworrener ſagte. Die Noth, weil er doch leben wollte und als Schriftſteller leben, d. h. ſich keinem Amte unterziehen wollte, zwang ihn auf eine andere Form zu denken und er ſchrieb Romane. Leider hatte er nicht, wie die großen Genien dieſer Zeit gethan, bei den alten Griechen gelernt; er verwarf ſie in ſeiner Jugend, und meinte, man könne aus der neuern Literatur dieſelbe geſunde Nahrung ſchöpfen, als ſie bieten und in der orientaliſchen noch beſſere. Er änderte zwar ſpäter dieſe Anſicht und in ſeiner Aeſthetik iſt er ein glühender Lobredner der Griechen; allein des wohlthätigen Einfluſſes auf ſeine eigene Bildung hatte er ſich doch beraubt und wir erleben bei ihm nicht das freudige Wachsthum von Jahr zu Jahr, wie bei Göthe, Schiller, Wieland, Herder u. a., er bleibt in ſeiner Weiſe und ſeiner Manier die er als neunzehnjähriger Jüngling eingeſchlagen, man könnte ſagen ein geniales Kind, ſo lang er lebte. Und darum iſt er auch in ſeinen Dichtungen nie plaſtiſch, immer nur muſikaliſcher Wiederklang ſeines Herzens, und ſelbſtgefällige Uebertreibung ſeines geſuchten Witzes. Sein erſter Roman war die unſichtbare Loge, welchen er aber nicht vollendete; beſſer gelang ihm der Schulmeiſter Wuz, denn das war ſeine Sphäre, worin er einheimiſch ſich bewegte, das idylliſche Klein- und Stillleben, nur in ſo fern weniger poetiſch, weil ſolche Idyllen ſtatt der freien Thäler und Berge, Wieſen und Felder, uns in dumpfe Studier- oder Arbeitsſtuben und dürftige Zuſtände, mit den treueſten Farben der Wirklichkeit ausgemalt, führen. Allein es iſt dies Stillleben ſein Element und darum „heimelte" Wuz und dann ſpäter Quintus Fixlein, und Blüten-Frucht- und Dornſtücke, und ſelbſt Doktor Katzenberg ſo ſehr die deutſchen Leſer an, es

ſind Elegien über die Armſeligkeit unſers Mittelſtandes im achtzehnten Jahrhundert, wo Männer mit Hermannsſeelen, wenn ſie nicht kriechen gelernt, hungern und darben mußten im geſegneten Vaterlande. Hätte nur die Richter'ſche Muſe nicht ſo viel Weichliches und Erſchlaffendes, ſolche Jeremiaden hätten das deutſche Selbſtgefühl aufſtacheln ſollen und zuweilen ſcheint es wirklich rege zu ſein im Dichter. Im Heſperus und Titan wollte er ſich aber in höhere Regionen wagen und Fürſten und vornehme Leute aller Art auftreten laſſen; da gab's denn rechte Romane, mit allen Unwahrſcheinlichkeiten, Uebertreibungen und Abenteuern. Beide Romane ſind einander ſo ähnlich, daß beinahe alle Charaktere des erſtern im andern variirt und mit andern Namen wiederkehren. Im Titan wollte der Dichter die ganze Fülle ſeines Genies ausſchütten, und ſich aus der Gattung der Romanſchreiber zu den Epikern erheben. Allein je mehr Anſtrengung ſichtbar iſt, deſto mehr wird unter der Feder Alles zum bloßen Roman, und des Ueberſchwenglichen wird ſo viel geboten, daß der Leſer Herz wahrhaft auf der Folter iſt und das Didaktiſche (Spener) iſt hier beinahe noch langweiliger als im Heſperus (Emanuel). Uebrigens hatte der ſeltſame Dichter doch ſein Publikum gefunden, wenn die oſſianiſche Empfindelei mit der orientaliſchen Glut durchdrungen, die zarten Seelen ergriff, ſo bemeiſterte ſich der unermüdlich ſpringende, ſich ſelbſt überſtürzende Humor der ſtarken Geiſter und die reine, hohe, würdige Geſinnung gewann ihm ſogar die Herzen der edlen Weimarer Frauen, unter denen die Gattin Herder's die erſte war, die Richter'n erkannt hatte. Sein Ruf war bald in allen deutſchen Landen verbreitet und ſeine Umſtände durch reichliche Honorare ungemein verbeſſert. Im Jahre 1796 verließ er ſeinen Fichtelwald und machte eine Reiſe nach Sachſen, und nach Weimar, wo er die freundlichſte Aufnahme fand. In den Jahren 1800 und 1801 hielt er ſich längere Zeit in Berlin auf, wo er ſich auch mit der Tochter des Medicinalrathes Mayer vermählte. Von nun an beginnt ſeine zweite Periode, in welcher ſein Gemüth ſich allmählig beruhigte und er ſeinem Naturell folgend, ſich nicht weiter in überirdiſchen und hohen Regionen, ſondern in der ſtillern Idyllenwelt des deutſchen Kleinlebens erging. Eine Frucht dieſer gemäßigten

Stimmung ſind die Flegeljahre, von denen der ſtrenge Gervinus alſo urtheilt: „Die Flegeljahre, die unmittelbar auf den Titan folgten (1801) ſind noch mit der alten Friſche geſchrieben, aber reiner von ſeinen Auswüchſen und-Schwarzſternen“ rein von den ſonſt ſo ungeſchickt eingemiſchten romantiſchen Elementen, und überhaupt in ſo vieler Mäßigung gehalten, als vielleicht Jean Paul überhaupt möglich war. In die Brüder Walt und Vult hat ſich Jean Pauls Doppelgeſicht am ſchönſten getheilt; der Eine, das rührendſte Abbild der träumeriſchen Jugendunſchuld, iſt mit viel naiveren Zügen ausgeſtattet, als ſeine ſentimentalen Geſtalten dieſer Art, z. B. in der Loge; der Andere, deſſen vagabundiſche Natur eine vortreffliche Figur in einem picariſchen Romane abgab, der Weltkenner, der den Bruder für die Welt zuſtutzen hilft, iſt ein Humoriſt, ohne die verzerrten Züge ſeiner übrigen. Das dunkle Gedankenleben dieſer Troubadourzeit im Menſchen zu belauſchen, die unendlich rührenden Thorheiten, die in dieſen Jahren den Kopf durchfliegen, aufzudecken, das kleine Glück der Seele ſo endlos groß zu ſchildern, wie es in dieſer genügſamen Periode dem Menſchen iſt, den Jugendträumen, der Atmoſphäre von Heimath, vom Vaterhaus und vom Spielraum der Kindheit und Allem, was daran hängt, ſo zarte und wahre Züge zu leihen, die ſchrankenloſe Gutmüthigkeit, Liebe, Sanftheit, Jungfräulichkeit und Heiligkeit des Herzens, den Reichthum eines Tages dieſer durch Phantaſie reichen Zeit abzubilden, die ſtillen ſanften Empfindungen des „Sonntagsheimwehs“ zu entfalten, dieß Alles iſt von Niemandem und nirgends ſo geleiſtet worden, wie hier. Und wie er dieſen gläubigen Menſchen in Gegenſatz zu dem enttäuſchten und enttäuſchenden Bruder bringt, das Reale dem Idealen entgegen wirft, dem guten Träumer nach dem Feſte der ſüßeſten Brode das verſchimmelte aus dem Brodſchrank verſchneidet, das Alles iſt vortrefflich und das Auge, das hier Jean Paul auf die menſchliche Natur richtet, iſt wahrlich mehr werth als jene ſublimen Blicke in die Wolken und den Aether, in die Geiſterwelt und über die Sterne.“

Nach einem kurzen Zwiſchenraum erſchienen noch einige Romane: des Feldpredigers Schmelzle Reiſe, Doctors Katzenbergs Badereiſe, Fibels Leben u. a. m., allein mit

ſichtbarer Ermattung geſchrieben; Richter hatte in dieſer Zeit des erniedrigten Vaterlandes, von 1806 bis 1813 theils auf das Politiſche ſein Auge gewendet, theils wiſſenſchaftliche Werke unternommen. Sein Freiheitsbüchlein, ſeine Friedenspredigt und ſeine Dämmerungen ſind Urkunden ſeiner deutſchen und freien Geſinnung in einer unfreien und undeutſchen Zeit. Die Frucht ſeiner wiſſenſchaftlichen Arbeiten iſt die Vorſchule zur Aeſthetik und die Levana oder über Erziehung. Sonderbar iſt es allerdings dieſe Wiſſenſchaften in ſolch einem buntſcheckigen Kleide zu ſehen, und Gervinus hat wohl einerſeits Recht vor dieſen Schriften zu warnen, inſofern es in denſelben an feſten Grundſätzen, an Einheit, Vollſtändigkeit und Uebereinſtimmung fehlt, inſofern darin weit öfter geträumt und phantaſirt, als gedacht und gelehrt, mehr angedeutet als ausgeführt, mehr das Einzelne als Allgemeine berückſichtigt wird, ſo daß diejenigen, welche beim Dichten und Erziehen dieſen Anſichten folgen wollten, in manches Irrſal gerathen dürften. Haben aber dieſe Werke auch keine wiſſenſchaftliche Form, ſo enthalten ſie doch ſo viel Geiſt, daß es der Mühe werth wäre ihre Lektüre wiſſenſchaftlich mit der Jugend zu treiben; bieten ſie ja doch im Allgemeinen freie, neue, ja große Anſichten, und im Einzelnen gehört allerdings Manches zu den Quellen menſchlicher Weisheit. Würde z. B. das Buch von der Erziehung, in Seminarien ſtatariſch geleſen, und wohl auch wo nöthig berichtigt und erläutert, nicht noch manches Eis des Pedantismus und der gelehrten Einſeitigkeit zu ſchmelzen im Stande ſein? Würden Vorleſungen über die Levana im Kreiſe gebildeter Väter und Mütter nicht manche Keime des Wahren und Guten wecken und reifen? Die Aeſthetik vollends, wer kann ihr ihre großen Vorzüge abſprechen? Wer ſollte beſſer als ein Dichter von der Schönheit im Allgemeinen und von der Poeſie insbeſondere zu ſprechen wiſſen? Reiht ſich Richters nicht an ähnliche Schriften Herder's, Göthe's und Schiller's? Iſt er nicht zur Ergänzung derſelben durch ſeine trefflichen Anſichten über den Humor und das Komiſche Dichtern und Aeſthetikern unentbehrlich geworden?

Ungereimt iſt es aber von der andern Seite Richtern als Dichter mit Göthe zu vergleichen und dieſen auf Koſten jenes

herabzuſetzen; Börne und Menzel die das gethan waren wohl befangen von der Leidenſchaft ihrer Zeit, wo Göthe als Meiſter über alle übrigen Dichter erhoben und Richtern von einer Schule alle Verdienſte abgeſprochen wurden. Göthe war davon am wenigſten Schuld, denn daß in den Xenien auch Richters Schriften hart mitgenommen worden, gilt mehr der ganzen Gattung humoriſtiſcher Romane, die wie Pilze aus der Erde wuchſen und alles Erdreich der Poeſie zu überwuchern begannen. Im Ganzen hatte er von Richter eine hohe Meinung und wir führen als Beleg nur ein Urtheil deſſelben über die Levana an. „Gar ſehr erfreut mich", ſo ſchreibt er an Knebel, „ein Aufſatz des Morgenblattes, ausgezogen aus der Levana von J. Paul. Eine unglaubliche Reife iſt darin zu bewundern. Hier erſcheinen ſeine höchſten Tugenden, ohne die mindeſte Ausartung; große, richtige Umſicht, faßlicher Gang des Vortrags, Reichthum von Gleichniſſen, und Anſpielungen, natürlich fließend, ungeſucht, treffend und gehörig und das Alles in dem gemüthlichſten Elemente. Ich wüßte nicht Gutes genug von dieſen Blättern zu ſagen und erwarte die Levana mit Verlangen." Und wie ehrend erwähnt Göthe ſeiner in ſeinen Noten und Abhandlungen zu beſſerem Verſtändniß des weſtöſtlichen Divans S. 113, wo er ihn, was auch Herder gethan, mit den Dichtern des Orients vergleicht. „Wie jene," ſagt er," in einer friſchen und einfachen Region gebahren, thut er ein Gleiches in einer ausgebildeten, überbildeten, verbildeten und vertrakten Welt, thut es mit demſelben verſtändigen, umſchauenden, einſichtigen, unterrichteten, ausgebildeten und dabei wohlwollenden Sinne jener Sänger Perſien's und Arabien's." Selbſt, daß er in Proſa ſchrieb entſchuldigt er als ein Wagniß, bei dem es lediglich auf das Individuum ankomme, daß der Mangel an poetiſcher Form nichts Unſchickliches zeige. „Iſt es" fährt er fort „ein Mann, wie Jean Paul, als Talent von Werth, als Menſch von Würde, ſo befreundet ſich der angezogene Leſer ſogleich; Alles iſt erlaubt und willkommen; man fühlt ſich in der Nähe des wohldenkenden Mannes behaglich, ſein Gefühl theilt ſich uns mit; unſere Einbildungskraft erregt er, ſchmeichelt unſern Schwächen und feſtiget unſere Stärken. Man übt ſeinen eigenen Witz, indem man die wunder-

lich aufgegebenen Räthſel zu löſen ſucht, und freut ſich in und hinter einer buntverſchränkten Welt, wie hinter einer Charade, Unterhaltung, Erregung, Rührung, ja Erbauung zu finden." Iſt er denn nun aber ein Orientale, ſo iſt er kein in dunkler Nacht des Myſticismus verrammter Schwärmer, noch weniger ein kriechender und allgewärtiger Hofſänger; frei und kühn ſchaut er herum in Kirche und Staat und Aberglaube iſt ihm ſo verhaßt als Knechtſchaft. Allein ſo haben ihn Wenige aufgefaßt; die weltſtürmende Jugend hat ſich lieber an das Ausſchweifende ſeines Orientalismus gehalten und Gervinus bemerkt recht gut, wie Richter ſelbſt in der Perſon Roquairol's (im Titan) dieſe Nachkommenſchaft ſeines Genius ſchildere. „Jean Paul hat", ſagt er, „im Roquairol viel nachdrücklicher, als mit jenen einzelnen Worten ein abſchreckendes Bild von der Ausartung des genialen Uebermuths entworfen, den wir noch täglich, wenn wir ihm nicht etwa im Leben begegnen ſollten, in unſerer jungen Literatur begegnen können. Und dennoch wird man in unſerer Jugend dieſen meiſterhaft umſchriebenen Charakter eher bewundern, als verabſcheuen. Wir wollen die treffendſten Züge herſetzen, in denen ſich unſere Genialitäten wie im Spiegel erkennen laſſen, ſchon um jene Gegner Jean Pauls, die ihn nicht leſen, aufmerkſam zu machen, wie vieles Vorzügliche und auch nüchtern Erfaßte dieſer Mann der Extravaganzen aus eben dieſem Gebiete davon trug. Der Dichter charakteriſirt dieſes lüderliche Genie das ſich gegen das Conduitenweſen der ſteifen Philiſterwelt empört, als ein Kind und ein Opfer des Jahrhunderts. Verwöhnt und überreizt mit Genüſſen und Kenntniſſen in der Jugend, von überreizter Phantaſie, war er frühe ein Abgebrannter des Lebens voll Ekel, Hochmuth, Unglauben und Widerſpruch. Wahrheiten und Empfindungen anticipirte er! Alle Zuſtände der Menſchheit, alle Bewegungen der Liebe und Freundſchaft durchging er früher im Gedichte als im Leben, früher in der Sommerſeite der Poeſie, als in der Wetterſeite der Wirklichkeit; unglückliche Liebe kam dazu, er ſtürzte ſich in böſe Zerſtreuungen, und ſtellte dann alles poetiſch dar, was er bereute oder ſegnete; jede Darſtellung höhlte ihn tiefer aus. Sein Herz konnte die heiligſten Empfindungen nicht laſſen, aber ſie waren Schwelgereien und Stärkungsmittel für ihn: grade von der Höhe

lief der Weg zu den Sümpfen abſchüſſiger. Er liebte nicht, aber er glaubte es; war bald Schwärmer bald Libertin in der Liebe, und durchlief Aether und Schlamm ſchnell wechſelnd, bis er beide vermiſchte. Er ſtürzte ſich zuweilen abſichtlich in Sünde und Moder, um ſich durch die Wunde der Reue den Schwur der Rückkehr tiefer einzuſchneiden. Aeußere Verhältniſſe hätten ihm vielleicht helfen können, aber das müßige Offizier- (Schreiber) Leben arbeitete ihn blos noch eitler und kecker aus. Ein Herz war in ihm, deſſen Gefühl mehr lyriſches Gedicht als wahres Dichterweſen iſt, nicht fähig wahr, ja kaum falſch zu ſein, weil jede Wahrheit zur poetiſchen Darſtellung ausartete und dieſe wieder zu jener; mit ruchloſer Kraft vermögend Alles zu wagen und zu opfern, was der Menſch achtet, in ſeinen Entſchlüſſen verzagend und ſogar in ſeinen Irrthümern ſchwankend, aber doch nur des Stimmhammers, nicht der Stimmgabel der feinſten Moralität beraubt, und mitten im Brauſen der Leidenſchaft ſtehend im hellſten Lichte der Beſonnenheit. Solche Naturen wollen die Verehrung der Menſchheit durch Treue gegen Einen vergüten. Sie ſympathiſiren mit den tragiſchen Gewitterwolken in Shakespeare, Göthe, Klinger, Schiller („Jean Paul" ſetzt Gervinus hinzu). Glaubſt du, ſagt Roquairol ſelbſt, daß die Roman- und Tragödienſchreiber, nämlich die Genies darunter, die Alles, Gottheit und Menſchheit tauſendmal nachgeäfft haben, anders ſind als ich? — Dies iſt in der That ein ſchreckendes Gemälde von den ausgearteten Wirkungen, die von der Dichtung dann ausgehen müſſen, wenn ſie allein und einzig die Erzieherin der Seele und die Quelle unſerer Bildung ausmacht. Und wie wenig die Wirkungen übertrieben ſind, zeigen uns die Scenen aus dem Innern des Familienlebens in Frankreich, die wir ſchaudernd erleben, eben ſo gut, wie uns der dortige und der hieſige Zuſtand der belletriſtiſchen Literatur der Verzweiflung, wie ſie Göthe vortrefflich benannte, beweiſen kann, daß auch die Urſache eines ſolchen Wüſtlingslebens der Verzweiflung eben ſo ſchlagend auf dieſe zurückgeleitet iſt."

Das Drama.

War durch den Roman, dieſes Mittelding von Poeſie und Proſa, wieder der Fortſchritt zum Beſſern und Beſten aufgehalten, ſo geſchah dies noch mehr durch das Drama, eine Gattung, nach welcher die Zeitgenoſſen eben ſo dringend verlangten wie einſt die alten Griechen nach dem Epos. Göthe und Schiller hatten alſo durch ihre Bühnenwerke das Gemäße getroffen und in ihren Händen lag es, das deutſche Volk zur Poeſie zu führen. Der Anfang war auch ſchön gemacht: Götz, Clavigo, Stella, die Geſchwiſter, die Räuber, Cabale und Liebe, Fiesko, Don Carlos wurden bei vollen Häuſern gegeben; doch für Iphigenie und Taſſo und die poetiſchen Luſtſpiele Göthe's war das große Publikum noch nicht reif, auch reichte der Vorrath guter Dramen bei weitem noch nicht zu. Hätten ſich dieſe beiden Männer herbeigelaſſen mehr zu ſchreiben, Brücken zu bauen von der leichten Waare der vorhandenen Theaterſtücke bis zu ihren tiefer eingehenden und im hohen Style angelegten Meiſterwerken, es konnte nicht fehlen, eine Zeit wäre in Deutſchland aufgetaucht, wie ſie einſt in Athen geblüht. Allein Göthe, aus Italien zurückgekehrt, verſtimmt über die Nation, die ihm wieder untreu geworden, ſtatt Poeſie nur Spektakel oder Rührung auf den Brettern begehrte, von der andern Seite durch den Ausbruch der franzöſiſchen Revolution in ſeiner beſchaulichen Lebensweiſe geſtört, gönnte ſich kaum Zeit das Fertige, Gefeilte herauszugeben und zog ſich dann auf eine Zeit lang beinahe ganz vom Parnaſſe zurück, um die in Italien begonnenen Betrachtungen der Natur fortzuſetzen. Schiller, nun Profeſſor der Geſchichte und neben dieſem Studium auf die Philoſophie hingelenkt, ergab ſich wiſſenſchaftlichen Forſchungen und hörte auch auf zu dichten, weil er eben angefangen ſeine Jugendarbeiten mit Göthe und den Griechen zu vergleichen, was ihn mit ſeiner Weiſe unzufrieden machen mußte. Da geſchah es denn, daß mehrere gleichzeitige Schriftſteller mit und ohne Talent, leider Keiner von wahrhaft ſchöpferiſchem Genie, ſich der verlaſſenen Stelle auf dem deutſchen Theater bemeiſterten und der ſchauluſtigen Menge eine Unzahl leichter, für den Augenblick gefälliger, anſprechender und unterhal-

tender Dramen lieferten. Das Mangelhafte derſelben entging ſelbſt dem ſchärfern Auge der Kritiker, da die Schauſpielkunſt in dieſer Zeit ſchon große Fortſchritte gemacht hatte, und neben den wandernden Truppen auch in den Hauptſtädten, Hamburg, Wien, Mannheim, Gotha, Weimar, Berlin und andern Orten ſtehende Theater errichtet wurden. Da waren es vorzüglich drei große Schauſpieler, die dieſer Kunſt ihr ganzes Leben und die edelſten Kräfte widmeten und treffliche Schüler bildeten. Eckhof, Schröder und Iffland. Eckhof der Vater deutſcher Schauſpielkunſt, ſpielte anfangs unter wandernden Truppen, bis er, von dem kunſtliebenden Herzog von Gotha gewonnen, das Theater von Gotha zu einer Muſterſchule erhob. Der Dichter Gotter lebte daſelbſt und vereinigte ſich mit ihm das deutſche Theater zu heben, indem er franzöſiſche Dramen (worunter auch Opern), überſetzte oder auch nachbildete; ſein Luſtſpiel „die Erbſchleicher" wird noch in unſern Tagen aufgeführt. Was die Zeitgenoſſen von Eckhof's Spiel erzählen, iſt erſtaunlich; wie er ſelbſt einen unvortheilhaften Körperbau durch die ſtille Gewalt und den Wohllaut ſeines Vortrags vergeſſen machte und mit einer unnachahmlichen Wahrheit die ungünſtigſten und verſchiedenartigſten Rollen, Könige und Bauern, Helden und Spaßmacher mit gleichem Erfolge ſpielte. Dabei beſaß er ſo viel ſittliche Würde, daß es ihm gelang, das Vorurtheil gegen den Schauſpielerſtand und die Geringſchätzung deſſelben abzuwehren.

Auch Schröder um zwanzig Jahre jünger als Eckhof, begann ſeine Laufbahn bei einer wandernden Truppe und da ſeine Mutter eine Schauſpielerin war, ſo wuchs er gleichſam auf den Brettern auf. Ein ſchöner Körperbau, den er durch die feinſte Ausbildung im Fechten und Tanzen erhöhte, gab ihm einen Vorzug ſelbſt vor Eckhof und was ihm an Umfang der Stimme abging, wußte er durch künſtliche Declamation zu erſetzen. In ſeinen Jugendjahren ſpielte er bei wandernden Truppen niedrig-komiſche Rollen aus dem Stegreife und zeigte ſich zugleich als Ballettänzer. Als er aber ſpäter bei ſtehenden Theatern in Hamburg und Wien ſpielte, zeigte er dieſelbe Vielſeitigkeit, die Eckhof hatte. Zugleich ergriff er auch die Feder, um dem Mangel an Theaterſtücken abzuhelfen und hatte den glücklichen Einfall die engliſchen Dramatiker beſonders

Shakespeare in freien Bearbeitungen nachzubilden. Er hütete sich dabei, als Kenner des Theaters, in die Fehler Klingers, Lenzens und der übrigen Nachahmer Shakespeare's zu verfallen, die in ihren Dramen die ganze wilde Regellosigkeit den Deutschen aufdringen wollten, und machte aus seinen Vorbildern gemüthliche dem Zeitgeschmacke zusagende und unterhaltende Theaterstücke, wobei freilich des Poetischen nur wenig gegeben und die niedere Art von deutscher Schauspieldichtung angeregt wurde.

In diesem Sinne und auf diesem Wege ging als Theaterdichter auch Iffland fort. Er war ein Schüler Eckhof's und Gotter's und wanderte nach des Erstern Tode nach Mannheim, wo bald Schillers Genius auftauchte, dessen Räuber er durch sein treffliches Spiel als Franz Moor empfehlen half. Allein sein ganzes Wesen, er hatte sich in seiner Jugend zum Predigerstande bestimmt, sträubte sich gegen das Gigantische solcher Schaustücke, sowie gegen die Ritterschauspiele, die damals zum Nachtheil der Kunst Beifall fanden und es gelang ihm diejenige Neigung des deutschen Volkes ausfindig zu machen, welche in dem innersten Leben derselben wurzelte: die Neigung zum stillen bürgerlichen Familienleben. Dieser Neigung auch auf dem Theater zu schmeicheln, schrieb er rührende Charakter- und Familiengemälde, die eben weil sie in der Seele eines jeden Deutschen vollen Anklang finden, mit vieler Wahrheit von den Künstlern dargestellt und mit Wohlgefallen von dem Publikum aufgenommen wurden.

Freilich ist Iffland auf diesem Wege noch mehr von der Poesie abgewichen, als Schröder und man bekommt in seinen Schauspielen nur immer den Jammer des Hauses und der Familien, dieselben in beschränkten Verhältnissen sich zwängenden und quälenden Personen zu sehen, wie im Leben, und man ist wohl versucht zu wünschen, daß lieber die Predigten sich mehr zur Kunst, als die Dramen zum Lehrhaften, das im Theater durchaus nicht an seiner Stelle ist, wendeten. Ein's bleibt jedoch zu erwägen, daß Ifflands Werke eben keine poetischen und zur Lektüre geeigneten, sondern für die theatralische Darstellung verfaßte Dramen seien. Wer nun Iffland selbst und so manchen großen Schauspieler aus seiner und aus andern Schulen in einem solchen Familiengemälde

ſpielen geſehen, der hat gewiß das Vergnügen nicht vermißt, welches Poeſie zu gewähren pflegt. Das Drama ſelbſt iſt wohl nur nüchterne Proſa, doch iſt dieſe Proſa der Stoff, aus welchem der Schauſpieler Poeſie zu entwickeln vermag wenn er Geiſt und Empfindung hat und die Darſtellung iſt dann die Poeſie und wir gehen noch jetzt poetiſch aufgeregter aus dieſen Familienkreiſen der Hofräthe, Sekretaire, Amtmänner, Förſter und Advokaten, als aus manchem ſogenannten romantiſchen Trauerſpiel, in welchem ſich weder Schauſpieler noch Publikum zu rechte finden. Hat nun der Verfaſſer eines ſolchen Schauſpiels, das Bild der poetiſchen Darſtellung ſchon indem er es niederſchreibt in ſeiner Seele, ſo iſt er wirklich ein Dichter zu nennen, gleich einem Freskomaler, der auch auf den Namen eines Künſtlers Anſpruch machen darf, wenn bei der Ausführung ſeines Bildes die Wirkung voraus berechnet und dann erreicht wurde. Selbſt Göthe hat in ſeinem Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters 1822 dieſer Art dramatiſcher Dichtung das Wort geſprochen, wenn er ſagt:

Ein Bürger kommt, auch der iſt gern geſehen,
Mit Frau und Kindern häuslich eingezwängt,
Von Grillenqual, von Gläubigern gedrängt,
Sonſt wackrer Mann, wohlthätig und gerecht,
Nach Freiheit lechzend, der Gewohnheit Knecht;
Die Tochter liebt, ſie liebt nicht den ſie ſoll,
Ein muntrer Sohn, gar mancher Schwänke voll,
Und was, an Oheim, Tanten, dienſtbarn Alten,
Sich Charaktere ſeltſamlich entfalten;
Das alles macht uns heiter, macht uns froh,
Denn ohngefähr geht es zu Hauſe ſo.
Und was die Bühne künſtlich vorgeſtellt
Erträgt man leichter in der Werkelwelt;
Die Thoren läßt man durcheinander rennen,
Weil wir ſie ſchon genau im Bilde kennen.

Welch reiches Material aber der Sittengeſchichte der Deutſchen in dieſen Familiengemälden geboten werde, bedarf keiner Darlegung.

Unter allen Schauſpielen Iffflands iſt das idylliſche Familiengemälde: die Jäger das beſte und wir wollen hier die Worte Franz Horns anführen, womit er dies Lieblingsſtück der Deut-

ſchen in ſeinem Buche über Poeſie und Beredſamkeit würdigt. Hier iſt, „ſagt er, eine wirkliche Familie, d. h. ein kleiner Staat, den Religion, freie Liebe und nothwendiges Geſetz zuſammenknüpft. Der Vater iſt ein vortrefflicher Unterthan ſeines gebildeten Landesfürſten; doch in ſeinem Hauſe iſt er ſelbſt ein ſtrenger und geliebter Herr. Die Mutter, der Sohn, die Pflegetochter, die Hausfreunde, die Diener: alles hat ſeine beſtimmte Stelle und bildet ein organiſches Ganze.

Das ganze Dorf iſt gewiſſermaßen eine einzige Familie, welche aus dem Förſterhauſe Bildung und Liebe empfängt. So erweitert ſich die Ausſicht auf eine erfreuliche Weiſe, und unſer Blick iſt keineswegs, (was ſo leicht peinlich wird) an ein bloßes Zimmer geheftet. Aber dieſe Familie iſt nicht bloß eine wirkliche Familie im Allgemeinen, ſondern ſie iſt auch eine entſchieden deutſche. Sollte etwa ein Fremder den guten alten Ausdruck: „ein Mann von deutſchem Schrot und Korn" noch nicht gehört haben und nicht verſtehen, ſo würden wir ihn, um ihn ſchnell abzufertigen, nur auf den Oberförſter in dem genannten Stücke verweiſen, und ſagen: „Hier iſt einer; obwohl es noch hundert Tauſende gibt, bei denen ſich jenes Schrot und Korn anders geſtalten kann." Man betrachte ſein Leben als Bürger, als Ehemann, als Vater und Freund, wie es ſich äußert in Liebe und Zorn, in Kraft und Freude und Schmerz, ſo wird man anerkennen müſſen, dies ſei deutſch. Er iſt treu wie der Fels, der ſeine Hütte trägt, doch auch mitunter rauh wie dieſer; aber ſein innerer Kern iſt ſanft und voll Menſchenliebe; und wenn der ſchützende Wald faſt finſtere Schatten wirft, ſo blickt doch das Abendroth gern auf ſeine Wipfel. Ueber die Oberförſterin iſt von jeher wohl nur eine Stimme der Liebe geweſen. Denn wer ſieht ſie nicht, wer fühlt ſie nicht in ihrem anſpruchloſen, doch auch der vornehmſten Natur innerlich befreundeten Leben. Von ihrem erſten Auftreten an mit der Morgenlampe, wie ſie dem heftigen Sohn den Kaffee einnöthigt, weil der „den ganzen Menſchen erwärmt," bis zu den letzten ſüßen Thränen über die Rettung des Verlorengeglaubten iſt Alles gut und einfältig und aus einem Stück, und doch wieder ſo reich und mannigfaltig; denn was könnte ſonſt reich ſein als das Menſchenherz? Ein ſolcher Charakter kann nur dem

Schriftſteller gelingen, der der Anſchauung im tiefern Sinne fähig iſt, ſo wie denn auch dem rechten Zuſchauer manche ihrer Worte nie verklingen, eben weil ſie ſo unendlich einfach, und doch die einzig rechten für dieſen Charakter ſind. — Dahin gehört die ſcherzend ernſte Ermahnung an die Pflegetochter: „Wenn Du einmal heirathest, nur gleich auf die Autorität gehalten." — zu ihrem Manne: „Du ſollſt mir nicht ausgehen, ehe Du nicht wieder gut biſt," — nachher über das Brummen des Mannes: „Ach wenn ich ihn nur noch recht lange brummen hörte." — „Es iſt doch mein Alter nicht" (Der Schulze nemlich). — Im letzten Akte haben mich von jeher die paar Worte gerührt; „da ſteht auch noch alles, wie wir es gelaſſen haben!" denn es iſt durchaus wahr, daß eine wackere deutſche Hausfrau, von jeher an die höchſte Ordnung und Beſtimmtheit des äußerlichen Lebens gewöhnt, ſelbſt im Augenblick des größten Seelenſchmerzes noch getroffen und beleidigt werden kann durch den Anblick der Unordnung.

Was dieſes und alle übrigen Dramen Ifflands vortheilhaft auszeichnet, iſt die tüchtige Geſinnung und die Natur und Wahrheit der Empfindung, welche aller kränkelnden Sentimentalität geradezu entgegenſtrebt und iſt in dieſer Hinſicht ſein Einfluß um ſo größer geweſen, als er nicht durch den Uebergang zu überkräftigen Charakteren und herriſchen Dichtungen, ſondern ſo zu ſagen mit Hausmitteln dieſe alte Krankheit der Deutſchen zu heilen ſuchte. So war denn Iffland ſchon ein gefeierter Name, als er 1798 zum Direktor des Nationaltheaters nach Berlin berufen wurde. Hier ſchloß ſich auch Jacob Engel Profeſſor und Intendant des Theaters an ihn an, ein Mann, der gerne auf Leſſings Spuren fortgewandelt wäre, allein weder ſeine Ideen zu einer Mimik und ſonſtige kritiſche Schriften, noch ſein Roman Lorenz Stark, am wenigſten ſeine Dramen (der dankbare Sohn und der Edelknabe) verdienen das ihnen gewordene Lob. Er war durchaus Proſa wie er denn auch behauptete, „die Griechen hätten bloß ihre Dramen darum in Verſen geſchrieben, damit ſie bei der Größe der Theater und der Menge der Zuſchauer beſſer gehört würden, da gebundene Rede heller klingt, als ungebundene. Darum empfahl er, da dieſer Zwang bei unſern Theatern nicht nothwendig

wäre, proſaiſche Schauſpiele, was ſich denn auch die Bühnen-Schriftſteller zu nutze machten.

Mehr Talent als Schröter und Iffland beſaß August von Kotzebue (geboren in Weimar 1761, ermordet zu Mannheim 1819), aber leider mit weniger Sittenreinheit und Charakter; ein Mann ohne Vaterlands- ja man möchte ſagen ohne alle Liebe und ohne Gewiſſen und daher ohne alle höhere Dichterweihe. Und doch war dieſer Mann in Weimar, als eben dort an Amaliens Hofe Wieland, Herder, Knebel, Göthe weilten aufgewachſen, war ein Schüler des eben ſo genialen als biedern Muſäus! War es die vornehme, mehr franzöſiſche als deutſche, Erziehung im Elternhauſe, oder das unzeitige und übertriebene Lob, das man dem muntern, ſchönen und talentvollen Knaben ſpendete, oder zu frühzeitige Einführung in die geſelligen Kreiſe der höhern Stände, daß ſich ſein ganzes Weſen ſo charakterlos geſtaltete und er in der eingebildeten hohen Meinung von ſich ſelbſt, ſich nie in ſeinem Leben Mühe gab ſein Talent auszubilden, ſondern ſeine Schöpfungen nur leicht hinwarf, ſo daß man von ihm ſagen kann, daß er nichts geſchrieben, wie er es ſeinem Talente nach hätte ſchreiben können? Auch die Schickſale und die ſpätern Lebensverhältniſſe waren von der Art, daß ſie ihn nur in dieſem leichtſinnigen Treiben beſtärkten. Kaum hatte er ſeinen juridiſchen Kurs vollendet, wurde er, nicht viel über zwanzig Jahre alt, als Secretär bei der kaiſerlichen Theaterdirektion zu Petersburg angeſtellt und ſtieg ſodann in Rußland von Stufe zu Stufe; war ſchon im Jahre 1785 Präſident des Gubernementsmagiſtrats von Eſthland mit dem Range eines Obriſt-Lieutnants und dem Adelstitel. Der Tod ſeiner erſten Gattin und Kränklichkeit veranlaßten ihn Reiſen in die deutſchen Bäder und auch nach Paris zu unternehmen, bis er 1795 mit Erhöhung ſeines Ranges aus den ruſſiſchen Staatsdienſten trat und ſich auf einem freundlichen Landſitze in Eſthland mit ſeiner zweiten Gemahlin und Kindern niederließ. Um dieſe Zeit war nun ſchon ſein Dichterruhm über halb Europa verbreitet. Er hatte nämlich gerade zu gleicher Zeit mit Schiller begonnen und ſich zuerſt in Erzählungen und Romanen verſucht, die ihrer leichten ſinnlichen Art wegen der Menge, die nicht gerne beim Leſen denkt, ungemein gefielen.

Im Jahre 1784 ſchrieb er ſein erſtes Schauſpiel: der Eremit von Formentera, welches der bunten Scenerie und deſſelben Sinnenreizes wegen, der in allen ſeinen Schriften zu finden, überall mit Beifall aufgenommen wurde, beſonders bei dem Publikum, dem die Schröderiſchen Schauſpiele ſchon zu veraltet, die Iffländiſchen zu trocken und die Schillers zu gigantiſch ſchienen. Man hielt das bunte Farbenſpiel, das er ſeinen Darſtellungen zu geben wußte, für Poeſie und nicht zu läugnen iſt, daß ſein Dialog an Lebendigkeit und Raſchheit, ſein Witz an Schärfe und ſeine Erfindung an Neuheit, die ältern Dramen meiſt übertraf; ja er gewann ſogar über Leſſing und Göthe bei der Menge den Vorrang, weil er durchaus auf Bühnenwirkung losarbeitete und dem weichlichen Geſchlechte ſeiner Zeit jede ſtärkere Aufregung erſparte, indem er ſich begnügte ſie blos zu rühren. Daß es ihm dabei nicht darauf ankam, ob die Sittlichkeit und wie ſie darunter leide, verſchlug nichts. Letzteres iſt zum Beiſpiel der Fall in ſeinem vielbeliebten Schauſpiel: Menſchenhaß und Reue, wo er es wagte, wie Menzel richtig bemerkt, ein franzöſiſches Laſter, die leichtſinnigſte Entweihung der Ehe, durch die Vorſpiegelung einer deutſchen Tugend poetiſch zu rechtfertigen. Leider iſt es ein Denkmal, wie tief damals die deutſche Nation geſunken ſei, daß er ſolches wagen durfte und daß man den Verfaſſer eines ſolchen Stückes bewunderte und liebte. Eben ſo unwahr, als frivol ſind ſeine darauf folgenden Schauſpiele: die Indianer in England, der weibliche Jakobinerklub, die Sonnenjungfrau, Rollas Tod, das Kind der Liebe u. ſ. w. Seine Bühnenſtücke beherrſchten bald ganz die Bretterwelt ſo, daß Leſſing, Schröder, Iffland allmälig verdrängt, Göthe ganz vergeſſen wurde und im Jahr 1797 kam er als Hoftheaterdirektor ſogar nach Wien, wo er denn, was ſchon die Schickaneder, Stephanie, Jünger, Marinelli u. A. begonnen, den Sinn für das Gemeine und Frivole auf's eifrigſte verbreiten half. Allein ſchon im Jahr 1799 ward er veranlaßt Wien zu verlaſſen und begab ſich ſeiner Mutter zu Liebe nach Weimar, das er jedoch ſchon 1800 verließ, um nach Rußland zurückzukehren, wo ſeine Söhne erzogen wurden. Hier ward er indeſſen bei Kaiſer Paul verdächtig gemacht, dem man

vielleicht mit Grund beibrachte, das Luſtſpiel Sultan Wampum ſei auf ihn gemünzt und Kotzebue mußte auf kaiſerlichen Befehl nach Sibirien wandern. Zu ſeinem Glücke hatte er Freunde bei Hofe, die den Kaiſer anders ſtimmten; — das kleine Schauſpiel: der Leibkutſcher Peter's III. ſoll dabei gute Dienſte geleiſtet haben, — Kotzebue wurde noch in demſelben Jahre nach Petersburg zurückberufen mit einem ſchönen Krongute beſchenkt und als Hofrath und Direktor der deutſchen Bühne angeſtellt. Nach Pauls Tode nahm er wieder Abſchied und lebte im Jahr 1801 abwechſelnd in Weimar und Jena, wo er durch allerlei niedrige Ränke unter die Gelehrten dieſer beiden Muſenſitze Unfrieden brachte, ohne jedoch, was er beabſichtigte Göthe und Schiller entzweien zu können. Schon im folgenden Jahr ging er daher voll bittern Neides nach Berlin, wo er ſich mit Merk und Meißner vereinigte und in einer Zeitſchrift, der Freimüthige, befliſſen war Göthe herabzuſetzen und zugleich gegen die neuen Romantiker anzukämpfen. Göthe ſagt mit Recht von ihm: „Kotzebue hatte bei ſeinem ausgezeichneten Talent in ſeinem Weſen eine gewiſſe Nullität, die Niemand überwindet, die ihn quälte und nöthigte, das Treffliche herunterzuſetzen damit er ſelber trefflich ſcheinen möchte. So war er immer Revolutionär und Sklav, die Menge aufregend, ſie beherrſchend, ihr dienend; und er dachte nicht, daß die platte Menge ſich aufrichten, ſich ausbilden, ja ſich hoch erheben könne, um Verdienſt, Halb- und Unverdienſt zu unterſcheiden. „Zu den ergötzlichſten Satyren, die damals über Kotzebue erſchienen, gehören außer den Xenien, von denen unten weiter die Rede ſein wird, Schiller's Gedicht: Shakespeare's Schatten, Kotzebue's Reiſebeſchreibung von Wilhelm Schlegel und Herodes vor Bethlehem oder der triumphirende Viertelsmeiſter. Ein Schau- Trauer- und Thränenſpiel in drei Aufzügen. Als Pendant zu den vielbeweinten Huſſiten vor Naumburg, von Mahlmann.

Shakespeare's Schatten.

Endlich erblickt' ich auch die hohe Kraft des Heraklas,
Seinen Schatten. Er ſelbſt leider war nicht mehr zu ſehn.

Rings um ſchrie, wie Vögelgeſchrei, das Geſchrei der Tragöden
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.
Schauerlich ſtand das Ungethüm da. Geſpannt war der Bogen
Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beſtändig das Herz.
„Welche noch kühnere That, Unglücklicher, wageſt du jetzo,
Zu den Verſtorbenen ſelbſt niederzuſteigen ins Grab!“ —
Wegen Tireſias mußt ich herab, den Seher zu fragen,
Wo ich den alten Kothurn fände, der nicht mehr zu ſehn.
„Glauben ſie nicht der Natur und den alten Griechen, ſo holſt du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf.“ —
O die Natur, die zeigt auf unſeren Bühnen ſich wieder,
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.
„Wie? So iſt wirklich bei euch der alte Kothurnus zu ſehen,
Den zu holen ich ſelbſt ſtieg in des Tartarus Nacht?“ —
Nichts mehr von dieſem tragiſchen Spuk. Kaum einmal im Jahre
Geht dein geharniſchter Geiſt über die Bretter hinweg.
„Auch gut! Philoſophie hat eure Gefühle geläutert,
Und vor dem heitern Humor fliehet der ſchwarzer Affekt.“ —
Ja ein derber und trockener Spaß, nichts geht uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß iſt, gefällt.
„Alſo ſieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernſten Gang, welchen Melpomene geht?“ —
Keines von beiden! Uns kann nur das chriſtlich moraliſche rühren,
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich iſt.
„Was? es dürfte kein Cäſar auf euren Bühnen ſich zeigen,
Kein Achill, kein Oreſt, keine Andromache mehr?“ —
Nichts! Man ſiehet bei uns nur Pfarrer, Komerzienräthe,
Fähndriche, Sekretärs oder Huſarenmajors.
„Aber ich bitte dich Freund, was kann denn dieſer Miſere
Großes begegnen, was kann großes denn durch ſie geſchehn?“ —
Was? ſie machen Kabale, ſie leihen auf Pfänder, ſie ſtecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.
„Woher nehmt ihr denn aber das große gigantiſche Schickſal,
Welches den Menſchen erhebt, wenn es den Menſchen zermalmt? —
Das ſind Grillen! Uns ſelbſt und unſere guten Bekannten,
Unſern Jammer und Noth ſuchen und finden wir hier.
„Aber das habt ihr ja alles bequemer und beſſer zu Hauſe,
Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch ſelber nur ſucht?“ —
Nimm's nicht übel mein Heros. Das iſt ein verſchiedener Caſus,
Das Geſchick, das iſt blind, und der Poet iſt gerecht.
„Alſo eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euern
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?“ —
Der Poet iſt der Wirth und der letzte Aktus die Zeche,
Wenn ſich das Laſter erbricht, ſetzt ſich die Tugend zu Tiſch.

Kotzebues Reiſebeſchreibung.

Die Welt bin ich umreiſt: laßt euch erzählen,
Ihr Fördrer der Cultur und Philanthropen
Es wird dabei nicht an Erbauung fehlen.
Man ſandte mich, wie einſt zum Vieh Aeſopen,
Zu Völkern welche Meiners nennt mongoliſch,
Wo man Schamanen kennt und keine Popen.
Doch glaubten dieſe Heiden echt katholiſch
An meines Univerſal-Geiſts Offenbarung,
Und fanden meine Sendung apoſtoliſch.
Da bot ſich denn den zarten Seelen Nahrung,
Gab ihnen die entzückenden Myſterien
Von meiner Muſ'in ewige Verwahrung.
Wie ich zuerſt gekommen nach Siberien
Iſt ſchwer zu ſagen: nicht verweilen will ich,
Bei ſolchen allzu kitzlichen Materien.
Mir wars beinah als ging' ich nicht freiwillig:
Doch freier Will' iſt Wahn der Philoſophen;
Drum gilts für meine edle That doch billig.
Ich lag in der Kibitke, wie im Kofen
In ſich gehüllt das Thier des Epicurus,
Abwartend meines Schickſal's Kataſtrophen;
Und ſah zum Firmament wie Palinurus;
Dort zeichnet' ich die Bahn der öden Steppen;
Und bald ſtand über meinem Haupt Arcturus.
Zum Himmel führen, leider! keine Treppen:
Sonſt hätt' ich mich als Pol-Stern aufgeſchwungen
Statt mich im Jammerthal herumzuſchleppen.
Ich war am Ziel, des Schickſals Grimm bezwungen:
Frei konnt' ich nun das ſchöne Land bereiſen,
Wo noch kein Muſenſohn hindurchgedrungen.
Mag es mit harter Decke ſich beeiſen,
Taugts nicht zum Tanz und leichten Schäfertritten,
So fährt ein Schlitten in bequemen Gleiſen.
Rennthiere gab man mir vor meinen Schlitten.
Doch weil ihr dieſe Thiere noch nicht kennet,
Muß ich Erlaubniß ſie zu ſchildern bitten.
Ein Rennthier heißt's weil es entſetzlich rennet;
Die Stränge macht man feſt an ſeiner Stirne,
Die ehern iſt und keine Schwäche kennet.
Wie gegen ſie der ſchärfſte Sturmwind zürne,
Sie trotzt, mit ſtattlichem Geweihe prangend,
In welches ausgewachſen ihr Gehirne.
Und Schellen an des Thieres Hörnern hangend

Ertönen wenn es aufſpringt aus dem Lager,
Mit holdem Klange die Gemüther fangend.
Was es auch frißt', ſo bleibt es dünn und hager,
Hat immer Luſt, doch keine Kraft zu buhlen.
Vor allem aber ſind die Schenkel mager,
Sie ſpitzen fein ſich (o in welchen Schulen
Erlernte dies Natur zu unſerm Horte?)
Und enden in geſchniltne Federſpulen.
Damit nun kritzelts leicht verweh'te Worte
Auf jene weißen Flächen unermüdlich:
So kommt man raſch von ein- zum andern Orte.
Ich fuhr umher, bemüht die Völker friedlich
Und ſanft wie Manco Capac einſt, zu bilden
Die an Geſtalt und Sitten unterſchiedlich.
Erſt, an den Werkeltägiſchen Gefilden,
Fand ich die naturaliſchen Klotzaken,
Die alle Kunſt verſchmähn gleich weißen Wilden.
Darauf gelangt' ich zu den Zotiaken:
Die haben ſich um meinen Bart geriſſen:
Auch faßen mir die Schmutzken auf den Hacken.
Drum flüchtet' ich mich zu den Zähregißen:
Die tragen voll Humanität den Buſen,
Auf volle Thräneneimer ſtets befließen.
Nächſt ihnen wohnen dann die Tugendbuſen,
Ein edles Volk: wie konnt ich beide rühren
Durch Niederkunften meiner zarten Muſen!
Sie haben die Quergiſen und Plattkiren
Zu Bundsgenoſſen wider die Phantaſten,
Die bloß nach Schönheit dichten, Krieg zu führen.
Wer glaubt es? den Quergiſen ſtand der Kaſten
Des Hirns viel weiter hinterwärts zur Linken;
Die Hand verdrehten ſie wenn ſie was faßten.
Sein ſchräges Aug ließ der Pattkire blinken,
Mich mit gepletſchter Naſe freundlich drückend,
Daß ich vor Inbrunſt glaubte hinzuſinken.
Wie war es mir dem Menſchenfreund, beglückend,
Mein Herz zu tauſchen da mit all- und jeden!
Kein Beifall war mir jemals ſo entzückend.
Viel Liebes thaten mir die Dummojeden,
Anmaßungslos und ohn' damit zu prahlen;
Auch die Wiſchwaſchen prieſen meine Reden.
Geiſtreicher ſind jedoch die Lahmſchädalen:
Sie fühlten meiner Späße feine Spitze.
Dann ſah ich ihre breiten Backen ſtralen.
Sie haben ſich mit einem großen Schlitze
Den Mund erweitert um voll auszulachen.

So weit geht die Liebhaberei zum Witze.
Allein was soll ich viele Worte machen?
Denn von Nowaja-Semla bis Irkutzkoi
Gewann ich jedes Volk für meine Sachen.
Sie sandten Boten aus nach Y-a-kutzkoi
Für mich ein Ehrendenkmal auszusinnen,
Und bauten mir die neue Stadt Kotzbutzkoi.
Die treuen Mobuinen wohnen drinnen;
Sie wird die Pyramiden überleben;
Am Irwisch-Flusse prangen ihre Zinnen.
Die Bücharei dehnt gränzenlos und eben
Dicht hinter ihr die wohlbebauten Fluren;
Auch liegt die große Sündarei daneben.
Und alle die Kotzbutzkoi sahn erfuhren
Daß sie die Zauberkraft von meinem Namen
Umschuf zu theatralischen Naturen.
Was auf den Gassen vorging ward zu Dramen;
Das ganze Klatschpack sah und spielte Schauspiel,
Umgeben rings von ew'gen Panoramen.
Trieb man die Schweine durch, so wars ein Sauspiel;
Es häuften so sich die Theaterstreiche,
Daß Keiner aus der Täuschung je herausfiel.
Auch flogen, Tauben gleich, in jedes weiche
Gemüth die edlen Thaten schon gebraten
In dem dramatischen Schlaraffenreiche.
Ich ruht und sah wie wohl es mir gerathen.
Da scholl mir eine Stimm' aus goldner Wolke:
„Sanct Kotzebue! Du streutest Menschheitssaaten:
Drum sei geehrt bei allem Erdenvolke.
Jetzt sahst Du apocalyptische Visionen
Von deinem Ruhm in allegor'scher Wolke.
Deutschland hegt die unzähl'gen Nationen,
Die du besucht im heimischen Reviere:
Hier ist Kotzbutzkoi, und hier sollst du wohnen."
Da wacht ich auf; die Spuren der Rennthiere
Zum Zeichen daß ich nur gereist im Schlummer
Sah ich noch stehn auf manchem Ries Papiere,
Und schickt' es gleich zum Druck an Gothelf Kummer.

Die oben genannte Parodie von Mahlmann wurde durch das weinerliche Schauspiel: die Huffiten vor Naumburg veranlaßt und wir wollen den Prolog hieher setzen, wo die Thränenlust des Publikums geschildert wird.

Prolog.

Noch einmal, du Kind der heitern Stunde,
Noch einmal hinaus in die lachende Welt!
Mache du fröhlich die fröhliche Runde,
Stehst du mit Scherz und mit Lachen im Bunde,
Bist du gewiß, daß dein Kommen gefällt.

Zu dem Verfasser der großen Hussiten
Gehe du freundlich mit zierlichen Schritten,
Sag ihm: „Ueber Niobe's Schmerzen
„Werd' ich nicht scherzen,
„Denn wo das ewige Schicksal den Menschen erreicht,
„Mit mächtigem Arme ihm niederbeugt,
„Da ist ein Tempel, da steht ein Gott,
„Da schweigt der Witz, da verstummt der Spott;
„Aber das sentimentale Weh
„Der Naumburger modernen Niobe? —
„Gibt es doch bei allen Soupers
„Ein Dutzend solcher Niobe's!
„Sie schwärmen und rasen
„In zärtlichen Phrasen,
„Sie seufzen und weinen
„Man sollte wohl meinen,
„Daß es zum traurigsten Ende ginge;
„Doch kaum ist das Pfützchen aus den Augen heraus,
„So setzen sie sich nieder zum Abendschmaus,
„Und sind wieder lustig und guter Dinge. —
„Verzeihe mir's Gott und du großer Mann!
„Daß ich den Spott darüber nicht lassen kann!
„Und Laokoon? O Herr und Meister
„War der auch ein sächsischer Viertelmeister?“

Allen Schulen und allen Schulmeistern,
Allen zwölftausend erhabenen Geistern,
Die alphabetisch Herr Meusel uns nennt,
Mache gebührend dein Compliment,
Und will hie und da ein Kritikasterlein
Kläffen und schrein,
So störe du nicht die Freude sein!
Rührt sich ja Jedes nach eigner Weise,
Die Nachtigall schlägt, es zwitschert die Meise,
Und das kleine drollige Fröschlein hält
Sein Gequak für die schönste Musik der Welt.

Auch die unzähligen zärtlichen Seelen,
Die ſich den Jammer zum Labſal erwählen,
Mit Ach und Weh und Thränenvergießen,
Sich das arme bischen Leben verſüßen,
Die überlaſſe du allzumal —
Ihrer ſüßen Herzensweide,
Ihrer wunderſeligen Qual,
Ihrer kurioſen naſſen Freude;
Mögen die armen Thiere heulen und ſchrein —
Lachen kann doch nur der Menſch allein.

In dieſem Tone fährt der Parodiſt das ganze Stück hindurch fort, die kotzebuiſche Weiſe zu perſifliren. Statt den Huſſiten und ihrem Anführer Prokopius iſt es der König Herodes, der Bethlehem belagert. Der Naumburger Wolf erſcheint hier als Viertelmeiſter zu Bethlehem, wobei das jüdiſche Koſtüm in Geſinnung und Sprache nicht vergeſſen iſt, was denn die Satyre noch bedeutender macht, da denn die Viertelmeiſterin Sara eine empfindſame romantiſche Dichterin iſt. Im vierten Auftritt ſpricht ſie alſo:

Vierter Auftritt.

(Zimmer in Wolfs Hauſe.)

Sara allein.

(geht in Begeiſterung auf und ab und macht Verſe)

Herrlich, herrlich! Das hätt' ich kaum gedacht!
Wie leicht iſt's doch ſich ſelber auszuſprechen.
Wahrhaftig ohne vieles Kopfzerbrechen
Hab' ich mein ſchönſtes Lied im neuſten Styl gemacht.
(deklamirt mit ſchmelzender Empfindung):

„Im Herzens Schrein
Der Name dein
„Steht eingegraben wunderfein!
„Im Maien
„Sich freuen
„Von Neuen
„Alle die muntern Pipvögelein!"

„Das Waſſer glüht,
„Mein zart Gemüth
„In holdem Wahnſinn Funken ſprüht!

„Ferne, ferne!
„Sind die Sterne!
„Ach wie gerne
„Säng ich ein kleines Lied!"

Wie herrlich iſt's doch objektiv
Ins Ich zu übertragen, und recht tief
Die ſeel'gen Töne, euch ihr Götter Auen zu überſchauen!

Wie in Naumburg werden auch hier die Kinder hinausgeſchickt um den Wütherich Herodes zu beſänftigen und ſie verſtehen es auch meiſterlich, das Herz des Königs mit dem höchſten Tone ſchmelzender Rührung zu bewegen. Er ruft in Verzweiflung aus:

Laß ab! Laß ab! ich bin gerührt!

Und die Soldaten:

Qual! Qual! Qual!
Ohne Maaß und Zahl!
Alle Thränenſchleußen
Will er uns zerreißen!
Alle Kräfte,
Alle Säfte,
Will er uns abführen
Mit dem Teufels Rühren!

König Herodes (ganz erſchöpft)

Bringt Aepfel, Nüſſe, Mandelkerne,
Fromme Kinder freſſen gerne!

Wolf.

Herr du weißt Verdienſt zu ſchätzen,
Nach dem Kummer folgt Ergötzen!

(Eine Menge Aepfel, Nüſſe und Zuckerdieten werden ausgetheilt. Die Kinder fallen begierig darüber her.)

Chor der Kinder.
(indem ſie die Nüſſe knacken.)

Knik und Knack
Das iſt der wahre gute Geſchmack!
O wie herrlich, o wie ſchön,
Nach ſo vielen Thränengüſſen
Nun mit Aepfeln und mit Nüſſen
Friſch und froh nach Hauſe gehn

Hat man je ſo was geſehn!
Knick und Knack!
Das iſt der wahre gute Geſchmack!

König Herodes.

Edler! wie belohn ich dich?
Weide ferner meine Lämmer!
Zum Burgemeiſter mach' ich dich
Ueber alle Bethlehemer
Auch das ganze Kinderreich
Uebergeb' 'ch deiner Führung,
Uebergeb' ich deiner Rührung,
Großer, mache ſie dir gleich!

Wolf.

Ach mein Herz iſt ſehr empfindlich!
Deine Gnade macht mich ſchwindlich!

Chor der Kinder.

Viktoria! Viktoria!
Der hochgefeierte Tag iſt da!
Auf der Thränenleiter
Steigſt du immer weiter,
Steigſt empor zum Götterſaal,
Großer Thränen Prinzipal.

König Herodes.

Mit Ehren laß ich dich
Und im Triumphe gehn,
Das einz'ge bitt' ich dich,
Laß dich nicht wiederſehn.

Allgemeines Chor.

(mit Trommeln, Janitſcharenmuſik, Zinken, Poſaunen, Trompeten und Pauken.)

Heil! Heil! Ehrenvoll!
Burgemeiſter! zweiter Apoll!
Alter Weiber Thräne ſo hell,
Iſt dein kaſtaliſcher Silberquell!
Kindergeſchrei und Säuglingsgewimmer
Sind deiner Thaten hellglänzender Schimmer.
Fahre du fort alle Welt zu rühren,
Bringe die ſtockenden Säfte in Fluß,
Denn die Kunſt zu lamentiren,
Lehrte dich dein Genius!
Und Weiber und Kinder ſind immer da
Triumph! Triumph! Viktoria!

(Alles zieht im Triumphe ab.)

So gut auch dieſe Parodie war, hat ſie doch nur ein kleines Publikum von beſſerm Geſchmack überzeugen können; aufgeführt iſt ſie nirgends worden; die Theaterdirektionen, denen die Rührſpiele die Kaſſen füllten, verſtanden ihren Vortheil zu gut, als daß ſie ihren verehrten Meiſter durch dieſe Satyre würden herabgeſetzt haben. Auch war es nicht wohl zu wagen einen Mann, der damals in ſolcher Gunſt beim Volke ſtand, öffentlich dem Gelächter preis zu geben.

Außerdem wurde er auch von den Gebrüdern Schlegel im Athenäum, einer der gediegenſten Zeitſchriften, in ſeiner Blöße dargeſtellt, was aber wieder nur für Gelehrte und Hochgebildete, nicht aber für das leſe- und ſchauluſtige Volk wirken konnte und Kotzebue rächte ſich in ſeiner Zeitſchrift der Freimüthige dafür an ſeinen Gegnern und öffnete ſo der modernen Schimpf- und Spottliteratur die Bahn, indem er durch ſeinen pikanten Witz und ſeine leichte Perſifflage die meiſten Lacher auf ſeine Seite zog. Das wurde ihm nun dadurch erleichtert, daß beſonders die Romantiker und die Naturphiloſophen manche Blöße gaben, die man leicht lächerlich machen konnte. Der hyperboreiſche Eſel, eine Poſſe von Kotzebue hat bei aller Plattheit manchen wunden Fleck getroffen, hätte der Verfaſſer nur ſelbſt eine Idee von Romantik und Philoſophie gehabt, ſo würde er noch nachdrücklicher und gewiſſer geſiegt haben; denn großes Talent zum Luſtſpiel iſt ihm nicht abzuſtreiten und ſeine Organe des Gehirns, Wirrwar, Wildfang, die Kleinſtädter ſind noch immer beſſer, als was die neueſten Luſtſpieldichter verſucht haben. Da aber in der Komödie nur die Geſinnung des Verfaſſers ſelbſt den Werth oder Unwerth beſtimmt, iſt er auch in dieſer Gattung, wo er ein deutſcher Molière hätte werden können, nicht befriedigend; denn eben ſeine gemeine und niedere Geſinnung, die durch alle dieſe Produkte hindurchſchimmert, machten, daß er gemein und platt wurde, wenn er natürlich ſein wollte und Ehrloſigkeit das Wort ſprach indem er alle Arten von Schlechtigkeit, Betrüger, Lügner, Lüſtlinge, ja Diebe mit Empfindſamkeit adelt und jede Sünde Schwäche, oft aber auch die Tugend und was dem Menſchen heilig ſein ſoll, Albernheit nennt. Er hat ſich deshalb häufig mit Wieland, Schiller und Göthe ent-

ſchuldigt, weil doch auch dieſe Meiſter ſich nicht ſcheuten eine liberale Moral auszuſprechen; allein ſie thaten dies mit Maß und Würde und thaten es nur in einzelnen Fällen, wo die äſthetiſche Bedeutung es zuließ, ja heiſchte und die Libertinage lag mehr in Worten, als in eigener Geſinnung und im Leben. Kotzbue aber ſprach oft mit wahrer Scheinheiligkeit von Unſchuld und Tugend, während er im Privatleben zur niedrigſten Gemeinheit herabſank. Was ihn aber zuerſt bei dem beſſern Theil ſeiner Verehrer herabſetzte, war das Beſtreben es jenen Meiſtern in ernſten Schöpfungen gleich zu thun. Den meiſten Eintrag machten ihm Schiller's Trauerſpiele und weil die wenigſtens aus der ſpätern Zeit, in Verſen geſchrieben waren, meinte er das Poetiſche liege nur in dieſer Form, die er wohl zu erreichen gedachte. Da kam er denn mit ſeinen Trauerſpielen in Jamben: Octavia, der Schutzgeiſt, Ritter Bayard, Hugo Grotius, Guſtav Waſa u. m. a. doch der Beifall wollte dem nicht gleichen, der durch Don Carlos, Wallenſtein, Maria Stuart u. ſ. w. hervorgebracht wurde. Die Schauſpieler, denen ſeine Proſa ganz geläufig und höchſt willkommen war, konnten ſich mit ſeinen lahmen Jamben nicht ſo gut zu recht finden, die Darſtellungen verriethen den Zwang, der Dichter und Schauſpieler beengte, nnd die Aehnlichkeit der Form veranlaßte das Publikum ſie mit den Schilleriſchen Werken zu vergleichen. Las man dieſe Dramen, da fiel es erſt recht auf, daß Alles nur gereimte oder in Sylbenmaß gezwängte Proſa ſei, die Reime überdies ſchlecht, die Verſe holpricht, ſo daß die beſten Vorleſer große Pein erlittten und nicht durchgreifen konnten, was um ſo ungünſtiger wirkte, da für die nachläſſige Diktion keine Poeſie und keine Neuheit entſchädigte, überall nur Gemeinplätze und abgenutzte Redensarten und Redefiguren zu finden waren. Ueberdies wußte er ſich nie in ſeinen hiſtoriſchen Schauſpielen in die Zeiten zu verſetzen, in welchen ſie ſpielen, ſo wenig er die Charaktere zu zeichnen verſtand und die Nationen. Wer erkennt z. B. in den Kreuzfahrern das Bild jener Ritter, die das Kreuz Chriſti erobern wollten, iſt und ſpricht Balduin anders als Antonius und Guſtav Waſa; im Heinrich Reuß von Plauen gewahrt man da einen Unterſchied der Nationalgeſinnung und der Bildungs-

ſtufe zwiſchen dem Deutſchmeiſter und dem Heiden Jagello? Darum that Kotzebue ſehr wohl ſich gar auf kleinere Produktionen zu beſchränken und er ſandte vom Jahr 1803 bis 1819 alle Jahr einen Almanach dramatiſcher Spiele in die Welt, ſo daß an Fruchtbarkeit kaum Hans Sachs mit ihm zu vergleichen iſt. Als im Jahr 1805 Berlin von den Franzoſen eingenommen wurde, flüchtete er nach Königsberg, wo ihn nicht Vaterlandsliebe ſondern Franzoſenhaß und Huldigung des Kaiſers Alexander veranlaßte in ſeinen Zeitſchriften (die Biene, ſpäter die Grille und die Ameiſe) das deutſche Volk gegen den franzöſiſchen Dränger zu erbittern. Auch in das Gebiet der Geſchichte gerieth er und ſchrieb eine Geſchichte Preußens, ſpäter 1812 eine Geſchichte des deutſchen Reichs, wo er denn vollends zeigte, wie erlogen ſeine frühere Freiſinnigkeit geweſen, da er den Zuſtand der Völker und Deutſchlands, wie er vor der franzöſiſchen Revolution war, für den Höhepunkt menſchlicher Glückſeligkeit aufſtellte. Man kann ſagen, daß er von dieſer Zeit an bei beſſer und freier geſinnten Deutſchen alle Achtung verloren; allein der Geſchmack an gemeinen und mittelmäßigen Erzeugniſſen von ihm auf die Bahn gebracht, behauptete ſich noch lange und in ſeiner Manier und Weiſe verſorgten: Labo, Kratter, Zſchokke, Ziegler, Madame Weiſſenthurn u. a. das Theater mit Trauer-, Schau- und Luſtſpielen aller Art, und das Publikum ſtellte die Strelitzen, das Mädchen von Marienburg, Abällino, Partheiwuth und dergleichen dicht neben Don Carlos; Göthes Meiſterwerke hielt man für unaufführbar.

Göthe und Schiller.

Wir haben Göthe und Schiller da verlaſſen, wo ſie nach der Rückkehr des Erſtern aus Italien, einander kennen lernten, aber auch geſehen wie die entgegengeſetzten Geiſtesrichtungen beider eine Annäherung und Befreundung hinderten, welche erſt nach ſechs

Jahren zu Stande kam. Nun wollen wir aber berichten was dieſe beiden Meiſter in dieſer Friſt, während ihre Beſtrebungen und Leiſtungen durch all das Mittelmäßige was auf dem deutſchen Parnaß damals wucherte in Schatten geſtellt und beinahe vergeſſen wurden, der Poeſie beinahe entſagend thaten.

Göthe, wie ſchon oben erwähnt, von der Wandlung des Geſchmacks und der Kälte womit man ſeinen Taſſo aufnahm verſtimmt und zugleich von den Ereigniſſen in Frankreich mächtig ergriffen, nahm ſich kaum Zeit ſeine Römiſchen Elegien und ſeine Venezianiſchen Epigramme zu redigiren und wandte ſich dann mit aller ſeiner Kraft auf die Naturwiſſenſchaften, namentlich auf Farbenlehre und Botanik. Im Jahre 1792 als der Herzog von Weimar mit der preußiſchen Armee nach Frankreich zog, war er in deſſen Gefolge Zeuge von Begebenheiten, die eine neue Zeit verkündeten; wir meinen den unglücklichen Feldzug in der Champagne. Hier war es wo er während der Kanonade bei Valmy, als bereits die Preußen unter Wind und Regen den Rückzug antraten, in einem kleinen Kreiſe von Freunden und Bekannten die merkwürdigen Worte ſprach: „von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeſchichte aus und ihr könnt ſagen, ihr ſeid dabei geweſen.“ Noch näher kam er der franzöſiſchen Revolution, als er mit dem Heere der Belagerung von Mainz beiwohnte und in der traurigſten Stimmung, da er die Ereigniſſe noch nicht mit ſeinen hiſtoriſchen Anſichten vereinigen konnte, kam er nach Weimar zurück. „Einem thätigen produktiven Geiſte,“ ſchreibt er in ſeinen Tag- und Jahresheften „einem wahrhaft vaterländiſch geſinnten und einheimiſche Literatur befördernden Manne, wird man es zu Gute halten, wenn ihn der Umſturz alles Vorhandenen ſchreckt, ohne daß die mindeſte Ahnung zu ihm ſpräche, was denn Beſſeres, ja nur Anderes daraus erfolgen ſolle. Man wird ihm beiſtimmen wenn es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen ſich nach Deutſchland erſtrecken, und verrückte, ja unwürdige Perſonen das Heft ergreifen.“

In dieſer Stimmung hat er ſchon gleich bei ſeiner Rückkehr nach Italien den Groß-Kophtha geſchrieben, eine dramatiſche Bearbeitung der ärgerlichen Halsbandgeſchichte in Frankreich, die er

mit den Betrügereien Cagliostros in Verbindung brachte. So entstand auch die Bearbeitung und Uebersetzung der alten Thierfabel, Reinecke, worin er seines Unmuths los zu werden meinte, da in dieser gottlosen Weltbibel, wie er sie nennt, die große Lehre enthalten ist, „daß Völker und Fürsten nur der Spielball geistesüberlegener Füchse seien, und alle Bewegungen und Umwälzungen ein Bestien Drama. In diesem Sinne schrieb er auch den Bürgergeneral, welches in Weimar aufgeführt wurde, und ein anderes Lustspiel die Aufgeregten, und endlich die Unterhaltungen der Ausgewanderten. Göthe wurde und wird noch vielfach dieser Produktionen wegen getadelt, da ihnen beim ersten Blicke wirklich der Vers aus Tasso:

„Der Mensch ist nicht geboren frei zu sein!

als Motto, an der Stirne klebt; allein wir müssen uns ganz in die Lage und die Zustände des Dichters versetzen, ja das Bild von ganz Deutschland im Auge haben, um nicht allzu ungerecht abzuurtheilen. Erstens lebte Göthe an dem Hofe eines der humansten Fürsten, der wirklich ein Vater seines Volkes war und welche Männer saßen auf den übrigen deutschen Thronen: der eben aus dem Leben geschiedene Friedrich von Preußen, die Kaiser Joseph und Leopold, und fast die meisten übrigen deutschen Fürsten, die wirklich Alles thaten, die Unbilden früherer Zeiten dem Volke vergessen zu machen, so daß nur die Einigung unter einem reifen Oberhaupte fehlte, um eine bessere Zukunft Deutschlands vorzubereiten. Hatte ferner Göthe nicht Gelegenheit manchen Reinecke kennen zu lernen, der das Besserwerden hinderte? Mußte er nicht einerseits befürchten, daß durch eine Verbreitung einer französischen Revolution nach Deutschland, auch wieder durch Füchse, die nur ihren Vortheil dabei suchten, geleitet, größeres Unheil im Vaterlande angerichtet würde als in Frankreich? Das französische Volk war reif zur Revolution und diese war aus dem Volke selbst hervorgegangen, aus dem Volke, das noch immer seit Ludwig XIV. das Gefühl einer großen Nation besaß. In Deutschland fehlte dieses Nationalgefühl, weil es in so viele Staaten zersplittert längst

ſchon kein gemeinſames, und der einzelne Mann kein anderes Intereſſe kannte, als das häusliche. Und iſt dieſer Umſtand nicht recht anſchaulich und gewiß auch wahr im Bürgergeneral, und wohl auch in den übrigen genannten Stücken geſchildert? Hat man nicht erfahren und erlebt, wie lächerlich und roh ſich z. B. in Mainz und in andern Gegenden Deutſchlands, wo die franzöſiſche Propaganda um ſich griff, das deutſche Volk gebärdete, und iſt es nicht erwieſen, daß alle dergleichen Verſuche an dem ſittlichen Charakter ſcheitern mußten? Es iſt hier nicht der Ort zu entſcheiden, was damals zu thun geweſen wäre, um die nächſtfolgende Schmach Deutſchlands abzuwehren, wollen wir aber darum dem Dichter allein die rechte Kühnheit und Mannheit zumuthen, die eben den Männern des Staates ſelber mangelte? Und wenn wir auch dieſe politiſchen Dichtungen Göthe's der Geſinnung nach nicht ſeines Genius würdig erachten, ſo dürfen wir doch die politiſchen Schönheiten, die uns in denſelben ſo reichlich gereicht werden, nicht überſehen. Namentlich iſt der Bürgergeneral ein wahres Nationalluſtſpiel, worin Röschen und der Dorfbarbier Schnapps dem Luſtſpiele Leberecht Heynes: die beiden Billets ſo trefflich nachgebildet ſind. Eine köſtliche Perle aus Göthe's poetiſchem Schatze iſt das Märchen im 15. Band ſeiner Werke, S. 210, in welchem der große Dichter darthut, daß er wohl auch die Bedeutung der Revolution verſtanden habe, und daß er auch eine Zeit hoffe und wünſche, wo ein Tempel der freien Menſchheit, im Glanze des aufgehenden Tages daſtehen werde, beſucht von dem glücklichen Volke.

Allein thätigen Antheil an den politiſchen Ereigniſſen nahm Göthe nicht, er verſtockte ſich vielmehr immer eigenſinniger gegen alle Eindrücke dieſer Art, und ließ ſich in nichts ſtören, die Natur zu ſtudieren, welche eben im Jahr 1794, als die Robespierre, Marat, Danton, ſo furchtbar in Frankreich wütheten, ruhig ihren Gang fortwandelte, und ihr Füllhorn über die Menſchen reicher als je ausſchüttete. Außerdem ſind noch zwei Epiſteln, wahre Muſter dieſer Gattung, aus dieſer Zeit, und angefangen wurde ein Roman, Wilhelm Meiſters Lehrjahre. Ehe wir aber von dieſer neuen Periode ſeines poetiſchen Schaffens ſprechen, kehren wir

zu Schiller zurück, um zu sehen, wie dieser in solch verhängnißvoller Zeit gelebt, und wie es geschehen, daß diese unsere Lieblinge Freunde wurden, um im gemeinschaftlichen Streben dem Vaterlande die reifsten Früchte ihres Geistes mitzutheilen.

Schiller.

Schiller hatte sich, wie schon erwähnt, ebenfalls vom Parnasse zurückgezogen, nachdem er veranlaßt durch seine Studien des Alterthums nur noch zwei Gesänge aus der Aeneide Virgils, Euripides Trauerspiel Iphigenie in Aulis und einige Scenen aus dessen Phoenicierinnen übersetzt und das Gedicht die Künstler geschrieben hatte. Er warf sich auf die Wissenschaft, unterschied sich aber auch hier in der Wahl des Faches, dem er sich ergab, von Göthe. Während dieser die Natur zum Gegenstande seiner Forschungen machte, ergriff Schiller mit ganzer Seele die Philosophie. Neigung zu dieser Wissenschaft zeigt sich schon in seinen frühesten Arbeiten, wie z. B. in den Briefen zwischen Julius und Raphael, in dem Kritiker seiner eigenen Werke und selbst in seinen Gedichten, wo überall das Lehrhafte vorherrscht. Kants Philosophie, die damals in Jena mehr als irgendwo umsichgriff und schon in der That auf den Lehrstühlen über alle übrigen Wissenschaften die oberste Stelle einnahm, beschäftigte ihn bald nach der Vollendung seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges, beinahe ausschließlich. Indessen war das Jahr 1790, wo Schiller sich mit Fräulein von Lengefeld vermählte, ein freundliches und ruhiges, wo er in ungestörter Thätigkeit als akademischer Lehrer, verehrt und geliebt von seinen Zuhörern, in den angenehmsten Verhältnissen mit seinen Kollegen, selbst wieder Neigung und Lust zur Poesie verspürte und durch die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs angeregt bald die Idee zu einem Epos, dessen Held Herzog Bernhard von Weimar sein sollte, bald zu einem Drama Wallenstein faßte. Indeß blieben alle diese Entwürfe liegen.

ja es folgte eine Zeit von fünf Jahren, in welcher nichts Poetiſches von ihm geſchrieben wurde und ein Jahr des herbſten Jammers, welches ihn beinahe ſchon damals der Welt entriſſen hätte. Er war nämlich mit ſeiner gewöhnlichen Haſt, die Lücken ſeines Wiſſens auszufüllen, wieder zur alten Lebensweiſe zurückgekehrt und weil er des Tags manche Störungen zu befürchten hatte, verkehrte er die Ordnung der Natur und ſetzte ſich erſt, wenn die Nacht einbrach, um zu ſtudieren. Um ſich munter zu erhalten nahm er ſtarken Kaffee, Wein und andere hitzige Getränke. So durchwachte er alle Nächte, und legte ſich erſt gegen Morgen zu Bette. Unter einer ſolchen Lebensweiſe mußte ſein Körper erliegen, und es kam dahin, daß er nicht nur ſeine Vorleſungen, ſondern auch ſeine übrigen Studien und Arbeiten aufgeben mußte. Doch in dem Grade als dies mit großer Verminderung ſeines Einkommens verbunden war, vermehrte ſich auch ſein Uebel durch die beängſtigendſten Nahrungsſorgen. Da fand ſich ein Freund und Verehrer ſeiner Muſe, der Däniſche Graf Schimmelmann, durch deſſen Vermittlung der Herzog von Holſtein Auguſtenburg ihm einen jährlichen Gehalt von 1000 Thalern auf 3 Jahre zuſicherte. So ſollte wieder von Dänemark, das einſt Luthers Wittwe und dann Klopſtock verſorgte einem deutſchen Manne Hilfe kommen. Dieſe Unterſtützung rettete damals ſein Leben und mit Recht werden die Männer in der Geſchichte Deutſchlands hochgeprieſen, denen wir dies theuere Leben und zwar vierzehn ſeiner fruchtbarſten Jahre verdanken. Und wie gut nutzte Schiller dieſe ſorgenfreie Muſe; denn ſobald er einigermaßen hergeſtellt war, kehrte er wieder zu ſeinen Beſchäftigungen und philoſophiſchen Studien zurück, nur daß er ſeine Geſundheit mehr ſchonte und naturgemäßer lebte. Die Frucht ſeiner dreijährigen Studien waren außer einigen hiſtoriſchen Aufſätzen und Rezenſionen, mehrere Abhandlungen, die der neuern Aeſthetik zur Grundlage dienten. Er berichtigte darin, was Kant in ſeiner Kritik der Urtheilskraft, wie ſchon oben erwähnt worden, verfehlt hatte, indem er der Sinnlichkeit ihren gebührenden Antheil aus der Kunſt zueignete und auf die ausübende und ausgeübte Kunſt mehr Rückſicht als jener nahm. So erreichte er mit zunehmender Kraft das Jahr 1793, wo ihn eine lebhafte Sehn-

ſucht überfiel ſeine Heimath, ſeine Eltern und Jugendfreunde wieder zu ſehen. Er reiſte im Auguſt 1793 nach Schwaben und verlebte daſelbſt theils in Ludwigsburg, theils in Heilbronn vergnügte, heitere Tage. Hier wurde ihm auch das Glück der erſten Vaterfreude zu Theil und ſein Freund Conz*) erzählt in ſeiner Schrift „über Schiller": Es war ein erhebender Anblick den hohen Mann in den einfach wahren Ausdrücken väterlicher Luſt und Liebe an ſeinem Erſtgebornen, ſeinen Goldſohn, wie er ihn oft nannte zu beobachten." Aber auch literariſch beſchäftigt war er hier; die Briefe über äſthetiſche Erziehung ſind daſelbſt entſtanden, von welchen Gervinus alſo ſpricht: „Sie ſind eine der ſeltenſten Schriften, die unſere Literatur beſitzt. Dies iſt nicht mehr Vorarbeit und Uebung, ſondern Reſultat und Abſchluß. Hier tritt der Schüler über die Lehrer hinweg, er läßt die Aeſthetiker der vergangenen Zeit hinter ſich zurück. Er tritt aus den Beziehungen zu einzelnen Männern heraus, er ſteht auf der Höhe der Zeit, er ſieht ſich nicht mehr in der Mitte ſtreitender Tendenzen in einzelnen Zeitgenoſſen, ſondern in der Mitte der Tendenzen des Jahrhunderts. Wie ihn innerhalb Deutſchland der erregte Kampf zwiſchen Dichtung und Philoſophie bewegte und ihn gleichſam zu dem Verſuche antrieb, wo er mehr vermöchte und wo er ſich heimiſcher fühlte, ſo gohr auch das politiſche Treiben in ihm, und nöthigte ihn, über das Verhältniß von Staat und Literatur, von Politik und Dichtung zu denken, um ſich in den verworrenen Richtungen der Zeit Eine zu ſuchen, der er ſich mit freier Wahl anſchließen möchte." — Auf Schiller, der ſchon zehn Jahre vor der Revolution in ſeinen jugendlichen Dichtungen Ideen ausſprach wie ſie kaum kühner in dem Nationalconvent wieder gehört wurden, machten die neueſten Ereigniſſe in Frankreich den gewaltigſten Eindruck und wenn Göthe in Poeſieen den erregten Sturm der Seele zu beſchwichtigen ſuchte, ſo unternahm es Schiller mittelſt der Philoſophie den Weg zu finden, auf welchem Deutſchland ſich in dieſem Drange zurecht finden könnte. So geſchah es, daß dieſe Briefe die hohe Würde der Kunſt behaupten ſollten, indem ſie ihr den mächtigſten Einfluß auf

*) nachmals Profeſſor zu Tübingen.

den Staat einräumte, ſo wie er ſchon früher in dem Gedichte, die Künſtler, nur weniger beſtimmt, dargethan hatte. Schiller fühlte nämlich wie wenig zeitgemäß es ſei von der Schönheit zu ſprechen, da alle Welt nur von Freiheit hören wollte, von Freiheit der ſich eben in Frankreich eine ganze Nation jubelnd im Taumel der Begeiſterung zum blutigen Opfer brachte. Da will er nun zeigen, daß ein Volk, um zur Freiheit zu gelangen, den Weg durch das Aeſthetiſche nehmen müſſe. Nur bei den poetiſchen Griechen war Freiheit möglich, bei uns, wo das gemeine Volk verwildert, die Höhern und Gebildeten erſchlafft ſind, könne ſie nicht ſtattfinden. Wer wollte dieſen, die ihre Freiheit nicht gebrauchen, die Freiheit nehmen, um ſie dem großen Haufen zu geben, der ſie mißbrauchen würde.

Alſo nicht Revolution, gewaltſame Umwälzung wie in Frankreich, ſondern allmälige, vernunftmäßige Reform, die von Veredlung des Charakters ausgehen mußte, iſt in Deutſchland zu wünſchen. Da ſich aber unter einer barbariſchen Verfaſſung der Charakter nicht veredeln kann, müßte man ein Mittel aufſuchen, welches vom Staate unabhängig iſt und Quellen eröffnen, die ſich von dem allgemeinen Verderben rein erhalten haben. Dies Mittel iſt die ſchöne Kunſt. Durch ſie wird die Menſchheit, die den Ernſt der Grundſätze nicht ertragen würde im Spiel veredelt. Dem Einwurf, daß eben die Kunſt jene Erſchlaffung der höhern Stände herbeigeführt habe, begegnet er dadurch, daß er die Erfahrung nicht als Richterin anerkennt und auch zugleich die Frage aufwirft: ob die bisher geübte Kunſt die wahre ſei? Letztere Frage erheiſcht denn genaue Feſtſtellung des Begriffs, was ſchöne Kunſt ſei? Und ſo hätte er die Ehre der Deutſchen gerettet und dargethan, daß Wir keinen Tadel verdienen, wenn wir nicht gleich den Franzoſen losbrachen, ſondern daß es die Aufgabe der Deutſchen ſei, erſt durch eine allgemeine Bildung die Freiheit möglich zu machen. „Wir haben," ſagt Gervinus, „in Deutſchland den Uebergang von Poeſie zur Politik, aus dem Phantaſiereich in das der Wirklichkeit, aus der anſchauenden zur handelnden, von der äſthetiſchen zur moraliſch wollenden Natur gemacht; wir haben doch ein Etwas von einem Vaterlands- und Staatsſinne erhalten, von dem in Schillers

Zeit noch kaum eine Spur da war, und eine hiſtoriſche Wiſſenſchaft hat ſich gebildet, die damals noch im erſten Keime lag. Wenn der Weg zum Handeln und verſtändigen Benutzen des Lebens durch Empfindung und Einbildungskraft hindurch geht, ſo haben wir in dem Gebiete der Letztern bewieſen, daß wir wenigſtens auf dem Wege ſind; wenn Blüte Hoffnung gibt zur Frucht, ſo dürfen wir uns einer frohen Ausſicht überlaſſen. Denn wir haben die Blüte aufgehen ſehn und abfallen; auch die Fruchtknospe iſt da, noch herb und grün zur Zeit. Es kommt darauf an, ob ſo viel Lebenstrieb da iſt, daß ſie die Sonne nicht ausdorrt, ſondern reift, der Sturm nicht abweht, ſondern kräftigt. Wer ihr jetzt die Triebkraft ſtärkte der dürfte hoffen, über die Jahrzehnte der pauſirenden Nationalentwicklung zurück unſerm Dichter die Hand zu reichen, und jener redliche Finder zu heißen, den ſich Schiller gewünſcht oder geweißagt hat.“ —

Daß immer noch auch in unſerer Zeit Dichter nöthig ſeien dieſe Triebkraft zu ſtärken, wie Tyrtäus jene griechiſchen Helden zum Kampfe ermunterte, bleibt wohl außer allem Zweifel und die Dichter mögen ſich nur an Schillers Briefen zu dem Bewußtſein ſolch einer Aufgabe erheben, die Andern aber willig ihr Ohr dem Sänger leihen und nicht mit Geringſchätzung auf dieſelben herabblicken, die bereits ſo Großes gethan und noch thun werden. Ein treffliches Buch ſind auch dieſe Briefe für künftige Geſetzgeber derjenigen Völker, die noch in Barbarei verſunken gerne früher die Frucht der Freiheit als der Geſittung brechen möchten; trefflich für jeden einzelnen Menſchen, der noch bei ſich den Barbaren wegzuſchaffen hat, eh er ſich's erlauben darf nach Freiheit zu verlangen. Außer dieſer politiſchen Seite iſt noch die philoſophiſche übrig, worin der Dichter eben darthut, wie die Neigung zum Spiele, zur Schönheit und zur Kunſt im Menſchen natürlich ſei und wie dieſer Neigung, dieſem Spieltriebe, der ihn den Göttern gleich macht, die auch nur ſpielen, d. h. ohne Zweck und Begierde nach etwas thätig ſind, zu folgen ſei, damit der natürliche Menſch in uns geiſtig und der phyſiſche ſinnlich werde. Der Raum geſtattet nicht über dieſen Theil der vortrefflichen Schrift ſich weiter einzulaſſen, man könnte Bücher ſchreiben um Alles zu erklären, was zu einer Begründung einer

Aeſthetik darin enthalten iſt. Schiller hat durch ſie der deutſchen Nation, ja der ganzen gebildeten Menſchheit ein unſchätzbares Geſchenk gemacht, ſeinem Herzen macht es aber auch Ehre, daß er damit eine Schuld abtragen wollte und ſie ſeinem Wohlthäter, dem Herzog von Holſtein, einem der wärmſten Anhänger der neueſten Freiheitsideen, widmete.

Ehe Schiller ſeine Heimath verließ machte er noch die Bekanntſchaft mit dem wackern Buchhändler Cotta in Stuttgart, mit welchem er die Herausgabe einer neuen Zeitſchrift, die Horen, verabredete, zu welcher er die vorzüglichſten Schriftſteller Deutſchlands vereinigen wollte, um Alles zu übertreffen, was jemals in dieſer Gattung geleiſtet worden. Im Mai 1794 kehrte er nach Jena zurück, wo er denn ſogleich bemüht war mehrere Gelehrte und Dichter, Wilhelm von Humboldt, den feinen Aeſthetiker, Fichte den Philoſophen, Woltmann den Geſchichtforſcher, Herder und vor allen Göthe für ſeine Zeitſchrift zu gewinnen. Letzterer, der ſich ſeiner entgegengeſetzten Geiſtesrichtung halber bisher von ihm abgewendet hatte, begann ſich allmälig mit ihm auszuſöhnen. Die Briefe über äſthetiſche Erziehung thaten dabei die beſte Wirkung, Göthe las ſie zweimal und fand ſich als Dichter und als Menſch geſtärkt und gefördert durch ſie. Noch mehr befreundete er ſich mit ihm durch eine auch ſchon in Schwaben begonnene philoſophiſche Abhandlung: über naive und ſentimentale Dichtung, woraus wir nur die Stelle nehmen und herſetzen wollen, die ſich auf Göthe bezieht. Nachdem Schiller die Dichtungsweiſe der ſentimentaliſchen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts bis zu den ſiebziger Jahren ſchildert, um die im erſten Theile der Abhandlung aufgeſtellten Grundſätze durch Beiſpiele klar zu machen, fährt er alſo fort: „An den bisherigen Beiſpielen hat man geſehen, wie der ſentimentaliſche Dichtergeiſt einen natürlichen Stoff behandelt; man könnte aber auch intereſſirt ſein zu wiſſen, wie der naive Dichtergeiſt mit einem ſentimentalen Stoff verfährt. Völlig neu und von einer ganz eigenen Schwierigkeit ſcheint dieſe Aufgabe zu ſein, da in der alten und naiven Welt ein ſolcher Stoff ſich nicht vorfand, in der neuen der Dichter dazu fehlen möchte. Dennoch hat ſich das Genie auch dieſe Aufgabe gemacht und auf eine bewunderswürdig glückliche Weiſe

aufgelöst. Ein Charakter, der mit glühender Empfindung ein Ideal umfaßt, und die Wirklichkeit flieht, um nach einem wesenlosen Unendlichen zu ringen, der, was er in sich selbst unaufhörlich zerstört, unaufhörlich außer sich sucht, dem nur seine Träume das Reelle, seine Erfahrungen ewig nur Schranken sind, der endlich in seinem eigenen Dasein nur eine Schranke sieht, und auch diese, wie billig ist, noch einreißt um zu der wahren Realität durchzudringen. — Dieses gefährliche Extrem des sentimentalischen Charakters ist der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die Natur getreuer und reiner als in irgend einem andern wirkt, und der sich unter modernen Dichtern vielleicht am wenigsten von der sinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt. Es ist interessant zu sehen, mit welchem glücklichen Instinkt Alles, was dem sentimentalischen Charakter Nahrung gibt, im Werther zusammengedrängt ist; schwärmerische unglückliche Liebe, Empfindsamkeit für Natur, Religionsgefühle, philosophischer Contemplationsgeist, endlich, um nichts zu vergessen, die düstere, gestaltlose, schwermüthige ossianische Welt. Rechnet man dazu, wie wenig empfehlend, ja wie feindlich die Wirklichkeit dagegen gestellt ist, und wie von außen her Alles sich vereinigt, den Gequälten in seine Idealwelt zurückzudrängen, so sieht man keine Möglichkeit, wie ein solcher Charakter aus einem solchen Kreise sich hätte retten können. In dem Tasso des nemlichen Dichters kehrt der nemliche Gegensatz, wiewohl in verschiedenen Charakteren, zurück: selbst in seinem neuesten Roman stellt sich, so wie in jenem ersten, der poetisirende Geist dem nüchternen Gemeinsinn, das Ideale dem Wirklichen, die subjektive Verstellungsweise der objektiven — — aber mit welcher Verschiedenheit! — entgegen: sogar im Faust treffen wir den nämlichen Gegensatz, freilich, wie auch der Stoff dies erfoderte, auf beiden Seiten sehr vergröbert und materialisirt wieder an; es verlohnte wohl der Mühe, eine psychologische Entwickelung dieses in vier so verschiedenen Arten specificirten Charakters zu versuchen.

Göthe und Schiller gemeinſchaftlich.

Sobald die beiden Meiſter ſich einander genähert hatten, begann ſich auch ein Verhältniß zu bilden, welches in der Literaturgeſchichte einzig in der Art iſt, weil es Männer von der verſchiedenſten Richtung, deren einer der Sohn der Freiheit, der andere der Sohn der Natur, jener vom Ideale zur Wirklichkeit, dieſer von der Wirklichkeit zum Ideal emporſtreben, ſich aus Liebe für Kunſt und Wiſſenſchaft und für die geſammte Nationalbildung zu einem Zwecke verbanden. Wie richtig ſich aber beide ſelbſt erkannten und beurtheilten liegt in dem Briefwechſel derſelben vor und wir heben dasjenige, was ſich zunächſt auf die Charakteriſtik beider bezieht heraus:

So ſchreibt Schiller zuerſt an Göthe wie folgt: „Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmaſſe in Bewegung gebracht, denn ſie betrafen einen Gegenſtand, der mich ſeit etlichen Jahren lebhaft beſchäftigte. Ueber ſo manches, worüber ich mit mir ſelbſt nicht recht einig werden konnte, hat die Anſchauung ihres Geiſtes (denn ſo muß ich den Totaleindruck ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angeſteckt. Mir fehlte das Objekt, der Körper, zu mehreren ſpekulativiſchen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der ſo ſtill und rein auf den Dingen ruht, ſetzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in den ſowohl die Spekulation als die willkürliche und bloß ſich ſelbſt gehorchende Einbildungskraft ſich ſo leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollſtändiger, was die Analyſis mühſam ſucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, iſt Ihnen Ihr eigener Reichthum verborgen, denn leider wiſſen wir nur das, was wir ſcheiden. Geiſter Ihrer Art wiſſen daher ſelten, wie weit ſie gedrungen ſind, und wie wenig Urſache ſie haben, von der Philoſophie zu borgen, die man nur von ihnen lernen kann. Dieſe kann bloß zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben ſelbſt iſt nicht die Sache des Analytikers ſondern des Genie's, welches unter dem dunkeln aber ſichern Einfluß reiner Vernunft nach objektiven Geſetzen verbindet.

Lange ſchon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gange Ihres Geiſtes zugeſehen, und den Weg, den ſie ſich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie ſuchen das Nothwendige der Natur, aber Sie ſuchen es auf dem ſchwerſten Wege, vor welchem jede ſchwächere Kraft ſich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zuſammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit Ihrer Erſcheinungsarten ſuchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organiſation ſteigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltſten von allen, den Menſchen, genetiſch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn gleichſam der Natur nach erſchaffen, ſuchen Sie in ſeine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie ſehr Ihr Geiſt das reiche Ganze ſeiner Vorſtellung in einer ſchönen Einheit zuſammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem ſolchen Ziele zureichen werde, aber einen ſolchen Weg auch nur einzuſchlagen, iſt mehr werth als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt wie Achill in der Ilias zwiſchen Phthia und der Unſterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte ſchon von der Wiege an eine auserleſene Natur und eine idealiſirende Kunſt Sie umgeben, ſo wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüſſig gemacht worden. Schon in die erſte Anſchauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren erſten Erfahrungen hätte ſich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun da Sie ein Deutſcher geboren ſind, da Ihr griechiſcher Geiſt in die nordiſche Schöpfung geworfen wurde, ſo blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder ſelbſt zum nordiſchen Künſtler zu werden oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu erſetzen, und ſo gleichſam von innen heraus und auf einem rationalen Wege in Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele ſich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Geſtalten umringt, hatten Sie ſchon eine wilde und nordiſche Natur in ſich aufgenommen, als Ihr ſiegendes, ſeinem Material überle-

genes Genie dieſen Mangel von innen entdeckte und von außenher durch die Bekanntſchaft der griechiſchen Natur, davon vergewiſſert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft ſchon aufgedrungene ſchlechtere Natur, nach dem beſſeren Muſter, das Ihr bildender Geiſt ſich erſchuf, korrigiren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von Statten gehen. Aber dieſe logiſche Richtung, welche der Geiſt der Reflexion zu nehmen genöthigt iſt, verträgt ſich nicht wohl mit der äſthetiſchen, durch welche allein er bildet. Sie haben alſo eine Arbeit mehr: denn ſo wie Sie von der Anſchauung zur Abſtraktion übergingen, ſo mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umſetzen, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch dieſe das Genie hervorbringen kann.

So ungefähr beurtheile ich den Gang Ihres Geiſtes, und ob ich Recht habe, werden Sie ſelbſt am beſten wiſſen. Was Sie aber ſchwerlich wiſſen können (weil das Genie ſich immer ſelbſt das größte Geheimniß bleibt), iſt die ſchöne Uebereinſtimmung Ihres philoſophiſchen Inſtinktes mit den reinſten Reſultaten der ſpekulirenden Vernunft. Beim erſten Anblick zwar ſcheint es, als könnte es keine größere Oppoſita geben, als den ſpekulativen Geiſt, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erſte mit keuſchem und treuem Sinne die Erfahrung, und ſucht der letzte mit ſelbſtändiger freier Denkkraft das Geſetz, ſo kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geiſt nur mit Individuen, und der ſpekulative nur mit Gattungen zu thun. Iſt aber der intuitive genialiſch, und ſucht er in dem Empiriſchen den Charakter der Nothwendigkeit auf, ſo wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und iſt der ſpekulative Geiſt genialiſch, und verliert er, indem er ſich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, ſo wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen.

Aber ich bemerke, daß ich anſtatt eines Briefes eine Abhandlung zu ſchreiben im Begriffe bin — verzeihen ſie es dem lebhaften Intereſſe, womit dieſer Gegenſtand mich erfüllt hat; und ſollten

Sie Ihr Bild in dieſem Spiegel nicht erkennen, ſo bitte ich ſehr, fliehen Sie ihn darum nicht.“ Die Antwort Göthes war die freundlichſte, voll Anerkennung deſſen, was Schillers tiefblickender Geiſt erfaßt; worauf denn ein zweiter Brief Schillers die Selbſtkritik mit einer bewunderungswürdigen Schärfe und Unbefangenheit zugleich darlegt.

Jena, den 31. Juli 1794.

„Bei meiner Zurückkunft auf Weißenfels, wo ich mit meinem Freunde Körner aus Dresden eine Zuſammenkunft gehabt, erhielt ich Ihren vorletzten Brief, deſſen Inhalt mir doppelt erfreulich war; denn ich erſehe daraus, daß ich in meiner Anſicht Ihres Weſens Ihrem eigenen Gefühl begegnete und daß Ihnen die Aufrichtigkeit, mit der ich mein Herz darin ſprechen ließ, nicht mißfiel. Unſere ſpäte, aber mir manche ſchöne Hoffnung erweckende Bekanntſchaft iſt mir abermals ein Beweis, wie viel beſſer man oft thut, den Zufall machen zu laſſen, als ihm durch zu viele Geſchäftigkeit vorzugreifen. Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältniß zu Ihnen zu treten, als zwiſchen dem Geiſt des Schriftſtellers und ſeinem aufmerkſamen Leſer möglich iſt, ſo begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die ſo ſehr verſchiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher, als gerade jetzt, mit Nutzen zuſammenführen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, ſo viel von dem Wege noch übrig ſein mag in Gemeinſchaft durchwandeln werden, und mit um ſo größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reiſe ſich immer am meiſten zu ſagen haben.

Erwarten Sie bei mir keinen großen materialiſchen Reichthum von Ideen; dies iſt es, was ich bei Ihnen finden werde. Mein Bedürfniß und Streben iſt aus wenigem viel zu machen, und wenn Sie meine Armuth an allem, was man erworbene Kenntniß nennt, einmal näher kennen ſollten, ſo finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen ſein. Weil mein Gedankenkreis kleiner iſt, ſo durchlaufe ich ihn darum ſchneller und öfter, und kann eben darum meine kleine Baarſchaft beſſer benutzen, und

eine Mannigfaltigkeit, die dem Inhalte fehlt, durch die Form erzeugen. Sie beſtreben ſich Ihre große Ideenwelt zu ſimplificiren, ich ſuche Varietät für meine kleine Beſitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern, zu einer kleinen Welt erweitern möchte. Ihr Geiſt wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv und alle ihre denkenden Kräfte ſcheinen auf die Imagination als Ihre gemeinſchaftliche Repräſentation, gleichſam kompromittirt zu haben. Im Grund iſt dies das Höchſte, was der Menſch aus ſich machen kann, ſobald es ihm gelingt, ſeine Anſchauung zu generaliſiren und ſeine Empfindung geſetzgebend zu machen. Darnach ſtreben Sie, und in wie hohem Grade haben Sie es ſchon erreicht! Mein Verſtand wirkt eigentlich mehr ſymboliſirend, und ſo ſchwebe ich, als eine Zwitterart, zwiſchen dem Begriff und der Anſchauung, zwiſchen der Regel und der Empfindung, zwiſchen dem techniſchen Kopf und dem Genie. Dies iſt es, was mir beſonders in frühern Jahren, ſowohl auf dem Felde der Spekulation als der Dichtkunſt ein ziemlich linkiſches Anſehen gegeben; denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philoſophiren ſollte, und der philoſophiſche Geiſt, wo ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abſtraktionen, und der kalte Verſtand meine Dichtung ſtört. Kann ich dieſer beiden Kräfte in ſo weit Meiſter werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Gränzen beſtimmen kann, ſo erwartet mich noch ein ſchönes Loos; leider aber, nachdem ich meine moraliſchen Kräfte zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine phyſiſchen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geiſtesrevolution werde ich ſchwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zuſammenfällt, ſo habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerthe aus dem Brande geflüchtet." Da war der Bund geſchloſſen und Göthe ſprach es geradezu aus, was ihre beiderſeitige Aufgabe ſei; ſich beide in ihrem Sein und Wollen als ein Ganzes zu denken, um ihr Räderwerk vollſtändig zu machen. Sofort wurde nun ans Werk geſchritten, Schiller genas über die Freude eines ſolchen Bündniſſes an Leib und Seele, er ſchlug den Ruf zu einer Profeſſur in Tübingen aus,

weil ihm nun Jena, wo er seinem Freunde so nahe war, und das er so leicht in zwei Stunden mit Weimar vertauschen konnte, wenn sie sich besuchen wollten, und Göthe kehrte auch wieder mit jugendlicher Kraft zur Poesie zurück. So erschienen denn im Jahr 1795 die Horen, wozu Kant, Fichte, Herder, Humboldt, Garve, Heinrich Jacobi, Engel, Matthisson, Gotter, Woltmann, die beiden Schlegel u. a. Beiträge lieferten. Die thätigsten waren aber die Herausgeber selbst, denn außer den philosophischen Abhandlungen Schiller's und Göthe's poetischen Schriften der neunziger Jahre, erschienen auch von ihnen neue Gedichte, wie z. B. Pegasus im Joche, der Spaziergang, Poesie des Lebens, Ideal und Leben, Würde der Frauen u. a. von Schillern; Glückliche Fahrt, Meeresstille u. a. von Göthe. Der Unterschied der eben erwähnten Poesien Schillers und seiner frühern, kündete eine neue Periode des Dichters an, worin zwar noch immer die Sentimentalität vorherrschte, Inhalt aber und Ausdruck bedeutender und frei von jugendlicher Rhetorik wurden und konnte er auch nicht das Lyrische erreichen, was seinem Freunde angeboren war, so brachte seine gereifte Einsicht in das Wesen der Kunst seine Schöpfungen der hohen Einfalt doch immer näher, welche das höchste Ziel dieser Gattung ist. Göthe hatte indeß seinen Roman Wilhelm Meisters Lehrjahre beendigt, worin Bekenntnisse seines geheimsten Lebens mitgetheilt wurden. So anziehend aber auch die erste Hälfte ist und so sehr sie sich durch ihr poetisches Leben einem wahren Epos mehr als alle übrigen Romane der Zeitgenossen nähert, blieb doch der Dichter in der zweiten Hälfte weit hinter der allgemeinen Erwartung zurück, indem sie durch ihren lehrhaften Ton und Inhalt nicht befriedigte. Dieselbe Unzufriedenheit bezeugten auch Schiller und W. Humboldt, und Ersterer mahnte ernstlich, „Göthe möge sich nicht in die Reihe der Jean Paul Richter stellen und lieber seine ganze Kraft aufbieten, und nicht in Prosa Romane, sondern in poetischer Sprache ein Epos schreiben. Wirklich unternahm es Göthe noch in demselben Jahre, ein Gedicht, in der Art der Vossischen Luise, die er öfter in Familienkreisen vorzulesen pflegte, zu dichten, worin er gewisse herrschende Vorstellungen,

Gefühle und Begriffe der Zeit ausſprach, „und das ſtill-bürgerliche und häusliche Leben in den Kreis der Poeſie erhob. „Der Plan von Hermann und Dorothea," (das iſt der Titel des Gedichts), ſchreibt er ſelbſt „war gleichzeitig mit den Tagesläufen (1796) ausgedacht und entwickelt; die Ausführung war während des Septembers begonnen und vollbracht, ſo daß ſie Freunden ſchon producirt werden konnte. Mit Leichtigkeit und Behagen war das Gedicht geſchrieben und es theilte dieſe Empfindungen mit. Mich ſelbſt hatte Gegenſtand und Ausführung dergeſtalt durchdrungen, daß ich das Gedicht niemals ohne große Rührung vorleſen konnte und dieſelbe Wirkung iſt mir ſeit ſo vielen Jahren noch immer geblieben."

W. Humboldt hat in ſeinen äſthetiſchen Verſuchen dieſes Meiſterſtück trefflich beurtheilt, indem er die geſammte Schönheitslehre an demſelben entwickelte und überall zeigte, wie unmittelbar und doch vollendet es dem Genius entſprungen ſei. Göthe war von Voßens Luiſe angeregt worden, allein er hat ſein Vorbild weit übertroffen; aus der Idylle, die ſich auf das ſtille Pfarrleben beſchränkte, iſt es ein wirkliches Epos geworden, worin ſich das geſammte häusliche und bürgerliche Leben der Deutſchen und im Hintergrunde ſelbſt das Weltleben darſtellt, ſo daß Gervinus richtig bemerkt: „Kein Gedicht beſtehe, das Homer ſo nahe träte, wie dieſes und wo griechiſche Form mit deutſcher Natur ſo innig vermählt wäre; ja es ſei das einzige vielleicht, was ein wiedererſtandener Grieche ohne Erläuterung verſtehen würde." Nachäfferei homeriſcher Dichtung iſt es freilich nicht, aber Hermann der wackere Jüngling, Dorothea die hohe Jungfrau voll Anmuth und Verſtand und alle übrigen Perſonen ſind wahrhaft plaſtiſch, keine Zugabe unweſentlicher Dinge, mit denen nur die nächſten Zeitgenoſſen bekannt ſind, voll lebendiger Sinnlichkeit in einer fortſchreitenden Handlung ſich bewegend; die ganze Atmoſphäre in der ſich dieſe Geſtalten bewegen iſt aber antike Harmonie und Ruhe. Freilich erhebt ſich das Leben dieſes Epos nicht über den häuslichen und bürgerlichen Zuſtand, das in Befriedigung eigenen Wohlbehagens ſein Ziel findet, und man tadelt den Dichter, der zur Zeit, als das linke Rheinufer, vom deutſchen Reiche getrennt, deutſche Familien aus ihrem

ruhigen Beſitz vertrieben in die Fremde hilfſos und rathlos verjagt, und die blühendſten Provinzen des Vaterlandes von Feuer und Schwert des Feindes zerſtört wurden, daß da der Dichter von einem Bürgersſohne ſingen konnte, wie der ein vertriebenes Mädchen zur Gattin wählte. Allein wie konnte in einer Zeit wo Volk und Fürſten ſich ſolche Schmach gefallen ließen, wie konnte da ein Heldengedicht voll unſterblicher Thaten entſtehen. Galt nicht von Göthe, was er ſeinem Hermann in den Mund legt:

„Denn da ich vergebliche Wünſche
Hege im Buſen, ſo mag auch mein Leben vergeblich dahin gehn.
Denn ich weiß es recht wohl: der Einzelne ſchadet ſich ſelber
Der ſich hingibt, wenn ſich nicht Alle zum Ganzen beſtreben.“

Der da behaupten wollte, Göthe habe den Ruf der Menſchheit nach Staatsverbeſſerung und Freiheit nicht vernommen, der leſe nur das Gedicht mit Aufmerkſamkeit und beherzige die bezüglichen Stellen, wenn z. B. der junge Hermann zum Nachbar ſpricht:

Keineswegs denk' ich wie Ihr, und tadle die Rede.
Iſt wohl der ein würdiger Mann, der im Glück und im Unglück
Sich nur allein bedenkt, und Leiden und Freuden zu theilen
Nicht verſtehet, und nicht dazu von Herzen bewegt wird?

Wie trefflich ſchildert der Dichter dann das ruhige deutſche Bürgerthum im dritten Geſange, „wo der Sohn den Vater zu übertreffen trachtet, und Alles zu verbeſſern, wie es die Zeit lehrt und das Ausland;“ zugleich aber den Schlendrian,“ der keinen Schritt vorwärts thut und gerne Alles beim Alten und wäre es ſchlecht laſſen will. Spricht Hermanns Vater:

Soll doch nicht als ein Pilz der Menſch dem Boden entwachſen,
Und verfaulen geſchwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat,
Keine Spur nachlaſſend von ſeiner lebendigen Wirkung!
Sieht man am Hauſe doch gleich ſo deutlich wes Sinnes der Herr ſei,
Wie man, das Städtchen betretend, die Obrigkeiten beurtheilt.
Denn wo die Thürme verfallen und Mauern, wo in den Gräben
Unrath ſich häufet, und Unrath auf allen Gaſſen herumliegt,

Wo der Stein aus der Fuge ſich rückt und nicht wieder geſetzt wird,
Wo der Balken verfault, und das Haus vergeblich die neue
Unterſtützung erwartet: der Ort iſt übel regieret.
Denn wo nicht immer von oben die Ordnung und Reinlichkeit wirket,
Da gewöhnet ſich leicht der Bürger zu ſchmutzigem Saumſal,
Wie der Bettler ſich auch an lumpige Kleider gewöhnet.

Von der Schilderung des Bürgers geht er über zu der des weithinſchauenden Weltbürgerthums; doch der würdige Pfarrer mahnt:

„Ich weiß es, der Menſch ſoll
Immer ſtreben zum Beſſern; und, wie wir ſehen, er ſtrebt auch
Immer dem Höhern nach, zum wenigſten ſucht er das Neue.
Aber geht nicht zu weit! Denn neben dieſen Gefühlen
Gab die Natur uns auch die Luſt zu verharren im Alten,
Und ſich deſſen zu freun, was Jeder lange gewohnt iſt.
Aller Zuſtand iſt gut, der natürlich iſt und vernünftig.“

Wie dann einer der Ausgewanderten, der ehemals Richter im Dorfe war, das ſie verlaſſen mußten, die Zeit ſelber ſchildert:

Wahrlich, unſere Zeit vergleicht ſich den ſeltenſten Zeiten,
Die die Geſchichte bemerkt, die heilige wie die gemeine.
Denn wer geſtern und heut' in dieſen Tagen gelebt hat,
Hat ſchon Jahre gelebt; ſo drängen ſich alle Geſchichten.
Denk' ich ein wenig zurück, ſo ſcheint mir ein graues Alter
Auf dem Haupte zu liegen, und doch iſt die Kraft noch lebendig.
O, wir andern dürfen uns wohl mit jenen vergleichen,
Denen in erſter Stund' erſchien im feurigen Buſche
Gott der Herr; auch uns erſchien er in Wolken und Feuer.

Und wie derſelbe Alte die Drangſale der Revolution beſchreibt:

Nicht kurz ſind unſere Leiden;
Denn wir haben das Bittre der ſämmtlichen Jahre getrunken,
Schrecklicher, weil auch uns die ſchönſte Hoffnung geſtört ward;
Denn wer läugnet es wohl, daß hoch ſich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Bruſt mit reineren Pulſen geſchlagen,
Als ſich der erſte Glanz der neuen Sonne heran hob,
Als man hörte vom Rechte der Menſchen, das allen gemein ſei,
Von der begeiſternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit;
Damals hoffte Jeder, ſich ſelbſt zu leben; es ſchien ſich
Aufzulöſen das Band, das viele Länder umſtrickte,

Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.
Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen
Nach der Hauptſtadt der Welt, die es ſchon ſo lange geweſen,
Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen verdiente?
Waren nicht jener Männer, der erſten Verkünder der Botſchaft
Namen den höchſten gleich, die unter die Sterne geſetzt ſind?
Wuchs nicht jeglichem Menſchen der Muth und der Geiſt und die Sprache?

Und wir waren zuerſt, als Nachbarn, lebhaft entzündet,
Drauf begann der Krieg, und die Züge bewaffneter Franken
Rückten näher; allein ſie ſchienen nur Freundſchaft zu bringen.
Und die brachten ſie auch; denn ihnen erhöht war die Seele
Allen, ſie pflanzten mit Luſt die muntern Bäume der Freiheit,
Jedem das Seine verſprechend, und jedem die eigne Regierung,
Hoch freute ſich da die Jugend, ſich freute das Alter
Und der muntere Tanz begann um die neue Standarte.
So gewannen ſie bald, die überwiegenden Franken,
Erſt der Männer Geiſt, mit feurigem, muntern Beginnen,
Dann die Herzen der Weiber mit unwiderſtehlicher Anmuth.
Leicht ſelbſt ſchien uns der Druck des vielbedürfenden Krieges;
Denn die Hoffnung umſchwebte vor unſern Augen die Ferne,
Lockte die Blicke hinaus in neu eröffnete Bahnen.

O, wie froh iſt die Zeit, wenn mit der Braut ſich der Bräut'gam
Schwinget im Tanze, den Tag der gewünſchten Verbindung erwartend!
Aber herrlicher war die Zeit, in der uns das Höchſte,
Was der Menſch ſich denkt, als nah' und erreichbar ſich zeigte.
Da war Jedem die Zunge gelöſ't; es ſprachen die Greiſe,
Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühles.

Aber der Himmel trübte ſich bald. Um den Vortheil der Herrſchaft
Stritt ein verderbtes Geſchlecht, unwürdig, das Gute zu ſchaffen.
Sie ermordeten ſich, und unterdrückten die neuen
Nachbarn und Brüder, und ſandten die eigennützige Menge.
Und es praßten bei uns die Obern, und raubten im Großen,
Und es raubten und praßten bis zu dem Kleinſten die Kleinen;
Jeder ſchien nur beſorgt, es bleibe was übrig für morgen.
Allzu groß war die Noth, und täglich wuchs die Bedrückung;
Niemand vernahm das Geſchrei, ſie waren die Herren des Tages.
Da fiel Kummer und Wuth auch ſelbſt ein gelaſſ'nes Gemüth an;
Jeder ſann nur und ſchwur, die Beleidigung alle zu rächen,
Und den bittern Verluſt der doppelt betrogenen Hoffnung.
Und es wendete ſich das Glück auf die Seite der Deutſchen,
Und der Franke floh mit eiligen Märſchen zurücke.
Ach, da fühlten wir erſt das traurige Schickſal des Krieges.

Denn der Sieger iſt groß und gut; zum wenigſten ſcheint es's
Und er ſchonet den Mann, den beſiegten, als wär er der ſeine,
Wenn er ihm täglich nützt und mit den Gütern ihm dienet.
Aber der Flüchtling kennt kein Geſetz; denn er wehrt nur den Tod ab,
Und verzehret nur ſchnell und ohne Rückſicht die Güter.
Dann iſt ſein Gemüth auch erhitzt, und es kehrt die Verzweiflung
Aus dem Herzen hervor das frevelhafte Beginnen.
Nichts iſt heilig ihm mehr; er raubt es. Die wilde Begierde
Dringt mit Gewalt auf das Weib, und macht die Luft zum Entſetzen.
Ueberall ſieht er den Tod, und genießt die letzten Minuten,
Grauſam, freut ſich des Bluts und freut ſich des heulenden Jammers.
Grimmig erhob ſich darauf in unſern Männern die Wuth nun,
Das Verlorne zu rächen, und zu vertheid'gen die Reſte.
Alles ergriff die Waffen, gelockt von der Eile des Flüchtlings,
Und vom blaſſen Geſicht und ſcheu unſicheren Blicke.
Raſtlos nun erklang das Getön der ſtürmenden Glocke,
Und die künft'ge Gefahr hielt nicht die grimmige Wuth auf.
Schnell verwandelte ſich des Feldbaus friedliche Rüſtung
Nun in Wehre; da troff von Blute Gabel und Senſe.
Ohne Begnadigung fiel der Feind und ohne Verſchonung;
Ueberall raſ'te die Wuth und die feige, tückiſche Schwäche.
Möcht' ich den Menſchen doch nie in dieſer ſchnöden Verirrung
Wiederſehn! Das wüthende Thier iſt ein beſſerer Anblick
Sprech' er doch nie von Freiheit, als könnt' er ſich ſelber regieren!
Losgebunden erſcheint, ſo bald die Schranken hinweg ſind,
Alles Böſe, das tief das Geſetz in die Winkel zurück trieb.

Endlich liegt in den Worten Hermanns, die er nach der Verlobung ſpricht, die Aufgabe des deutſchen Volkes in dieſer Zeit:

Aber der Bräutigam ſprach mit edler, männlicher Rührung:
"Deſto feſter ſei, bei der allgemeinen Erſchütt'rung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Feſt uns halten und feſt der ſchönen Güter Beſitzthum,
Denn der Menſch, der zur ſchwankenden Zeit, auch ſchwankend geſinnt iſt,
Der vermehret das Uebel, und breitet es weiter und weiter;
Aber wer feſt auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt ſich.
Nicht dem Deutſchen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzueilen, und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies iſt unſer. So laß uns ſagen und ſo es behaupten!
Denn es werden noch ſtets die entſchloſſenen Völker geprieſen,
Die für Gott und Geſetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zuſammen ſtehend erlagen.
Du biſt mein, und nun iſt das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und ſorgend genießen,

Sondern mit Muth und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen,
Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden Eltern.
O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
Und gedächte jeder, wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns Alle des Friedens.

Warum ist aber die Macht nicht aufgestanden gegen die Macht, als darauf die Feinde über ganz Deutschland kamen? warum ist dieses Nationalgedicht nicht in Kirchen und Schulen, wie früher die Messiade angeführt und gelesen worden, nicht statt Menschenhaß und Reue und Indianer in England auf der Bühne von den Deklamatoren und Schauspielern mit allem Aufwande der Beredtsamkeit vorgetragen worden. Im Jahr 1796 war es noch Zeit die Jugend zu kräftigen, die dann zehn Jahre später siegreicher gekämpft hätte.

Wahr ist es indessen, daß zu wünschen gewesen wäre, Göthe hätte zu den alten Nationalgedichten der Deutschen zurückkehren mögen; allein die Nibelungen und Gudrun waren damals zu wenig eingeführt, und Göthe sagte wohl selbst als Greis, da sich die Romantiker mit dergleichen Nachbildungen hervor thun wollten: „wäre ich nur jung, ich wollte diesen Leuten zeigen wie sie es anfangen müssen, die alten Schätze der Nation zuzuleiten."

Wie Göthe dann in den nächstfolgenden Jahren im Epischen fortstrebte beurkunden seine Romanzen und Balladen aus dieser Zeit; ja auf seiner zweiten Reise in die Schweiz 1797 faßte er auf Ort und Stelle, wo Wilhelm Tell an's Ufer sprang, die Idee, über diesen gefeierten Schweizer-Helden ein Epos zu schaffen. Leider ist es nicht geschehen, und das auch zwei Jahre später entworfene Epos: die Achilleis ist nur Bruchstück geblieben. Desto fruchtbarer war er als Lyriker, die anmuthigsten Lieder spendete er in dieser Zeit, und vor allem beschäftigte ihn das Theater, welches eben jetzt durch die Mitwirkung der beiden Meister in Weimar in höchster Blüthe stand. Leider neigte sich der Tag des jugendlichen Schaffens für Göthe allmälig, es wollte sich Nichts gestalten, nur an seinem Faust arbeitete er von Zeit zu Zeit fort, um aus den Bruchstücken ein Ganzes ein bühnengerechtes Schauspiel zu ma-

chen, was ihm aber erſt 1806 gelang. Doch was unter allen Schriften, welche Göthe und Schiller gemeinſchaftlich herausgaben, die gewaltigſte Wirkung auf die geſammte deutſche Literatur ausübte, waren die Xenien*) oder Sinngedichte, wozu Göthe, der ſchon dergleichen früher mitgetheilt hatte (die venetianiſchen Epigramme) den Vorſchlag machte. Sie ſollten auf die deutſchen Zeitſchriften, welche das Publikum beherrſchten und das alte Mittelmäßige mit lautem Lobe, das neue Gute nur lau ja mißgünſtig aufnahmen, gerichtet ſein. Schiller bot hiezu mit gewohntem Eifer die Hand, weil es für ihn etwas Reizendes hatte, mit Göthe ein Ganzes in Gemeinſchaft auszuführen. In kurzer Zeit war eine große Anzahl (mehr als 400) ſolcher Epigramme fertig und ſie erſchienen im Muſenalmanach 1797, den Schiller neben den Horen herauszugeben anfing, um die poetiſchen Arbeiten, die in großer Menge eingeſandt wurden, von den proſaiſchen in den Horen abzuſondern. Waren dieſe Xenien auch bloß mit G. und S. bezeichnet, ſo laſſen ſich doch die Verfaſſer der einzelnen Stücke leicht daran erkennen, daß die Schilleriſchen ſchlagender und ſchärfer waren als die Göthiſchen. Da bekam denn zuerſt die gemeine Menge, ohne Sinn für Kunſt und Poeſie, ihren Theil.

An die Muſe.

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht; aber mir grauet
Seh ich, was ohne dich Hundert und Tauſende ſind.

Das Mittel.

Willſt du in Deutſchland wirken als Autor, ſo triff ſie nur tüchtig,
Denn zum Beſchauen des Werks finden ſich wenige nur.

Die Unberufenen.

Tadeln iſt leicht, erſchaffen ſo ſchwer; ihr Tadler des Schwachen,
Habt ihr das Treffliche denn auch zu belohnen ein Herz?

*) Xenien nannte man bei den alten Griechen Geſchenke, die man den geladenen Gäſten zu geben pflegte; der römiſche Epigrammatiker Martial gab einen Theil ſeiner Sinngedichte unter der Ueberſchrift Xenien heraus, weil jedes derſelben mit dem Namen eines zu einem Gaſtmahl gehörigen Gegenſtandes bezeichnet war.

Die Belohnung.

Was belohnet den Meiſter? der zart antwortende Nachklang,
Und der reine Reflex aus der begegnenden Bruſt.

Das gewöhnliche Schickſal.

Haſt du an liebender Bruſt das Kind der Empfindung gepfleget,
Einen Wechſelbalg nur gibt dir der Leſer zurück.

Der Weg zum Ruhme.

Glücklich nenn' ich den Autor, der in der Höhe den Beifall
Findet, der Deutſche muß nieder ſich bücken dazu.

Bedeutung.

„Was bedeutet dein Werk?" ſo fragt ihr den Bildner des Schönen,
Frager, ihr habt nur die Magd, niemals die Göttin geſehn.

Dann geht es über die Ueberzüchtigen los, die in der Poeſie nichts als Moral ſuchen und haben wollen.

An die Moraliſten.

Lehret! Das ziemet euch wohl, auch wir verehren die Sitte,
Aber die Muſe läßt ſich nicht gebieten von euch.
Nicht von dem Architekt erwart' ich melodiſche Weiſen,
Und, Moraliſt, von dir nicht zu dem Epos den Plan.
Vielfach ſind die Kräfte des Menſchen, o daß ſich doch jede
Selbſt beherrſche, ſich ſelbſt bilde zum Herrlichſten aus.

Meine Antipathie.

Herzlich iſt mir das Laſter zuwider und doppelt zuwider
Iſt mir's, weil es ſo viel ſchwatzen von Tugend gemacht.
„Wie, du haſſeſt die Tugend? — Ich wollte wir übten ſie alle,
Und ſo ſpräche, wills Gott, ferner kein Menſch mehr davon.

Aber auch die Schulphiloſophen werden nicht verſchont.

Die Syſteme.

Prächtig habt ihr gebaut. Du lieber Himmel! Wie treibt man,
Nun er ſo königlich erſt wohnet, den Irrthum heraus!

Der Philoſoph und der Schwärmer.

Jener ſteht auf der Erde, doch ſchauet das Auge zum Himmel,
Dieſer die Augen im Koth, recket die Beine hinauf.

Am ſchlechteſten kommen die mittelmäßigen Dichterlinge davon, da heißt es unter Andern:

Dilettant.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubſt du ſchon Dichter zu ſein?

Der erhabene Stil.

Deine Muſe beſingt wie Gott ſich der Menſchen erbarmte,
Aber iſt das Poeſie, daß er erbärmlich ſie fand?

Der Schulmeiſter zu Breslau. (Manſo.)

In langweiligen Verſen und abgeſchmackten Gedanken
Lehrt ein Praeceptor uns hier, wie man gefällt und verführt.

Amor als Schulcollege.

Was das Entſetzlichſte ſei von allen entſetzlichen Dingen?
Ein Pedant den es jückt locker und loſe zu ſein.

Reichsanzeige.

Edles Organ, durch welches das deutſche Reich mit ſich ſelbſt ſpricht,
Geiſtreich wie es hinein ſchallet, ſo ſchallt es heraus.

Deutſche Bibliothek.

Zehnmal geleſne Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere,
Auf zerriebenem Blei ſtumpfer und bleierner Witz.

Borussias. (von Jenisch.)

Sieben Jahre nur währte der Krieg von welchem du ſingeſt?
Sieben Jahrhunderte, Freund, währt mir dein Heldengedicht.

Schink's Faust.

Faust hat sich leider schon oft in Deutschland dem Teufel ergeben,
Doch so prosaisch noch nie schloß er den schrecklichen Bund.

Böse Zeiten.

Philosophen verderben die Sprache, Poeten die Logik.
Und mit dem Menschenverstand kommt man durchs Leben nicht mehr.

Nikolai.

Nikolai reiset noch immer, noch lang wird er reisen,
Aber in's Land der Vernunft findet er nimmer den Weg.

Die herbste Satyre traf aber Kotzebue und die übrigen Bühnendichter, die mit ihren Rührspielen aus dem gemeinen Leben alle Poesie von der Bühne verdrängten: die bezüglichen Xenien hat Schiller in seinem Gedichte Shakespeares Schatten in ein Ganzes verbunden: Auch die Frömmler und philantropischen Pädagogen wurden betheiligt und die ganze Dramen- und Kinderliteratur wurde preisgegeben. Der Aufruhr, den sie verursachten, war ungeheuer; Nikolai nannte den Musenalmanach einen Furienalmanach und erklärte die Herausgeber öffentlich für ehrlos und die Theologen sprachen den Bann aus über die Unchristen, die ein Epigramm wie folgendes schreiben konnten.

Die Theophagen.

Diesen ist alles Genuß. Sie essen Ideen und bringen
In das Himmelreich selbst Messer und Gabel hinauf.

Wäre den Angegriffenen Göthe nicht zu hoch gestanden, so drohte ihm das Schicksal Liscows und man sahe wiederum, welch ein unversöhnliches Geschlecht die Schriftgelehrten seien; wie viel ärger und herber wurden Kaiser Joseph und König Friedrich der Große mitgenommen, ungestraft blieben die Verfasser der zahllosen Schmähschriften, gegen welche die Xenien immer noch

höchſt manierliche Witzſpiele ſind, ſo daß man behaupten kann unſere Meiſter hätten die Lehrlinge und Pfuſcher mit goldenen Ruthen geſtrichen. Göthe beluſtigte ſich an dem Grimme der Gezüchtigten, „die er einmal recht aus dem Fundamente geärgert habe“ und hatte die Freude zu erleben, wie bald darauf von der jungen Schule fortgeführt wurde, was er begonnen hat. Allein er wünſchte nun durch neue und vorzügliche Werke den ſchlimmen Eindruck aufzuheben, „denn,“ wie er ſagte, „nach dieſem tollen Wageſtück müſſen wir uns blos würdiger und großer Kunſtwerke befleißigen und unſere poetiſche Natur zur Beſchämung aller Gegner in die Geſtalten des Edlen und Guten verwandeln. Von ſeinen Leiſtungen in den Jahren 96, 97 und 98 iſt bereits geſprochen worden, was Schiller in dieſen Jahren brachte, wollen wir nun anführen. Vor allem waren es lyriſche und epiſche Gedichte oder ſogenannte Romanzen und Balladen, welche ſeine fruchtbare Muſe ſpendete und „goldene Heſperiden-Aepfel aus der ſchönen Griechenwelt: die Klage der Ceres, Dithyrambe, die Sänger der Vorwelt, ja ſelbſt die Theilung der Erde könnte hieher gezählt werden. Ueberall die Klage, die elegiſche Wehmuth über die Verachtung der Poeſie, über die Menge, die kein Ohr hat zu hören ihre Sänger. Doch auch das Hochgefühl des Dichters, der im Olympus neben Zeus ſelber wohnt, weil ihm die Erde keinen Raum will gönnen. Eins ſeiner ſchönſten Gedichte iſt das Mädchen aus der Fremde, wo in einer anmuthigen Allegorie die Poeſie und ihre Wirkungen auf das menſchliche Gemüth geſchildert werden.

In einem Thal bei armen Hirten
Erſchien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die erſten Lerchen ſchwirrten,
Ein Mädchen ſchön und wunderbar.

So erſcheint die Poeſie den Menſchen, allein woher ſie komme und wohin ſie gehe? iſt unbekannt, geheimnißvoll ihr Urſprung, wie alles Göttliche.

Sie war nicht in dem Thal geboren
Man wußte nicht, woher ſie kam,
Doch ſchnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abſchied nahm.

Aber ſie beglückt die Menſchen ſo lang ſie unter ihnen weilt.

Beſeligend war ihre Nähe
Und alle Herzen wurden weit,
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

So herablaſſend mild und freundlich ſie unter die Menſchen tritt, wird ſie doch ſelbſt nie gemein unter den Gemeinen, duldet nicht gemeines Spiel, nicht unheilige Vertraulichkeit. Mannigfaltig ſind ihre Gaben, wie die Natur ſie reicht, doch ihre Blumen, ihre Früchte ſind aus andern Regionen, wohin nur die Phantaſie mit ihren ſeligen Träumen und Ideen reicht.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.

Und theilet Jedem eine Gabe,
Dem Früchte, Jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein Jeder ging beſchenkt nach Haus.

Niemand wird von ihr übergangen, Jedem theilt die Poeſie ihre Gaben mit, wie das ein neuerer Dichter Rückert in einem Sonett weiter ausmalt; doch am beſten werden Liebende von ihr bedacht, weil dieſe Empfindung, wenn ſie wahr und innig iſt, der Poeſie am nächſten kommt, wie im Mittelalter Liebe und Poeſie im Schweſterbunde neben einander wandelten.

Willkommen waren alle Gäſte
Doch nahte ſich ein liebend Paar,
Dem reichte ſie der Gaben beſte,
Der Blumen allerſchönſte dar.

Wer erblickt nicht in dieſem Gedichte eine Annäherung der Schilleriſchen Muſe an die Göthiſche, dieſelbe griechiſche Einfalt, dieſelbe harmoniſche Ruhe und leichte Grazie, ohne alle Rhetorik, deren Schiller nur in wenigen Gedichten ſich entledigen kann. Hier folgt auch des Vergleichs halber das eben erwähnte Sonett.

Frühling und Dichter.

Der Frühling übt ein fröhliches Verſchwenden,
Erſetzend Blumen, die ihm geſtern ſtarben,
Mit neuen heute, bis mit ſeinen Garben
Der Sommer wird das Blüthenleben enden.

Indeß ich Sorg' und Mühe muß verwenden,
Auch Blumen, die am Herzen tragen Narben,
Doch ausgeſtattet ſind mit beſſern Farben,
Aus tiefer Bruſt der Sonne zuzuwenden.

Mein Treiben und des Frühlings iſt das gleiche;
Nur daß der Frühling nicht die Kunſt gefunden,
Mit Leben die Geſtorbnen zu begaben:

So daß, wenn unſre Blüthenzeit verſchwunden,
Ich Armer mehr, als er, der überreiche,
Von Blumen mehr, als er, werd' überhalten haben.

Als darauf die wieder begonnenen Ausgrabungen von Pompeji und Herkulanum in freudiges Erſtaunen ſetzten, ſchrieb er ſein wahrhaft antikes Gedicht »Pompeji und Herkulanum. Außer dem ſtrebte er auch wie Göthe in den höchſten Gattungen der Poeſie, im Epiſchen und Dramatiſchen etwas zu leiſten. Zu Erſterm ſollte nur gleichſam die Vorarbeit, Romanzen und Balladen bilden. So entſtanden der Ritter Toggenburg, die Kraniche des Ibykus, der Gang nach dem Eiſenhammer, der Taucher, der Handſchuh, der Ring des Polykrates, die Bürgſchaft, der Kampf mit dem

Drachen. Sind auch dieſe Dichtungen in dem Sinne der neuern Aeſthetik mehr poetiſche Erzählungen, als Romanzen oder Balladen, ſo ſind es doch poetiſche Erzählungen im edelſten Sinne, nicht wie jene von Pfeffel, Heinrich Nikolai u. a. die ſich auch dieſes Beiwort zueignen. In Schillers Balladen iſt die ganze Pracht und Schönheit der deutſchen Sprache ausgebreitet und die ganze Darſtellung weiſt auf ein dramatiſches Talent, wie es kein deutſcher Dichter beſaß, daß er weniger zum Epiker als zum Dramatiker geſchaffen ſei, mußte er denn auch fühlen, weßhalb er ſich wieder mit aller Kraft dem Theater zuwandte. Da war es nun Wallenſtein, ein Stoff mit dem er ſich ſchon lange herumtrug, den er endlich zu ſchreiben anfing, und da ihm das Werk unter den Händen wuchs, erſt in drei Jahren vollendete. Mit Bewunderung ſehen wir hier den Dichter die Manier ſeiner Jugend aufgeben und die Regeln der Kunſt, die er in ſeinen äſthetiſchen Schriften ſelbſt aufgeſtellt, ſo viel ſein freier Genius es erlaubte, gewiſſenhaft befolgen. Er hätte lieber können Guſtav Adolph zum Helden ſeines Trauerſpiels machen, aber er fürchtete von ſeiner Begeiſterung für den Helden hingeriſſen in ſeinen alten Fehler des Idealiſiren's zu verfallen. Darum wählte er Wallenſtein, deſſen hiſtoriſcher Charakter eben ſo real, als Bonaparte's war, der eben damals durch ſeine Thaten Europa ſtaunen machte, durch die Bearbeitung eines ſo unpoetiſchen Stoffes hoffte er alſo ſeiner Poeſie das rechte Maß zu geben und des Excentriſchen los zu werden. Wie herrlich ihm dies gelungen, und wie er doch aus ſolchem Stoffe ein ſolches Meiſterſtück geſchaffen habe, hat am richtigſten und treffendſten Süvern dargethan, indem er es den griechiſchen Tragödien an die Seite ſtellt, ſo daß wir nur ihm folgen dürfen wenn wir in engſter Beſchränkung über dieſes Buch ein allgemeines Urtheil ausſprechen ſollen. Wie in der griechiſchen Tragödie wird nämlich auch in Wallenſtein eine große ungeheuere That, durch die Verkettungen des Schickſals herbeigeführt, deſſen Zorn der Held ſelbſt aufforderte, nicht durch ein niedriges, ſchlechtes Herz, ſondern durch ein Uebermaß der Kraft und das Zuſammengreifen der Umſtände zu einer Handlung gedrängt, welche ſein ganzes Haus und alle, die an ihn gebunden ſind, Schuldige und Unſchuldige in ihre

Folgen verſtrickt. An Selbſtändigkeit gleicht er der alten, an weit um ſich greifender ſchauderhafter Wirkung der ſhakespeariſchen Tragödie. Bei dem Geiſte muß das Drama gefaßt werden, der von Wallenſtein ausgeht, einem Helden, in welchem der Urgeiſt in mächtigem Leben aufſtrebt der eine Welt im Buſen trägt und ein Gefühl unerſchwinglicher Kraft. Selbſt über der irdiſchen Gemeinheit erhaben, wie die Sterne über der Erde, knüpft er dieſe Kraft, die er in ſeiner Bruſt greift, an jene himmliſchen Gewalten, und bannt das ihm Eigenſte, an das Fremde, deſſen Allmacht der Glaube der Zeit geheiligt hatte. Wer das in ihm Aberglauben nennt, der hat kein Organ für den großen Weldſinn, welcher in dem Helden liegt. Es gibt ſogenannten Aberglauben, deſſen nicht jeder fähig iſt. Er entſpringt aus dem zarteſten kindlichen oder dem glühenden mächtigen Geiſte; die Religion wird bildend, und ein Herz voll warmen Lebens webt ſich ſelbſt aus ſich hinaus, vergöttert ſich in der Natur rund um ſich her, und glaubt in lieblicher Täuſchung, es ſtröme der Quell ihm von freundlichen Mächten zu, der in ſeinen eignen innerſten Adern entſpringt. Aus dieſem lebendigen Glauben entſtanden zuerſt die Gottheiten aller Religionen. Ein Dichter war es, der zuerſt in dem ſchattigen Baume, in der rieſelnden Quelle ein lebendiges Weſen erblickte; ein Dichter der Weiſe, der der Vollkommenheit Urbild mit einem Lichte umwob, dazu kein Menſch kommen kann. In dem gefeſſelten Sinne, im todten Herzen der Menge, die mit hohlen Formeln ſpielt, entſtand erſt der Aberglaube. Wer die religiöſen Dichtungen würdig verſtehen will, muß ſelbſt der Religion fähig, ſein Herz erwärmt, ſein innerer Menſch erſchaffen ſein. Darum nimmt den Herzog auch treu die reine Seele, der Max Pikkolomini, welcher durch Liebe erweckt, durch Liebe zur Andacht, zum Glauben an Götter belebt iſt:

Der Geiſt iſt nicht zu faſſen, wie ein andrer!
Wie er ſein Schickſal an die Sterne knüpft,
So gleicht er ihnen auch in wunderbarer,
Geheimer, ewig unbegriffner Bahn.

Und daß Illo und ſeines Gleichen dieſen Glauben ſchmächen, daß ſie täuſchend ſprechen:

In deiner Bruſt ſind deines Schickſals Sterne!

das iſt wahrlich nicht die Frucht eines erhellten Geiſtes, vielmehr eines noch völlig blinden, der Niedrigkeit worin ſie ſich herumtreiben. Wallenſtein erklärt ihm dies herrlich in ſeiner Sprache:

Du red'ſt wie du's verſtehſt! wie oft und vielmals
Erklärt' ich dir's! — dir ſtieg der Jupiter
Hinab bei der Geburt, der helle Gott,
Du kannſt in die Geheimniſſe nicht ſchauen.
Nur in der Erde magſt du finſter wühlen
Blind wie der Unterirdiſche, der mit dem bleichen
Bleifarbnen Schein ins Leben dir geleuchtet.
Das Irdiſche, Gemeine magſt du ſehn,
Das Nächſte mit dem Nächſten klug verknüpfen,
Darin vertrau' ich dir und glaube dir!
Doch was geheimnißvoll bedeutend webt
Und bildet im Abyſſus der Natur,
Die Geiſterleiter, die aus dieſer Welt des Staubes
Bis in die Sternenwelt mit tauſend Sproſſen
Hinauf ſich baut, an der die himmliſchen
Gewalten wirkend auf und nieder wandeln —
Die Kreiſe in den Kreiſen, die ſich eng
Und enger ziehn um die central'ſche Sonne,
Die zieht das Auge nur, der entſiegelte Blick
Der hellgebornen heitern Joviskinder.

Eines ſolchen Geiſtes Element iſt Schaffen und Wirken, Ruhe tödtet ihn; und weit entfernt, im gegenwärtigen Kreiſe ſich zu beſchränken, weckt jeder erreichte Zweck noch mehr ſeine Kraft, hebt ihn zu einem höhern Ziele.

Nicht Hochmuth, nicht kleinliche Meuterei gegen ſeinen Kaiſer iſt die erſte Triebfeder von Wallenſteins Unternehmen; es war ihm anfangs gar nicht Ernſt es dahin zu treiben wohin es nachher gedieh: allein das Uebermaß ſeiner Kraft verleitet ihn Alles zu verachten, was ſich ſeinem Willen entgegenſtellte und ſo tritt er aus ſeinem eignen Ich heraus, verliert ſeine geiſtige Freiheit, und ge-

räth in die Gewalt des Schickſals. So ſieht er nicht wie ſein Freund Octavio zu ſeinen Feinden übergeht, und wie Alles ſich zu ſeinem Sturze vorbereitet; und wie ihm endlich die Augen geöffnet werden, iſt es zu ſpät, er verſtrickt ſich immer mehr in den ausgeworfenen Netzen, bis der furchtbare Buttler, vor dem ihm lange ſchon graute, mit den Söldnern eintritt, dem großen Feldherrn den Todesſtreich zu geben. Als nun das Entſetzliche geſchehen, da ruft der redliche Gordon aus:

O Schad' um ſolchen Mann! Denn keiner möchte
Da feſte ſtehn, mein ich, wo er fiel.
Wir in des Looſes Mittelmäßigkeit
Erfuhren nie, noch können wir ermeſſen
Was ſich auf ſolcher Höhe der Gefahr
In ſolches Mannes Herzen mag erzeugen!

Doch wie meiſterhaft iſt dieſe furchtbare Cataſtrophe vorbereitet, wie ſpricht ſich die Ahnung derſelben bei Wallenſtein ſelbſt, und bei ſeiner Tochter aus! Letztere ſpricht während des Mahles, bei dem die Generale verſammelt ſind

Es geht ein finſtrer Geiſt durch unſer Haus,
Und ſchleunig will das Schickſal mit uns enden.
Aus ſtiller Freiſtatt treibt es mich hinaus,
Ein heftig Wollen muß die Seele blenden.
Es lockt mich durch die himmliſche Geſtalt,
Ich ſeh ſie nah, ich ſeh ſie näher ſchweben,
Es zieht mich an mit göttlicher Gewalt,
Ich möchte gern, und kann nicht widerſtreben! —
O wenn ein Haus in Feuer ſoll vergehn,
Dann treibt der Himmel ſein Gewölk zuſammen,
Es fährt der Blitz herab aus heiter'n Höh'n,
Aus unterird'ſchen Klüften brechen Flammen,
Wild jauchzend ſchleudert ſelbſt der Gott der Freude
Den Pechkranz in das brennende Gebäude.

Und das iſt eben, was zum erhabenſten Pathos die lieblichſte Grazie in dieſem Drama hinzufügt, daß mit Wallenſtein manches ſchuldloſe Haupt, manche reine Seele, welche durch heilige Bande des Bluts und der Liebe mit ihm vereint iſt, fallen ſollen. Alles,

was ihn berührt, ſoll auch mit ihm in ein unglückſeliges Verhältniß fallen. Nicht bloß das Heer ſoll zerſtieben, welches er ſchaffend hervorgezaubert und in welchem er gleich einem Gotte waltete; auch was in des Hauſes ſtillem Frieden ſich an ihn ſchmiegte, iſt dem Untergange geweiht.

Denn dieſer Königliche, wenn er fällt,
Wird eine Welt im Sturze mit ſich reißen.
Und wie ein Schiff, das mitten auf dem Weltmeer
In Brand geräth, mit einem Mal' und berſtend
Auffliegt, und alle Mannſchaft, die es trug,
Ausſchüttet plötzlich zwiſchen Meer und Himmel,
Wird er uns alle, die wir an ſein Glück
Befeſtigt ſind, in ſeinen Fall hinabziehn.

Wallenſtein iſt der Geiſt, Max Pikkolomini und Thekla ſind das Herz des Stücks, und des Geiſtes übergroße Kraft richtet das Herz zu Grunde. Die reine lautere Menſchheit durch Liebe zum vollen Gefühle erwärmt, iſt in ihnen dargeſtellt in ihrer ſchönen Eintracht, noch nicht aus ihrem unſchuldigen Schlummer geriſſen. Er, in der Mannheit ungeſchwächter Blüte, kannte ſchon lange die Oberfläche der Welt, hatte auf ihrem Schauplatze ſchon oft die rege Kraft verſucht, und in kühnen Thaten des Herzens heißen Drang gekühlt. Wohl bildete ſich um ihn manches edle Verhältniß der Freundſchaft, und die zarte Sitte, der höhern Abkunft Zeichen, goß ſich aus auf Alles was ihn berührte. Sein Corps iſt Muſter des Anſtandes und der Geſetztheit; des Bluts Verbindung mit ſeinem Vater hat ihren Dienſt gethan, und iſt in einem edleren freierem Verein der Menſchlichkeit verwandelt; und ahnend in Wallenſtein die Reife des Keims, der jetzt in ihm erwachte, ſchloß er ſich feſt an' ihn, und ſtrebte dem hohen Stamme nach. Und doch war alles ihm noch bedeutungslos, die Welt noch leer, ihr innerer Kern noch nicht entbunden, aus welchem alles Leben quillt, das ſtille Geheimniß ſeines Herzens hatte er noch nicht geſchaut.

Thekla erblickte er, fand ſich ſelbſt im Spiegel ihrer Seele, und plötzlich entzündet ſich der helle Funke, der die Welt ihm aufthut. Alles andre iſt jetzt ihm todt, zärtlich weilt er nun in ſich ſelbſt und ſeinem neuen Daſein und dem, was ihm das Leben gab.

Süße Begeiſterung erfüllt ihn ganz; mitten im Kriege, worin er aufwuchs, fand er das Bild der Ruhe und des Friedens, die Sterne Wallenſteins werden auch ihm bedeutend, und im tiefſten Gefühle des Heiligſten ruht ſeine Liebe endlich in Andacht und Religion. Des Treibens um ſich überdrüſſig, ſucht er eine Freiſtätte für ſein Herz; in einer Kirche ſah er ein Muttergottes-Bild

und jetzt auf einmal
Ward ihm die Andacht klar ſo wie die Liebe!

Thekla hingegen, fern vom Geräuſch der Welt im Schooße des ſtillen Kloſters auferzogen wie im Schutze der jungfräulichen Unſchuld, entfaltet, wie die zarte Knoſpe, wenn der Thau des Himmels ſie berührt, bei des Geliebten Anblick die junge Blüte und lacht in freudigem Erſtaunen dem neuen heitern Licht entgegen.

Sein Geſchenk allein
Iſt dieſes neue Leben, das ich lebe;
Er hat ein Recht an ſein Geſchöpf.
Was war ich
Eh' ſeine ſchöne Liebe mich beſeelte?

Max ward durch die Liebe ſtiller, inniger; ſchon umgeben mit mancherlei ſchönen Werken, findet er erſt jetzt den innern Reichthum, und die leiſe Muſik der Seele wird ihm vernehmbar. Thekla umarmet wonnevoll, was ihr im Vorgefühl nur da war, ſie fühlt mit vorhin unbekannter Freude, wie die neue Welt ſich ihr eröffnet und webet leichter in der freien Schöpfung. So lyriſch und warm, ſo voll ſeligen Friedens ſchweben die beiden in die Unruhe und gährende Bewegung der Welt hinein, daß man in die Geſänge des alten Chores verſetzt wird. Wenig von der Menſchen Thun und Treiben verſtehn ſie, nichts eignen ſie ſich zu, als ihre Liebe, und fremd in dieſer allgemeinen Verwirrung entfliehn ſie endlich der Erde."

Es iſt Schiller durch ſeinen Wallenſtein der Schöpfer des neuen deutſchen Trauerſpiels geworden, wenn wir von der Wirkung desſelben auf das Volks- und Zeitgemäße ſchließen wollen. Ob es für unſere Zeit, und unſere Nation nicht vortheilhafter wäre ohne

Einmengung des furchtbaren Schickſals, wie im altdeutſchen Götz von Berlichingen, oder in der griechiſchen Iphigenie mit verſöhnender und ausgleichender Cataſtrophe zu ſchließen, iſt eine Frage; gewiß iſt es, daß die neueſten Tragiker, die auf dem Wege Schillers fortgeſchritten ſind, das deutſche Theater nicht gefördert haben, weil ſie eben das Fatum nicht in ſeiner poetiſchen Gewalt aufzuſtellen wußten. Auch dadurch, daß im Wallenſtein mehr Rede als Handlung iſt, hat Schiller ein böſes Beiſpiel gegeben, denn wir ſtehen viel aus von den hohlen Deklamationen, und langen Reden, die in den neueſten Trauerſpielen ſtatt finden. Doch benimmt dieſer Erfolg dem großen Dichter Nichts von ſeinem Ruhme und einem ſolchen Genius muß man geſtatten in der Weiſe zu gebaren, welche die ſeinige iſt. — Zu dieſen Eigenheiten gehört auch, daß Schiller die Soldatenſcenen, gleichſam den Chor, von der Tragödie trennte, um nicht den idealen Ernſt des Ganzen durch die reale Einmengung der gemeinen Wirklichkeit zu ſtören. So entſtand das Vorſpiel: Wallenſteins Lager, welches ſchon 1798 fertig war und zur Eröffnung des neuen Weimarer Theater's aufgeführt wurde. Mit ungemeiner Liebe beſtrebten ſich die Schauſpieler dieſes herrliche Volksſchauſpiel aufs Beſte darzuſtellen, Göthe und Schiller leiteten die Proben, die Erwartung des Publikums, nach zehn Jahren wieder einmal Etwas von dem Liebling der Nation zu ſehen, war außerordentlich, der Beifall, das Entzücken bei der Aufführung brachte in die kalten nordiſchen Gemüther ein Feuer der Begeiſterung, wie man es nur in Italien und Frankreich bisher kannte. Noch in demſelben Jahre folgte Pikkolomini, der erſte Theil der Tragödie, denn wie geſagt, das Werk wuchs ihm unter den Händen und er mußte es außer dem Vorſpiele noch in zwei, noch immer zu lange Theile, fällen. Hätte er doch gleich Shakespeare und Göthe die Volks- (hier Soldatenſcenen) im Stücke ſelbſt gelaſſen, das gäbe dem Ganzen mehr Leben und hätte den Dichter etwa gemahnt ſich in ſeinen langen Reden ſoldatiſcher und kürzer zu faſſen. Auch der zweite Theil der eigentliche Wallenſtein oder Wallenſteins Tod kam im Jahre 1798 zur Aufführung und übertraf wie die vorhergehenden alle Erwartung. Nur Schiller ſelbſt genügte ſich nicht, allein deſto eifriger warf er ſich

nun ganz auf die dramatiſche Poeſie. Schon 1799 war ein neues Trauerſpiel Maria Stuart fertig, und Weimar, ja bald alle Bühnen Deutſchlands waren beſchäftigt, dieſes neue Meiſterſtück würdig vorzuſtellen. Um ganz dem Theater zu leben, zog ſich Schiller nun von allen andern Arbeiten zurück; ſchloß auch mit dem letzten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts die Horen, legte die Profeſſur in Jena nieder und ſiedelte endlich gar nach Weimar über. Ehe wir aber von dieſer letzten Periode ſeines Dichterlebens handeln, müſſen wir einen Blick auf die übrige Dichterwelt in Deutſchland werfen, wo indeſſen eine neue Schule ſich gebildet hatte, die das Werk der beiden Meiſter theils förderte, theils aber auch hinderte.

Die letzten Didaktiker und Lyriker der alten Schule.

Die Regeln und Geſetze des Schönen und der Poeſie waren nun gegeben und zwar von Männern gegeben, welche auch Werke nach dieſen Geſetzen ſchufen und ſelber Dichter, ja große Dichter waren. Beſtätigt war nun, was ſchon Leſſing lehrte, daß nicht Schildereien und Empfindeleien, ſondern Thaten und Handlung Gegenſtände der Poeſie ſeien. So wurde die didaktiſche Poeſie in die Rhetorik verwieſen, die lyriſche meiſt nur als Schmuck und Belebung größerer Gedichte und als unmittelbares Volkslied gewürdigt, das Epos aber und das Drama für die erſten und höchſten Gattungen gehalten. Unter dieſen beiden Gattungen entſchieden ſich die Meiſter, die Neigung der Zeit und die Verhältniſſe berückſichtigend für das Drama, weil nun das Theater der einzige Ort war, wo man durch die Poeſie auf die Maſſen wirken konnte. Außerdem war auch noch der Unterſchied der ſentimentalen und der naiven Dichtung aufgefunden und feſtgeſtellt, was um ſo leichter zu bewerkſtelligen war, da Schiller und Göthe als die Vorbilder beider Dichtungsweiſen daſtanden. Bevorzugt wurde keine von beiden, jeder ihr Recht und ihre Würde zuerkannt; das

jedoch ausgesprochen: daß die Verschmelzung des Sentimentalen mit dem Naiven die höchste Vollendung der Poesie erzeugen müsse, im Ganzen, der maßlosen Empfindelei wegen, den deutschen Dichtern das Naive empfohlen. Nicht alle Sänger dieser Zeit folgten dieser Mahnung und den bereits gewonnenen ästhetischen Ansichten, es lebte noch zu Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts außer den zahllosen Romanschreibern und Dramatikern, die schon genannt worden, ein Chor gemüthlicher Sänger, welche noch ganz in der Weise Klopstocks, Kleists und Gleims, in der alten Sentimentalität verharrten und die Menge, welche dem Fluge der Meister nicht folgen konnte, oder mit jenen alten Sängern aufgewachsen, nicht wollte, höchlich entzückte. Darunter gehören um nur die vorzüglichsten zu nennen: Tiedge, Kosegarten, Matthisson, Salis, Mahlmann, Bagesen und die Frauen Luise Brachmann, Amalie Imhof und Karoline Pichler. August Tiedge geboren 1752 in der Altmark der Freund der Frauendichterin Frau Elisa von der Recke starb in Dresden 1840. Seine didaktischen Gedichte: Urania und der Frauenspiegel und seine übrigen lyrischen Gedichte machten ihn zum Liebling seiner Zeit. Seine Sentimentalität hat ganz das bis zum Unmännlichen Weiche und Ueberzarte der Gleimischen Schule, über die ihn jedoch die vollendete Form und der Wohlklang seiner Sprache und der philosophischen Gestalt weit erheben. Sein idyllisches Gedicht: Annchen und Robert hat das meiste Leben und ist auch deßhalb in's Volk eingedrungen und das Liedchen: „Sie ging zum Sonntagstanze" ist ein Volkslied geworden.

An die nordische Klopstock Voßische Schule lehnte sich Theobul Kosegarten, geb. 1759 im Mecklenburgischen, lange Prediger auf der Insel Rügen, zuletzt Professor zu Greifswalde, wo er auch 1818 starb. Wir hören hier wieder Hymnen, Oden und Bardenlieder mit allem Schwulst und falschem Pathos der Nachahmer Klopstocks. Das Beste sind noch seine Uebersetzungen aus dem Englischen und die anmuthige ländliche Dichtung Jucunde, welche sich allerdings an die Seite der Voßischen Luise stellen darf. Ueberhaupt ist ihm poetisches Talent nicht abzusprechen und ganz darf der Dichter nicht vergessen werden, dessen Gesänge uns

ſo viele Grüße aus der romantiſchen Inſel Rügen bringen. Friedrich Matthiſſon geb. 1761 bei Magdeburg, Vorleſer und Begleiter der Fürſtin von Deſſau in die Schweiz und Italien, vom König von Würtemberg geadelt und in Stuttgart Oberbibliothekar, ſtarb 1831 mit dem Titel eines geheimen Legationsrath's zu Wörlitz. Die vollendet ſchöne Sprache und die Fülle von Bildern, die ſelten einem Dichter ſo unerſchöpflich zufließen als ihm, und der ſanfte elegiſche Ton gewannen ihm die Herzen ſeiner Zeitgenoſſen und ſelbſt der ſtrenge Schiller ließ ſich durch dieſe Vorzüge beſtechen ihn für einen ausgezeichneten Dichter zu erklären. Allein bei näherer Beleuchtung iſt es doch nur eigentlich gemachte Empfindung nicht natürliche, die aus ſeinen Gedichten ſpricht und die Zuſammenſtellung ſeiner Bilder iſt ſelten zu einem lebendigen Geſpräche verſchmolzen. Am meiſten bewunderte man ſeine Schilderungen von Naturſchönheiten und Landſchaften, doch wir haben ſchon geſehen, daß die beſchreibende Gattung mehr in das Gebiet der bildenden Kunſt, als in das der Poeſie gehöre; da die Sprache, beweglich und fortſchreitend wie ſie iſt, unmöglich ſolche Erſcheinungen feſthalten kann, die unbeweglich ſind, weßhalb auch Schlegel Matthiſſon's Gedichte lebloſe Marmorgruppen nennt. Wenn aber große Dichter Schilderungen wagen und poetiſche Gemälde entwerfen, ſo bringen ſie, was die Maler Staffage nennen, d. i. lebende Gegenſtände, beſonders Menſchen an, durch welche die lebloſe Natur in Verbindung gebracht und gleichſam mit fortbewegt werden kann. So iſt Schillers Spaziergang gedichtet; wir ſehen ihn durch die Räume die er ſchildert mit ſeinem Blicke ſchweifen, wir vernehmen welchen Eindruck der Anblick auf ihn mache und gewinnen dadurch ſchon einen Maßſtab die Größe und Schönheit des Gegenſtandes zu meſſen, und um das ganze Bild recht zu beleben, wimmelt es auf den Straßen und in den Thälern und Dörfern von Menſchen ja wir ſehen die ganze Gegend allmählig vor unſern Augen entſtehen. Eine recht gute Lehre auch für poetiſche Landſchaftsmaler gibt Göthe in ſeinem Gedichte:

Amor als Landſchaftsmaler.

Saß ich früh auf einer Felſenſpitze,
Sah mit ſtarren Augen in den Nebel,
Wie ein graugrundirtes Tuch geſpannet,
Deckt' er Alles in die Breit' und Höhe.

Stellt ein Knabe ſich mir an die Seite,
Sagte: lieber Freund, wie magſt du ſtarrend
Auf das leere Tuch gelaſſen ſchauen?
Haſt du denn zum Malen und zum Bilden
Alle Luſt auf ewig wohl verloren?

Sah ich an das Kind, und dachte heimlich:
Will das Bübchen doch den Meiſter machen!

Willſt du immer trüb und müßig bleiben,
Sprach der Knabe, kann nichts kluges werden:
Sieh', ich will dir gleich ein Bildchen malen,
Dich ein hübſches Bildchen malen lehren. —

Und er richtete den Zeigefinger,
Der ſo röthlich war wie eine Roſe,
Nach dem weiten ausgeſpannten Teppich,
Fing mit ſeinem Finger an zu zeichnen:

Oben malt er eine ſchöne Sonne
Die mir in die Augen mächtig glänzte,
Und den Saum der Wolken macht' er gülden,
Ließ die Strahlen durch die Wolken dringen;
Malte dann die zarten leichten Wipfel
Friſcherquickter Bäume, zog die Hügel,
Einen nach dem andern, frei dahinter;
Unten ließ' er's nicht an Waſſer fehlen,
Zeichnete den Fluß ſo ganz natürlich,
Daß er ſchien im Sonnenſtrahl zu glitzern,
Daß er ſchien am hohen Rand zu rauſchen.

Ach da ſtanden Blumen an dem Fluſſe,
Und da waren Farben auf der Wieſe,
Gold und Schmelz und Purpur und ein Grünes,
Alles wie Smaragd und wie Karfunkel!

Hell und rein laſirt er drauf den Himmel,
Und die blauen Berge fern und ferner,
Daß ich ganz entzückt und neugeboren
Bald den Maler, bald das Bild beſchaute.

Hab' ich doch, ſo ſagt er, dir bewieſen,
Daß ich dieſes Handwerk gut verſtehe.
Doch es iſt das Schwerſte noch zurücke.

Zeichnete darauf mit ſpitzem Finger
Und mit großer Sorgfalt an dem Wäldchen,
G'rad an's Ende, wo die Sonne kräftig
Von dem hellen Boden wiederglänzte,
Zeichnete das allerliebſte Mädchen,
Wohlgebildet, zierlich angekleidet,
Friſche Wangen unter braunen Haaren,
Und die Wangen waren von der Farbe,
Wie das Fingerchen, das ſie gebildet.

O du Knabe! rief ich, welch ein Meiſter
Hat in ſeine Schule dich genommen,
Daß du ſo geſchwind und ſo natürlich,
Alles klug beginnſt und gut vollendeſt!

Da ich noch ſo rede, ſieh, da rühret
Sich ein Windchen, und bewegt die Wipfel,
Kräuſelt alle Wellen auf dem Fluſſe,
Füllt den Schleier des vollkommnen Mädchens,
Und was mich Erſtaunten mehr erſtaunte,
Fängt das Mädchen an den Fuß zu rühren,
Geht zu kommen, nähert ſich dem Orte,
Wo ich mit dem loſen Lehrer ſitze.

Da nun Alles, Alles ſich bewegte,
Bäume, Fluß und Blumen und der Schleier,
Und der zarte Fuß der Allerſchönſten;
Glaubt ihr wohl ich ſei auf meinem Felſen,
Wie ein Felſen, ſtill und feſt geblieben? —

Ein alter Fehler, den Matthiſſon noch von den Halberſtädtern hat, zu denen er auch gehörte, denn er war Ziedge's vertrauteſter

Freund, — iſt das Lehrhafte. Man nehme nur z. B. die Elegie in den Ruinen eines alten Bergſchloſſes. Wahrhaft elegiſch und nach eben ausgeſprochenem Geſetze belebt ſind die erſten acht Strophen; allein die vier letzten, wo in zwei und dreißig Verſen nichts geſagt wird, als das alte: daß alles vergänglich ſei! wie verwiſchen ſie den guten Eindruck des Gedichts. Man leſe dagegen das

Bergſchloss von Göthe.

Da droben auf jenem Berge
Da ſteht ein altes Schloß,
Wo hinter Thoren und Thüren
Sonſt lauerten Ritter und Roß.

Verbrannt ſind Thüren und Thore
Und überall iſt es ſo ſtill;
Das alte verfallne Gemäuer
Durchklettr' ich, wie ich nur will.

Hieneben lag ein Keller,
So voll von köſtlichem Wein;
Nun ſteiget nicht mehr mit Krügen
Die Kellnerin heiter hinein.

Sie ſetzt den Gäſten im Saale
Nicht mehr die Becher umher,
Sie füllt zum heiligen Mahle
Dem Pfaffen das Fläſchchen nicht mehr.

Sie reicht dem lüſternen Knappen
Nicht mehr auf dem Gange den Trank,
Und nimmt für flüchtige Gaben
Nicht mehr den flüchtigen Dank.

Denn alle Balken und Decken,
Sie ſind ſchon lange verbrannt,
Und Trepp' und Gang und Kapelle
In Schutt und Trümmer verwandt.

Doch als mit Zither und Flaſche
Nach dieſen felſigen Höhn

Ich an dem heiterſten Tage
Mein Liebchen ſteigen geſehn;

Da drängte ſich frohes Behagen
Hervor aus verödeter Ruh,
Da ging's wie in alten Tagen
Recht feierlich wieder zu.

Als wären für ſtattliche Gäſte
Die weiteſten Räume bereit,
Als käm ein Pärchen gegangen
Aus jener tüchtigen Zeit.

Als ſtänd in ſeiner Kapelle
Der würdige Pfaffe ſchon da,
Und fragte: wollt ihr einander?
Wir aber lächelten: Ja!

Und tief bewegten Geſänge
Des Herzens innigſten Grund,
Es zeugte ſtatt der Menge
Der Echo ſchallender Mund.

Und als ſich gegen den Abend
Im Stillen alles verlor,
Da blickte die glühende Sonne
Zum ſchroffen Gipfel empor.

Und Knapp' und Kellnerin glänzen
Als Herren weit und breit;
Sie nimmt ſich zum Credenzen
Und er zum Danke ſich Zeit.

Eins der ſchönſten Gedichte von Matthiſſon iſt wohl das Elyſium, welches dadurch, daß er Pſyche, die Seele ſelbſt, in das Elyſium, einführt. Leben und Bedeutung gewinnt.

Ein Geiſtesverwandter und Freund Matthiſſons war Gaudenz von Salis, geb. 1762 zu Seewis in Graubündten, Hauptmann in der Schweizergarde zu Verſailles bis 1789, dann in ſeine

Heimath zurückgekehrt eine Zeitlang außer Dienſt, zuletzt Generalinſpektor des Militairweſens in der Schweiz, ſtarb 1834 zu Malans. Er hat mehr Innigkeit der Empfindung und weniger Gekünſteltes, als Matthiſſon, ſein: Grablied, Ermunterung, Mitleid, An die edlen Unterdrückten ſind bekannt und beliebt im deutſchen Volke und erinneren an Kleiſt und Hölty.

Jens Baggeſen, ein Däne, geb. 1764, dann Profeſſor zu Kopenhagen und Juſtizrath, zuletzt im Privatſtande abwechſelnd in Paris und Kopenhagen, auf einer Reiſe zu Hamburg geſtorben 1826. Er ging gleich Koſegarten von Klopſtock aus, von welchem er aber zu Voß, und dann zu Schiller, zuletzt erſt zu Göthe überging, dem er lange geſchworener Feind war. Seine Excentricität im Leben und in der Dichtung ließen nichts vollendetes zu Stande kommen, ſo rühmlich auch ſeine Begeiſterung für deutſche Literatur geweſen. Seine Worte: „er habe Verſe gemacht, erſtens weil der Hunger viel vermöge, zweitens weil die Liebe noch mehr vermöge und drittens, weil man nicht gerade brauche ein Dichter zu ſein, um Verſe zu machen," ſind wohl mehr ſeinem eigenen Humor anzurechnen, als ſtrenge und genau zu nehmen.

Klarer und gefälliger iſt Auguſt Mahlmann (Julius Heiter) geb. 1771 zu Leipzig, wo er zuerſt die Zeitung für die elegante Welt und dann die Leipziger politiſche Zeitung redigirte. Sein Patriotismus brachte ihn 1813 in franzöſiſche Gefangenſchaft, wofür er dann durch den Hofrathstitel und mehrere Orden entſchädigt wurde. Er ſtarb 1826. Als Verfaſſer des Herodes half er dem Kotzebueſchen Unweſen ſteuern. In ſeinen lyriſchen Gedichten iſt er innig und dabei einfach gleich Tiedge und Salis.

Luiſe Brachmann geb. 1777 zu Dresden; man könnte ſie die deutſche Sappho nennen; war ſie doch eine leidenſchaftliche Sängerin der Liebe und ſtarb auch wie jene Griechin, indem ſie in den Wellen der Saale freiwillig endete. Ihr „Schlummerlied für mein Herz" und ihre „Elwira," ihr „Columbus" und andere Romanzen ſind wahrhaft gelungen zu nennen.

Amalie von Imhof, Tochter des Majors von Imhof in Dienſten der engliſch-oſtindiſchen Compagnie, war 1776 zu Weimar

geboren und erhielt hier und auf Reisen eine so glückliche Erziehung, daß sie schon in ihrem achten Jahre französisch und englisch sprach und bald darauf durch ihre poetischen Versuche Eltern und Freunde in Erstaunen setzte. Nach ihres Vaters Tode lebte sie in Weimar, lernte Griechisch und bildete ihren Geist in den belehrenden Umgange mit Schiller, Göthe und Meyer, so daß sie von der Herzogin von Weimar zur Hofdame erhoben wurde. Unter allen ihren Gedichten, worunter auch Sagen, Legenden und größere Idyllen sind, zeichnen sich besonders das idyllische Epos: die Schwestern von Lesbos aus, welches Schiller in seinem Musen-Almanach 1800 herausgab. Im Jahr 1802 verheirathete sie sich mit dem schwedischen Obristen von Helwig, nachmaligen General-Feldzeugmeister, dem sie auch nach Stockholm folgte. Eine Uebersetzung der Frithiofssage, aus dem Schwedischen des Esaias Tegner zeigt wie sie auch dort bemüht war sich Landessprache und Nationalliteratur anzueignen; ihrer leidenden Gesundheit wegen kehrte sie aber bald nach Deutschland zurück und lebte nun abwechselnd zu Berlin und Dresden der Poesie und Malerkunst. „Unsere Freundin Amalie", schreibt Göthe im Jahr 1797, „hat sich auch in der Dichtkunst wundersam ausgebildet und sehr artige Sachen gemacht, die mit einiger Nachhilfe recht gut erscheinen werden. Man merkt ihren Produktionen sehr deutlich die soliden Einsichten in eine andere Kunst an und wenn sie in beiden fortfährt, so kann sie auf einen bedeutenden Grad gelangen." Sie starb schon 1831 zu Berlin.

Karoline Pichler geborne Greiner entwickelte im Umgange mit den geistreichsten Männern und durch fleißiges Studiren einen bei dem schönen Geschlechte seltenen wissenschaftlichen Geist aber auch zugleich ein schönes poetisches Talent. Ihr idyllisches Epos Ruth und ihr Roman Agathokles worin die Gegensätze des heidnischen und christlichen Lebens dargestellt werden, haben ihr verdiente Anerkennung verschafft. Schade, daß sie sich nachher unter die schreibseligen Romanenschriftsteller mengte und so einen Theil ihres Ruhmes einbüßte.

Die Romantiker.

Alle dieſe Dichter und Dichterinnen befriedigten wohl bei einem größen Theile des Publikums die um dieſe Zeit ſchon herrſchende Leſeſucht, allein ſie förderten die deutſche Poeſie gar wenig, da ſie die ſentimentale Lyrik und Didaktik des achtzehnten Jahrhunderts zurückführten und außerdem weder im Dramatiſchen, noch Epiſchem etwas Ausgezeichnetes leiſteten. Dieſen Mangel fühlend erhob ſich am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunders eine neue Dichterſchule, welche die romantiſche genannt wird, weil ſie inſonderheit die Romantik des Mittelalters in Kunſt, Wiſſenſchaft und Leben wieder erwecken wollte. Indeſſen war das Ziel dieſer Romantiker nicht allein und ausſchließend die Romantik ſelbſt, vielmehr ſuchten ſie alle Grundſätze und Elemente unſerer großen Meiſter, Voß, Herder, Schiller und Göthe in ihre neue Aesthetik aufzunehmen, und außer den mittelalterlichen Noten auch das Griechenthum, die neue Philoſophie und Naturanſchauung in ihr Bereich zu ziehen, ſentimentale und naive Poeſie zu verbinden, um ſo eine Poeſie zu erzeugen, welche als Mittelpunkt alles Lebens und Strebens erſcheinen ſollte. Das Beſtreben dieſer neuen Romantiker war höchſt löblich, was ſie aber durch Aeſthetik gefördert, erben ſie größtentheils durch ihre eigenen poetiſchen Werke in welchen die Unzulänglichkeit ihrer Kräfte zu Tage kam, da ſie meiſt anſtatt wahrhaft ſchöpferiſchen Talents Unmaß von Phantaſie beſaßen. Verderblichen Einfluß haben ſie aber als das Beſtreben der mit dem poetiſchen Leben des Mittelalters, auch die äußeren Erſcheinungen deſſelben, welche ſchon in der neueſten Zeit aus dem politiſchem Leben geſchieden zu werden anfingen: Papſtthum und Prieſterherrſchaft, Mönchswesen, Ritterthum und Herrſchaft des Adels, zurückführen wollten; was denn ein gewaltiger Rückſchritt der deutſchen Nation war, der bis auf den heutigen Tag wie kaltes Regenwetter die Blüte der Nationalbildung hindert, ſich zur ſchönen, nährenden Frucht auszubilden.

Das Gedeihliche und Heilbringende des Romantismus wurde ſchon durch Herder, Göthe und Schiller begründet, dem ohngeachtet nennt man Auguſt Wilhelm Schlegel als den Stif-

ter der romantiſchen Schule. Er war der Sohn des Superintendenten Adolph Schlegel, der als Kirchenliederdichter berühmt iſt und wurde 1767 zu Hannover geboren, ſtudierte zu Göttingen und ging als Erzieher nach Amſterdam. Im Jahre 1796 ließ er ſich in Jena nieder, wo er ſpäter als Profeſſor durch ſeine Vorleſungen über Aeſthetik großes Aufſehn erregte, und mit ſeinem Bruder Friedrich, mit Tieck und Schelling in Verbindung trat, die Zeitſchrift Athenäum im ſeichten Geiſte der Xenien gegen das Schriftſtellerthum herausgab, und auch oft nach Weimar kam, wie denn Göthe ſeiner Anweſenheit mit vielem Lobe gedenkt. 1802 zog er nach Berlin und begleitete ſpäter die geiſtreiche Tochter des franzöſiſchen Finanzminiſters Necker, Frau von Stael auf Reiſen durch Italien, Frankreich, Wien und Stockholm. In dem Befreiungskriege befand er ſich als politiſcher Schriftſteller in einem Hauptquartiere des ſchwediſchen Kronprinzen (nachmaligen König Johann) und nach dem Tode der Frau von Stael an der neuerrichteten Univerſität Bonn, wo er, ſchon früher in den Adelſtand erhoben, als preußiſcher Geheimerath und Profeſſor der Philoſophie angeſtellt wurde. Was nun ſeine Werke betrifft, ſo hat er ſich durch dieſelben als Kritiker und Aeſthetiker, Ueberſetzer Shakespeares und Calderons, als Begründer der Studien über Indiſche Sprache und Literatur in Deutſchland und durch ſeine Einführung der deutſchen Poeſie in die höhern Stände und in ſolche Theile Deutſchlands, wo bis dahin nur eine oberflächliche Kenntniß derſelben, und wenig Begeiſterung Statt fanden, höchſt verdient gemacht; allein als Dichter fehlte ihm die ſchöpferiſche Kraft und er verdankt ſeinen Ruhm nur dem tiefen Studium der deutſchen Sprache, die er mit einer ſeltenen Meiſterſchaft handhabte. Wie er das Weſen der Romantik aufgefaßt habe, zeigt ſein Gedicht an die ſüdlichen Dichter, deren Lieder er überſetzt hat, weshalb wir es auch herſetzen.

An die ſüdlichen Dichter.

Nehmt dies mein Blumenopfer, heil'ge Namen!
Wie Göttern biet' ich Euch die eignen Gaben.
Mit Euch zu leben und den deutſchen Ahnen,
Iſt, was mir einzig das Gemüth kann laben.

Halb Römer, ſtammt ihr dennoch von Germanen;
So laßt mit deutſcher Red' Euch den begaben
Und heim Euch führen an das Wohllauts Banden
Zu nördlichen aus ſüdlich ſchönen Landen.

Eins war Europa in den großen Zeiten,
Ein Vaterland, deß Boden hehr entſproſſen,
Was Edle kann in Tod und Leben leiten.
Ein Ritterthum ſchuf Kämpfer zu Genoſſen,
Für Einen Glauben wollten Alle ſtreiten,
Die Herzen waren Einer Lieb' erſchloſſen;
Da war auch eine Poeſie erklungen,
In einem Sinn, nur in verſchiednen Zungen.

Nun iſt der Vorzeit hohe Kraft zerronnen,
Man wagt es, ſie der Barbarei zu zeihen.
Sie haben enge Weisheit ſich erſonnen:
Was Ohnmacht nicht begreift, ſind Träumereien.
Doch, mit unheiligem Gemüth begonnen,
Will Nichts, was göttlich iſt von Art, gedeihen.
Ach, dieſe Zeit hat Glauben nicht, noch Liebe:
Wo wäre denn die Hoffnung, die ihr bliebe?

Das ächte Neue keimt nur aus dem Alten,
Vergangenheit muß unſre Zukunft gründen.
Mich ſoll die dumpfe Gegenwart nicht halten,
Euch, ew'ge Künſtler, will ich mich verbinden.
Kann ich neu, was Ihr ſchuft, und rein entfalten,
So darf auch ich die Morgenröthe künden,
Und ſtreun vor ihren Himmelsheiligthumen
Der Erde Liebkoſungen, ſüße Blumen.

Vollendet in ſeiner Form iſt auch ein anderes Gedicht: der Bund der Kirche mit den Künſten, welches freilich mißverſtanden von ſeinen Freunden und Anhängern, geradezu zum Römerweſen und zum Papſtthum zurückführte, dem er doch ſelber für ſeine Perſon nie huldigte. Gedeihlicher in ſeiner Wirkung iſt dagegen ein anderes: die Kunſt der Griechen, welches uns Göthe's Beſtrebungen das Griechenthum auf deutſchen Boden zu verpflanzen, ſo ſchön, als wahr ſchildert.

Die Kunſt der Griechen.

Kämpfend verwirrt ſich die Welt, und neue Verhängniſſe ſtürmen
Dir, Kunſt hegendes Land, Hellas geliebteres Kind,
Dunkel heran; es verſinkt in erneuerten Flammen Korinthus,
Und der Proconſul häuft wieder im Schiffe den Raub,
Stolz den Erſatz androhend: gefeſſelte Geniuswerke
Führt barbariſcher Pomp wiederum auf in Triumph.
Du indeſſen enthüllſt, der Helleniſchen Muſe Geweihter,
Göthe, mit ſinnendem Blick, mancherlei Wundergebild,
Wie es emporſtieg einſt in dem Geiſt prometheiſcher Männer;
Ruhig beſchwörend den Wahn, welcher nur gafft und verkennt.
Dir entringeln die Schlangen um Ilions Held und die Knaben
Ihre Gewinde; wir ſehn wie die bewaffnete Kunſt
Zögernd der Götter Gerichte vollführt; die ſchonende Hand goß
Linde der Anmuth Oel über den duldenden Stein.
So hebt Niobe dort die verſtummenden Blicke zum Himmel,
Groß gewendet; Ihr hauchet nun den geöffneten Mund
Heilige Charis, die zürnet und fleht: ach, wenn ſie erſtarrt noch
Sahe Latona ſo ſchön, mußte, zu ſpät, ſie verzeihn!
Leih den Geſtalten dein bildendes Wort; aus verbrüdertem Geiſte
Freundlich zurückgeſtrahlt, ſpiegle ſich Kunſt in der Kunſt.
Was der Genius hegt, der ſchirmende, wohnt in dem Frieden
Einer geweiheten Bruſt frei von der Erde Gewalt.
Da verwahreſt du ſicher, was gern dir Auſonien zeigte,
Flüchtend vor der Gefahr wählt' es ein reines Aſyl.
So bewahrte die Erd' einſt dieſe Zeugen der Vorwelt
Sorgſam im Schooße, ſie hielt Keime lebendig verſteckt
Wiedergeborener Kunſt und Begeiſterung; endlich erſtand ſie
Aus der unteren Welt Tiefen dem Leben und Licht,
Froh zu der Mutter Umarmung, die längſt verlorene Tochter.
Mancher Künſtler verſtand jenes Heroengeſchlechts
Unvergängliche Sprache, die Götzen wurden zu Göttern,
Und den beſtätigten ward freie Verehrung geweiht.
Glücklich, wenn noch in dem Staube was ruht, das Phidias kühn ſchuf,
Was Polykletos mit Maß! Ueber dem Haupte hinweg
Geht die Verheerung ihm: nicht ſtürzende Veſten erdrückens,
Und es erblüht dereinſt einer beruhigten Welt.
Hat der zürnende Berg mit alten Gluten des Abgrunds
Nicht Pompeji bedeckt und den Herkuliſchen Strand?
Doch vom feurigen Regen verſchont und den fluthenden Felſen,
Grieg umalternd ein Bild häusliches Webens empor.
Zwar auch dies nur ein kleines, doch iſt es ein werthes Gedächtniß;
Alles, bedeutungsvoll, lehrt, was die Zeiten geraubt.
Lehnt der befreundete Seher der Alten ja ſelbſt an der Säule

Sturz wehmüthig, und tritt ernſt auf zertrümmert Gebälk.
Denn er gleichet dem Manne, der kaum entronnen dem Schiffbruch,
Schätze verlor und klimmt nackt die Geſtade hinauf.
Nur am Finger ein Ring blieb ſein, den gab die Geliebte,
Und ſo dünket er ſich reich, ſchauet ihr Zeichen nur an.
Ach wie dämmernder Schimmer erloſchener Herrlichkeit folgt uns!
Jenes volleren Tags Glorie träumen wir kaum.
Auf Eilanden umher, an viel durchſchnittenen Küſten
Blühend verbreitet und reich, wohnte das regſame Volk
Aſien an und Aegyptus, und ſchuf Welttheile zu Hellas:
Denn den eignen Beruf übt' es, wohin es nur kam.
Wo der verſengte Räuber ſein Zelt in ein wechſelndes Sandmeer
Pflanzt, wo jetzt das Kameel ſchmachtet nach ärmlichem Trunk
Sprudelte Phöbos Quell, da ſchachtete ſüß Aphroditens
Garten, Kyrene, dein Haupt fruchtbar und wagenberühmt.
Zeus Wettkämpfe, ſie riefen herbei wie entlegene Länder!
Roſſe Sikuliſcher Au'n ſtampften Olympias Bahn;
Und Alpheos, in Liebe zur Nymph' Arethuſa ſich tauchend,
Trug den heiligen Staub nach Syrakuſä zurück.
Nicht die jubelnde Menge nur zeugt dem Ruhm der Athleten:
Seht, es bevölkern den Hain Scharen der Sieger aus Erz!
Wer mit den Rädern das Ziel umdonnerte, wer in dem Fauſtkampf,
Mit Wurfſcheiben geſiegt, ringend im Sprung und im Lauf,
Eile zu opfern, wo doriſch Geſäul ein würdiges Dach trägt,
Deſſen Giebel des Siegs Botin ſich golden entſchwingt.
Drinnen thront er; ihn ſelbſt, der Vater der Menſchen und Götter,
Schmücket des Oelbaums Blatt, wie es den Kämpfer belohnt.
Horen und Grazien ſchweben in Reihe um des Ewigen Scheitel,
Tief an des Schemels Rand wühlt Amazonengefecht.
Ruft den Glücklichen aus, dem Zeus den unſterblichen Kranz beut,
Unter der Flöten Getön' ſtimme ſie, Pindaros, an,
Lieblicher Mund des Ruhmes, die leierbeherrſchenden Hymnen!
„Wem zu ſterben verhängt wurde," ſo rauſchet ihr Pfeil,
„Warum ſäß' er daheim, unrühmliches Alter zu nähren?
Alles Schönen beraubt? Auf, und das Schwere verſucht!
Das war Pelops Wort, als einſt er die Lanz' Oenomaos
Meidend, auf eben dem Plan Hippodamia gewann."
Ach! mich täuſchte dies Bild, von vielen nur *eines* hingaukelnd
Feſtliches Leben; es floh! ſeufzet die Oede zurück.
Aber entriſſen dem irdiſchen Sitz, umhauchet der Geiſt uns,
Ewig gilt ſein Geſetz, licht wie die Sonn' und geheim.
Nicht vor die Tugend allein ward Schweiß geſtellt von den Göttern,
Reinere Schönheit auch wohnet auf einſamer Höh'.
Enge windet und ſteil ſich der Pfad hinan zu der Sprödden,
Aber am üppigen Hang gleitet Entartung hinab.
So ſtieg Hellas Kunſt, die gleich der lakoniſchen Jungfrau
Nackt die Glieder geübt, eh ſie der Liebe gedacht.

Einfach ruhte des Doriers Säul', in Joniſcher Weisheit
Wand ſich ihr Knauf, Korinth krönt ihn mit blättrigem Schmuck.
Wann ſie das Ziel erreicht, beharrten ſie: Lehren der Nachwelt
Spricht die gebietende Form, ob an der Urne ſie ſei,
Ob am mächtigen Bau: im Schutt zerriſſener Trümmer
Stehet die Ordnung feſt und der Verhältniſſe Maß.
Als der gemalten Tafel noch wenige Farben genügten,
Purpur noch indiſches Blau blüht' an der koſtbaren Wand,
Heiterte er Polygnotos den alten Ernſt der Geſtalt auf;
Lächeln verhieß, wie des Tags Röthe, Bewegung und Reiz.
Zeuxis ſammelte wählend die unverſchleierte Schönheit,
Herrlich baut er den Leib, aber die Seele noch ſchwieg.
Leiſeren Umriß zog Parrhaſios; fliehende Gränzen
Lockten das Auge ſich nach um das gerundete Bild.
Sinnvoll barg und verrieth, noch mehr als er zeigte, Timanthes,
Leid und das tiefſte Gemüth rief Ariſtides hervor.
Allzubeſcheidene Hand des Protogenes! immer noch weilend
Am Vollendeten ſelbſt; leichteren Schwung und Vertraun
Lehrt ihn der Maler von Kos, dem vor den bewunderten Meiſtern
Anmuth, jedes Bemühens Blüthe, ſich eigen ergab.
Ach, wo blieb Apelles, dein blitzender Gott Alexandros?
Und der Geſellin Bild, welches ſie ſelbſt dir erwarb?
Die du behende den Wellen enthobſt mit träufelndem Haar noch,
Welch auftobendes Meer ſchlang uns die Göttin hinab?
Viel zu zart, war die Kunſt, die im Zaubernetze den Schein haſcht,
Unerdrückt zu beſtehn Laſten vernichtender Zeit.
Riß ja doch, aus härterem Stoff erſchaffen zum Denkmal,
Ihrer Schweſter Gebild auch die Vergänglichkeit hin,
Ob ſie ſchon ernſt und gewaltig aus Phidias Haupte hervorſprang,
Pallas, Athene, die Bruſt gorgogeharniſcht, behelmt
Mit jungfräulicher Sphinx: doch mußte des ſterblichen Vaters
Tochter ihm nach in die Gruft, welche nicht Himmliſchen ziemt.
Damals forderte Dienſt vom Köſtlichen, jugendlich ſtolz noch
Wählend, des Bildners Kunſt: kleidete, ſicher des Siegs
Ueber den prahlenden Stoff, die Rieſengeſtalt ins Geſchmeide
Goldes und Elfenbeins: unter der Stirn Majeſtät
Blitzt' ein edles Geſtein die gebietenden Blicke der Göttin.
Aber die irdiſche Pracht rächte zerſtörend ſich bald.
Zwar auch Vieles verging, aus dem Kerne der Pariſchen Klüfte,
Oder aus einem Strom Erzes, beſcheidner geformt.
Nicht mehr lernt die Natur vom lebenden Maß Polyklets,
Das er ihr ſelbſt entwandt, Glieder harmoniſch zu baun.
Weil von Alkamenes Hand dir obgeſiegt Kytherea,
Zürnſt du länger nicht mehr, Nemeſis Agorakrits.
Schwärmt ſie noch wo, die Bakchante, die Skopas, nicht Bakchus, begeiſtert?
Sendet noch Eros, der Gott, der den Praxiteles hieß,
Wie er ihn fühlt', ihn bilden, mit Phryne Meiſter des Meiſters,

Lächelnder Schönheit Pfeil in der beſchauenden Bruſt?
Wo weilt Myrons Kuh der Herd' und dem treibenden Hirten?
Und wo bäumt ſich als Roß ſchnaubend, Lyſippos, dein Erz?
Wer entſchlürft noch Lesbiſchen Thau der getriebnen Phiale,
Mentors redendem Werk, zierlich umlaubt von Akanth?
Frage das Schickſal nicht, warum es ſo herbe gewaltet:
Trotziger Willkühr Spiel übt' es, auch wann es geſchont.
Gleich Sibylliſchen Blättern verweht, oft halb nur vernommen
Tönt herüber zu uns Grajiſcher Hauch, Poeſie.
Sänger gab's vor Homeros, wie Tapfre vor Held Agamemnon,
Doch die Vergeßnen drängt herrlich der Eine zurück.
Viel auch kamen nach ihm, doch überlebt ſie der Alte.
Jener geſellige Chor, welcher die Lyra beſpannt,
Als ſich die Freiheit regt' und der ſchwellende Muth in den Bürgern,
Hält Wettſpiele nicht mehr, glühend in Lieb' und in Streit.
Krieger und Sänger zugleich, und auch als Sänger noch Krieger,
Stürmt' Archilochos hin: aber ſein Jambengeſchoß
Brach ihm die Zeit; Mimnermos verklagt die enteilende: ſchmelzend
Ward in des Weicheren Mund Jugendgenuß Elegie.
Alkman rühmt umſonſt ſich Gaſtfreund Spartas, umſonſt auch
Trug Steſichoros Lied großer Heroen Gewicht.
Ibykos raſte vor allen in wirbelnden Flammen der Kypris;
Süßer Anakreon, dich traf mit betäubendem Beil
Eros, daß du gehoben, wie hoch vom Leukadiſchen Felſen,
Nieder ins wogende Meer taumelteſt, liebeberauſcht.
Aber das holde Verlangen, das Allen thaut' in dem Buſen,
Athmet nicht mehr: der Duft floh mit dem Lenze dahin.
Ewig iſt ſie verſtummt, Alkacos Aeoliſche Muſe,
Folgte ſie gleich zur Schlacht, trotzte Tyrannen mit ihm.
Sappho führte den Reihn geſchmückt mit Pieriſchen Roſen,
Lesbos, Wonne, zu der oft mit dem Taubengeſpann
Paphia kam, und koſte mit ihr, vom himmliſchen Antlitz
Lächelnd: doch Hades Neid birgt den melodiſchen Geiſt.
Heil dem Retter Apollo! der Attiſchen Bühne Vollender
Seh ich epheubekränzt; rüſtig auf hohem Kothurn
Schreitet der Kühne voran, der, grauſer Verhängniſſe Spindel
Rollend, aus alter Nacht rief der Erinnyen Schar.
Daß er der ländlichen Satyrn noch ſpottete! wie ſie Prometheus
Feuerbringend gewarnt: „Rühre nicht, Bock, denn es brennt."
Dir auch opfern wir froh, geſegneter Greis vor Kolonos!
Raubte die Zeit dir gleichviel von den Gütern hinweg,
Führen dich doch zwei Töchter, Antigone ſtets und Elektra,
Bis du in heiligem Hain ſterblichen Augen entgehſt.
Treibt Ariſtophanes gaukelnd ein Heer muthwilliger Larven
Ueber den Schauplatz hin; dennoch entbehren wir dort
Jener Erfinder des Spiels, die doriſche Stimm' Epicharmos.
Nur in Sprüchen noch kehrt, einzeln, der ſittige Scherz,

Dem vertrauend Menandros, der Spätling Atheniſcher Anmuth,
Glykeras üppiger Freund, leiſer die Scene betrat.
Wenn Dionyſos mit trunkener Wuth die Seele durchblitzte,
Den gab Pythios frei jedes Geſetzes, und ſo
Taumelten feſtlich entzückt im Flötengetön Dithyramben.
Auf, Melanippides, denn! oder Thimotheos du!
Singe den Orgien vor, Philorenes! Schweiget die ganze
Purpurbekleidete Schar? brauſen die Becher nicht mehr?
Römiſchen Nachhall nur vernehm ich vom zarten Gekoſe,
Das Philetas ergoß, wann, wie des Bachs Labyrinth
Irrend und wiederkehrend, der weiche Pentameter fortzog;
Und Kalimachos auch buhlt in des Umbriers Lied.
Der ſüßzaubernd die Dichter beſtrickt in Lieb' und die Weiſen
Du Hermeſianax! ſchweigen doch alle von dir.
Aber wir klopfen umſonſt an der Vorwelt eherne Pforte:
Keiner, den Hermes Stab rührete, kehret zurück.
Nur Traumbilder entflattern von da und Schattengeſtalten;
Scheucht auch die nicht fort! laßt ſie uns Genien ſein!
Vorwärts ſtrebe der Sinn! Erſchafft ſelbſtändigen Muthes
Ueber den Trümmern neu ſchönere Welten der Kunſt!
Fließet die Sprach' uns nicht, von ſelbſt Melodie, von der Lippe,
Wiegt kein ſüdlicher Lenz, über dem Muttergefild
Wehend, uns leicht durchs Leben: ſo gab uns ſtrenger Erzognen
Doch den unendlichen Trieb ſpielender Freude der Gott.
Dir vertraut' er, o Göthe, der Künſtlerweihe Geheimniß,
Daß du im Heiligthum hüteſt das Dichtergeſetz.
Lehre denn dichtend, und führ den Weg zum alten Parnaſſus!
Wie? du ſchwindeſt dem Blick höher empor zum Olymp?
Wie einſt Eos den Liebling, ſo nimmt im geflügelten Wagen
Liebend die Muſe dich auf, doch ſie entreißet dich nicht.
Schwebend über den Werken der Sterblichen ſtreuet ſie Roſen
Aus dem Gewölke, des Tags holde Verkündigerin.

Dieſelbe Vollendung der Sprache und des Versmaßes unübertreflichen Wohlklang zeigt Schlegel auch in ſeinen Romanzen, worunter Pygmalion und Arion die berühmteſten ſind. Als Satyriker haben wir ihn ſchon in Kotzebues Reiſebeſchreibung kennen gelernt. Auch als Dramatiker verſuchte er ſich, allein ſeine Tragödie: Jon iſt eine zu ängſtliche Nachahmung des griechiſchen Dramas und der Göthiſchen Iphigenie und hat zu wenig wahre Empfindung, zu wenig Berührungspunkte mit unſerer Zeit,

zu wenig Leben, als daß es hätte fortwirken können auf unſer Theater, wohin es Göthe mit Neigung und Vorliebe gebracht. Das größte Verdienſt erwarb ſich Schlegel, wie ſchon geſagt, durch ſeine Ueberſetzungen Shakespeares und Calderons, und durch ſeine Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur, die er im Jahre 1808 zu Wien gehalten und wodurch er gleichſam der höhern Bildung in Oeſtreich den Eingang eröffnete. Dankenswerth iſt auch, daß er durch ſeinen Einfluß auf die Schriften der geiſtreichen Frau von Stael, beſonders deren Werk Deutſchland in 3 Bänden viel beitrug, den Sinn für unſere Literatur auch in Frankreich zu erwecken.

Nicht ſo wohlthätig wirkte ſein Bruder Friedrich, der ſchon auf Abwege gerieth und auf noch ſchlechtere Abwege Andere verleitete. Er war geboren zu Hannover 1772, von ſeinem Vater, der vielleicht das genußſüchtige Weltkind in ihm erkannte, zum Handelſtand beſtimmt, war eine Zeitlang bei einem Kaufmann in Leipzig in der Lehre, kehrte aber darauf wieder in das väterliche Haus und zu den Wiſſenſchaften zurück, ſtudirte ſodann in Göttingen und Leipzig und lebte darauf abwechſelnd in Berlin und Dresden, ganz dem Griechenthum ergeben, wie aus ſeinen Schriften die Griechen und Römer und Geſchichte der Poeſie der Griechen und Römer erſichtlich iſt. Zugleich aber theilte er auch mit ſeinem Bruder und den übrigen Romantikern die Vorliebe für die alte deutſche Literatur und was er in dieſer Hinſicht leiſtete, iſt unſchätzbar; wir wollen nur das Gedicht: Bei der Wartburg, ſein Heldengedicht Roland, Lothar und Maller (dieſe deutſchen Oreſtes und Pylades) erwähnen, wovon wir der Kürze wegen das erſte herſetzen:

Bei der Wartburg.

Auf Berges Höhen,
Da wohnten die Alten,
Die Alten, die Ritter des herrlichen Landes.
In Eiſen gewaffnet,
Aus ſteinernen Burgen,
So ſchauten ſie muthig zum Thale hernieder,

So rund die Wälder allgrüne,
In Sonne und Nebel gekleidet,
Aus tauſend Röhren Erfriſchung duften,
In ew'gem Sturme dumpfe Lieder rauſchen
Fernher
Wie aus hohen Nordens dunklem Geheimniß.

Voll von Gedanken und ſelig
Stehet der Mann
Im glühenden Sommer am Gitter,
Den Helm vor den Augen ſich drückend,
Schauet verfolgend
Die ſchwindenden Züge
Richtiger Wolken
Rieſengebirge und Räthſel,
Dazwiſchen den fröhlichen Schwarm des Geflügels
Und lächelt in Freuden
Wie breit und langſam
Der Strom ſich windet
Bald ſchwarz, bald ſilbern,
Durch grünende Anger,
Die luſtigen Dörfer zur Seite
Und zierliche Städte
Mit ſchlanken Thürmen und Glockenſpielen;
Langſam dann im Thal gezogen
Auf allen Straßen und Wegen
Orientes Reichthum in vollem Triumphe,
Wagen und Männer,
Elephanten und Mohren,
Blühende Stein' und farbige Früchte,
Indiens goldenſter Segen.

Wenn der Frühling grünet,
So ſchweift er im Walde;
Bald im Schwarm der Gefährten,
Bald vertieft er ſich einſam,
Wo kein Tritt mehr ertönt,
Wo das Reh nicht mehr flieht
Das bedeutend ihn anſchaut
Aus ſittſam verſtändigen Augen.
Wohl bemerkt er das Zeichen:
Denn himmliſch naht ihm
Aus Waldesgrüne
Die hohe Frau ſeines Herzens,
Die ſchweigend redet,
Statt nichtiger Worte

Volle Blumen ihm reichend
Zum Bunde der Treue.
Und Beide, vom Dufte bezaubert,
Im Schatten der Linde verſunken,
Schauen in ſelige Augen,
Ruhen dem Frühling im Schooße.
Freudig umarmt den Helden die Tugend,
Und inmitten der Freuden
Gürtet ſie ihn mit gewaltigem Schwerte
Alle Laſter zu tilgen:
Muthig nimmt er die Waffen.
Froh der Freuden kehrt er am Abend
Zu ſeinem Felſen wieder,
Wo die Freunde zuſammen
Deutſcher Freuden ſich freun.
Wenn aber die braune Erde erſtarrt iſt,
Die Flüſſe leuchten wie Eiſen,
In weißem Laube die Wälder ſchimmern:
Dann horchen bei fröhlichem Feuer
Die alten Geſchichten
Wie Zwerge künſtlich in Höhlen leben,
Sehen im Geiſte
Dort unten die dunkelſte Tiefe,
Von Lichtern durchſchienen,
Voll Schätze und Märchen.

So lebten die Ritter, die Alten,
Die Männer des herrlichen Landes.
Und ſchieden ſie endlich,
So nahm ſie Michael freundlich
In ſtarkem Arme,
Von leuchtendem Eiſen umkleidet,
Und trug ſie gen Himmel
Zu Chriſtus und Karl dem Großen.
Voll Andacht kniete der Ritter
Und neigte das Haupt,
Ganz brünſtig zu ſchauen
Dem himmliſchen Purpur der Liebe,
Das Blut der ewigen Hoffnung,
Bis ſegnend die Hand des Heilands ihn rührte.
Kräftig ermannt er ſich dann,
Und tritt voll Ehre zu dem alten Karl,
Daß der Greis ihm die Hände ſchüttelt,
Und Roland und Reiland gebietet
Ihm volle Becher des Troſtes zu reichen.

Sollte nicht ſo eine Geſinnung zu den freudigſten Hoffnungen von ihm berechtigen? Allein es waren nur Blüthen, die leider ſo oft an Jünglingen täuſchen und nicht diejenige Frucht bringen die ſie verſprechen. Er hatte nicht die Kraft den ſinnlichen Eindrücken zu widerſtehen und ließ ſich im Taumel der Frivolität, die damals die Hauptſtädte von Norddeutſchland befallen hatte, betäuben, und weil er ſittlich immer tiefer ſank, ſo verlor er auch im Literariſchen und Poetiſchen das Gleichgewicht und es kam über ihn eine Charakterloſigkeit, die ihm das ganze Leben immer von einer Seite auf die andere warf. Er liebte die Gattin eines andern und um die Sünde zu beſchönigen, ja heilig zu ſprechen, ſchrieb er 1799 einen abgeſchmackten Roman: Lucinde, wo Sinnlichkeit als wahre Natur und Unſchuld predigt und Zügelloſigkeit des Weibes geprieſen und dann all dieſe Ausſchweifungen wahre Religion genannt werden. Gervinus führt, da er von dieſen Dingen ſpricht, folgende Stelle aus Shakespeare an:

Wo wär in aller Menſchheit nähres Anrecht als zwiſchen Mann und Ehefrau? Wird ein ſolches Naturgeſetz verletzt durch Leidenſchaft, und große Geiſter, dem betäubten Willen zu leicht ſich fügend, widerſtreben ihm, ſo gibts in jedem Volksrecht ein Geſetz als Zügel ſolcher wüthender Begierden die in Empörung alle Schranken brechen.

Zum Glück war Friedrich Schlegel zu wenig Dichter um ſeiner wahnſinnigen Compoſition auch ſinnliche Anſchauung zu geben, ſo iſt es als ein höchſt langweiliges Buch von dem deutſchen Volke unbeachtet geblieben, und man thut ihm zu viel Ehre an, zu behaupten, es habe die Frechheit unter den Deutſchen vermehrt und eingeführt. Friedrich Schlegel war nur ſelbſt ein Kind des frivolen Zeitalters, der gewiß durch ſein Beiſpiel mehr abgeſchreckt, als verführt hat, weil er eben nie in großer Achtung ſtand. In den Jahren 1800 — 1802 lebte er als Privatdocent zu Jena, ſein romantiſches Trauerſpiel Alarkos wurde trotz ſeiner Erbärmlichkeit in Weimar aufgeführt; der gute Eindruck, den ſein Bruder daſelbſt gemacht hatte verſchaffte auch ihm dieſe Gunſt. Da ſich aber bei alledem für ihn keine Ausſicht zu einer Anſtellung zeigte, reiſete er 1803 nach Paris, wo er von ſeiner Kenntniß der franzöſiſchen

Sprache und Litteratur einen Erfolg hoffte, der leider nicht eintraf. Sein böser Dämon Kotzebue war eben damals auch in Paris und seine Gewandtheit, durch die er dem französischen Charakter ähnlicher war, als der schwerfällige Romantiker, behauptete das Feld in den literarischen Salons von Paris und Schlegel, der so gerne gemächlich und wohl lebte, mußte diese kostspielige Hauptstadt verlassen. Er zog nach Köln, wo es gewiß mehr irdische als geistige Zwecke waren, die ihn in den Schooß der römisch-katholischen Kirche führten; denn war er auch unklar und verworren in seinen Schriften, so bleibt doch ausgemacht, daß der Philosoph bei ihm stets Herr über den Geist geblieben, und daß man ihn nicht mit Stolberg vergleichen darf. So kam Friedrich Schlegel 1808 nach Wien und half mit seinem Bruder zugleich Sinn für deutsche Litteratur und deutsches Wesen im Allgemeinen in dieser alten kaiserlichen Hauptstadt verbreiten. So groß aber auch der Beifall war, den das gebildete Publikum seinen historischen und philosophischen Vorlesungen zollte, wäre er gewiß größer gewesen, hätte er deutscher, aufrichtiger gesprochen, wäre er überhaupt, wenigstens in der Wissenschaft, Protestant geblieben. Wie die damalige östreichische Jugend glühte, — welchen Aufschwung hätte dieser Mann hier bewirken können, während er durch sein ängstliches Bestreben unvereinbares Licht und Finsterniß zu vereinen, die Geister verwirrte und manchen strebenden Jüngling in seinem innersten Leben vernichtete. Es ist nicht der Ort hier die Sache näher zu beleuchten, in einem einzigen Beispiele, — in der Art, wie er in seinen Vorlesungen über die Geschichte der neuen und alten Literatur, von Luther gesprochen, der in den Jahren der Befreiungskriege bei der Wiener Jugend ein gefeierter Name war — wollen wir sein unfreies Wesen darlegen. Wenn er nun nicht unterlassen kann, den großen Mann groß zu schildern, so sucht er wenigstens die Auflauerer dadurch zu täuschen, daß er ihn nicht als Sieger, sondern als Besiegten, als einen, der das Ziel verfehlt und sich durch sein Werk selbst vernichtet habe, darzustellen. Dies sind aber seine Worte: „denn fast in allen sehen wir seinen innern großen Kampf lebendig uns vor Augen gestellt. Es liegen so zu sagen zwei Welten mit einander im Streit in dieser durch Gott und durch die Natur

ſo ſtarken, ſo reich ausgeſtatteten Männerſeele, und wollen ſie beide an ſich reißen. Es iſt überall in ſeinen Schriften, wie ein Kampf zwiſchen Licht und Finſterniß, zwiſchen einem unerſchütterlich feſten Glauben, und ſeiner eben ſo unbezwinglich-wilden Leidenſchaft, zwiſchen Gott und ihm ſelber. Welche Wahl er nun an dieſem Scheidewege getroffen, welchen Gebrauch er von ſeiner großen Geiſteskraft gemacht, darüber kann auch jetzt, ſo wie damals das Urtheil nicht anders als verſchieden und ganz entgegengeſetzt ausfallen. Was mich ſelbſt und mein Urtheil über ihn anbetrifft, ſo darf ich es wohl kaum erſt erwähnen, daß mir ſeine Schriften wie ſein Leben, keinen andern Eindruck machen können, als jenes Mitgefühl, welches wir immer empfinden, wenn wir ſehen, wie eine große erhabene Natur durch eigene Schuld zu Grunde geht, und ſich zum Verderben neigt." Wir überlaſſen es dem Leſer über dieſes Mitgefühl zu urtheilen und über den Mann ſelbſt zu urtheilen, der ſo von Luther ſprechen kann, während er doch ſelbſt mit mehr Recht ſolch ein Mitgefühl bei jedem ächten Deutſchen erwecken muß. Die letzten zwanzig Jahre beſchäftigte er ſich ſo viel die Tafelfreuden es zuließen mit Philoſophie. Im Jahre 1829 überraſchte ihn auf einer Reiſe zu Dresden der Tod.

Reiner und poetiſcher lebte Friedrich von Hardenberg (Novalis), geboren 1772 im Mansfeldiſchen, auch ein Zeit- und Jugendgenoſſe der Romantiker, welche in den neunziger Jahren in Jena zuſammentrafen. Er widmete ſich nach vollendeten Studien dem Bergweſen, wurde in dieſem Fache angeſtellt, ſtarb aber ſchon 1801 als Amtshauptmann über Thüringen. Hardenberg iſt durch ſein Beſtreben Alles auf Poeſie zu beziehen, welches er in ſeinem unvollendeten Romane: Heinrich von Ofterdingen darſtellen wollte, ein wahrer Repräſentant der ganzen romantiſchen Schule geworden, der ſich auch mehr als die übrigen von allen Schlacken der Unſittlichkeit frei erhalten hat. Auch hatte er wirklich ein poetiſches Talent, das innigſte Gefühl mit Gedankentiefe vereinigt und die höchſte Klarheit der Darſtellung. Wir führen hier drei ſeiner vorzüglichſten Gedichte an, welche wahrhaft an jene romantiſchen Dichter des Mittelalters erinnern.

Bergmanns Leben.

Der iſt der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beſchwerde
In ihrem Schooß vergißt.

Wer ihrer Felſenglieder
Geheimen Bau verſteht,
Und unverdroſſen nieder
Zu ihrer Werkſtatt geht.

Er iſt mit ihr verbündet,
Und inniglich vertraut
Und wird von ihr entzündet,
Als wär ſie eine Braut.

Er ſieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu
Und ſcheut nicht Fleiß noch Plage,
Sie läßt ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geſchichten
Der längſt verfloßnen Zeit,
Iſt ſie, ihm zu berichten,
Mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umwehn ſein Angeſicht,
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ew'ges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt ſie entgegen
Den Werken ſeiner Hand.

Ihm folgen die Gewäſſer
Hülfreich den Berg hinauf;
Und alle Felſenſchlöſſer
Thun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
In ſeines Königs Haus
Und ſchmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch frägt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen ſich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

Lob des Wein's

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt;
Die Sonne hat ihn ſich erkoren,
Daß ſie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Luſt empfangen,
Der zarte Schoß quillt ſtill empor,
Und wenn des Herbſtes Früchte prangen
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen
Ins unterirdiſche Geſchoß;
Er träumt von Feſten und von Siegen
Und baut ſich manches luft'ge Schloß.

Es nahe Keiner ſeiner Kammer,
Wenn er ſich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften ſprengt.

Denn unſichtbare Wächter ſtellen,
So lang er träumt, ſich um ihn her;

Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr luftumwundner Speer.

So wie die Schwingen ſich entfalten,
Läßt er die lichten Augen ſehn,
Läßt ruhig ſeine Prieſter ſchalten
Und kommt heraus, wenn ſie ihm flehn.

Aus ſeiner Wiege dunklem Schooße
Erſcheint er in Kryſtallgewand;
Verſchwiegner Eintracht volle Roſe
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn verſammeln
Sich ſeine Jünger hocherfreut,
Und tauſend frohe Zungen ſtammeln
Ihm ihre Lieb und Dankbarkeit.

Er ſprüht in ungezählten Strahlen,
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus ſeinen Schalen,
Und bleibt ihm ewig zugeſellt.

Er nahm als Geiſt der goldnen Zeiten
Von jeher ſich des Dichters an,
Der immer ſeine Liedlichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

Er gab ihm ſeine Treu zu ehren
Ein Recht auf jeden hübſchen Mund,
Und das es Keine kann ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es Allen kund.

Gelübde der Treue.

Wenn Alle untreu werden,
So bleib' ich Dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgeſtorben ſei.

Für mich umfing Dich Leiden
Vergingſt für mich in Schmerz;
Drum geb' ich Dir mit Freuden
Auf ewig dieſes Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß Du geſtorben biſt,
Und Mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen,
Haſt Du ſo viel gethan,
Und doch biſt Du verklungen,
Und Keiner denkt daran.

Du ſtehſt voll treuer Liebe
Noch immer Jedem bei;
Und wenn Dir Keiner bliebe,
So bleibſt Du dennoch treu;
Die treuſte Liebe ſieget,
Am Ende fühlt man ſie,
Weint bitterlich und ſchmieget
Sich kindlich an Dein Knie.

Ich habe Dich empfunden,
O! laſſe nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig ſein mit Dir.
Einſt ſchauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und ſinken liebend nieder,
Und fallen Dir ans Herz.

Im geiſtlichen Liede, wie das letztere eines war neigte er ſich zum Myſtiſchen, wie er denn auch wirklich im Leben das Chriſtenthum im Sinne der Brüdergemeinde auffaßte und fleißig Zinzendorfs Schriften las. Die Urſache ſeiner weichen Gefühle lag aber wohl zuvörderſt in ſeiner Kränklichkeit, die noch zunahm als ihm ſeine Verlobte und dann auch ein geliebter Bruder ſtarben.

Ein feiner Genuß- und Weltmenſch von ungemeiner Darſtellungsgabe und in ſofern Poet, als er im Stande war Fremdes

mit aller Kraft des Originals wieder zu ſchaffen, war Ludwig Tieck aus Berlin, geboren 1773. Auch er hatte nicht Luſt ſich in die engen Verhältniſſe irgend eines Amtes zu zwängen und es gelang ihm wirklich ſich eine gänzliche Selbſtändigkeit zu erringen. Er lebte größtentheils in Dresden, bis er 1842 vom König von Preußen nach Berlin gerufen wurde. In ſeinen Romanen ahmte er Wieland und Klinger nach. William Lovell hat mehr das Herbe, mit aller Welt Unzufriedene, wie es bei Rouſſeau vorherrſcht. Im Peter Leberecht wird er heiterer, Sterne, Thümmel und Muſäus ſind darin ſeine Vorbilder. In Sternbalds Wanderungen iſt ſchon Göthiſche Nachahmung; dieſer Roman ſteht dem Ardinghello Heinſes gerade gegenüber, denn wenn in dieſem die frivolſte und ſinnlichſte Anſicht der Kunſt aufgeſtellt wird, bemüht ſich Tieck ſie von der frömmſten Seite darzuſtellen; aber freilich iſt auch die Mühe ſichtbar, womit das geſchieht, es iſt das Werk eines Greiſes nicht eines jungen Mannes von fünf und zwanzig Jahren (ſo alt war er als er den Sternbald ſchrieb). Nun war ſeine Neigung für das Romantiſche ſchon entſchieden. Er vertiefte ſich in die Dichterwelt des Mittelalters, überſetzte und bildete Minnelieder nach, ja ſeine eigenen Originaldichtungen waren ganz in dieſer Manier, denn da ſein poetiſches Talent weder ſo viel Stärke noch ſo viel Selbſtändigkeit hatte, das Weſen der romantiſchen Poeſie in ſeinem Kerne aufzufaſſen und frei der jetzigen Zeit gemäß darzuſtellen, wie Göthe gethan in ſeinen Romanzen, Balladen und Volksliedern, ſo verfiel er gleich den meiſten Freunden in die tändelnde Manier, welche dem Minneſang eher lächerlich als anziehend machte. Schiller urtheilt über ſeine Minnelieder, wie folgt: „Wenn die Sperlinge auf den Dach je auf den Einfall kommen ſollten, zu ſchreiben, oder einen Almanach für Liebe und Freundſchaft herauszugeben, ſo läßt ſich zehn gegen eines wetten, er würde ungefähr eben ſo beſchaffen ſein. Welch eine Armuth an Ideen, die dieſen Minneliedern zum Grunde liegt! Ein Garten, ein Baum, eine Hecke, ein Wald und ein Liebchen, ganz Recht! Das ſind ungefähr die Gegenſtände alle, die in dem Kopfe eines Sperlings Platz haben. Und die Blumen, die duften, und die Früchte, die reifen; und ein Zweig, worauf ein Vogel im Sonnenſchein ſitzt und ſingt, und

der Frühling, der kommt, und der Winter, der geht, und nichts, was da bleibt, als — die lange Weile".

Mit der langen Weile geht aber die Verklärung des Aberglaubens gleichen Schritt, darum die Idealiſirung des Mönchſtandes im Sternbald, wo auch das Lutherthum angegriffen wird, „weil es ſtatt der Fülle einer göttlichen Religion eine Dürre vernünftiger Leerheit erzeuge, die alle Herzen ſchmachtend zurücklaſſe. Der ewige Strom voll großer Bilder und Lichtgeſtalten ſei ausgetrocknet und die dürre gleichgiltige Welt bleibe zurück." Beſſer ſind allerdings ſeine Volksmärchen, manche darunter ſind voll Anmuth und das Erzählen hat er Göthe wirklich abgelernt; allein im Ganzen iſt doch auch ſeine Märchenwelt zu luftig und nebelig und der ächte Kern des Volksthümlichen iſt unter der bunten Hülſe meiſt abhanden gekommen. Darum war es ein rechtes Glück, daß die gelehrten Brüder Grimm es unternahmen die deutſchen Volksmärchen in ihrer Urſprünglichkeit und Aechtheit herauszugeben, worin allerdings mehr Poeſie liegt, als in allen Schriften dieſer Romantiker. Recht charakteriſtiſch iſt folgendes Gedicht von Tieck, deshalb wir es auch herſetzen wollen.

Phantaſus.

Wer iſt dort der alte Mann,
In einer Ecke feſt gebunden,
Daß er ſich nicht rührt, nicht regt?
Vernunft hält über ihn Wache,
Sieht und erkundet jede Miene.
Der Alte iſt verdrüßlich,
Um ihn in tauſend Falten
Ein weiter Mantel geſchlagen.

Es iſt der launige Phantaſus,
Ein wunderlicher Alter,
Folgt ſtets ſeiner närriſchen Laune;
Sie haben ihn feſtgebunden,
Daß er nur ſeine Poſſen läßt,
Vernunft im Denken nicht ſtört,
Den armen Menſchen nicht irrt,
Daß er ſein Tagesgeſchäft

In Ruhe vollbringe,
Mit dem Nachbar verſtändig ſpreche
Und nicht wie ein Thor erſcheine
Denn der Alte hat nie was Kluges im Sinn,
Immer tändelt er mit dem Spielzeug
Und kramt es aus, und lärmt damit,
So wie nur nicht nach ihm geſehen wird.

Der alte Mann ſchweigt und runzelt die Stirn,
Als wenn er die Rede ungern vernähme,
Schilt gern Alles langweilig,
Was in ſeinen Kram nicht taugt.
Der Menſch handelt, denkt, die Pflicht
Wird indeß ſtets von ihm gethan;
Fällt in die Augen das Abendroth hinein,
Stehn Schlummer und Schlaf aus ihrem Winkel auf,
Da ſie den Schimmer merken.
Vernunft muß ruhn und wird zu Bett gebracht,
Schlummer ſingt ihr ein Wiegenlied
„Schlafe ruhig, mein Kind, morgen iſt auch noch ein Tag!
Mußt nicht Alles auf einmal denken,
Biſt unermüdet und das iſt ſchön,
Wirſt auch immer weiter kommen,
Wirſt Deinen lieben Menſchen Ehre bringen,
Er ſchätzt Dich auch über Alles,
Schlaf ruhig, ſchlaf ein.“ —
„Wo iſt meine Vernunft geblieben?“ ſagt der Menſch,
„Geh' Erinnerung, und ſuch ſie auf!“
Erinnerung geht und trifft ſie ſchlafend.
Gefällt ihr die Ruhe auch,
Nickt über der Gefährtin ein.
„Nun werden ſie gewiß dem Alten die Hände frei machen,“
Denkt der Menſch und fürchtet ſich ſchon.
Da kömmt der Schlaf zum Alten geſchlichen,
Und ſagt: „Mein Beſter, Du mußt erlahmen,
Wenn Dir die Glieder nicht frei gelöſet ſind.
Pflicht, Vernunft und Verſtand bringen Dich ganz herunter,
Und Du biſt gutwillig, wie ein Kind.“ —
Indem macht der Schlaf ihm ſchon die Hände los,
Und der Alte ſchmunzelt: Sie haben mir viel zu danken,
Mühſam hab' ich ſie erzogen.
Aber nun verachten ſie mich, alten Mann,
Meinen, ich würde kindiſch,
Sei zu gar Nichts zu gebrauchen.
Du, mein Liebſter, nimmſt Dich mein noch an,
Wir Beide bleiben immer gute Kameraden.“

Der Alte ſteht auf und iſt der Banden frei,
Er ſchüttelt ſich vor Freude:
Er breitet den weiten Mantel aus,
Und aus allen Falten ſtürzen wunderbare Sachen,
Die er mit Wohlgefallen anſieht.
Er kehrt den Mantel um und ſpreitet ihn weit umher,
Eine bunte Tapete iſt die untere Seite.
Nun handthirt Phantaſus in ſeinem Zelte,
Und weiß ſich vor Freuden nicht zu laſſen.
Aus Glas und Kriſtallen baut er Schlöſſer,
Läßt oben aus den Zinnen Zwerge gucken,
Die mit dem großen Kopfe wackeln.
Unten gehn Fontainen im Garten ſpazieren,
Aus Röhren ſprudeln Blumen in die Luft,
Dazu ſingt der Alte ein ſeltſam Lied
Und klimpert mit aller Gewalt auf der Harfe.
Der Menſch ſieht ſeinen Spielen zu,
Und freut ſich, vergißt, daß Vernunft
Ihn vor allen Weſen herrlich macht,
Spricht: „Fahre fort, mein lieber Alter.“
Und der Alte läßt ſich nicht lange bitten:
Schreiten Geiſtergeſtalten heran;
Zieht die kleinen Marionetten an Fäden
Und läßt ſie aus der Ferne größer ſcheinen.
Tummeln ſich Reuter und Fußvolk,
Hängen Engel in Wolken oben,
Abendröthen und Mondſchein gehen durch einander.
Verſchämte Schönen ſitzen in Lauben,
Die Wangen roth, der Buſen weiß,
Das Gewand aus blinkenden Strahlen gewebt.
Ein Herr von Kobolden lärmt und tanzt,
Alte Helden kommen von Troja wieder,
Achilles, der weiſe Neſtor, verſammeln ſich zum Spiel
Und entzweien ſich, wie Knaben. —
Ja, der Alte hat daran noch nicht genug,
Er ſpricht und ſingt: „Laß Deine Thaten fahren,
Dein Streben, Menſch, Deine Grübelein,
Sieh', ich will Dir goldne Kegel ſchenken,
Ein ganzes Spiel, und ſilberne Kugeln dazu,
Männerchen, die von ſelbſt immer auf den Beinen ſtehn,
Warum willſt Du Dich des Lebens nicht freun?
Dann bleiben wir beiſammen,
Vertreiben mit Geſpräch die Zeit.
Ich lehre Dich tauſend Dinge,
Von denen Du noch nichts weißt.“ —
Das blinkende Spielwerk ſticht dem Menſchen in die Augen,

Er reckt die Hände gierig aus:
Indem erwacht mit dem Morgen die Vernunft,
Reibt die Augen und gähnt und dehnt ſich:
„Wo iſt mein lieber Menſch?
Iſt er zu neuen Thaten geſtärkt?“ ſo ruft ſie
Der Alte hört die Stimme und fängt an zu zittern,
Der Menſch ſchämt ſich, läßt Kegel und Kugel fallen,
Vernunft tritt in's Gemach.
„Iſt der alte Wirrwarr ſchon wieder los geworden?“
Ruft Vernunft aus — „Läßt Du Dich immer wieder locken
Von dem kind'ſchen Greiſe, der ſelber nicht weiß,
Was er beginnt?“ —
Der Alte fängt an zu weinen,
Der Mantel wird umgekehrt
Ihm um die Schultern gehängt,
Arm und Beine feſtgebunden,
Sitzt wieder grämlich da.
Sein Spielzeug eingepackt,
Ihm Alles wieder in's Kleid geſteckt;
Und Vernunft macht'ne drohende Miene.
Der Menſch muß an die Geſchäfte gehn,
Sieht den Alten nur von der Seite an
Und zuckt die Schultern über ihn.
„Warum verführt Ihr mir den lieben Menſchen?“
Grämelt der alte Phantaſus.
„Ihr werdet ihn matt und todt noch machen,
Wird vor der Zeit kindiſch werden,
Sein Leben nicht genießen.
Sein beſter Freund ſitzt hier gebunden,
Der es gut mit ihm meint.
Er verzehrt ſich und möcht' es gern mit mir halten.
Aber Ihr Ueberklugen
Habt ihm meinen Umgang verleidet
Und wißt nicht, was Ihr mit ihm wollt.
Schlaf iſt weg und Keiner ſteht mir bei.“

Ein alter verdrießlicher, wunderlicher Mann iſt unſerm Romantiker der Phantaſus, nicht die Phantaſie, die heitere, ſchöne, verzärtelte Tochter Jovis, wie ſie Göthe nennt. Durch die Ueberſetzung des Donquixote, der Märchen von Gozzi und Shakespeare ſuchte Tieck vollends im phantaſtiſchen Reiche

der Romantik einheimiſch zu werden und Meiſter dieſes poetiſchen Elements gedachte er die Romantik auch auf das Theater zu verpflanzen. Da entſtand denn die Genoveva, von welcher Theodor Mundt in ſeiner Geſchichte der Literatur der Gegenwart alſo urtheilt: „Es iſt in dieſer Dichtung das wunderliche Schaugepränge entſtanden, das wie ein Jahrmarkt aller poetiſchen und äſthetiſchen Ueberlieferungen ſich ausnimmt. Von allen Künſten werden hier gewiſſermaßen die Effekte abgeborgt, um eine Transfiguration der Poeſie hervorzubringen. An maleriſchen und muſikaliſchen Motiven ſchwelgt man im Ueberfluß, und wo die Töne ſchweigen, reden die Blumen, predigen die Düfte, ſingen die Wellen, dichten die Wipfel und Wälder in geheimnißvollem Rauſchen. Die Naturpoeſie feiert ihren Carneval in dieſen Formen und Bildern und alles iſt los und tummelt ſich und überſtürzt ſich, um an dem Rauſch, der die ganze Schöpfung ergriffen zu haben ſcheint, ſein Theil zu haben. Es kommt indeß zu dieſem romantiſchen Aufruhr der Natur zu viel künſtliche Quälerei hinzu, als daß es bei dem friſchen natürlichen Eindruck verbliebe. An die Stelle des Blumenduftes tritt oft eine narkotiſche Räucherei, und die Vogelſtimmen klingen wie abgerichtete Kaſtraten bei einer Meſſe. In der Genoveva iſt die Romantik überhaupt am offenſten beim Katholicismus zur Beichte gegangen, und zwar wie von ſelbſt im Zug all der ſüßen Spielerei dazu hingeriſſen.

Klarer und abgeſchloſſener iſt das Drama Kaiſer Octavianus, wo ſchon mehr Körper und zugleich mehr Sicherheit und Harmonie zu finden. Bei alledem wollte das Publikum weder dieſes noch die übrigen Schauſpiele Tiecks für ſo vollendete Dichtung halten, als es der oben erwähnte Kritiker und die Freunde der Romantik thun; aufgeführt wurden ſie nie und geleſen werden ſie auch nur immer von einer eigenen Menſchenklaſſe, die aus vorgefaßter Meinung Alles ſchön findet, was in dieſer Art geſchrieben iſt. Daſſelbe gilt von den Tieck'ſchen Luſtſpielen, die im großartigſten Style der romantiſchen Komik angelegt und doch, einzelne Scenen abgerechnet, nicht befriedigen. So iſt der geſtiefelte Kater, worin nach der alten Weiſe das Publikum mitſpielt, ſo auch Zer-

bino oder die Reiſe nach dem guten Geſchmacke aus welchem wir eine Scene herſetzen wollen.

Der Garten.

Neſtor (tritt auf).

Hab' ich in meinem Leben ſo was geſehn! Was das hier für eine Einrichtung iſt! Kein Garten, ſondern eine Wildniß. Ich glaube, wenn ich mich lange hier aufhielte, könnte ich in der That unſinnig werden. Und warum nicht? Iſt es wohl andern ehrbaren Leuten aus wohlfeilern Urſachen begegnet. — Blumen, ſo hoch wie kleine Bäume, Lilien die höher ſind als ich, mit einem Blumenſtern, den man nicht umſpannen kann, große Roſen an Roſen, zwiſchen himmelhohen Eichen, Baumgänge, die ſo hoch ſind, daß der Blick ſie kaum erreichen kann; — und alles in ſolchem Ueberfluß, alles ſo gedrängt an einander, daß der ganze Garten wie ein einziger dicht geflochtener Blumenkranz ausſieht. Und alles brummt und ſingt, und hat ordentlich Einfälle! Ich möchte manchmal lachen, wenn ich nicht um meinen Verſtand ſo ſehr beſorgt ſein müßte.

Der Wald. Der friſche Morgenwind
Durch unſere Zweige geht,
Rührt jedes Blatt geſchwind,
Wenn er ſo wohlgemuth durch alle Aeſte weht.
Rühr' dich, o Menſchenkind,
Was ſoll die Bangigkeit?
Wirf ab dein kleines Leid,
Komm, komm in unſern Schatten grün,
Wirf alle Sorgen hin,
Erſchließ dein Herz der Freudigkeit.

Neſtor. Iſt das nun nicht eine ganz verfluchte Art, zu rauſchen? Ich habe doch nun, ſo lange ich denken kann, ſchon manchen Wald geſehn, aber dergleichen iſt mir noch nicht arrivirt.

Der Wald. Wir rühren mit Zweigen
In den Himmel hinein,
Und ſpüren ſo eigen
Den glänzenden Schein;
Mit Fingern, mit Zweigen, mit Aeſten,
Durchrauſcht von ſpielenden Weſten,
Durchdrungen von Vögelein,
Freun wir uns friſch bis in die Wurzel hinein.
Wir rauſchen, wir flüſtern, wir wogen,
Geſchirmt vom blauen Himmelsbogen,
Von freundlichen Lüften durchzogen.

Frühlingsglanz!
Frühlingsglanz!
Sei mir gegrüßt, sei gegrüßt von Abend zu Morgen,
Von Morgen zu Abend,
Komm, Mensch, sei frei von Sorgen
In unserm Schatten, der brüderlich labend.

Nestor. Sei frei von Sorgen! Eben Euer verdammtes Geschwätz, das beinahe an das Vernünftige gränzt, macht mir die meisten Sorgen. — Das Tollste ist, wenn sie nun alle zusammen musiciren und zwitschern; wenn es nicht um die Merkwürdigkeit wäre, so wär ich schon längst wieder weggelaufen.

Der Wald. Jeder sein eigen,
Birken, Tannen, Eichen,
Stehn wir durchsammen verwirrt,
Doch keiner den andern irrt,
Der streckt die Zweig' in die Weite,
Rührt schirmend das Gras mit der Hand,
Der steht zum Himmel gewandt,
Führt jeder ein Rauschen, sein eigen,
Und schüttelt sich frisch in den Zweigen
Doch fließt der mannigfalt'ge Klang
In Einem brüderlichen Chorgesang.
So auch die Menschen mitsammen
Die verschieden von Einem nur stammen,
Jeder rührt sich in seinen Zweigen,
Doch alle streben zum Lichte zu steigen,
Wenn sich auch viele gegen die Erde neigen,
Sie alle Brüder sein,
Verschiedenheit ist nur Schein,
Sie rauschen verworren durch einander hinein.
Wird dem Klugen ein einziger Chorgesang sein.

Nestor. Sieh da, sieh da, predigt meiner Seel die Toleranz trotz dem Besten unter uns. Nur ein bischen konfuse, Ideen und Sprache etwas verworren; übrigens aber möchte man doch des Teufels darüber werden.

Rosen. Bist du kommen, um zu lieben,
So nimm unsre Blüthe wahr,
Wir sind röthend stets geblieben,
Prangen in dem Frühlingsjahr.
Als ein Zeichen sind die Büsche
Mit den Rosen überstreut,
Daß die Liebe sich erfrische,
Ewig jung sie stets erneut.
Wir sind Lippen, rothe Küsse,

Rother Wangen ſanfte Gluth,
Wir bedeuten Liebesmuth,
Wir bezeichnen, wie ſo ſüße
Herz und Herz zuſammenneigt,
Liebesgunſt aus Lippen ſteigt.

Neſtor. Ich wette, daß in dieſer Roſe keine Spur von ächter Moralität zu finden iſt.

Roſen. Küſſe ſind verſchönte Roſen
Der Geliebten Blüthezeit,
Und ihr ſüßes, ſüßes Koſen
Iſt der Wünſche ſchön Geleit,
Wie die Roſe Kuß bedeut't,
So bedeut' der edle Kuß
Selbſt der Liebe herrlichſten Genuß.

Neſtor. Ich hab's gleich gedacht, daß ſo etwas herauskommen würde.

Roſen. Liebe iſt es, die die Röthe
Allerwege angefacht,
Liebend kommt die Morgenröthe
Roth ſteigt nieder jede Nacht:
Roſen ſind verſchämte Röthe,
Sind die Ahndung, ſind der Kuß;
In Granaten ſteigt die Röthe
Zeigt ſich in der ſchönſten Pracht,
Sind der Liebe vollſter Genuß.

Neſtor. Immer daſſelbe! Immer daſſelbe!

Lilien. Wende dich zu unſern weißen Sternen,
Mondſchein ſind ſie in der Sonne,
Ahnung unbekannter Wonne,
Freud' und Leid, doch in der Ferne,
Nur Erinnerung, man hegt ſie gerne.

Neſtor. Das iſt ſehr verſtändlich.

Lilien. Unſer Lieben, unſer Dichten,
Liebe, dichte Dämmrung nur,
Ernſt und freundlich zeigen wir die Spur.
Blumenandacht,
Stille Nacht,
Wen'ge Herzen, die ſich zu uns richten.

Neſtor. Das glaub' ich ungeſchworen. Welche ſeltſamen Reden Drum hab ich auch immer nicht gewußt, warum mir die Lilien ſo abſonderlich vorgekommen ſind.

Lilien. Blumenandacht,
Heitre Nacht,
Unſchuld und Pracht;
Wir ſtehn ſo hoch als ſtille Warten,
Auf denen Sinn und Geiſt wohl ruht:
Geht er vorüber Roſengluth,
Iſt ohne Wunſch und Glanz der fromme Muth,
Dann mögen wir wohl gerne auf ihn warten.

Neſtor. Ich bin wohl ein rechter Narr, daß ich mich mit dieſen Creaturen unterhalte.

Die Gebüſche. Komm! komm!
Das Blättergeräuſch,
Es lockt dich
Unſer Glanz,
Unſer friſches Grün;
Wir lieben dich,
Trag uns dein Herz entgegen,
Was verſchmähſt du uns?
Alles kann nicht Wald ſein,
Alles kann nicht Blume ſein,
Muß auch Kinder geben.

Neſtor. So? Eine ſchöne Entſchuldigung. Und als Wald und Blum' wärt Ihr auch etwas Rechts!

Der Wald. Wandl' im Grünen,
Willſt du die Blumen verſtehn,
Mußt du erſt den Wald durchgehn,
Iſt dir erſchienen
Der Sinn des Grünen,
Dann magſt du die Blumen verſtehn.

Neſtor. Nun ſeht nur die Unverſchämtheit!

Der Wald. Grün iſt das erſte Geheimniß
In das die Natur dich weiht,
Die erſte Farbe iſt grün,
Grün ſchmückt ſich die ganze Welt,
Ein lebendiger Odem,
Ein lieblich Element,
Womit alles froh umſchloſſen iſt.

Grüne bedeutet Lebensmuth,
Den Muth der frohen Unſchuld,
Den Muth zur Poeſie.
Grün ſind alle Blumenknospen
Und die Blätter um die Blumen,
Dann entſpringt der Farbenglanz
Aus dem mütterlichen Grün.

Die Tulipanen. Wer mag von Farben ſprechen,
Wenn wir zugegen ſind?
Keine andre Blum' gewinnt,
Beginnen wir zu ſprechen.
Was ſoll Blumenandacht,
Was der Kuß bedeuten?
Wir prangen in der kühnſten Pracht,
Kein andrer wag's mit uns zu ſtreiten,
Wir glänzen daher in vollſter Macht,
Brauchen nichts anders zu bedeuten
Als daß in uns der Schein von tauſend brennenden Farben lacht.
Stehn wir in Beeten zuſammen,
Und geht der Wind durch uns Blumen hin,
So wanken und zucken unzählige Flammen
Und blenden, verwirren den fröhlichen Sinn.
Kühn die Blätter ſich formiren,
Stellen eine Urne dar,
Gold und Roth und blau ſie zieren,
In uns aller Farben Schaar.
Noch im Verblühen mit Farben wir prangen,
Daß in voller Majeſtät
Die Tulpe mit ausgebreiteten Flügeln ſteht:
Wozu die Sehnſucht, wozu Verlangen?

Neſtor. Ich merke, die Tulpe ſpielt den Freigeiſt unter den Blumen, und macht gewiſſermaßen Satyren auf die Lilien.

Veilchen. In der Stille
Von Blättern den grünen,
In ferner Hülle
Wir Blumen dienen.
Wagen's nicht uns aufrecht zu ſtellen,
Fürchten die Sonnenblicke, die hellen.
Gras unſre Geſchwiſter;
Ueber uns Buſchgeflüſter;
Im einſamen Thal
Gedeihn wir zumal.

Vergißmeinnicht. Wir Blümlein
Am Bach,
Mit blauem Schein
Müssen gar kleine sein,
Locken die Augen doch nach.
Wir sehen
Uns helle
In der Welle
An Seen.
Unschuldige Kindlein
Mit süßem blauen Schein:
Möchten wir größer sein.

Feldblumen. Du gehst vorüber
O Lieber!
Und siehst nicht,
Fühlst nicht,
Wie das grüne Gras,
Wie erfrischend und kühl und naß,
Und dazwischen die goldenen Sterne:
Mußt du denn stets nach der Ferne?

Vogelgesang. Wir lustigen Bürger in grüner Stadt
Rauschen und schwärmen,
Singen und lärmen
Vom Morgen zum Abend, und stets sind wir satt.
Die Bäume mit Schatten,
Zur Wohnung bestellt,
Zur Nahrung die Matten,
Die freie, weite Welt, —
Wie uns das gefällt!
Gefällt!
O herrliche Welt!

Das Himmelblau. Sie all umschließ' ich mit Armen linde,
Sie all tränk' ich an meinen Brüsten
Mit Lüften,
Ich sende die kühlenden Winde,
Ich schaue tief auf sie hinunter,
Sie alle schauen hoch zu mir daher,
Alle macht mein klarer Anblick munter,
Die herrliche Bläue im unergründlichen Meer.
Wolken kommen, Wolken ziehn,
Wolken fliehn,
Treiben in meinem Gebiete hin und her;
Sind dem größeren Blick des Waldes Blätter.

Der Blumen Putz überfliegt der Glanz
Des Abend- und des Morgenroths heraufgezogen,
Der kühn gespannte Regenbogen,
Im goldnen Abendmeer die tausend Flammenwogen,
Im furchtbaren Wetter,
Der Wolken Tanz,
Der Blitze zückender Glanz. —

Nestor. Es geht zu weit, — ich vergesse mich selbst; — immer und ewig allein zu stehen, und doch ein unaufhörliches Geschwätz anhören zu müssen, das ist zu toll. — Wer kömmt denn da? Ein Weib, dem Anscheine nach. Sie ist schön gewachsen, aber doch zu groß, gar zu groß. Das scheint hier der allgemeine Fehler.

Die Göttin (tritt herein).

Göttin. Wer bist du?

Nestor. Ich? Aufzuwarten, ein Reisender, im gegenwärtigen Augenblicke halb unsinnig, weil ich nicht weiß, ob ich verrathen oder verkauft bin.

Göttin. Gefällt es Dir so wenig im Garten der Poesie?

Nestor. Mit Eurer Erlaubniß, daß ich ein wenig zweifeln darf. Poesie? Der Garten der Poesie? Hm; Ihr wollt meinen Geschmack und gesunden Menschenverstand wohl nur ein wenig auf die Probe stellen.

Göttin. Wie das?

Nestor. Die Poesie müßte nach meinem Bedünken, nach meinen schwachen Einsichten wohl eine etwas andere Gestalt haben. Das ist ja gleichsam hier wie in einem Narrenhause.

Göttin. Ergötzen euch denn diese Blumen nicht?

Nestor. Nein wahrhaftig nicht, denn ich sehe zu gut ein, daß es gar keine Blumen sind.

Göttin. Wie könnt Ihr diesen irr'gen Glauben hegen?

Nestor. Weil ich in meinem Leben schon gar zu viele Blumen gesehen habe. Ja wenn ich nicht die erstaunliche Erfahrung hätte, so könnte ich mir vielleicht eher eine Nase drehen lassen. Meine Eltern haben ja selbst einen Garten hinter dem Hause gehabt und da hab' ich die Blumen selber oft gepflanzt und an die Stöcke gebunden.

Göttin. Wofür erkennt Ihr aber diese Pflanzen?

Nestor. Ich erkenne sie für Narren, denn etwas anders können sie auch wohl schwerlich sein; ehrliche Blumen sind es wenigstens nicht. Seht sie doch nur an, sie scheinen ja wahre Ungeheuer. Nein ich muß die Ehre haben Euch zu sagen, das Wesentliche an einer Blume ist eine gewisse Kleinheit und Niedlichkeit. Und dann nicht solche übertriebene Menge; ich mag sonst wohl Blumen, und sie geben uns eine gewisse Erquickung und Ergötzlichkeit, aber das muß sich mit diesen Dingen in Schranken halten, und bei Leibe nicht so in's Excentrische gehn.

Göttin. Ihr vergeßt, das dies die wahren Blumen sind,
Die Blüt', die in Blüte steht; die Erde
Kennt nur den schwachen Schatten dieser Herrlichkeit.

Nestor. Nun ja, das ist die rechte Höhe, so machen es diese Idealisten immer; wenn man an ihre Hirngespinnste nicht glauben will, so wollen sie einem gar weiß machen, daß dies die rechte und wahre Art sei, wie eigentlich alles übrige in der Welt sein müsse. Und wenn ich auch alles übrige vertragen könnte, so ist mir das ewige Singen und Sprechen dieser Dinge äußerst fatal.

Göttin. Haben Euch die Blumen sonst nie angesungen?

Nestor. Ha! ha! für wen seht Ihr mich denn an? Die Blumen sollten gut angekommen sein, die sich dergleichen Ungezogenheiten unterfangen hätten.

Göttin. Was macht Ihr aber eigentlich in der Welt?

Nestor. Ich stelle einen Märtyrer vor, ich gehe für die allgemeine Wohlfahrt zu Grunde. Ich bin auf der Reise, und mein Prinz kann nicht eher seine vollständige Gesundheit erhalten, bis wir den guten Geschmack angetroffen haben.

Göttin. Was nennt Ihr den guten Geschmack?

Nestor. Ich will es Euch schon anvertrauen, weil Ihr mir ziemlich lehrbegierig scheint. Seht, der Geschmack, — als wenn ich sagen wollte, ein Gedicht, — nun müßt Ihr aber recht begreifen, denn ich strenge mich pur so an, um Euch die Sache recht klar und deutlich zu machen, — also wenn Ihr Euch ein klassisches vollendetes Gedicht denkt, — klassisch nemlich, was, — nun, das ergibt sich von selbst, oder so ein Epigramm, ein Heldengedicht, eine Tragödie, worin alle Regeln observirt, niemals verwandelt —

Göttin. Ich verstehe Euch nicht; meint Ihr vielleicht überhaupt die Kunst?

Nestor. Nun ja, es wird ohngefähr so zutreffen. Wenn Ihr die Klassiker gelesen hättet, da würdet Ihr mich schon eher verstehn. Hätt' ich doch nur meine Grundsätze der Kritik bei mir!

Göttin. Laßt sich den Kranken gleich hierher verfügen,
In diesem sel'gen Aufenthalte wird
Er gleich von allen Uebeln sich erlöst
Befinden, denn hier wohnt die Poesie.

Nestor. Hierher? Wahrhaftig, das fehlte ihm noch, um in die alte Raserei zurück zu verfallen. Ihr habt große Vorstellungen von Euch und Eurem Garten, ich sehe ja auch nicht einmal einen einzigen Dichter.

Göttin. Dort wandeln sie im dunklen Gange, jetzt
Seh ich wie sie die Schritte zu uns lenken.

Die Dichter (treten herein.)

Neſtor. Sind das nun wirklich und in der That Dichter?

Göttin. Unnöthig ſcheinſt du zweifelhaft zu ſein.

Neſtor. Man muß ſich ein bischen mit dergleichen Behauptungen in Acht nehmen. Seht nur, wie ſie unhöflich ſind, ſie kümmern ſich gar nicht um mich, und doch bin ich hier fremde.

Göttin. Sie haben Dich noch nicht bemerkt.

Neſtor. Noch eins, ich werde ja in Eurem Garten gar keine Raupen gewahr, und doch iſt es jetzt die Zeit.

Göttin. Kein Ungeziefer naht dem heiligen Wohnſitz.

Neſtor. Nun das iſt noch von allen Dingen das unnatürlichſte und unwahrſcheinlichſte. Nein, das wird Euch nimmermehr ein einziger Menſch glauben, ſeht meine liebe Frau, ein ſolcher Garten iſt bisher noch nicht erhört geweſen. Da kommen die Dichter auf uns zu, nun will ich ihnen doch, mit Eurer Erlaubniß, ein wenig auf den Zahn fühlen.

Göttin. Ihr ſeid von ſeltner Munterkeit des Geiſtes.

Neſtor. Wie heißt denn der finſtere alte Murrkopf hier?

Göttin. Beſcheidner ſprich, es iſt der große Dante.

Neſtor. Dante? Dante? Ach jetzt beſinn' ich mich, er hat ſo eine Komödie, gleichſam ein Gedicht über die Hölle geſchrieben.

Dante. Gleichſam ein Gedicht? Wer biſt Du, daß du alſo ſprichſt?

Neſtor. Nu, nur nicht ſo böſe, ich bin ein Freund von Dir und von Euch allen, denn ich liebe die Dichtkunſt und bringe oft meine müßigen Stunden mit Euren Schnurrpfeifereien hin.

Dante. Schnurrpfei — wie war das Wort, das Du ſo eben nannteſt?

Neſtor. Ha, ha, ha! Er kennt die Schnurrpfeifereien nicht und hat ſelbſt welche gemacht. Das bedeutet ſo Euer dummes Zeug, Eure luſtigen Lappalien, was Ihr gemacht habt, und womit man die Zeit ganz artig vertrödeln kannn.

Dante. Wer biſt du, flache Unbedeutenheit,
Daß du dich dieſer frechen Sprach' erkühnſt?
Hat dich kein Laut aus meinem Werk getroffen?
Biſt du in alter Blindheit ein Bewohner
Von Religion und Poeſie verſtoßen?

Neſtor. Ereifert Euch nicht ſo, alter Mann, denn die Wahrheit zu ſagen, ſo habe ich Euch niemals geleſen.

Dante. Und kommt daher und ſpricht von meinem Werk;
Die göttliche Komödie Schnurrpfeiferei!
Ein ſchändliches; barbariſch Wort, und kaum
Der frommen Zunge abzulocken!

Neſtor. Seid ſtille, ſag' ich Euch und laßt uns einmal ernſthaft ſprechen. Seid ihr denn in der That jemals ein Dichter geweſen?

Dante. Arioſt! Petrarka!

Neſtor. Nun, nun, die Zeiten haben ſich ſeitdem gewaltig geändert, ja damals, ja damals, — aber jetzt ſeid Ihr zu ſchwer zu leſen, und außerdem noch ennuyant.

Dante. Damals, was meinſt du damit, Wurm?

Neſtor. Ein hitziger Kopf! Nun damals will ich nur ſagen, war es erſtaunlich leicht ein Dichter zu ſein, weil wie ich geleſen habe, vor Euch in neuerer Zeit eben keine Poeten exiſtirt hatten; darum müßt Ihr nur Euer Glück anerkennen, denn im Grunde wäre doch jeder andere damals eben ſo wie Ihr berühmt und bewundert worden.

Dante. Es hätte alſo nur an Dir gelegen,
Nur an der Zeit, die Dich an's Licht geworfen
In jenem früheren Jahrhundert, und
Du hätteſt auch wie ich die Welt erſtaunt?

Neſtor. Natürlich, ja was noch mehr iſt, ich denke es ſogar in unſerm Zeitalter, wo es doch tauſendmal ſchwerer iſt, dahin zu bringen. Erſt fang' ich ſo ſachte, ſachte mit Abhandlungen für Monatsſchriften an, in denen ich meinen aufgeklärten Kopf entdecke und irgend einen Schwärmer oder Pietiſten ganz artig und ſauber in ſeiner Blöße darſtelle, dann ſchreib ich gegen Geſpenſter, dann einen Roman gegen Euch, und alles was mir nicht in den Kopf will, dann laß' ich mir merken, daß mir im Grunde gar nichts in der Welt recht iſt, bis am Ende immer höher, immer höher komme anfange zu rumoriren und ennuyiren, was man nur leiſten kann, bis mich die Leute endlich aus Langeweile für den erſten Menſchen in der Welt halten. — Aber dergleichen Zeug, wie Eure ſogenannte Komödie, hätte ich doch auch meiner Seele nicht in jenem aufgeklärten Zeitalter geſchrieben. Hölle und Paradies! Und alles ſo umſtändlich, wie ich mir habe ſagen laßen. Fi! ſchämt Euch', ein alter erwachſener Mann, und ſolche Kinderpoſſen in den Tag hineinzudichten.

Dante. Die Gottheit hat es mir alſo verliehn,
Vom milden Himmel wurde mir vergönnt,
Ein kühner Sänger mein prophetiſch Lied
Zur Glorie der katholiſchen Religion
In reineſter Begeiſterung zu ſprechen.

Neſtor. Nu, das iſt es ja eben, wovon wir reden. Die katholiſche Religion, das iſt mir, und uns übrigen vernünftigen Leuten gerade der Stein des Anſtoßes.

Dante. Was denkt's Gewürm bei dieſem Ausdruck denn?

Neſtor. Verflucht hitzig vor der Stirn! — Was man ſich dabei denken ſoll, weiß bei uns jedes Kind, daher es auch ein Sprichwort, ſo-

gar bei den gemeinen Leuten geworden iſt, daß man etwas recht Tolles, Unvernünftiges, oder auch Langweiliges hört, man zu ſagen pflegt: Ei darüber könnte man katholiſch werden.

(Dante wendet ſich unwillig von ihm, und in den Hain zurück.)

Neſtor. Die Dichter ſind ein verfluchtes Volk. Nichts als Undank, wenn man ſich für ihre Werke intereſſirt!

Arioſt. Der Proteſtant proteſtirt ja gegen alles Gute, und beſonders gegen die Poeſie.

Neſtor. Alle durch die Bank grob! Wer ſeid Ihr denn?

Arioſt. Ich nenne mich Ludovico Arioſt.

Neſtor. Aha! Mit Euch bin ich ſchon ein wenig mehr bekannt, ſeid auch amüſanter wie jener Brummbär, aber verteufelt unmoraliſch. Menſch, Menſch, wie habt Ihr ſo manches beim Durchfeilen können ſtehen laſſen?

Arioſt. Ha ha ha!

Neſtor. Lacht nicht, lacht nicht, um Gotteswillen, wenn ich nicht gänzlich an Eurem Herzen verzweifeln ſoll. Aus Liebe zur Menſchheit, aus Liebe zur Tugend, hättet Ihr manche von den argen Poſſen durchaus nicht niederſchreiben ſollen.

Arioſt. Aus Liebe zu den Menſchen habe ich es gethan, aber was iſt die Menſchheit?

Neſtor. Die Menſchheit, — mich wunderts, daß Ihr davon nichts wißt, — ſeht, das iſt ſo die Welt en gros. Jetzt ſteigt übrigens die Menſchheit erſtaunlich, man hat ſogar Erwerbsſchulen angelegt, man prügelt die Soldaten ein bischen weniger, man — nu, ſeht Ihr, das nennen wir ſo Menſchheit.

Arioſt. Darüber ließe ſich vielleicht ein Luſtſpiel ſchreiben?

Neſtor. Es geſchieht ohne Euch genug, dazu kommt Ihr zu ſpät.

Arioſt. Und ſind ſie ſehr luſtig, dieſe Luſtſpiele?

Neſtor. Wo denkt Ihr denn hin? Nun ja, da ſieht man Euch das rohe Zeitalter recht an, rührend iſt's, zum Weinen, alles voller Prediger und Prinzen, und Böſewichter, und hoher edler Menſchen.

Gozzi. Dieſer wäre eine ziemlich gute Maske.

Arioſt. Lieſt man denn meine bunten Lieder noch?

Neſtor. So wie's kömmt, manche halten gar viel von Euch, im Grunde hat man aber jetzt mit ſeiner Veredelung ſo viel zu thun, daß einem zum Spaß nicht viele Zeit übrigbleibt, mich etwa und andere dergleichen Dichterfreunde abgerechnet. Wir haben nun einmal die Schwachheit.

Arioſt. Närriſcher, es muß jetzt eine erbärmliche Zeit auf Erden ſein.

Neſtor. Wie Ihr's verſteht! Nein mein Beſter, das zu beurtheilen iſt für Euch wohl zu hoch. Dergleichen Noth- und Hülfsbücher, dergleichen zarte vortreffliche Regenten, Taubſtummen-Inſtitute, Kabinetsorden, Leſebibliotheken, wohlthätige Journale, Pockennoth und Akazienbäume habt Ihr in Eurem Leben gewiß nicht vernommen.

Arioſt. Du raſeſt.

Neſtor. Und ſchöne Weiblichkeit und zuckerſüße Häuslichkeit, und

wahre Menſchenempfindung, und Wohlwollen und Mitleiden einer mit dem andern. —

Arioſt. Das ſcheint mir in der That nöthig.

Neſtor. Unentbehrlich! Ja, Ihr ſolltet nur jetzt leben. Man wäre im Stande und verböte Euch zu exiſtiren, wo Ihr Euch nur blicken ließet.

Arioſt. O Schade, daß ich nicht zur Erde zurückkehren kann.

Neſtor. Uebrigens kann man jetzt Euer Gedicht noch aus andern Rückſichten entbehren, denn der größte deutſche Poet hat ſo ohngefähr das Beſte aus Eurer Manier genommen, und in ſeinem herrlichen Oberon trefflich verſchönert; dabei hat er auch den ſogenannten Stanzen eine ſchöne Originalität beigebracht, indem er ſie freier, unkünſtlicher, liebenswürdiger entſtanzt und umgeſtanzt hat.

Arioſt. So?

Neſtor. Fleißig hat man Euch nachgeahmt und verbeſſert. — Wie iſt denn Euer Name?

Petrarka. Ich heiße Petrarka.

Neſtor. Ich habe alſo die Ehre, ein ſehr verliebtes Gemüth kennen zu lernen. Ihr werdet auch zu Zeiten überſetzt, das heißt, ein oder zwei von Euren Sonetten, denn viel von dem Zeuge iſt über die Gebühr langweilig. Sagt mir nur, wie Ihr der Dinge nicht überdrüßig geworden ſeid?

Petrarka. Du biſt ein wunderlicher Kauz. Haſt du denn meine Sonetten verſtanden?

Neſtor. Ach, lieber Gott, was iſt da ſonderlich zu verſtehen, immer Liebe und immer wieder Liebe; dergleichen iſt für mich nicht. — Ich möchte faſt darauf wetten, daß Ihr der bekannte Taſſo ſeid.

Taſſo. Nicht anders.

Neſtor. Ja, Ihr habt's auch gut gemeint, das kann man gar nicht läugnen. — Wer iſt der freundliche Mann dort?

Taſſo. Er iſt der Caſtilianiſche Poet Cervantes.

Neſtor. Je Poſſenreißer Poſſenreißer, komm doch vor und ſei nicht ſo blöde, dich mag ich erſtaunlich gerne leiden, denn du biſt ein luſtiger Geſelle.

Cervantes. Was willſt du von mir?

Neſtor. Dein Ding, dein Don Quixote iſt zum Todtlachen, aber was ſollen die Novellen drinn?

Cervantes. Auch Don Quixote hat das gefragt?

Neſtor. Nu, antworte drauf.

Cervantes. Was ſoll das ganze Buch?

Neſtor. Das ſag' Er nicht, mein Beſter, denn erſtens hat das Buch andre viel beſſere veranlaßt, zum Beiſpiel den Don Sylvio von Roſalva, alſo iſt das ſchon ein gewiſſer beträchtlicher Nutzen, und dann iſt es ja zum Todtlachen, es iſt keiner unter uns, der das dumme Zeug nicht geleſen hätte, nein, ſei Er nur ruhig. Schade, daß er nicht jetzt lebt, aus Ihm hätte was werden können.

Cervantes. Bin ich, der ich in meinem Leben ſchon ſo viel Schlimmes erfuhr, nach meinem Tode ſo tief heruntergeſunken, daß der Pöbel mich für ſeinen Geſellen und Bruder erkennt?

Neſtor. Sei er nicht betrübt, von ganz reputirlichen Leuten wird er geleſen, und in den Ueberſetzungen läßt man ſeine Gedichte und dergleichen, was nicht zur Sache gehört, aus, da hat das Ding ein recht feines Anſehn.

Cervantes. Und die zarte Galatea kümmert keinen?

Neſtor. Je das ſind ja Jugendſchwächen, die vergibt man Ihm, lieber Freund.

Cervantes. Das muß ich doch meinem Freunde Shakespeare erzählen, wenn er wieder kommt.

Neſtor. Alſo der Teufelskerl iſt auch hier? Eine kurioſe Geſellſchaft. Es gibt doch nicht einen einzigen klaſſiſchen und korrekten Menſchen hier, an dem man ſein Gemüth auf eine verſtändige Weiſe erquicken könnte. Und das ſoll der Garten der Poeſie ſein? Der Schwärmerei, der Phantaſterei, das will ich eher zugeben.

Göttin. Wen vermiſſeſt du?

Neſtor. Da hat doch nun, nur ein ſchlechtes Beiſpiel zu geben, die deutſche Nation ſchon längſt ihr goldnes Zeitalter der Poeſie gehabt, und ich ſuche unter dieſen Blumen und altfränkiſchen Dichtern einen Hagedorn, Gellert, Gesner, Kleiſt, Bodmer, — ich ſehe keinen einzigen Deutſchen.

Göttin. Die du nennſt, kennen wir nicht, aber dort ſteht der wackere Hans Sachs.

Hans Sachs. Kennſt du mein Faſtnachtsſpiel vom Doktor mit dem Narrenſchneiden?

Göttin. Ein blumenvoller Hain iſt zubereitet
Für jenen Künſtler, den die Nachwelt ehrt,
Mit deſſen Namen Deutſchlands Kunſt erwacht,
Der Euch noch viele edle Lieder ſingt,
Um Euch in's Herz den Glanz der Poeſie
Zu ſtrahlen, daß Ihr künftig ſie verſteht;
Der große Britte hofft ihn zu umarmen,
Cervantes ſehnt nach ihm ſich Tag und Nacht,
Und Dante dichtet einen kühnen Gruß,
Dann wandeln dieſe heiligen vier, die Meiſter
Der neuen Kunſt, vereint durch dies Gefilde.

Neſtor. Wer in aller Welt könnte denn das ſein?

Bürger (ihm leiſe in das Ohr.) Göthe.

Neſtor. O geht mir doch mit dergleichen, ich ſelbſt habe erſt neulich Hermann und Dorothea geleſen; der Genius der Zeit forderte das, ſo rezenſirt, daß man blind ſein müßte, wenn man den Verfaſſer noch länger für einen Dichter halten wollte.

Die Idee über Dichter im Luſtſpiele abzuſprechen hat ſchon Ariſtophanes in ſeinen Fröſchen, aber freilich trefflicher und poetiſcher ausgeführt, denn der Neſtor ſpricht doch in der That gar zu albern und auch die angeführten großen Dichter ſprechen lange nicht ſo, wie man es von ihnen erwarten ſollte oder wie Göthe in ſeiner Farce Götter, Helden und Wieland dergleichen Perſonen ſprechen läßt. Da bekommt nun auch Hans Sachs, den er neben Shakespeare und Cervantes und die übrigen ſtellt, ſeinen Platz, von Schiller iſt aber keine Rede.

Den größten Fleiß verwandte Tieck gleich den Gebrüdern Schlegel auf die äußere Form und in dem Muſenalmanach, den dieſe Dichter 1802 herausgaben, wetteifern ſie in allerlei ſüdlichen Versmaßen, Sonetten, Canzonen, Trioletten, Stanzen und Terzinen. Auf die deutſche Sprache hatten dieſe Tändeleien einen wohlthätigen Einfluß; allein es wurde durch ſie die inhaltsleere Empfindelei eingeführt, welche noch in unſern Tagen fortfährt Töne für Poeſie auszugeben. Voß und Baggeſen geiſelten dieſe Weiſe in ihrem Karfunkel oder Klingklingel Almanach, woraus wir drei Gedichte herſetzen wollen.

Klingſonate.

1. Grave.

Mit
Prall=
Hall
Sprüht
Süd=
Trall=
Lall
Lied.
Kling
Klang
Singt;
Sing
Sang
Klingt.

2. Scherzando.

Aus Moor=
Gewimmel
Und Schimmel
Hervor

Dringt, Chor,
Dein Bimmel=
Getümmel
In's Ohr.

O höre
Mein kleines
Sonett.

Auf Ehre,
Klingt Deines
So nett?

3. Maeſtoſo.

Was ſinget Ihr und klingelt im Sonetto:
Als hätt' ein Flug Euch grade von Toskana
Geführt zur heimathlichen Tramontana
Ein kindlich Englein, zart, wie Amoretto?

Auf, Klinger, hört von mir ein andres Detto!
Klangvoll entſteigt mir ächtem Sohn von Mana
Geläut der pomphaft hallenden Kampana,
Das ſummend wallt zum Elfenminuetto!

Mein Haupt, des Siegers! krönt' mit Roſ' und Lilie.
Des Rhythmus und des Wohlklangs holde Charis,
Achtlos, o Kindlein, Eures Larifaris!

Euch kühl' ein Kranz hellgrüner Peterſilie!
Von ſchwülem Anhauch war Euch das Gemüth heiß,
Und fiebert, ach, in unheilbarem Südſchweiß!

Leider hatten eben Voß und Baggeſen nicht den Witz, der die Romantiker kräftig genug treffen konnte.

In ſeinen reifern Jahren, verließ Tieck das Romantiſche und verlegte ſich auf die Novelle, eine Gattung des Romans, worin nicht eine Reihe von Abenteuern, Zuſtänden und Begebenheiten, ſondern nur eine einzelne Situation dargeſtellt wird. Durch dieſe Begrenzung iſt es nun möglich etwas mehr Poeſie anzubringen, als im Romane und Tieck iſt dies in manchen derſelben wie z. B. im jungen Tiſchlermeiſter, in der Verlobung u. a. m. wohl gelungen und er war durch dieſe Gattung beſonders der gebildeten Frauenwelt, für die einſt Wieland geſorgt, höchſt willkommen. Schade, daß er ſeinen Aufruhr in den Cevennen nicht fortgeſetzt; es iſt dies wahrhaft ein Muſter eines hiſtoriſchen Romans. So iſt denn Tieck durch dieſe Novellen vom Romantiſchen abgefallen, um ſich dem wirklichen Leben zu nähern, und hat dadurch ſeinem Dichterruhm eher aufgeholfen als geſchadet, weil er nun in einen Dichtungskreis eintrat, der ſeinen Kräften angemeſſen iſt. Leider entging er nicht der Schwäche, noch im hohen Alter zu dichten und ſo haben wir noch im Jahr 1840 eine Vittoria Accorombona erhalten die von den treuen Schülern und Freunden pomphaft angekündigt wurde, aber jeden unbefangenen Leſer und Kritiker anwidert. Wollen wir nun was Tieck geleiſtet in wenig Worten zuſammenfaſſen, ſo muß man geſtehen, daß kein Romantiker ſo klar und anmuthig erzähle, keiner ſich in der Welt der Naturſtoffe, der Farben und der Töne, der Gefühle und des Verſtandes, des Ideals und der Wirklichkeit ſo vertieft habe als er; und hat er auch nur in dieſen phantaſtiſchen Winzigkeiten Vollkommenes geleiſtet, ſo hat er doch auch durch ſeine verfehlten Dichtungen Wege gezeigt, wo noch Poeſie zu finden ſei; das höchſte aber hat er durch ſeine Ueberſetzungen und ſeine dramaturgiſchen Blätter zur Aufnahme Shakespeares und zur Herſtellung eines guten Geſchmacks vollbracht.

Ludwig Zacharias Werner 1768 zu Königsberg geboren, geſtorben zu Wien 1823, war einer der begabteſten unter den Romantikern, von dem man aber auch wie von Günther ſagen darf: er wußte ſich nicht zu zähmen und darum verrann ſein Dichten wie ſein Leben." Nachdem er in den neunziger Jahren verſchiedene Staatsdienſte bekleidete lebte er zu Anfang des neunzehnten

Jahrhunderts meiſt auf Reiſen, erhielt 1809 vom Herzog von Heſſen-Darmſtadt den Hofrathstitel, trat im folgenden Jahre zu Rom zur katholiſchen Kirche über, und endlich 1821 gar in den Orden der Redemtoriſten zu Wien. In ſeinen erſten Dramen die Söhne des Thals in 2 Theilen, lehnt er ſich noch ganz an Schiller, wiewohl ſchon die wunderlichſte Excentricität ſichtbar iſt. Als aber vollends Calderon, die Legende der Heiligen, Muſik und Opernpomp auf ihn einwirkten, verlor er allmählig den feſten und ſichern Gang auf der Bühne, mengte Phantaſtiſches mit Hiſtoriſchem, Lyriſches mit Dramatiſchem und ſchuf eine Reihe gigantiſcher Theaterhelden, wie noch keine da waren. In den Tagen der Schmach 1806 bis 1812 waren aber eben nur ſolche Schauſpiele im Stande die gedrückten Gemüther zu ergreifen und ſei es wie immer, das leidenſchaftliche Feuer dieſes Dichters hat auch geholfen zünden, bis der große Brand im Jahre 1813 in helle Flammen aufſchlug. War es zu wundern, daß das Volk in die Theater ſtrömte, wie man die große Tragödie Martin Luther darſtellte? Mag immer der Charakter des großen Reformators zu ſehr in's Ideal und zwar nicht zu ſeinem Vortheile erhoben worden ſein, er war es doch der theuere Mann, deſſen Erſcheinung auf den Brettern nichts Gewagtes war, da er zu feſt ſteht in ſeinem Anſehn und in ſeiner Liebe des ganzen Volkes, als daß ihn theatraliſche Darſtellung herabwürdigen konnte. Das Kreuz an der Oſtſee behandelt die Einführung des Chriſtenthums bei den Liefländern; welch eine liebe Stimme aus dem Vaterlande mußte dieſes Trauerſpiel den deutſchen Brüdern an der Oſtſee ſein? und Attila König der Hunnen — ſchritt er nicht einher ſich für die Geiſel Gottes haltend, die Welt zu ſeinen Füßen, gleich Napoleon, der eben damals (1808) von ſeinen Siegen in Preußen gegen Spanien zog? Wie mußte endlich Wanda, Königin der Sarmaten, auf das unglückliche Polen hinzeigen, das noch damals in ſüßeſter Hoffnung dem Triumphwagen Napoleons folgte. Allein nun brachen die Folgen einer unordentlich gelebten Jugend (denn wie in der Dichtung ſo war er auch im Leben leidenſchaftlich,) los, ſchwächlich, ängſtlich, launenhaft, geizig und unreinlich, von drei Gattinnen getrennt, weil nach ſeiner eigenen Ausſage keine mit ihm glücklich ſein konnte,

ſuchte er nach einer Stütze und vermeinte ſie zu finden in der Frömmigkeit. Er ging 1810 nach Rom und wurde katholiſch. Noch zehn Jahre reichte ſein poetiſches Talent aus, was er aber ſchuf wurde immer ungenießbarer; ſo ſchön manches Einzelne in der heiligen Kunigunde, in der Mutter der Makkabäer iſt, weder ihm ſelbſt noch der Welt genügte das Ganze, und vor dem Trauerſpiele der vierzehnte Februar, entſetzte ſich alle Welt, denn der ideale Dichter malte hier mit den grellſten Farben der Wirklichkeit. Als er nun vollends ſeine Kraft der Weihe bereute und ſeine Unkraft der Weihe ſchrieb, war in ſeiner Poeſie nichts zurückgeblieben als „der Wahnſinn eines ausgetrockneten Gehirns" wie Menzel ſich ausdrückt. Wunderbar bleibt jedoch, daß er in dieſer Zeit, als Redemtoriſt in ſeinen Predigten und ſeinen Geſprächen oft den hellſten und klarſten Verſtand verrieth, ſo daß man in ſeinem Weſen irre werden konnte, wenn man nicht wüßte, daß der Mann mit der Feder und der in That und Leben nicht immer derſelbe ſei. Sprechen wir nun noch von Heinrich Steffens aus Norwegen, ſo haben wir die Häupter der romantiſchen Schule, von der der eben genannte alſo ſpricht:

„Es war wohl eine ſchöne Zeit — heißt es in dem Novellencyklus von den vier Norwegern — die ich in Jena verlebte. Ich kann ohne freudige Rührung, ja ohne Begeiſterung nicht an ſie denken. Ein neues Zeitalter wollte beginnen, und regte ſich in allen empfänglichen jugendlichen Gemüthern. Wo wir hinſahen erblickten wir bedeutende Männer, die hier einen Mittelpunkt des wechſelſeitigen Verſtändniſſes gefunden hatten. Göthe gehörte dieſem Kreiſe zu, und ward als ein Stifter betrachtet. Die bedeutende Stelle die er bekleidete, wie ſie ſonſt wohl die Jugend nicht ſelten zum Widerſtand reizt, erſchien uns durch ihn einen hohen Glanz zu erhalten, indem ſie ihn auch äußerlich erhob. Es war für die anmuthigeren Formen des Lebens, für die zarteren Verhältniſſe der Geſelligkeit nicht ohne Einfluß, daß ein ſolcher Mann der Jugend genähert wurde, wenn er auch nur in der Ferne erſchien, und an keine nähere Verbindung zu denken war. Er war dennoch geiſtig in unſerer Mitte, indem ſein Geiſt durch Männer, die wir ſo hoch verehrten in ſeiner tieferen Bedeutung hervortrat. Und welche Männer waren

hier verſammelt! Der ſtarke Fichte, der mächtige Schelling, deſſen gewaltiges Ringen uns anzog, Tieck, die Gebrüder Schlegel, Novalis erſchien als Gaſt, Schleiermacher, obgleich fern, gehörte dem Kreiſe zu, und wenn gleich mancher Widerſtreit unter ſo entſchiedenen Naturen ſich frühzeitig entwickeln mochte, wir kannten ihn nicht, ahneten ihn kaum, und erblickten nur den blühenden Frühling einer neuen geiſtigen Zeit, den wir mit jugendlicher Heftigkeit frohlockend begrüßten." Heinrich Steffens, der geniale Naturforſcher und eifrige Schüler Schellings, von dem man mit Recht behaupten kann, daß er gewußt Dichter zu erwecken, wie Keiner, ging auch die mannigfaltigſten Irrſale der Romantik durch von Poeſie und Philoſophie hin und her gezerrt, zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus lange wankend und wirkt bis heute, nachdem ihn ſeine gute kräftige Natur in's Gleichgewicht gebracht durch ſeinen hinreißenden Vortrag als Profeſſor zu Berlin. Als Dichter hat er ſich im Romane: Die Familie Walſeth und Leith, dann Malkolm und den Novellencyklus: die vier Norweger rühmlich bekannt gemacht. Volle Gluth der Empfindung, üppige Phantaſie und vollendeter Ausdruck beurkunden in jedem ſeiner Werke die erhabenſte Seele.

Außer Schleiermacher, Prediger und Profeſſor in Berlin gehören auch noch zur romatiſchen Schule Adam Müller, zuletzt öſtreichiſcher Konſul in Leipzig, Joſeph Görres, nach allerlei Kreuz- und Querzügen, Flucht und Verbannung, Profeſſor in München, Friedrich Baron de la Motte Fouqué, preußiſcher Major und Ritter mehrerer Orden; Clemens Brentano aus Frankfurt am Main, zuletzt in mönchiſcher Zurückgezogenheit der Welt und ihren Freuden entſagend, Achim von Arnim und Heinrich von Kleiſt.

Adam Müller, der innigſte Freund Friedrich Schlegels, war bemüht die Romantik in die Staatswiſſenſchaft einzuführen oder was ſo viel ſagen will, die zur Freiheit ſtrebende Menſchheit wieder in die Zuſtände des Mittelalters zurückzudrängen; durch ſeine geiſtreichen Schriften über Literatur und Poeſie hatte er großen Einfluß auf die ganze romantiſche Schule. Joſeph Görres aus Koblenz, war ein Mann voll glühender Vaterlandsliebe, der

das Mittelalter nur der Poeſie und erhabenen Denkweiſe halber zurückrief, doch im Gegenſatz zu Adam Müller und den übrigen Romantikern durch ſeine begeiſterten Reden allgemeine Volksfreiheit heraufbeſchwor. Er gab die deutſchen Volksbücher, wie wir ſchon erwähnt haben; altdeutſche Volks- und Meiſterlieder und Mehreres aus den Schätzen der alten Romantik heraus; war ſelbſt ein Hutten an feuriger Beredtſamkeit, nur Schade, daß er, ſelbſt ein eifriger Katholik, Deutſchlands Heil und Freiheit nur in der römiſchen Kirche hofft. Friedrich de la Motte Fouqué, ein Mann von deutſcher Biederkeit und unbeſcholtenen Sitten, welcher das altdeutſche Ritterthum mit der ſchönen Märchenwelt des Mittelalters in ihrer ächten Farbe wieder herzuſtellen ſtrebte. Unter ſeinen vielen Schriften ſind die vorzüglichſten Sigurd der Schlangentödter, Undine, das Rittergedicht Corona, der Zauberring, das Galgenmännlein. Leider hat ihm ſein Verſenken in das Mittelalter auch zugleich den ſtarken Ariſtokratismus mitgetheilt, durch welchen er die Liebe des deutſchen Volkes verlieren mußte und als er ſeinen Ruhm überlebt hatte und ſeine romantiſchen Dichtungen in wahre Tändelei und Manierirtheit aufging, verfuhr man mit dem ſelbſt verliebten Ritter beinahe ſchonungslos. Ein tief poetiſches Gemüth iſt Clemens Brentano, der aber gleich Werner, durch ſeine Excentricität meiſt eben ſo abſtößt als anzieht und ſein herrliches Gemüth ſelbſt zerſtörte. Nur kurz war ſein Blüteleben, kurz die Ehe mit der liebenswürdigen Dichterin Sophie Mereau, die ihm der Tod entriſſen; er zog ſich zurück, zerfallen mit ſich und der Welt, ging ins Kloſter Dülmen und endlich nach Rom in die Propaganda und lebt heimgekehrt nach Deutſchland in einſamer Zurückgezogenheit. Seine Romane, Satyren und Dramen haben alle das Verworrene und Verwilderte ſeines Gemüths an ſich. Großes Verdienſt erwarb er ſich um die deutſche Literatur durch des Knaben Wunderhorn, eine Sammlung deutſcher Volkslieder, welche er gemeinſchaftlich mit ſeinem Freunde Arnim herausgab.

Ludwig Achim von Arnim, aus einer altadeligen Familie zu Berlin geboren, ſtudirte Naturwiſſenſchaften und Medicin und lebte darauf längere Zeit mit Clemens Brentano, deſſen Schweſter

Bettina er ſpäter heirathete. Im Jahr 1831 ſtarb er auf ſeinem Landgute. Armin war ein edler und erhabener Charakter; daß ſeine Dichtungen nicht mit den Werken der übrigen Romantiker geprieſen wurden rührt daher, weil er allein da ſtand und nicht Gefallen zeigte an dem Treiben dieſer Schule. Sein reiches poetiſches Talent hat er in Romanen, Novellen, Erzählungen und Dramen niedergelegt, und wenn dieſe auch nicht die höchſte Vollendung erreicht haben, bleiben ſie doch ihrer Originalität, Wahrheit und Unmittelbarkeit der Empfindung und männlichen Geſinnung halber ſchätzenswerthe Vermächtniſſe eines edlen deutſchen Mannes. Gräfin Dolores hält man unter allen ſeinen Werken für das vollendetſte. „Es iſt ein Werk" ſagt Wolf," in dem jeder Stand, jedes Alter, jede Geſinnung etwas finden wird, das anſpricht, wohlthut, beruhigt, tröſtet und erheitert." Wir ſetzen zum Schluſſe her was der geiſtreiche Görres von ihm ſchreibt: „Man kann ſeine Poeſie nicht kürzer bezeichnen, als wenn man ſie dem Vogelgeſchlechte angehörig erklärt. Wie die alte zauberhafte Sphinx, ſo ſitzt ſie wohlgemuth oben auf hohem Zweig im Baumeswipfel, unaufhörlich wiegend und wendend mit Zierlichkeit den Kopf, ſchlagend ohne Aufhör mit dem Flügelpaar, wie im Pendelſchlag pulſirend mit dem Gabelſchweife, bald ſich niederduckend, dann wieder aufſchwellend, nun zur Rechten, dann wieder zur Linken ſchwimmend, immerfort in allen Gliedern vom munteren Leben durchzuckt. Selbſt ſeine Poeſie kann daher, von dieſem innerlichen Zuck und Blitz unaufhörlich bewegt, nur mit Mühe Anſtand und Schritt behaupten und macht ſich oft die Luſt, wo ſie ſich ungeſehen glaubt, in einem halb verſteckten Rhythmus aufzuhüpfen und daher zu tanzen. Werden ihr aber die Banden von den Füßen und Flügeln abgenommen, und kann ſie nur dem innern ſingenden Jauchzen ohne Zwang ſich hingeben, dann ſteigt die Losgekettete im freudigen Jubel zur Höhe auf, wie das geflügelte Jodeln aus der Kehle des Berghirten gerade auf ſich über ihn in die Lüfte ſchwingt und nun hoch über ſeinem Haupte ſich wie der Adler im Kreiſe dreht, nun wallend und ſchlagend ſich auf der Bläue wiegt, dann im ſchnellen Sturze durch die ganze Tonfolge niederſtürzt; eine Zeitlang in der Tiefe ſich wie auf aufgeſpanntem Seil im Takte auf- und niederſchwingt und dann wieder ſteil recht

ſchnell ſich zur vorigen Höhe ſchnellt, und ſich hoch oben wirbelnd in der Schwebe hält, ohne durch all das Tönen und Schießen und Wirbeln und Tanzen die innere Luſt auszuarten und auszugießen. Wie die Zugſchwalbe, die heut noch in dieſem Welttheile ſchwirrt und, ehe am andern Tage der Abend graut, ſchon die afrikaniſche Wüſte unter ſich erblickt, ſo iſt ſie daher wenig von Raum und Zeit gebunden und gehemmt; aus der Vogelperſpective Land und Meer überblickend, wagen nur die höchſten Gipfel in ihre Region hinauf, und indem ſie ſich leicht von Einem zum Andern ſchwingt, verbindet ſie in dem regen Inſtinkte, der innerlich in ihr wie ein verborgener Magnetismus nach den verhüllten Polen der Geiſterwelt deutet und neigt, leicht das Entfernteſte in Welt und Geſchichte und webt aus dieſen geheimnißvollen Beziehungen ihr goldenes Netz, das ſie ſchielend um ſich breitet."

Vollendeter als Arnim ſind allerdings die poetiſchen Werke Heinrich's von Kleiſt, der vielleicht als Dichter über allen Romantikern ſteht, zu denen er übrigens nur durch ſeine Freundſchaft mit Adam Müller und durch das Excentriſche gehört, welches aber bei ihm nicht das mangelnde Talent zu erſetzen hat, ſondern ihn nur fortriß, weil er eben den Einflüſſen der Zeit nicht ganz widerſtehen konnte. Zu Frankfurt an der Oder 1770 geboren kam er frühzeitig an den Berliner Hof und bald darauf als Officier zur Armee. Der unrühmliche Feldzug an dem Rhein verleidete ihm ſeinen Stand und er ging 1799 in ſeine Vaterſtadt zurück, um die Rechte zu ſtudieren. Das Staatsamt, das er ſich dadurch erwarb, konnte ihn aber auch nicht feſſeln. Kränklichkeit und die Lage der Dinge in Deutſchland verſtimmten ihn ſchon damals, ſo daß er weder mit ſeinen Kenntniſſen, noch mit ſeinen Arbeiten zufrieden von einem Ort zum andern zog, nach Paris und in die Schweiz zweimal reiſte und immer wieder unzufriedener heimkehrte. Im Jahr 1806 nahm er wieder Staatsdienſte in Berlin, die er aber nach der unglücklichen Schlacht bei Jena abermal verließ, um in der Wiſſenſchaft und Poeſie Troſt zu ſuchen in dem allgemeinen Drangſale. Der franzöſiſchen Regierung verdächtig gemacht, mußte er als Gefangener nach Frankreich wandern und erhielt ſeine Freiheit erſt nach dem Tilſiter Frieden. Nun lebte er abwechſelnd in

Dresden und Berlin, wo er wirklich eine Zeit lang im Umgange mit edlen Freunden und im poetiſchen Schaffen heiterer zu werden ſchien; nur Schmach des Vaterlandes ſtörte ihn in ſeiner Ruhe und jubelnd begrüßte er 1809 den Kaiſer von Oeſtreich und ſeinen tapfern Bruder Erzherzog Karl als Retter des Vaterlandes. Als aber durch den Wiener Frieden dieſe Hoffnung wieder getäuſcht war, fiel er in ſeinen Unmuth, der noch durch den Umgang mit einer unglücklichen Freundin, welche an einem unheilbaren Uebel litt, geſteigert wurde. Dieſe nahm ihm in einer trüben Stunde den Eid ab, ihr einen Dienſt zu leiſten, wenn ſie ihn fordern würde; er verſpricht es und ſie begehrt den Tod von ihm. Leider hielt Kleiſt ſein Wort und tödtete im Hölzchen bei Potsdam 1811 mit ihr auch ſich zugleich. „Wenn es den Abgeſchiedenen," ſagt Tieck, „vergönnt iſt, von den hieſigen Dingen noch zu wiſſen, mit welcher Wehmuth und Reue muß ſein Geiſt ſich herabgeſehnt haben, als ſeine Freunde und Brüder für König und Vaterland im edelſten Streite der neuern Tage auf der Ebene von Lützen ſtanden, für die Sache ſiegend, dem ſein irdiſches Herz faſt zu ungeſtüm geſchlagen hatte. Daß er in dieſem Kriege nicht mit ſiegen oder in ihm fallen konnte, iſt für ihn Strafe genug für ſein Vergehen geweſen, wenn es nach den Begriffen der Meiſten ein ſolches iſt, auf das Leben zu früh zu verzichten."

Heinrich von Kleiſt war vorzugsweiſe dramatiſcher Dichter, der ſich durch Erfindung des Stoffes, treffliche Charakterzeichnung und poetiſche Darſtellung auszeichnete. In ſeinen Werken herrſcht eine bewunderungswürdige Harmonie, die nur zuweilen, durch Aufnahme mittelalterlicher Anſchauung und der ganzen Leidenſchaftlichkeit der kränkelnden Mitwelt ſtörte. Zu den Verirrungen dieſer Art gehört das unheimliche Mitwirken übernatürlicher Kräfte, das Nachtwandleriſche und Mondſüchtige im Käthchen und im Prinzen von Hamburg, die grauenhafte Wahrſagung im Kohlhaas u. dgl. Unter ſeinen Schauſpielen iſt Käthchen von Heilbronn mit Recht das beliebteſte wahrlich die ſchönſte Blume der neuern Ritterpoeſie; die Schlacht bei Fehrbellin oder der Prinz von Heſſen-Homburg iſt bei weitem ſein vollendeteſtes. Die Hermanns-Schlacht, die er vor dem Jahr

1809 ſchrieb, war ein Aufruf an die deutſche Nation ſich zu retten und aufzuſtehen gegen den Unterdrücker deutſcher Freiheit. Tieck urtheilt über dieſes herrliche Drama wie folgt:

„Der heilige Zorn, wie er vielleicht nur wenige Herzen begeiſterte, ſammt dem Gefühl der Noth und des Unglücks ſeines Vaterlandes waren es, die den Dichter antrieben, das großartige Gemälde: „die Hermannsſchlacht," zu entwerfen. Ein berühmter Dichter unſerer Nation hat dieſe Begebenheit ſchon in einem Schauſpiele dargeſtellt. Das Schönſte in ſeinem Werke ſind die lyriſchen Geſänge der Barden, auf welche er auch den größten Fleiß gewendet und ſie recht eigentlich in den Vorgrund geſtellt hat. Kleiſt hatte nicht die Abſicht, jene alte Zeit, ihre Charaktere und Verhältniſſe auszumalen, ſondern was einem Dichter eben ſo natürlich und erlaubt iſt, er ſah, von der Gegenwart bedrängt und begeiſtert, in ihrem Spiegel die Vorzeit, er nahm dieſe nur als Bild ſeiner Zeit und der nächſten Verhältniſſe, ſo knüpfte er ſeinen perſönlichen Haß und ſeine lebendige Liebe an alte Namen, und hielt ſeinen Zeitgenoſſen das Conterfey ihrer ſelbſt und ihrer Schickſale vor. Dieſe Art, die Geſchichte zu nehmen, iſt am wenigſten am dramatiſchen Dichter zu tadeln, wenn er nur von ſeinem Gegenſtande auf eine große Weiſe ergriffen und ganz von ihm durchdrungen iſt; denn der Schauſpieldichter ſoll ja die Vergangenheit in nächſte Gegenwart verwandeln, und ein Geiſt wie Shakespeare ſieht die Vorzeit auch ohne große Anſtrengung perſönlich vor ſich, er begreift das Fernſte, indem er das Nächſte ganz verſtanden hat; und ſo kann auch wohl ein Talent, das nicht dieſen univerſellen Umfang hat, wenn begeiſternde Stimmungen durch den Drang der Gegenwart ihn mit dieſer mehr vertraut machen, als es außerdem geſchehen ſein würde, ſich erheben, und ſeine Zeit und die Vorwelt ſo kühn und ſchöpferiſch verknüpfen, daß durch eine großartige Porträtmalerei ſich ſein Werk zu der Würde eines hiſtoriſchen Schauſpiels erhebt, das ſeiner Umgebung und der Zukunft erfreulich und lehrreich wird. Dies ſcheint mir in dieſem Hermann gelungen. Des Helden großer und unbezwinglicher Haß, ſeine feurige Liebe zu Deutſchland und ſeiner Gattin, ſeine Klugheit, ja Liſt im Einklang mit einfacher Biederkeit, ſeine Laune, ſeine tiefe Rührung

und Erſchütterung, die oft plötzlich hervorbricht, — alles dies iſt trefflich und in ergreifenden Zügen gemalt. So die Uneinigkeit, Eiferſucht und wankende Tugend der untergeordneten Geſtalten. Marbod's großer Sinn, Varus Römeranſtand und Stolz, wie die geſchmeidige Hinterliſt der römiſchen Politik. Hier iſt nichts, was uns hindert, an Hermanns Leben, ſein Hausweſen, die Deutſchen jener Zeit, und Varus Untergang ganz ſo zu denken, wie es uns der Dichter vorgeſtellt hat — und zugleich ſehen wir mit rührender Ueberraſchung, daß nur von uns ſelbſt und eigenem Drangſal des Vaterlandes die Rede ſei, von unſern Hoffnungen und allem Herrlichen und Traurigen unſerer Tage. Das Bild iſt ſo bedenklich, daß der Dichter ſein Werk deshalb bei ſeinen Lebzeiten nicht durfte drucken laſſen. — So trefflich und hinreißend nun aber auch die Darſtellung iſt, ſo ſchadet dem Werke doch Einiges bedeutend, weil es entweder zu ſchwach oder auch zu ſtark iſt. Ungenügend iſt der Schluß, vorzüglich dadurch daß eigentlich nicht Hermanns, ſondern Marbod's Schlacht der Römer entſcheidet; der Hauptmangel aber iſt, daß wir von der Schlacht ſelbſt nur Weniges ſehen. Zu grell iſt die Art, mit der Thusnelda ihre Rache an Ventidius nimmt, und es iſt beſonders zu tadeln, daß der Dichter dieſe Scene mit zu großer Vorliebe ausgemalt hat, die er lieber, als dieſe große entſcheidende Schlacht hätte in den Hintergrund ſtellen können. Der Dichter hat aber eine Neigung für dergleichen ſchroffe Stellen, die, eben weil ſie ſo ſtark den Virtuoſen beurkunden, ſich niemals ganz in die Töne des übrigen Gemäldes wollen vermalen laſſen. Bei weitem ſchlimmer noch iſt aber die vierte Scene des vierten Aktes, in der der Verfaſſer eine uralte Geſchichte in ſein Schauſpiel verwebt, ohne daß man die Nothwendigkeit dieſer gräßlichen Epiſode fühlt. Manche zu zärtliche Leſer werden auch die jovialen, halb luſtigen, halb ſchmerzlich-bittern Geſpräche Hermanns mit ſeiner Gattin, ſo wie das Diminutiv Thuschen, und mehr dergleichen anſtößig finden, weil ſie die Vorzeit in einem gewiſſen vornehmen Gewande erblicken wollen, oder in einem dichten Nebel von ruhmrediger Tapferkeit, phraſenſprechender Liebe, und ſüßlicher Frömmigkeit gehüllt, wovon freilich, wie von der Sentimentalität, unſer Dichter ſo gar nichts wußte, daß er andern Geiſtern eben deßhalb

um ſo mehr gefallen wird. Sprache und Verſe ſind in dieſem Gedichte freier, als in allen übrigen Stücken des Verfaſſers, er kümmert ſich zuweilen gar nicht um den gewöhnlichen dramatiſchen Jambus, der bald mehr, bald weniger Füße hat; dadurch erhalten viele Stellen einen heroiſchen, hymnenartigen Rhythmus, zuweilen aber ſcheint die Abweichung auch nur aus Eile hervorgegangen zu ſein, und der Verfaſſer hätte vielleicht manchen Vers und manche Ausdrücke in Zukunft verbeſſert. Wenn ich von Porträt-Malerei in dieſem Schauſpiele ſpreche, ſo muß man mich nicht ſo verſtehen, als meine ich, man könne zu jedem Charakter des Gedichtes die Poeſie in der jetzigen Zeit auffinden; ſo kleinlich konnte der Dichter nicht arbeiten wollen; etwas ſo Verfehltes wäre nicht zu rühmen. Man ſieht aber, daß vor dem Ausbruch des öſtreichiſchen Krieges 1809 dieſes Stück ſchon vollendet war, daß die Ausſicht auf dieſen Krieg den Verfaſſer mit zu ſeinem Schauſpiele begeiſterte, und daß es uns die Hoffnung und Furcht jener Tage, die Lage unſers Vaterlandes, den Wunſch und die höchſt ſchwierige, aber dennoch mögliche Rettung, zeigen wollte."

Auch im Luſtſpiele verſuchte er ſich und ſein zerbrochener Krug iſt ein ſchönes niederländiſches Sittengemälde, das aber nur in Hamburg gefallen wollte.

Auch in ſeinen poetiſchen Erzählungen ſind Erfindung und Darſtellung trefflich gelungen, unter Allen zeichnet ſich aber Michael Kohlhaas aus.

Auch auf Wien hatte die romantiſche Schule großen Einfluß und die Gebrüder Joſeph und Mathäus von Collin widmeten hier ihr poetiſches Talent der Bühne, für welches ſie, angeregt durch Tieck und nach dem Vorgange Schillers, hiſtoriſche Stoffe wählten. Sind es auch meiſt nur Erzeugniſſe des Verſtandes, mehr rhetoriſch als poetiſch, ſo iſt ihr Streben doch von guter Wirkung zur Veredlung des Wiener Theaters und die Schauſpieler wurden allmählig gewöhnt, ſtatt der bequemen Kotzebueſchen und Iffland'ſchen Dramen auch Erzeugniſſe in einer edlern poetiſchen Sprache darzuſtellen. Die beſten Dramen des ältern Bruders Joſeph ſind Regulus und Balboa, von Mathäus, der allerdings dem ältern Bruder nachſteht, verdient der Tod Friedrich

des Streitbaren und der Cid die meiſte Beachtung. Im Ganzen unterſcheidet ſich der jüngere Bruder von dem ältern durch ſeine Hinneigung zur Oper, wie denn das Muſikaliſche bei den meiſten Romantikern auch im Drama vorherrſchte. Beide Brüder ſtarben zu früh für Deutſchland und insbeſondere für Oeſtreich, den ältern der als Hofrath dem Staate treffliche Dienſte leiſtete, drückte der Gram über die Leiden des Vaterlandes 1811 und er unterlag nur zu bald, ſein Denkmal ſteht in der Karlskirche zu Wien. Mathäus war Profeſſor der Philoſophie zu Wien und 1815 Erzieher des Herzogs von Reichsſtadt. Auch ihn raubte der Tod ſchon 1824.

Noch müſſen wir zweier Dichter erwähnen, welche durch ihre maßloſe Excentricität ihr ſchönes Talent und ſich ſelbſt zu Grunde richteten. „Seit jener Epoche" erzählt Göthe in ſeinen Tag- und Jahresheften, „wo man ſich in Deutſchland über den Mißbrauch der Genialität zu beklagen anfing, drängten ſich freilich von Zeit zu Zeit auffallend verrückte Menſchen heran. Da nun ihr Beſtreben in einer dunkeln, düſtern Region verſirte und gewöhnlich die Energie des Handelns ein günſtiges Vorurtheil und die Hoffnung erregt, ſie werde ſich von einiger Vernünftigkeit wenigſtens im Verfolg doch leiten laſſen, ſo verſagte man ſolchen Perſonen ſeinen Antheil nicht, bis ſie denn zuletzt entweder ſelbſt verzweifelten oder uns zur Verzweiflung brachten."

„Ein ſolcher war von Bielefeld, der ſich den Cimbrier nannte, eine phyſiſch glühende Natur, mit einer gewiſſen Einbildungskraft begabt, die aber ganz in hohlen Räumen ſich erging. Klopſtocks Patriotismus und Meſſianismus hatten ihn ganz erfüllt, ihm Geſtalten und Geſinnungen geliefert, mit denen er denn nach wilder und wüſter Weiſe gutherzig gebahrte. Sein großes Geſchäft war ein Gedicht vom jüngſten Tag, wo ſich denn wohl begreifen läßt, daß ich ſolchen apokalyptiſchen Ereigniſſen, energumeniſch vorgetragen, keinen beſonderen Geſchmack abgewinnen konnte. Ich ſuchte ihn abzulehnen, da er, jede Warnung ausſchlagend, auf ſeinen ſeltſamen Wegen verharrte. So trieb er es in Jena eine Zeit lang, zur Beängſtigung guter vernünftiger Geſellen und wohlwollender Gönner, bis er bei immer vermehrtem Wahnſinn, ſich zum

Fenſter hinausſtürzte und ſeinem unglücklichen Leben dadurch ein Ende machte."

Das war der unglückliche Ignatz Maria von Sonnenberg. Seine hinterlaſſenen Werke ſind: Deutſchlands Auferſtehungstag, das Heldengedicht Donatoa oder das Weltende und eine Sammlung Gedichte.

Vollendeter in ſeinen Werken iſt der klaſſiſch gebildete Friedrich Hölderlin, von dem Menzel ſehr wahr und ſchön ſagt: Hölderlins Gemüth gehört zu den ſeltenen, die von Natur poetiſch ſind und in jeder Aeußerung Poeſie athmen, wie die Blumen den beſtändigen und eigenthümlichen Duft. Er denkt auf nichts Poetiſches, er bemüht ſich nicht es zu machen, es zu künſteln, er iſt es ſchon. Seine Seele iſt eine zartbeſaitete Aeolsharfe, erſt leiſe melodiſch vom Winde bewegt, dann vom Sturm gepackt und unter furchtbaren, doch immer noch ſchönen Klängen geriſſen. Wenn je ein Dichter gefühlt hat, was er ſingt, ſo iſt es dieſer. Im Strome ſeiner Leiden iſt jeder Tropfen aus ſeinem innerſten Herzen entſprungen.

Er hatte Theologie ſtudiert, konnte aber keine ſeiner Gelehrſamkeit angemeſſene Stelle finden und als er darauf zu Frankfurt am Main als Hauslehrer einer heftigen Neigung zu der Mutter ſeiner Zöglinge halber das Haus und die Stadt verließ, zeigten ſich ſchon bei ihm die erſten Spuren der Geiſteszerrüttung. Reiſen konnten ihn nicht zerſtreuen, er ging bis nach Bordeaux, wo er wieder eine Hauslehrerſtelle annahm. Als er aber hier den Tod ſeiner Geliebten erfuhr, kam er plötzlich als Wahnſinniger nach Würtemberg zurück. Gepflegt und gewartet von treuen Freunden lebte er in Tübingen von 1807 bis 1843 und ſtarb nach einem langen Leben endlich eines ſanften Todes. Wir haben von ihm außer einer Sammlung Gedichte, eine Ueberſetzung der Trauerſpiele des Sophokles und dann ſein Meiſterſtück Hyperion oder der Eremit in Griechenland. Als Probe führen wir nur eins ſeiner Gedichte an, worin ſo viel heiterer und lebensfroher Geiſt weht, daß wir nicht begreifen können wie ſolch ein blühendes Gemüthsleben zu Grunde gehen konnte.

Der Gott der Jugend.

Sehn Dir im Dämmerlichte,
Wenn in der Sommernacht,
Für ſelige Geſichte
Dein liebend Auge wacht,
Noch oft der Freunde Manen
Und, wie der Sterne Chor,
Die Geiſter der Titanen
Des Alterthums empor:

Wird da wo ſich im Schönen,
Das Göttliche verhüllt,
Noch das tiefe Sehnen
Der Liebe dir geſtillt.
Belohnt des Herzens Mühen
Der Ruhe Vorgefühl,
Und tönt von Melodieen
Der Seele Saitenſpiel:

So ſuch' im ſtillſten Thale
Den blüthenreichſten Hain
Und gieß' aus goldner Schale
Den frohen Opferwein!
Noch lächelt unveraltet
Des Herzens Frühling Dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über Dir und mir.

Wie unter Tiburs Bäumen,
Wenn da der Dichter ſaß
Und unter Götterträumen
Der Jahre Flucht vergaß,
Wenn ihn die Ulme kühlte,
Und wenn ſie ſtolz und froh
Um Silberblätter ſpielte,
Die Flut des Anio.

Und wie um Platons Hallen,
Wenn durch der Haine Grün,
Begrüßt von Nachtigallen
Der Stern der Liebe ſchien,
Wenn alle Lüfte ſchliefen,

Und ſanft bewegt vom Schwan,
Cephiſſus durch Oliven
Und Myrthenſträuche rann:

So ſchön iſt's noch hienieden!
Und unſer Herz erfuhr
Das Leben und den Frieden
Der freundlichen Natur;
Noch blüht des Himmels Schöne,
Noch miſchen brüderlich
In unſers Herzens Töne
Des Frühlings Laute ſich.

Drum ſuch' im ſtillſten Thale
Den düſtereichſten Hain,
Und gieß' aus goldner Schale
Den frohen Opferwein!
Noch lächelt unveraltet
Das Bild der Erde Dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über Dir und mir.

Herder und die Romantik.

Sehen wir nun zurück auf die Dichter dieſer neuen Romantik, wo neben den edelſten und reinſten Beſtrebungen ſo viel eitle Zerſplitterung der Kräfte und Tändelei, ſo viel Verworrenheit und wüſtes Weſen, ſo viel Krampfhaftigkeit und Wahnſinn im Leben und Dichten herrſchte; ſo darf man ſich nicht wundern, daß jeder gute Vater erſchrak, wenn ſein Sohn Verſe machte und die Poeſie ihre eben errungene Achtung wieder einbüßte, denn das Volk will wie in der Kirche ſo auch in der Poeſie keuſche Prieſter. Auch darf es uns nicht wundern, wenn das große Leſepublikum ſich lieber zu den friſchen, gemeinverſtändlichen wenn auch unpoetiſchen Leiſtungen der Kotzebue, Zſchokke, Klingemann, Lafontaine, Langbein und Andern wendete, da die Romantiker entweder Nichts als geſpreizte Formen ohne Inhalt oder bis zum Ungenießbaren wun-

derliche Schöpfungen boten. Die Beſten im Volke, unter ihnen auch die Chorführer der neuen Schule Wilhelm Schlegel und Tieck, ſahen in dieſer Zeit, wo es auf dem Parnaſſe, wie auf dem Welttheater gleich ſchwül und drückend war, auf die alten Meiſter in Weimar, von denen ſie Sichtung und Lichtung in der verworrenen Nacht und Rettung aus ſolcher Troſtloſigkeit erwarteten. Auch wir wenden uns wieder zu ihnen, um zu ſehen, was ſie in dieſer Zeit, beim Antritt des neunzehnten Jahrhunderts thaten. Da werden wir nun ſehen, daß ſie von der Romantik nicht unberührt geblieben, ſo wenig ſie auch Antheil an dem neuen Dichterbunde nahmen. Eben daraus ſieht man, daß die Romantik die eigentliche Poeſie dieſer Zeit geweſen, auf die die Dichter verfallen mußten, um die mittelhochdeutſchen Schätze wieder ins Leben treten zu laſſen und ſo durch einen neuen Vorrath von Dichtungen die Wirkung zu verſtärken, die von Wieland, Herder, Göthe und Schiller ausgegangen war. Was Wieland im Romantiſchen geleiſtet iſt ſchon geſagt worden, jetzt in ſeinem hohen Alter hatte er ſich bereits ganz zurückgezogen. Herder war aber noch thätig und noch im Jahre 1801 gab er ſein romantiſches Epos, der Cid heraus. Er dichtete dieſes ſchöne Werk, das zum Theil auch ein Nationalwerk genannt werden darf, da doch der Cid weſtgothiſchen alſo deutſchen Stammes war, nach den ſpaniſchen Romanzen, die in jenem Lande wie Oſſian in Schottland vom Volke geſungen werden. Schon die Wahl des Stoffes, der Held ſolch ein Muſter germaniſcher Ritterlichkeit iſt höchlich zu loben, die Würde, die Großheit und Sittenreinheit dieſes Charakters zu ſchildern, wie herrlich iſt es Herdern gelungen. Die Söhne des Königs Fernando haderten nach deſſen Tode, Alphonſo aber und ſeine Schweſter Urraka behaupteten die Lande nachdem die Gebrüder Garcias und Sancho plötzlich aus der Welt ſchieden. Wohl erkennt die Reichsverſammlung zu Burgos Alphonſo zum König, doch war Verdacht, er habe Brudermord verübt und man verlangt, er ſolle ſich durch einen Eidſchwur reinigen. Wie einfach, wie ohne allen Schmuck und doch von innerer Erhabenheit getragen, berichtet die Romanze, die wir hier zur Probe herſetzen:

Der Eid unter Alphonſo dem ſechſten dem tapfern.

Fliegt getreue Boten; flieget
Zu Alphonſo meinem Bruder!
Sprach Uraka. Er vergiſſet
Seines Glückes in Toledo,
Da ſein Glück ihn nicht vergißt.
Sagt ihm, daß der Feind nicht mehr iſt,
Daß ſein Bruder Don Garcia
Aus dem Kerker in das Grabmal
Seiner Ahnen wanderte.
Sagt ihm, daß die Caſtiljaner,
Die Aſturier, die Leoner
Ihn erwarten, ihren König,
Wie die Schweſter ihren Bruder,
Sagt es ihm und flieget ſchnell!"
„Was zu thun? ſprach Don Alphonſo.
Ali-Maimon dieſer gute
Saracene, that mir guts.
Was dem Flüchtling man erzeiget,
Thut man das auch einem König?
Ob mein neuer Stand dem Mauren
Wohl gefalle weiß der Himmel.
Eines, weiß ich, iſt mir nöthig,
Mit Vorſicht geheime Flucht."
„In der Rundung dieſer Mauern
Iſt ein Ort, ſprach der Geſandte,
Nieder ſteigen wir zur Nacht.
Auf rückwärts beſchlagnen Pferden
Eilen ſicher wir davon."
Angekommen in Zamora
Zog Alphonſo dann nach Burgos
Und die Reichsverſammlung ſprach:
„Erbe ſeid ihr aller Thronen
Unſers großen Don Fernando
Niemand ſtreitet ſie euch jetzt.
Aber ohn' euch zu mißfallen
Fordern wir von euch den Eidſchwur
An dem Morde des Don Sancho
Theil genommen nie zu haben
Mittel- und unmittelbar,
Solchen Eidſchwur uns zu leiſten
Förmlich, wie es uns gefällt,
Und bekräft'gen ihn zu laſſen
Von Zwölf eurer Edelſten."

des Streitbaren und der Cid die meiſte Beachtung. Im Ganzen unterſcheidet ſich der jüngere Bruder von dem ältern durch ſeine Hinneigung zur Oper, wie denn das Muſikaliſche bei den meiſten Romantikern auch im Drama vorherrſchte. Beide Brüder ſtarben zu früh für Deutſchland und insbeſondere für Oeſtreich, den ältern der als Hofrath dem Staate treffliche Dienſte leiſtete, drückte der Gram über die Leiden des Vaterlandes 1811 und er unterlag nur zu bald, ſein Denkmal ſteht in der Karlskirche zu Wien. Mathäus war Profeſſor der Philoſophie zu Wien und 1815 Erzieher des Herzogs von Reichsſtadt. Auch ihn raubte der Tod ſchon 1824.

Noch müſſen wir zweier Dichter erwähnen, welche durch ihre maßloſe Excentricität ihr ſchönes Talent und ſich ſelbſt zu Grunde richteten. „Seit jener Epoche" erzählt Göthe in ſeinen Tag- und Jahresheften, „wo man ſich in Deutſchland über den Mißbrauch der Genialität zu beklagen anfing, drängten ſich freilich von Zeit zu Zeit auffallend verrückte Menſchen heran. Da nun ihr Beſtreben in einer dunkeln, düſtern Region verſirte und gewöhnlich die Energie des Handelns ein günſtiges Vorurtheil und die Hoffnung erregt, ſie werde ſich von einiger Vernünftigkeit wenigſtens im Verfolg doch leiten laſſen, ſo verſagte man ſolchen Perſonen ſeinen Antheil nicht, bis ſie denn zuletzt entweder ſelbſt verzweifelten oder uns zur Verzweiflung brachten."

„Ein ſolcher war von Bielefeld, der ſich den Cimbrier nannte, eine phyſiſch glühende Natur, mit einer gewiſſen Einbildungskraft begabt, die aber ganz in hohlen Räumen ſich erging. Klopſtocks Patriotismus und Meſſianismus hatten ihn ganz erfüllt, ihm Geſtalten und Geſinnungen geliefert, mit denen er denn nach wilder und wüſter Weiſe gutherzig gebahrte. Sein großes Geſchäft war ein Gedicht vom jüngſten Tag, wo ſich denn wohl begreifen läßt, daß ich ſolchen apokalyptiſchen Ereigniſſen, energumeniſch vorgetragen, keinen beſonderen Geſchmack abgewinnen konnte. Ich ſuchte ihn abzulehnen, da er, jede Warnung ausſchlagend, auf ſeinen ſeltſamen Wegen verharrte. So trieb er es in Jena eine Zeit lang, zur Beängſtigung guter vernünftiger Geſellen und wohlwollender Gönner, bis er bei immer vermehrtem Wahnſinn, ſich zum

Fenſter hinausſtürzte und ſeinem unglücklichen Leben dadurch ein Ende machte."

Das war der unglückliche Ignatz Maria von Sonnenberg. Seine hinterlaſſenen Werke ſind: Deutſchlands Auferſtehungstag, das Heldengedicht Donatoa oder das Weltende und eine Sammlung Gedichte.

Vollendeter in ſeinen Werken iſt der klaſſiſch gebildete Friedrich Hölderlin, von dem Menzel ſehr wahr und ſchön ſagt: Hölderlins Gemüth gehört zu den ſeltenen, die von Natur poetiſch ſind und in jeder Aeußerung Poeſie athmen, wie die Blumen den beſtändigen und eigenthümlichen Duft. Er denkt auf nichts Poetiſches, er bemüht ſich nicht es zu machen, es zu künſteln, er iſt es ſchon. Seine Seele iſt eine zartbeſaitete Aeolsharfe, erſt leiſe melodiſch vom Winde bewegt, dann vom Sturm gepackt und unter furchtbaren, doch immer noch ſchönen Klängen geriſſen. Wenn je ein Dichter gefühlt hat, was er ſingt, ſo iſt es dieſer. Im Strome ſeiner Leiden iſt jeder Tropfen aus ſeinem innerſten Herzen entſprungen.

Er hatte Theologie ſtudiert, konnte aber keine ſeiner Gelehrſamkeit angemeſſene Stelle finden und als er darauf zu Frankfurt am Main als Hauslehrer einer heftigen Neigung zu der Mutter ſeiner Zöglinge halber das Haus und die Stadt verließ, zeigten ſich ſchon bei ihm die erſten Spuren der Geiſteszerrüttung. Reiſen konnten ihn nicht zerſtreuen, er ging bis nach Bordeaux, wo er wieder eine Hauslehrerſtelle annahm. Als er aber hier den Tod ſeiner Geliebten erfuhr, kam er plötzlich als Wahnſinniger nach Würtemberg zurück. Gepflegt und gewartet von treuen Freunden lebte er in Tübingen von 1807 bis 1843 und ſtarb nach einem langen Leben endlich eines ſanften Todes. Wir haben von ihm außer einer Sammlung Gedichte, eine Ueberſetzung der Trauerſpiele des Sophokles und dann ſein Meiſterſtück Hyperion oder der Eremit in Griechenland. Als Probe führen wir nur eins ſeiner Gedichte an, worin ſo viel heiterer und lebensfroher Geiſt weht, daß wir nicht begreifen können wie ſolch ein blühendes Gemüthsleben zu Grunde gehen konnte.

Der Gott der Jugend.

Sehn Dir im Dämmerlichte,
Wenn in der Sommernacht,
Für ſelige Geſichte
Dein liebend Auge wacht,
Noch oft der Freunde Manen
Und, wie der Sterne Chor,
Die Geiſter der Titanen
Des Alterthums empor:

Wird da wo ſich im Schönen,
Das Göttliche verhüllt,
Noch das tiefe Sehnen
Der Liebe dir geſtillt.
Belohnt des Herzens Mühen
Der Ruhe Vorgefühl,
Und tönt von Melodieen
Der Seele Saitenſpiel:

So ſuch' im ſtillſten Thale
Den blüthenreichſten Hain
Und gieß' aus goldner Schale
Den frohen Opferwein!
Noch lächelt unveraltet
Des Herzens Frühling Dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über Dir und mir.

Wie unter Tiburs Bäumen,
Wenn da der Dichter ſaß
Und unter Götterträumen
Der Jahre Flucht vergaß,
Wenn ihn die Ulme kühlte,
Und wenn ſie ſtolz und froh
Um Silberblätter ſpielte,
Die Flut des Anio.

Und wie um Platons Hallen,
Wenn durch der Haine Grün,
Begrüßt von Nachtigallen
Der Stern der Liebe ſchien,
Wenn alle Lüfte ſchliefen,

Und ſanft bewegt vom Schwan,
Cephiſſus durch Oliven
Und Myrthenſträuche rann:

So ſchön iſt's noch hienieden!
Und unſer Herz erfuhr
Das Leben und den Frieden
Der freundlichen Natur;
Noch blüht des Himmels Schöne,
Noch miſchen brüderlich
In unſers Herzens Töne
Des Frühlings Laute ſich.

Drum ſuch' im ſtillſten Thale
Den düftereichſten Hain,
Und gieß' aus goldner Schale
Den frohen Opferwein!
Noch lächelt unveraltet
Das Bild der Erde Dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über Dir und mir.

Herder und die Romantik.

Sehen wir nun zurück auf die Dichter dieſer neuen Romantik, wo neben den edelſten und reinſten Beſtrebungen ſo viel eitle Zerſplitterung der Kräfte und Tändelei, ſo viel Verworrenheit und wüſtes Weſen, ſo viel Krampfhaftigkeit und Wahnſinn im Leben und Dichten herrſchte; ſo darf man ſich nicht wundern, daß jeder gute Vater erſchrak, wenn ſein Sohn Verſe machte und die Poeſie ihre eben errungene Achtung wieder einbüßte, denn das Volk will wie in der Kirche ſo auch in der Poeſie keuſche Prieſter. Auch darf es uns nicht wundern, wenn das große Leſepublikum ſich lieber zu den friſchen, gemeinverſtändlichen wenn auch unpoetiſchen Leiſtungen der Kotzebue, Zſchokke, Klingemann, Lafontaine, Langbein und Andern wendete, da die Romantiker entweder Nichts als geſpreizte Formen ohne Inhalt oder bis zum Ungenießbaren wun-

derliche Schöpfungen boten. Die Beſten im Volke, unter ihnen auch die Chorführer der neuen Schule Wilhelm Schlegel und Tieck, ſahen in dieſer Zeit, wo es auf dem Parnaſſe, wie auf dem Welttheater gleich ſchwül und drückend war, auf die alten Meiſter in Weimar, von denen ſie Sichtung und Lichtung in der verworrenen Nacht und Rettung aus ſolcher Troſtloſigkeit erwarteten. Auch wir wenden uns wieder zu ihnen, um zu ſehen, was ſie in dieſer Zeit, beim Antritt des neunzehnten Jahrhunderts thaten. Da werden wir nun ſehen, daß ſie von der Romantik nicht unberührt geblieben, ſo wenig ſie auch Antheil an dem neuen Dichterbunde nahmen. Eben daraus ſieht man, daß die Romantik die eigentliche Poeſie dieſer Zeit geweſen, auf die die Dichter verfallen mußten, um die mittelhochdeutſchen Schätze wieder ins Leben treten zu laſſen und ſo durch einen neuen Vorrath von Dichtungen die Wirkung zu verſtärken, die von Wieland, Herder, Göthe und Schiller ausgegangen war. Was Wieland im Romantiſchen geleiſtet iſt ſchon geſagt worden, jetzt in ſeinem hohen Alter hatte er ſich bereits ganz zurückgezogen. Herder war aber noch thätig und noch im Jahre 1801 gab er ſein romantiſches Epos, der Cid heraus. Er dichtete dieſes ſchöne Werk, das zum Theil auch ein Nationalwerk genannt werden darf, da doch der Cid weſtgothiſchen alſo deutſchen Stammes war, nach den ſpaniſchen Romanzen, die in jenem Lande wie Oſſian in Schottland vom Volke geſungen werden. Schon die Wahl des Stoffes, der Held ſolch ein Muſter germaniſcher Ritterlichkeit iſt höchlich zu loben, die Würde, die Großheit und Sittenreinheit dieſes Charakters zu ſchildern, wie herrlich iſt es Herdern gelungen. Die Söhne des Königs Fernando haderten nach deſſen Tode, Alphonſo aber und ſeine Schweſter Urraka behaupteten die Lande nachdem die Gebrüder Garcias und Sancho plötzlich aus der Welt ſchieden. Wohl erkennt die Reichsverſammlung zu Burgos Alphonſo zum König, doch war Verdacht, er habe Brudermord verübt und man verlangt, er ſolle ſich durch einen Eidſchwur reinigen. Wie einfach, wie ohne allen Schmuck und doch von innerer Erhabenheit getragen, berichtet die Romanze, die wir hier zur Probe herſetzen:

Der Eid unter Alphonſo dem ſechſten dem tapfern.

Fliegt getreue Boten; flieget
Zu Alphonſo meinem Bruder!
Sprach Uraka. Er vergiſſet
Seines Glückes in Toledo,
Da ſein Glück ihn nicht vergißt.
Sagt ihm, daß der Feind nicht mehr iſt,
Daß ſein Bruder Don Garcia
Aus dem Kerker in das Grabmal
Seiner Ahnen wanderte.
Sagt ihm, daß die Caſtiljaner,
Die Aſturier, die Leoner
Ihn erwarten, ihren König,
Wie die Schweſter ihren Bruder,
Sagt es ihm und flieget ſchnell!"
„Was zu thun? ſprach Don Alphonſo.
Ali-Maimon dieſer gute
Saracene, that mir guts.
Was dem Flüchtling man erzeiget,
Thut man das auch einem König?
Ob mein neuer Stand dem Mauren
Wohl gefalle weiß der Himmel.
Eines, weiß ich, iſt mir nöthig.
Mit Vorſicht geheime Flucht."
„In der Rundung dieſer Mauern
Iſt ein Ort, ſprach der Geſandte,
Nieder ſteigen wir zur Nacht.
Auf rückwärts beſchlagnen Pferden
Eilen ſicher wir davon."
Angekommen in Zamora
Zog Alphonſo dann nach Burgos
Und die Reichsverſammlung ſprach:
„Erbe ſeid ihr aller Thronen
Unſers großen Don Fernando
Niemand ſtreitet ſie euch jetzt.
Aber ohn' euch zu mißfallen
Fordern wir von euch den Eidſchwur
An dem Morde des Don Sancho
Theil genommen nie zu haben
Mittel- und unmittelbar,
Solchen Eidſchwur uns zu leiſten
Förmlich, wie es uns gefällt,
Und bekräft'gen ihn zu laſſen
Von Zwölf eurer Edelſten."

„Dieſer Wunſch ſei euch gewähret,
Sprach Alphonſo, morgen ſchwör' ich
In der Kirche der Gadea
Vor dem heiligen Altar.
Heut' begehr' ich nur zu wiſſen
Wer von euch mir dieſen Eidſchwur
Abzunehmen dann gedenkt."
„Ich," ſprach Cid. — „Ihr, Don Rodrigo?
Denket ihr daran, daß morgen
Ihr ein Unterthan mir ſeid?"
„Noch nicht! Daran werd ich denken
Herr wenn ihr mein König ſeid."

Vorm Altare der Gadea
Kniend, ſeine Hand geleget
Auf das Evangelium
Und ein Eiſenſchloß und eine
Leimrut', ſo, das Haupt entblößt,
So erwartet Don Alphonſo
Seinen Eidſchwur von dem Cid.
Fürchterlich war dieſer Eidſchwur,
Schrecklich war's ihn anzuhören,
Grauſenvoll dem der ihn that!
„Feig ermordet müſſ' ich werden
Von dem niedrigſten der Menſchen,
Wie Don Sancho von Bellido,
Mein Gedächtniß ſein entehrt,
Ausgeriſſen aus der linken
Seite ſoll das Herz mir werden,
Und verſchlucken müſſ' ich es,
Wenn ich nicht die Wahrheit ſage,
Daß am Morde meines Bruders
Ich durch Wollen, Rath und Wiſſen
Habe nicht den kleinſten Theil."
„Sprechet Amen!" rief der Cid.
Und alſo zu dreienmalen
Wiederholte Don Aphlonſo
Dem ihm vorgeſagten Eidſchwur:
„Sprechet Amen!" rief der Cid.
Unverwandt, mit Feuerblicken,
Flammend von des Zornes Flamme,
Sah, als er den Eid ablegte,
Sah Alphonſo an den Cid.

Das war die Urſache, daß Cid gehaßt und gefürchtet von Alphonſo den Hof verlaſſen mußte, ſein Weib, die theure Ximene, einem Kloſter übergab und mit ſeinen dreihundert Getreuen fortzog, ſich im Lande der Mauren eine Herberge zu erobern. Als er nun hinziehn will, weil Alphonſo in ſchnöder Ruhe Nichts gegen die drohenden Ungläubigen wagen will, läßt er zuvor die Fahne weihen.

Laut von Prieſtern und von Kriegern
Ward die Meſſe Cid's geſungen,
Und das heilige Geheimniß
Mit Trommeten laut begrüßt:
Cymbeln klangen, Pauken ſchallten,
Daß die heiligen Gewölbe
Bebten: aller Krieger Herzen,
Der dreihundert Unverzagten,
Füllt ein neuer Heldenmut
Zu dem Kampf entgegen Mauren,
Mauren in Valencia.
Als geweihet war die Fahne,
Nahm der Cid ſie in die Hand.
Alſo ſprach er: „Arme Fahne
Eines armen und verbannten
Caſtiljaners, nach dem Segen,
Den auf dich der Himmel legte,
Mangelt dir nur Spaniens Achtung,
Und die ſag' ich dir vorher."
Hiermit rollt er auf die Fahne,
Hebt ſie ſchwingend in die Lüfte:
„Sieg und Ruhm wird dich begleiten,
Fahne, bis vielleicht du flieget
Neben Königes Panier.
Don Alphonſo, Don Alphonſo,
Unter der Sirenen Sange
Schlummerſt du; dir drohet Unglück,
Wenn du, wenn du nicht erwachſt."
„Krieger, ſprach er, iſts nicht alſo?
Wir ſind aufgeweckt. Entehret
Wären wir, die etwas werth ſind,
Dort wo keiner etwas taugt.
Achtung und Verdienſt ſie haben
Nur an ihrer Stelle Werth.
Eingewiegt von den Sirenen
Schlummert dort der tapfre König:
Nutzen wir den tiefen Schlummer

Die Boshaften zu erſchrecken,
Nicht am Hofe, ſondern fern.
Fürchterlicher iſt den Böſen
Nichts als derer die ſie haſſen
Fern erworbner ſchöner Ruhm
Tauſend edle Herzen ſeufzen
Ingeheim, verfolgt von Böſen;
Glücklich, wenn ſie zu enthüllen
Vor dem Angeſicht des Weltalls
Sich wie uns der Anlaß beut.
Edle Fahne, in den Lüften
Flattre ſtolz, die Zuflucht aller
Die das Laſter ſeufzen macht!"
Nieder ſenkt' er jetzt die Fahne:
„Tapfre Krieger, meine Freunde,
Rache des Vaſallen gegen
Seinen angebornen Herrn,
Auch gerecht, erſcheint ſie immer
Nur als Aufruhr und Verrath.
Die Beleidigung verſchmerzen
Iſt das Merkmal höhrer Seelen,
Ob ſie ſie gleich tief gefühlt.
Gält' es Rache, mir entflöhen
Meine Feinde nicht, ich folgte
Ihnen nach zum Firmament.
Hier, o Krieger, in des Friedens
Und der Liebe heil'ger Wohnung,
Hier blaſ' ich jetzt in die Lüfte
Das Gedächtniß meiner Schmach.
Jegliches Gefühl der Rache
Geb' ich athmend hin den Winden.
Einzig trag' ich meine Waffen,
Die ich für mich ſelbſt anlegte,
Einzig trag' ich für Caſtiljen
Sie und für die Chriſtenheit.
Hab' ich Stärke gnug, ſo pflanz' ich
Meine Fahne gen Toledo,
Und was dort ich dann erwerbe
Heiße Neu-Caſtilien.
Unterdeß für jetzt, ihr Freunde,
Da uns eine Herberg fehlet,
Iſt uns baldigſt die Erobrung
Eines kleinen Schloſſes Noth.
Wer auf mehr als Ehre wartet,
Der verlaſſe mein Panier."
Hiermit hob er auf die Fahne:

„Edle Fahne, ſchwinge, ſchwinge
Dich entfaltend durch die Lüfte.
Clarinetten und Trommeten,
Töne, ihr Trommeln und ihr Pauken.
Euer Sammtgehall erſchrecke
Nur die Schwachen und die Böſen
Und der falſchen Heuchler Zunft.“

Mit dieſer hohen Ruhe, die ſo viel Aehnlichkeit hat mit dem ſtillen und doch gewaltigen Ausdruck der griechiſchen Marmorbilder, ſchildert Herder ſeinen Helden von Abenteuer zu Abenteuer; keinen Schmuck der Rede wendet er an, es ſpricht Wahrheit und Empfindung, und ein inneres Leben bewegt die gepanzerten Ritter, ſo daß wir die Kämpfe und die Vaſallentreue und den Heldenſtolz des Campeadore mit Augen zu ſehen wähnen; daß wir mit Augen ſchauen wie er Valencia erobert und dem König ſeinen Antheil von der Beute ſendet, wie er ſeine Gattin hin läßt bringen mit den Töchtern, wie er dann im hohen Alter Abſchied nimmt und ſeine Beſtattung ordnet. Wer die ſpaniſchen Romanzen vergleichen will, wird ſich wundern wie dürr ſie ſind, erſt Leben und Empfindung von des Sängers Stimme erwartend; Herder hat aber ſein deutſches Gemüth hingearbeitet, ohne ſich dabei, wie neue Romantiker, in's Moderne zu verſteigen, ſondern „hat“ wie J. P. Richter ſagt, „um jede Empfindung, gleich den Griechen, die Gränze der Schönheit gezogen.“ Man hat Herder häufig das poetiſche Talent abgeſprochen und doch iſt der Cid, wenn er auch nur aus locker zuſammenhängenden Romanzen beſteht, bis auf die allerneueſte Zeit das einzige Epos, das Anklang bei dem Volke finden dürfte, wenn es mit mehr Liebe und Eifer, als bisher geſchehen, eingeführt würde und wir werden ſehen, wie Alles, was in nächſtfolgender Periode unſere Dichter in dieſer Gattung gedichtet haben, mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde, während die Meſſiade mit der Luiſe und ſelbſt Hermann und Dorothea nur ein kleines Publikum haben, denn das Heldengedicht heiſcht allerdings Helden, aber menſchliche Helden und große Bewegungen einer großen Zeit.

Schiller's letzte Jahre.

Auch Schiller's Maria Stuart, mit welcher er das achtzehnte Jahrhundert ſchloß, hat ſeinen romantiſchen Theil, den idealiſirten Katholicismus, der aber wohl ein Meiſterſtück objectiver Dichtung iſt, weil in der Seele des großen Meiſters auch kein Funke eines ſolchen Glaubens vorhanden war. Leider verſtanden ihn Proteſtanten und Katholiken ſchlecht und er hatte wegen der Abendmalsſcene ſelbſt in Weimar Viel auszuſtehen. Immerhin wurde es ein Hochgenuß für alles Volk und die Frauen und Mädchen trugen Maria Stuart-Häubchen, Zumſteeg, Schiller's Freund, und andere ſetzten die lyriſchen Stellen in Muſik und aller Orten hört man ſingen: „Dank! Dank! dieſen freundlich grünen Bäumen! Es ſcheint dies eben kein würdiger Lohn für ein ächtes Meiſterſtück, wenn aber durch keine Herabwürdigung der Kunſt ſolch' ein Erfolg errungen wird und der Dichter anſtatt zum Volke herabzuſteigen, es hoch zu ſich empor gehoben, dann iſt es ein Merkmal hoher Vollendung. Von nun an war Schiller in voller Thätigkeit; jedes Jahr brachte er ein neues Drama und nebenbei ſeine vollendeteſten Gedichte. Aus dieſer Zeit iſt ſein Lied von der Glocke, zwar ein didaktiſches Gedicht, doch von ſo wunderbarer Wirkung auf Geiſt und Empfindung, daß man ihm die höchſte Poeſie nicht abſprechen kann. Gewaltig erklingen in dieſer Glocke alle Töne des menſchlichen Lebens, am gewaltigſten das lange nachhallende Geheul der franzöſiſchen Staatsumwälzung an jedes empfindſame Herz, ſo daß es ein Hymnus iſt für die Völker, die noch einer frohen Hoffnung leben. Aber auch die Worte des Wahns ſchrieb er, ein troſtloſes Gedicht; doch war's dem Dichter zu verargen, daß er gleich einer Caſſandra den Leichtſinn und die Thatloſigkeit der Deutſchen zuweilen aufſchüttelte?

Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
Nie wird der Feind ihm erliegen;
Und erſtickſt du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächſt ihm die Kraft auf der Erde neu.

Auch die Caſſandra iſt in dieſer Zeit gedichtet und zum Antritt des neuen Jahrhunderts an einen Freund. Zugleich mahnt er aber in vielen ſeinen Gedichten: das Wahre in ſich zu ſuchen und in des Herzens ſtille Räume ſich zu retten aus dem Drange des Lebens. Im Stillen ſollten die Seelen erſtarken, da die Welt nur ſchwächend einwirkte und dieſe Stärkung und Erhebung des Menſchen erwartet er von der Dichtkunſt:

Freiheit iſt nur in dem Reich der Träume
Und die Schönheit blüht nur im Geſang.

Darum ſchwimmt Leander täglich hinüber zur geliebten Hero, darum ſang er von der Sehnſucht „hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel!"

Auch in dem Liede an die Freude, im Alpenjäger und im Pilgrim und Berglied iſt derſelbe Gedanke und in den vier Weltaltern empfiehlt er die Pflege der Poeſie den edlen Frauen.

Und einen heiligen keuſchen Altar
Bewahrten ſich ſtille die Muſen
Es lebte, was edel und ſittlich war,
In der Frauen züchtigem Buſen,
Die Flamme des Liedes entbrannte neu
An der ſchönen Minne und Liebestreu.
Drum ſoll auch ein ewiges zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten,
Sie wirken und weben Hand in Hand
Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Geſang und Liebe in ſchönem Verein
Sie erhalten dem Menſchen den Jugendſchein.

Zu erwähnen iſt noch das ſtolze Lied: die deutſche Muſe, welches ſich der deutſche Dichter nicht oft genug wiederholen kann

Die deutſche Muſe.

Kein Auguſtiſch Alter blühte,
Keines Mediziäers Güte
Lächelte der deutſchen Kunſt,
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,

Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürſtengunſt.

Von dem größten deutſchen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging ſie ſchutzlos, ungeehrt.
Rühmend darf's der Deutſche ſagen,
Höher darf das Herz ihm ſchlagen,
Selbſt erſchuf er ſich den Werth.

Darum ſteigt im höhern Bogen,
Darum ſtrömt in vollern Wogen
Deutſcher Barden Hochgeſang,
Und in eigner Fülle ſchwellend,
Und aus Herzens Tiefen quellend
Spottet er der Regeln Zwang.

Endlich gibt er in dem Gedichte die Gunſt des Augenblicks auch die große Lehre den Dichtern: was ſie ſingen, müſſe empfunden ſein.

Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schooß das Glück,
Und der mächtigſte von allen
Herrſchern iſt der Augenblick.

Von dem allererſten Werden
Der unendlichen Natur,
Alles Göttliche auf Erden
Iſt ein Lichtgedanke nur.

Langſam in dem Lauf der Horen,
Füget ſich der Stein zum Stein,
Schnell wie es der Geiſt geboren,
Will das Werk empfunden ſein.

Der eigentliche Heerd, wo die Opferflamme der Poeſie am hellſten lodert, ſo daß ſich daran mit einemmale tauſend und abermal tauſend Herzen entzünden, iſt das Theater. Für dieſe Anſtalt wirkte er nun mit ſeinem Freunde Göthe aus allen Kräften; junge Talente wurden aufgemuntert, ihre Stücke auf die Bühne gebracht, ältere Erzeugniſſe umgearbeitet, und der Gemeinheit entgegen zu

wirken ſchrieb er die Abhandlung: Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunſt. Die Verirrungen in der romantiſchen Schule, welche meiſt nur nach Theorien arbeiteten und doch nichts Erſprießliches zu Tage förderten, beſtimmten ihn weniger durch Lehre als durch Beiſpiel zur Aufnahme der Poeſie wirken zu wollen. „Was iſt es denn" ſchrieb er an einen Freund, „wenn wir die neueſten Erfahrungen hören, für die Poeſie gewonnen worden, ſeitdem die Aeſthetik ſo angebaut wird?" Darum ſchritt er wieder an's Werk und ſchrieb die Jungfrau von Orleans, welche ſchon 1801 zur Aufführuug kam. Es ſcheint als habe er eben ſolche Helden gewählt, über welche hiſtoriſche Zweifel obwalten: Wallenſtein, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans und dann ſpäter Wilhelm Tell und Demetrius. Frau von Stael preiſt den deutſchen Dichter, der als Ausländer es verſucht hat, den Ruhm einer franzöſiſchen Heldin wieder herzuſtellen, welchen Voltaires Frauengedicht zu vertilgen wagte. Dieſe Undankbarkeit wirft er dem Volke der Franzoſen, welches den Wahn bekriegt und den Glauben verletzt vor.

Es liebt die Welt das ſtrahlende zu ſchwärzen,
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n,
Doch fürchte nicht! Es gibt noch ſchöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglühn,
Den lauten Markt mag Momus unterhalten
Ein edler Sinn liebt edlere Geſtalten.

Aus dieſem Gedichte ſieht man nun wie Schiller ſeine Jungfrau aufgefaßt ſo hat er ſie auch dargeſtellt, als „ein verklärtes Bild der himmliſchen Liebe." Um ſie als ſolches noch mehr hervorzuheben, ſtellte er in der Agnes Sorel den Gegegenſatz der irdiſchen Liebe auf. Wahr iſt es, das Landmädchen erſcheint zu idealiſch und der Charakter würde durch Naturwahrheit ungemein gewonnen haben, allein es iſt dies nun einmal Schiller's Weiſe und wenn er in derſelben die gewaltige Wirkung zu Stande brachte, ſo ſollen wir nicht mäkeln und ſtolz auf ein Meiſterſtück ſein, um das uns Frankreich beneidet. Wenn aber das Romantiſche in dieſem Trauerſpiele, nicht nur in der Rolle der Heldin, ſondern im ganzen Stück und insbeſondere im ſchwarzen Ritter, der als dräuendes Schickſal

im Kampfe erſcheint das reine Wohlgefallen an der hiſtoriſchen Dichtung trübt, ſo liegt es an dem Unvermögen der Schauſpieler ſich in die Poeſie des Drama's hineinzudenken und dieſelbe durch ihre Kunſt wiederzuſchaffen. In dieſer Hinſicht ſollten Theaterdirektionen ja beachten, daß Lionell und der ſchwarze Ritter Hauptrollen ſind, die nicht etwa Anfängern, ſondern nur routinirten, ja denkenden Schauſpielern anvertraut werden dürfen.

Außerdem finden wir in der Jungfrau von Orleans wieder das alte Lied des poetiſchen Sängers: „Befreiung des Vaterlandes von dem fremden Joche" denn er ſah ſie kommen die Tage von 1806 bis 1812 und wie Dichter und Denker pflegen anticipirte er im Geiſte die Dinge die da kommen ſollten.

Sein nächſtes Stück, im Jahre 1802 entſtanden, war die Braut von Meſſina, eine Frucht ſeiner griechiſchen Studien, worin das Antike mit dem Romantiſchen ſo ſchön verſchmolzen iſt; weswegen er auch beſſern Erfolg erlebte, als früher Stolberg mit ſeinen griechiſchen Trauerſpielen und bald nach ihm Schlegel mit ſeinem Jon die beide zu wenig Bezüge auf unſere Zeit aufzufinden wußten und nur künſtliche Kopien lieferten. Auch die Chöre der Alten, welche bei den Griechen gleich einem Publikum auf der Bühne die Handlung lyriſch begleiteten, hat Schiller in dieſem Trauerſpiele angebracht und wer je die Braut von Meſſina von großen Schauſpielern z. B. in Wien geſehen, der wird den ergreifenden Eindruck an ſich und dem Publikum wahrgenommen haben und dem genialen Dichter dieſe Zugabe Dank wiſſen. Wir wollen zwar nicht behaupten, daß die Chöre durchaus und in allen Tragödien wieder eingeführt werden ſollten, aber in Dramen, wie die Braut von Meſſina, wo das unbeugſame Schickſal waltet und wo der Stoff aus einer Zeit genommen iſt, die dem alten Griechenthum nicht ſo ferne liegt, ſind ſie gewiß an ihrer Stelle, denn ſie helfen der Phantaſie ſich in Zuſtände der Vergangenheit verſetzen und durch die anmuthige Lyrik mildern ſie die Furcht und das Entſetzen, welche ſo gewaltig auf den empfindſamen Zuſchauer eindringen. Abgeſehen davon ſind die eingeſtreuten Schilderungen vom Frieden, vom Krieg, von der Reue, von der Würde der Mutter, von der Jagd, Schifffahrt u. ſ. w. wahre Meiſterſtücke.

Nun war Schillers Ruhm schon in ganz Europa verbreitet: die Republik Frankreich ernannte ihn zum französischen Bürger und der deutsche Kaiser erhob ihn in den Adelstand. Merkwürdig ist, wie der letzte deutsche Kaiser, kurz vor dem Ende des deutschen Kaiserreichs, den freisinnigsten Sänger des deutschen Volkes also geehrt und wie derselbe Sänger beinahe mit dem deutschen Reiche zugleich unterging! Er feierte noch vorher dankbar zum Preise des Hauses von Oestreich den alten Rudolf von Habsburg in einer Ballade, wo er die Pracht und Herrlichkeit einer Kaiserkrönung seinem Vaterlande mit dem glänzendsten Farbenspiel seiner Muse schildert und an die Wohlthat einen Richter zu haben nach einer „kaiserlosen und schrecklichen Zeit" anspielt.

Außer seinen eigenen Werken suchte er auch das Theater mit Uebersetzungen aus dem Englischen, Italienischen und Französischen zu bereichern, so entstanden Makbeth nach Shakespeare, Turandot nach Gozzi, Phädra nach Racine. Sein Makbeth wurde vielfach angefochten, denn Schiller pflegte nicht buchstäblich zu übersetzen und der Shakespearische Makbeth ist unter seiner Hand zum Schillerischen geworden; allein das ist gewiß, daß seine Uebersetzung deutscher ist und wohlklingender, als die andern. Auch im Lustspiele wollte er sich versuchen und übersetzte darum zwei französische Lustspiele: der Neffe als Onkel und der Parasit; allein er sah es selbst ein, daß ihm zum Komischen durchaus kein Talent inne wohne.

Im Jahre 1804 legte er endlich die Hand an sein letztes Werk, an Wilhelm Tell, von welchem W. Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur also spricht: Hier ist Schiller ganz zur Poesie der Geschichte zurückgekehrt; die Behandlung ist treu, herzlich, und bei Schillers Unbekanntschaft mit der schweizerischen Natur und Landessitte, von bewundrungswürdiger örtlicher Wahrheit. Im Angesichte von Tells Capelle, am Ufer des Vierwaldstädter-Sees, unter freiem Himmel die Alpen zum Hintergrunde, hätte diese herzerhebende, altdeutsche Sitte, Frömmigkeit und biedere Heldenmuth athmende Darstellung verdient, zur halbtausendjährigen Feier der Gründung Schweizerischer Freiheit, aufgeführt zu werden.

ling gegenwärtig! Daß er frühe hinwegſchied, kommt auch uns zu Gute. Von ſeinem Grabe ſtärkt auch uns der Anhauch ſeiner Kraft und erregt in uns den lebhafteſten Drang, das, was er begonnen mit Liebe fort und immer fortzuſetzen. So wird er ſeinem Volke und der Menſchheit, in dem, was er gewirkt und gewollt, ſtets leben." —

Auf allen deutſchen Bühnen wurde Schillers Todtenfeier gehalten; in Weimar geſchah dies mit beſonderer Pietät; das Lied von der Glocke wurde dramatiſch vorgeſtellt und Göthe dichtete dazu ſeinen trefflichen Epilog, wo er mit ſolcher Innigkeit ausſpricht, wie hoch er dieſen Mann gehalten, wie ſehr er dieſen Mann geliebt habe.

Und ſo geſchah's! dem friedenreichen Klange
Bewegte ſich das Land und ſegenbar
Ein friſches Glück erſchien; im Hochgeſange
Begrüßten wir das junge Fürſtenpaar;
Im Vollgewühl: im lebensregen Drange
Vermiſchte ſich die thät'ge Völkerſchaar,
Und feſtlich ward an die geſchmückten Stufen
Die Huldigung der Künſte vorgerufen.

Da hör' ich ſchreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und ſchwer die Trauertöne ſchwellt,
Iſt's möglich? Soll es unſern Freund bedeuten,
An den ſich jeder Wunſch geklammert hält?
Den Lebenswürd'gen ſoll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt ſolch ein Verluſt die Welt!
Ach! was zerſtört ein ſolcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt und ſollten wir nicht weinen?

Denn er war unſer! Wie bequem geſellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald ſein Ernſt, anſchließend, wohlgefällig,
Zur Wechſelrede heiter ſich geneigt,
Bald raſchgewandt, geiſtreich und ſicherſtellig,
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar ſich in Rath und That ergoſſen;
Das haben wir erfahren und genoſſen.

Denn er war unſer! Mag das ſtolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte ſich bei uns in ſicherm Port,
Nach wildem Sturm zu Dauerndem gewöhnen.

Indeſſen ſchritt ſein Geiſt gewaltig fort
In's Ewige, des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm im weſenloſen Scheine,
Lag, was uns alle bändigt das Gemeine.

Nun ſchmückt er ſich die ſchöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegen kam.
Dort, ſich und uns zum köſtlichen Gewinne
Verwechſelt er die Zeiten wunderſam,
Begegnet ſo, im Würdigſten beſchäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

Ihm ſchwollen der Geſchichte Fluth auf Fluthen,
Verſpülend, was getadelt, was gelobt,
Der Erdbeherrſcher wilde Heeresgluthen,
Die in der Welt ſich grimmig ausgetobt,
Im niedrig Schrecklichſten, im höchſten Guten
Nach ihrem Weſen deutlich durchgeprobt. —
Nun ſank der Mond und erneuter Wonne,
Vom klaren Berg herüber ſtieg die Sonne.

Nun glühte ſeine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder ſpäter,
Den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt,
Von jenem Glauben, der ſich ſtets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldigt ſchmiegt,
Damit das Gute wirke, wachſe, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Doch hat er, ſo geübt, ſo vollgehaltig
Dies bretterne Gerüſte nicht verſchmäht
Hier ſchildert er das Schickſal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachſe dreht,
Und manches tiefe Werk hat, reichgeſtaltig,
Den Werth der Kunſt, des Künſtlers Werth erhöht.
Er wendete die Blüte höchſten Strebens,
Das Leben ſelbſt, an dieſes Bild des Lebens.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Rieſenſchritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;

Doch wie er athemlos in unſrer Mitte
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig ſchönen Jahren,
Denn er war unſer, leidend miterfahren.

Ihn, wenn er vom zerrüttenden Gewühle
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblickt,
Ihn haben wir dem läſtigen Gefühle
Der Gegenwart, der ſtockenden entrückt,
Mit guter Kunſt und ausgeſuchten Spiele
Den neubelebten edlen Sinn erquickt,
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

Er hatte früh das ſtrenge Wort geleſen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So ſchied er nun, wie er ſo oft geneſen;
Nun ſchreckt uns das, wofür uns ſelbſt gegraut.
Doch ſchon erblicket ſein verklärtes-Weſen
Sich hier verklärt, wenn es hernieder ſchaut.
Was Mitwelt ſonſt an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Auch manche Geiſter, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienſt unwillig anerkannt,
Sie fühlen ſich von ſeiner Kraft durchdrungen,
In ſeinem Kreiſe willig feſtgebannt:
Zum Höchſten hat er ſich emporgeſchwungen,
Mit allem, was wir ſchätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, ſoll ganz die Nachwelt geben.

So bleibt er uns, der vor ſo manchen Jahren —
Schon zehne ſind's! von uns ſich weggekehrt!
Wir haben alle ſegensreich erfahren
Die Welt verdankt ihm, was er ſie gelehrt;
Schon längſt verbreitet ſich's in ganze Schaaren,
Das Eigenſte, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entſchwindend,
Unendlich Licht mit ſeinem Licht verbindend.

In unſerer Zeit hat ihm das deutſche Volk zu Stuttgart ein Denkmal geſetzt, ſein Marmorbild von dem großen Thorwaldſen; in dem Album, das unter dem Grundſtein deſſelben niedergelegt wurde, ſprach ſich der Oeſtreicher Graf von Auersperg alſo aus:

Lodert ihr deutſchen
Herzen in Flammen!
Schlaget zu Einem
Brande zuſammen!

Daß ſich das Erze
Formend belebe,
Daß ſich des Dichters
Bild d'raus erhebe!

Rieſig und glänzend,
Tönend ſoll's ragen,
Memnon Germania's,
Da es will tagen!

Doch auch zu tönen
Soll es bedacht ſein,
Bräch' einſt in deutſchen
Herzen die Nacht ein!

Dann in der Zwietracht
Düſteren Tagen
Weit ſoll es dröhnen,
Laut ſoll es ſagen:

Lodert ihr deutſchen
Herzen in Flammen!
Schlaget zu Einem
Brande zuſammen!

Göthe bis zum Befreiungskriege.

Gehen wir zurück bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts, ſo ſehen wir Göthe noch immer theils gemeinſchaftlich mit Schiller im Poetiſchen, theils für ſich mit ſeiner Farbenlehre, und andern Naturſtudien und mit der Kunſt beſchäftigt. Das Auftauchen der Romantik ſah er anfangs mit Wohlgefallen, die beiden Schlegel, Tieck und auch andere fanden gute Aufnahme bei ihm in Weimar, doch dichtete er ſchon 1797 den Zauberlehrling, gleichſam eine Warnung für die unbeſonnenen Nachahmer ſeiner genialen Wagniſſe, die einen unbändigen Geiſt heraufbeſchwuren, den ſie dann nicht wieder bannen konnten. Wirklich ſah man in einigen Jahren darauf die Zauberlehrlinge herumlaufen und Wunder thun, als aber entſetzliches Gewäſſer hereindrang und die Noth groß war, da konnten ſie der Geiſter nicht los werden, weil ſie das Wort vergeſſen hatten. Die Balladen: Gott und die Bajadere und die Braut von Korinth, die auch um dieſe Zeit gedichtet wurden waren eben von der Art, daß Jeder es glaubte, eben ſo machen zu können und zu dürfen, wenn er nur die Sünde zu preiſen und frech zu ſein verſtand und obendrein das Heilige zu entweihen wagte, doch um die ekelhafte Nacktheit den Zauberſchleier der Dichtung zu werfen, verſtanden ſie nicht. Wir können nicht alle Erzeugniſſe des Meiſters aus dieſer Zeit berühren: die geſelligen Tiſch- und Stiftungslieder, Schäfers Klagelied, Troſt in Thränen, Bergſchloß, Dauer im Wechſel, Generalbeichte und das romantiſche Hochzeitlied, die lieblichſten Früchte eines üppigen Dichterſommers, den wir doch großen Theils der raſtloſen Aufmunterung Schillers verdanken. Denn dieſer edle Freund ließ ihn nicht ruhen, indem er ihm unaufhörlich vorſagte, „daß er nun ſeine zweite Jugend lebe, und dieſe zweite Jugend ſei unſterblich, wie die der Götter.“ Er ſuchte ihn von der plaſtiſchen Kunſt und der Natur, von den Zerſtreuungen des Hofs und allerlei Zerſplitterung ſeiner Kräfte immer wieder zur Poeſie zurückzurufen. „Wenn es einmal Einer,“ ſagte er, „unter Tauſenden dahin gebracht hat, ein ſchönes vollendetes Ganze aus

ſich zu machen, der kann meines Erachtens nichts Beſſeres thun, als dafür jede mögliche Art des Ausdruckes zu ſuchen, denn wie weit er noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben.“ So arbeitete denn Göthe fleißig fort und warf auch wieder ſein Auge auf das Theater. Sein Meiſterſtück, vielleicht das größte Dichtungswerk der Deutſchen den Fauſt, den er ſchon als Bruchſtück herausgegeben, ſollte nun vollendet werden. Wir ſetzen die Zueignung, die er im Jahre 1797 ſchrieb hieher, weil in derſelben alle die elegiſchen Töne eines der gefühlvollſten Sänger, mit denen er einſt als Jüngling dieſes Werk begonnen, wieder erklingen.

Ihr naht euch wieder ſchwankende Geſtalten!
Die früh ſich einſt dem trüben Blick gezeigt.
Verſuch' ich wohl euch diesmal feſtzuhalten?
Fühl' ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
Ihr drängt euch zu! nun gut, ſo mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunſt und Nebel um mich ſteigt;
Mein Buſen fühlt ſich jugendlich erſchüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten ſteigen auf;
Gleich einer alten halbverklungnen Sage,
Kommt erſte Lieb' und Freundſchaft mit herauf;
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthiſch irren Lauf,
Und nennt die Guten, die, um ſchöne Stunden
Vom Glück getäuſcht, von mir hinweggeſchwunden.

Sie hören nicht die folgenden Geſänge,
Die Seelen, denen ich die erſten ſang;
Zerſtoben iſt das freundliche Gedränge,
Verklungen ach! der erſte Wiederklang.
Mein Leid ertönt der unbekannten Menge,
Ihr Beifall ſelbſt, macht meinem Herzen bang,
Und was ſich ſonſt an meinem Lied erfreuet,
Wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerſtreuet.

Und mich ergreift ein längſt entwöhntes Sehnen
Nach jenem ſtillen ernſten Geiſterreich,
Es ſchwebet nun in unbeſtimmten Tönen
Mein liſpelnd Lied der Aeolsharfe gleich,

Ein Schauer faßt mich, Thräne folgt den Thränen,
Das ſtrenge Herz es fühlt ſich mild und weich;
Was ich beſitze ſeh' ich wie im weiten,
Und was verſchwand wird mir zu Wirklichkeiten.

Auch das Vorſpiel iſt merkwürdig; wo der Direktor in einiger Verlegenheit vom Publikum ſagt:

Zwar ſind ſie an das Beſte nicht gewöhnt,
Allein ſie haben ſchrecklich viel geleſen.
Wie machen wir's, daß alles friſch und neu
Und mit Bedeutung auch gefällig ſei?

Wo der Dichter dann nichts hören will von der bunten Menge „bei deren Anblick uns der Geiſt entflieht," und alſo tröſtet:

Was glänzt, iſt für den Augenblick geboren.
Das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren.

Kurz was Direktor, Dichter und luſtige Perſonen ſprechen, bildet einen wahren Kanon für Theaterdichter.

Ueber das Drama ſelbſt ſind ganze Bücher geſchrieben worden und Göthe hat man mehr als einmal befragt, was es bedeute? und er hat gelächelt und Nichts geantwortet; denn wie konnte er hoffen Einem befriedigende Antwort zu ertheilen, der da Etwas zu fragen hat? Denn Jeder, der Menſch geweſen auf Erden, mit einem heißen Sehnen nach Befriedigung deſſen, wohin alle ſeine Kräfte ſtreben, ſei es Kenntniß, ſei es Genuß, ſei es Ruhe, wird ſolche Prometheusqual ausſtehen; wehe ihm, wenn eben zur rechten, unbewachten Stunde, der Böſe naht und er nicht Kraft genug beſitzt zu widerſtehen, ſo daß er ſeine Seele — dem Teufel verſchreibt, d. h. um jeden Preis und wär es Blutſchuld, das Glück dieſer Erde zu gewinnen, unternimmt, unbekümmert um den Seelenfrieden den nur ein reines Bewußtſein gibt.

Man hat dieſes Kunſtwerk häufig als höchſt unſittlich verſchrieen, und doch kenne ich keines, wo menſchliche Schwäche, Leicht-

ſinn und Wolluſt in ihrem Falle und Untergange ſo herzzerreißend, ſo ergreifend dargeſtellt wird. Das Laſter in der Perſon des Mephiſto, wie verabſcheuungswürdig erſcheint es hier? Wie namenlos unglücklich erſcheint uns dieſer Elende in ſeinem Unvermögen Leid und Freud zu empfinden? Wem ſchaudert nicht vor der Leere des Gemüthes, mit der er alles umfaßt was Himmel und Erde Herrliches und Schönes bietet. Mit ſeiner Ironie verlacht er freilich das Heiligſte, befleckt das Reinſte; allein man muß nicht vergeſſen, daß hier eine doppelte Ironie, eine Ironie der Ironie ſtatt habe und den Dichter nicht mit Mephiſto verwechſeln. Aber gerade der luſtige Humor zeigt des Teufels Unſeligkeit, denn wer von ſolch einer tollen Laune befallen iſt, der kann nicht glücklich ſein; wahre Glückſeligkeit erfreut ſich am Guten und wo ſie das Uebel findet, ſucht ſie zum Guten es zu wenden. Darum iſt der wohl ein Meiſter, der wie Göthe den Humor objektiv, d. h. außer ſich darzuſtellen weiß, allein ein verdorbenes oder doch ſchwaches Herz verräth der ſubjektiv Humoriſtiſche der in dieſer Mephiſtopheliſchen Unſeligkeit ſelber befangen iſt, wie viele unſrer modernen Dichter und wenn ſie dieſe erbärmliche Natur vollends darzuſtellen wagen, iſt es für den guten Geſchmack nur ekelhaft. Fauſt hingegen iſt ein edler Charakter, gleich Werther, Oreſtes, Taſſo, voll Durſt nach Wiſſenſchaft und innern Trieb der Menſchheit wohlzuthun, gleich Prometheus; voll innigen Gefühls für alles Menſchliche ja ſelbſt im Spiele der Sinnlichkeit verloren, natürlich wie ein Kind, ein Kind dem alle Töne die aus der Jugendzeit zu ihm herüberklingen noch heilig ſind. Wie er nach bang durchwachter Nacht, wo er „nach neuen Sphären“ geforſcht, die kryſtall'ne Schale an den Mund ſetzt, um nun „eilig trunken“ ſich zu machen, und aus der Kirche den Glockenklang und Chorgeſang der Oſterfeier hört:

Chor der Engel.

Chriſt iſt erſtanden!
Selig der Liebende,
Der die Betrübende,
Heilſam und übende
Prüfung beſtanden.

Da faßt ihn die Erinnerung an den Glauben ſeiner Kindheit, er ſtellt die Schale hin und wenn er auch den Glauben hat verloren, rufen ihn doch die Himmelstöne zurück in's Leben.

Was ſucht ihr mächtig und gelind
Ihr Himmelstöne, mich am Staube?
Klingt dort umher wo weiche Menſchen ſind.
Die Botſchaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;
Das Wunder iſt des Glaubens liebſtes Kind.
Zu jenen Sphären wag ich nicht zu ſtreben,
Woher die holde Nachricht tönt;
Und doch an dieſen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
Schon ſtürzte ſich der Himmels-Liebe Kuß
Auf mich herab, in ernſter Sabbathſtille;
Da klang ſo ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünſtiger Genuß;
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich durch Wald und Wieſen hinzugehn,
Und unter tauſend heißen Thränen,
Fühlt' ich mir eine Welt entſtehn.
Dies Lied verkündete der Jugend muntre Spiele,
Der Frühlingsfeier freies Glück;
Erinnrung hält mich nun mit kindlichem Gefühle,
Vom letzten ernſten Schritt zurück.
O tönet fort ihr ſüßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!

Mephiſto muß all dieſes Adels ihn berauben, ehe er ihn zu beſitzen hoffen darf. Erſtlich verleidet er ihm die Wiſſenſchaft.

Verachte nur Vernunft und Wiſſenſchaft,
Des Menſchen allerhöchſte Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeiſt beſtärken,
So hab' ich dich ſchon unbedingt —
Ihm hat das Schickſal einen Geiſt gegeben,
Der unbedingt immer vorwärts dringt,
Und deſſen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überſpringt.
Den ſchlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit,
Er ſoll mir zappeln, ſtarren, kleben,
Und ſeiner Unerſättlichkeit

Soll Speiſ' und Trank vor gier'gen Lippen ſchweben
Er wird Erquickung ſich umſonſt erflehn,
Und hätt' er ſich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn!

Ueberall ſehen wir demnach die Volksſage veredelt, ohne jedoch ganz aus dem Gleiſe volksthümlicher Auffaſſung entrückt. So iſt auch die Bedingung auf welche ſich Fauſt verſchreibt höher gehalten und poetiſcher. Doch wer ſollte es nicht verſtehen wenn Fauſt ſpricht:

Werd' ich zum Augenblicke ſagen:
Verweile doch! du biſt ſo ſchön!
Dann magſt du mich in Feſſeln ſchlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Todtenglocke ſchallen,
Dann biſt du deines Dienſtes frei,
Die Uhr mag ſtehn, der Zeiger fallen,
Es iſt die Zeit für mich vorbei.

Dieſer Augenblick kommt denn wirklich in der letzten Scene, wo Fauſt nach langer Irrfahrt mit dem Böſen Ekel fühlt vor allem ſündigen Genuſſe und Reue und den unwiderſtehlichen Drang, wiederzukehren zur Tugend und zu dem armen betrogenen Gretchen, das er im Kerker findet als Kindermörderin, verurtheilt, halb wahnſinnig. In dem Augenblicke als er ihr zu Füßen fällt und ſie des Freundes Stimme erkennt und er ſie nöthigt mitzugehen und ſie in ihrer Geiſteszerrüttung nur halb ihn faßt und halb verſteht und er ſich doch nicht trennen kann von der Unglücklichen, ſchweigen alle gigantiſche Leidenſchaften und er ruft aus:

„Du ſollſt leben."

Mit ihr zu leben oder zu ſterben in dieſem Augenblicke wünſcht er und Nichts weiter. Das iſt die Wonne des Märtyrthums, das iſt die Seligkeit Liebender in Todesgefahr, das das himmliſche Bitterſüß im Sterben, wenn längſt verirrte nochmal ſich wiedergefunden, das iſt der Seelenzuſtand, in welchem nun Fauſt an dem

Buſen ſeines armen Gretchens, wenn er vor Uebermaß der Empfindung ſprechen könnte, ausrufen würde:

„Verweile Augenblick!“

Nun iſt Fauſt zwar verloren, doch nur „ſo lange er auf Erden lebt,“ wie der Herr es im Prologe zugegeben, Jenſeits hat der Böſe keine Macht mehr über ihn, weil er zum „rechten Wege“ noch hier zurückgekehrt. Da iſt nun freilich von der Sage abgewichen worden, doch unſers Bedünkens darum das Kunſtwerk kein Fragment, ja ohne Prolog und die eingeſchobenen Zwiſchenſcenen: Helena, Walpurgisnacht u. ſ. w. kein Fragment; denn wer Augen hat zu ſehen, der kann und konnte nicht Anders ſehen, als eben bedeutet wurde. Leider mühte ſich Göthe ab in einem zweiten Theile philoſophiſch-poetiſch das Ganze zur völligen Klarheit zu führen, und veranlaßte dadurch, weil man Alles dem Meiſter nachmachen wollte, eine Unzahl ſolcher philoſophiſcher Poeſien, die den Schriftgelehrten nicht poetiſcher und das Volk nicht philoſophiſcher, aber im Ganzen eitel Langweile machen. Wer aber wiſſen will was unmittelbare und was gemachte Poeſie ſei, der vergleiche nur Fauſts erſten und zweiten Theil mit einander, und es wird ihm klar werden. In der That iſt über den erſten Theil der ganze Fülle der Poeſie ausgegoſſen, es iſt ein Epos welchen die abenteuerlichſten Gruppen in einem Raume den nur die rieſigſte Phantaſie ſo groß geſtalten und ſo manigfaltig abſtufen konnte bewegen und wenn es ein geſchickter Rhapſode erzählt oder vorlieſt ſo vermißt man keinen Augenblick die Bühne und doch iſt es wieder ein Drama, wo alles Handlung iſt und unzähliger Nebenperſonen voll Leben und That zu der einen Hauptperſon ſich hinranken und eines großen guten Menſchen Denken und Empfinden vor unſern Augen ſich entfaltet, als wäre es ein Heldenleben. Mittenhinein erklingen Lieder aller Art, die erhabenſten Hymnen, die wehmüthigſten Elegien, bachantiſche Jubellieder und Dithyramben, zärtliche Minnelieder und Alles was ſich in der empfindenden Menſchenbruſt bewegt und was vom Himmel herab die Engel ſingen tönt durch und verſchlingt ſchnell wieder das Ganze zur Harmonie,

wenn kaum eben ein ſchneidender Mißton durch die herrliche Schöpfung ſchwirrte. Und dieſen Reiz der bunteſten Mannigfaltigkeit erhöht die Verskunſt; denn nicht einerlei Versmaß geht durchs ganze Stück, jede Empfindung hat ihr eigenes Silbenſpiel; anders reihen ſich die Worte der Ironie, anders die der Schwärmerei, anders die traurigen und wieder anders die fröhlichen. Fürſt Radzivil hat dieſe Lyrik in Muſik geſetzt und veranlaßte vermuthlich dadurch, daß dieſe Tragödie 1820 von den königlichen Prinzen zu Berlin aufgeführt wurde. Denn ſonſt hätte Göthe dieſe Gunſt nicht erlebt; die deutſchen Schauſpieler waren auch von der Nationalkrankheit der Pedanterie befallen, und wollten ſich zu keiner andern Form verſtehen, als in der franzöſiſchen Schule herrſchte, weil dieſe eben die bequemſte war. Denn was iſt Pedanterie anders, als hartnäckiges Feſthalten des Herkömmlichen, daß ſich aber gerne das Anſehen der Gründlichkeit und Beharrlichkeit geben möchte und ſich vornehmer dünkt, als der gemeine Schlendrian. Ging man nun ſchon ungern an die Aufführung der Iphigenie und des Taſſo, wie viel mehr Schwierigkeit wußte man beim Fauſt zu finden. Ueberdieß erſchien auch der Inhalt viel zu anſtößig und bei den Leſeproben in Berlin konnten ſich die freiſinnigſten Menſchen kaum des Schrecks erwehren, den ihnen mancher noch nie ausgeſprochne Gedanke verurſachte, und die nicht mitlaſen guckten den Leſenden in die Bücher, um zu ſehen, ob es denn wirklich da ſo ſtehe? So dürfte nun freilich dieſes Werk nur mit größter Behutſamkeit der Jugend und auch dem großen Haufen mitgetheilt werden; wenn aber in der Weltliteratur auf dem großen Parnaſſe die Sänger aller Völker zuſammen treten, da iſt es doch herrlich, daß der deutſche Fauſt in den allgemeinen Wettſtreit eintritt um zu ſagen:

Das iſt deutſche Poeſie!

Da indeß, wie geſagt, wenige ſeiner Dramen aufführbar ſchienen und Schiller immer drängte, zu dem Theater in Weimar auch beizutragen, entwarf er ein neues Trauerſpiel, Eugenie oder die natürliche Tochter. Er nahm den Stoff hiezu aus dem Leben und Denkwürdigkeiten der Gabriele Luiſe, natürlichen

Tochter des Prinzen von Bourbon Conti (geb. 1762 geſt. 1825), welche von der Höhe fürſtlicher Größe und aus dem Glanze eines üppigen Hofes durch die Ränke eines Stiefbruders in die tiefſte Armuth und Niedrigkeit geſtürzt, heimlich weggeführt und für todt ausgegeben und zur Ehe mit einem Mann ohne Rang gezwungen wurde*). Allein ſchon der Stoff war an ſich ſchwierig zu bearbeiten und Göthe's Weltbetrachtung war nicht mehr dieſelbe, die er noch vor ſeiner italieniſchen Reiſe hatte; er war aus einem Schwärmer ein Hof- und Weltmann geworden und nur mit Rückſicht bewegte er ſich in ſeinem Gegenſtande, deſſen Hintergrund die franzöſiſche Revolution bildete. So entſtand denn alſo ein mattes Drama, das bei aller Schönheit der Sprache doch weder im Leſen noch in theatraliſcher Vorſtellung befriedigen konnte, ſo ſehr auch manche allzu befangene Verehrer des großen Meiſters es erheben und preiſen wollten. Es beginnt nun die letzte Periode Göthe's, wo ſeine Dichtungen mit dem Erlöſchen der Schöpfungskraft nur mehr Eleganz auszeichnet. Da überſetzte er Mahomet und Tancred, zwei Trauerſpiele von Voltaire, theils um den Vorrath deutſcher Bühnenſtücke zu vermehren, theils auch was Schiller ſo ſchön in ſeinem Gedichte von Göthe ſagt: die durch die neue Schule „oft entweihte Scene zu reinigen" und die „rohe Natur wieder zur Kunſt" zurückzuführen. Was aber unter Göthe's Leiſtungen aus dieſer Zeit den meiſten Werth hat, iſt ſeine Proſa, ſeine reine, runde, klare und volle Proſa. In dieſer Schreibart iſt noch alle Manneskraft und der treue deutſche Sinn, wie er im Jüngling lebte und ſeit Leſſing hat Keiner ſo geſchrieben in ungebundener Rede; doch hat das Plaſtiſche ſeiner Schreibart ſelbſt über Leſſing den Preis davongetragen. Zu Werken dieſer Art gehören ſeine Ueberſetzungen des Benvenuto Cellini, ſein Winkelmann, Hackert und vieles Andere, was er in dieſer Zeit über Kunſt und Natur geſchrieben. Schillers und zwei Jahre darauf

*) Während der Revolution kam ſie als königliche Prinzeſſin auch oft in Lebensgefahr, rettete ſich aber glücklich und friſtete ihr Leben als Schriftſtellerin höchſt mühſelig. In der Reſtauration erhielt ſie vom König Ludwig XVIII. eine anſehnliche Penſion und lebte noch bis 1825. Siehe Weber's Vorleſungen über Schiller und Göthe, Hannover 1831.

(1807) Herzogin Amaliens Tod und das unglückliche Jahr 1806 machten den tiefſten Eindruck auf ihn und er zog ſich immer mehr nicht nur von der Poeſie und dem Theater ſondern auch von der Geſellſchaft zurück. Auch fällt in dieſe Zeit ſeine Vermählung mit der langjährigen Freundin, der Demoiſelle Vulpius und bald beſchäftigte ihn die Erziehung und Bildung ſeines Sohnes. Ein neuer Freund mit dem er ſchon 1799 bekannt war, der Baumeiſter und Tonſetzer Zelter aus Berlin wurde ihm von Jahr zu Jahr lieber; das Körnige, Klare und Natürliche dieſes Mannes ſagte ihm beſſer zu, als das überſchwängliche Geſchwätze der Romantiker, die er ſich nur mit Mühe vom Leibe halten konnte. Es liegt in der Briefſammlung dieſer beiden Männer viel Treffliches über das Leben Göthe's, beſonders aber lernt man eine Seite, die menſchliche darin kennen; wenn man z. B. lieſt, wie der Geheimrath von Göthe, der feine Welt- und Hofmann den bürgerlichen Mauermeiſter, der auch wirklich ganz die derben Sitten ſeines Standes hatte in einem herzlichen Briefe das brüderliche „Du" anbietet. Rührend iſt es zu leſen wie Zelter der ſeiner ſingularen Grobheit wegen berüchtigt war, mit der innigſten Liebe an Göthe hängt, ſeine Lieder in Muſik ſetzt und ſich über jedes Blatt, das dieſer geſchrieben gang abgöttlich freut! Ueberdieß ſind Zelters Briefe als Muſter eines unmittelbaren Ausdrucks auch als literariſche Erſcheinung merkwürdig und wir theilen als Proſa nur Einiges davon mit.

Göthe an Zelter.

Wenn ich in dieſen Tagen an erheiternde Gegenſtände dachte, ſo erinnerte ich mich öfters Ihrer vorjährigen erfreulichen Gegenwart. Die Hoffnung Sie bald wieder zu ſehen iſt gering, und doch iſt mein Wunſch daß immer ein Faden zwiſchen uns fortgeſponnen werde.

Zelter an Göthe.

Ich weiß nicht wie und warum die wenigen ſchönen Zeilen Ihres letzten Briefes eine lebendige Sehnſucht in mir erweckt haben, die lange genug im Schooße meines tiefſten Herzens ungeboren aber nicht unerkannt lag. O, es wird ein Faden bleiben den keine Parze geſponnen, und keine

zerſchneiden wird! Mein Herz kennt nur eine Liebe, die das Ganze umfaßt, überall gern eingeht und noch niemals ungeſtärkt heimgekehrt iſt; ſie erſchrickt nicht vor dem Gebell des Hundes, der mit ſeiner Kette klirrt und prangt weil es auch Vögel gibt die ſingen. Es iſt die Liebe zur Kunſt die nichts Unreines leidet und jedes Einzelne ſein läßt, was es kann; es iſt die Liebe zu Ihrem Genius, mein hochgeliebter Freund, der ewig war und immer ſein wird und ſich niemals verändert, auch nicht in ſeiner Vergrößerung und Verewigung; es iſt die Liebe, die nichts fürchtet und wie ein Faden Leben an Leben zieht.

Zelter an Göthe.

Den ganzen Winter habe ich auf Sie gehofft, wie auf das Heil meiner Seele. Man glaubte der Herzog von Weimar würde zu den Vermählungsfeierlichkeiten hier ſein, und ich wollte meine Gäſte nicht ſchlecht traktiren. Ich ſelbſt bin nicht faul geweſen und habe einige neue Sachen gemacht die länger leben werden als ich; aber die Leute kommen und gehen und ſelten iſt einer drunter der des Willkommens werth iſt; ja ſie würden drüber raiſonniren, wenn ſie's nicht umſonſt hätten und ich ihnen nicht wie ein Teufel auf dem Dache ſäße. Und das iſt die einzige weltliche Satisfaktion die ich von der Sache habe, daß mir keiner muchſen darf, indem ſie dem Totaleindrucke nicht widerſtehen und auch nicht begreifen können wie ich's mache; indem ſie alles wiſſen, nur nicht wie man es macht.

Der Hauptgrund aber weswegen ich Sie jetzt hier wünſchte, iſt rein idealiſch. Unſer Chor iſt anjetzo immer noch nichts weiter als ein groſſes Organon, das ich mit meiner Hand ſpielen laſſen und ſtellen kann wie einen Telegraphen, große Sachen klar machen und andeuten kann.

Sähen und hören Sie ihn nur ein einziges Mal, es würde Ihnen ein Licht aufgehen was noch keinem aufgegangen iſt auch nicht mir. Eine Orgel in der jede Pfeife ein vernunftfähiges, willig lenkbares Weſen iſt, kann das Allerhöchſte werden, aber es verlangt auch den allerhöchſten Geiſt der es beherrſcht. Er findet die beſte und ſchönſte Jugend einer nicht ganz verderbten groſſen Reſidenz beiſammen, die jedes gute Wort gern faßt und ſtillſchweigend darauf ausgeht: eine Schule der Weisheit zu ſtiften; ihre Mittel ſind endlich Poeſie, Harmonie und Geſang. Ich ſage es noch einmal: Sie würden finden was niemand noch gefunden, wollen Sie noch nicht kommen?

Zelter an Göthe.

Ueber den Tod ſeiner Frau.

Ich habe mir Arbeit vorgenommen und kann nicht in Zug kommen, es will nicht gehen, überall nicht.

Ich bin wie ein geſpaltener Baum. Die ſchöne Hälfte, die Sonnenſeite iſt mir abgetrennt und gegen dieſe wirkt nun alles an was ſchmerzhaft iſt.

Die Freunde wollen mich aus dem Hauſe haben, mich von mir ſelber entfernen; das will ich nicht. Ich kann nur durch mich ſelber wieder zum Ganzen meiner ſelbſt kommen und ich werde überwinden. Ich fühle meine Kraft und hoffe übrig zu behalten, doch will ich meinen Zuſtand lebendig fühlen.

Vor fünf Tagen ahnte ich noch kein Unglück, und ich kann ſagen es freute mich noch ein Kind und mein Dutzend wieder voll zu haben. Mein jüngſter Sohn war auf einem Charfreitag geboren, ſie hatte ihn darum Raphael genannt. Sie glaubte wieder einen Sohn zu tragen, dieſer ſollte Felix heißen und nun kommt mir das! Am Sonnabend, dem Tage vor ihrem Tode, war ſie in die Kirche gegangen, die Probe meiner Muſik zu hören. Ich ſollte es nicht wiſſen, und wie freute ich mich ſie dort zu ſehen. Sie ſagte mir nachher ſo viel Angenehmes und Verſtändiges darüber, daß ich nun erſt wußte was ich gut gemacht habe.

O mein Freund, warum haben Sie dieſe wohlthuende mächtige ſüße Stimme nicht gehört? Aus ihrem Geſange ging ein Gefühl der Geſundheit in das unbeſorgte Ohr, wofür ich nur den einen Ausdruck kenne, den ſie mit in's Grab genommen hat. Das reine Herz ſtrömte wie eine friſche ſtärkende Luft aus ihrem Munde; rührend erleichternd. Wenn ſie auf der Akademie im Chore ſang, konnte ich ihre ſanfte erquickende Stimme unter hundert und fünfzig erkennen, ohne daß ſie ſich angreifen durfte. Der Ton ging leicht und los heraus wie ſie nur den Mund öffnete. Vor zwei Jahren, da eben ihre Stimme durch Nervenſchwäche angegriffen war, ſang ſie mit Mad. Mara in einer hieſigen Kirche. Die Freunde der Mara ſtritten und glaubten überall wo die göttliche Stimme tönte ihren Liebling zu hören.

Göthe an Zelter.

Sie ſagten einmal von einem Stabat mater. Verzeihen Sie, daß ich's erinnere. Meine kleine Anſtalt geht recht gut; nur ſchreiten die jungen Leute, wie Sie wohl wiſſen, gar gern aus dem Wege und jeder dünkt ſich behaglicher wenn er Solo irgend ein lamentables oder ein jammervolles Bedauern verlorner Liebe ſingt. Ich laſſe ihnen dergleichen wohl zu, gegen das Ende jeder Seſſion, und verwünſche dabei die Matthiſſons, Salis, Tiedgen, und die ſämmtliche Kleriſey, die uns ſchwerfällige Deutſche ſogar in Liedern über die Welt hinausweiſt, aus der wir ohnehin geſchwind hinaus kommen. Dabei tritt noch der Fall ein daß die Muſiker ſelbſt oft hypochondriſch ſind und daß ſelbſt die frohe Muſik zu Schwermuth hinziehen kann. Ich lobe mir was von Ihnen, lieber Freund, entſpringt. Auch geſtern wieder bei dem „Niemals erſcheinen die Götter

allein," beim „lieben Freunde, es gab beſſre Zeiten" war es gleich als ob Jedermann den Staub und die Aſche des Jahrhunderts vom Haupt ſchüttelte.

Göthe an Zelter.

Ueber die Nachricht, daß ſich Zelters Sohn erſchoſſen.

Dein Brief, mein geliebter Freund, der mir das große Unheil meldet, welches Deinem Hauſe widerfahren, hat mich ſehr gedrückt, ja gebeugt, denn er traf mich in ſehr ernſten Betrachtungen über das Leben, und ich habe mich nur an Dir ſelbſt wieder aufgerichtet. Du haſt Dich auf dem ſchwarzen Probierſteine des Todes als ein ächtes geläutertes Gold aufgeſtrichen. Wie herrlich iſt ein Charakter, wenn er ſo von Geiſt und Seele durchdrungen iſt und wie ſchön muß ein Talent ſein, das auf einem ſolchen Grunde ruht!

Ueber die That oder Unthat ſelbſt weiß ich nichts zu ſagen. Wenn das taedium vitae den Menſchen ergreift, ſo iſt er nur zu bedauern, nicht zu ſchelten. Daß alle Symptome dieſer wunderlichen, ſo natürlichen als unnatürlichen Krankheit auch einmal mein Innerſtes durchraſt haben, daran läßt Werther wohl Niemand zweifeln. Ich weiß recht gut, was es für Entſchlüſſe und Anſtrengungen koſtete, damals den Wellen des Todes zu entkommen, ſo wie ich mich aus manchem ſpätern Schiffbruch auch mühſam rettete und mühſelig erholte. Und ſo ſind nun alle die Schiffer- und Fiſchergeſchichten. Man gewinnt nach dem nächtlichen Sturm das Ufer wieder, der Durchnetzte trocknet ſich, und den andern Morgen wenn die herrliche Sonne auf den glänzenden Wogen abermals hervortritt, „hat das Mädchen ſchon wieder Appetit zu Feigen." Wenn man ſieht wie die Welt überhaupt und beſonders die junge, nicht allein ihren Lüſten und Leidenſchaften hingegeben iſt, ſondern wie zugleich das Höhere und Beſſere an ihnen durch die ernſten Thorheiten der Zeit verſchoben und verfratzt wird, ſo daß ihnen alles, was zur Seeligkeit führen ſollte, zur Verdammniß wird, unſäglichen äußern Drang nicht gerechnet; ſo wundert man ſich nicht über Unthaten, durch welche der Menſch gegen ſich ſelbſt und andere wüthet. Ich getraue mir einen neuen Werther zu ſchreiben, über den dem Volke die Haare noch mehr zu Berge ſtehen ſollten als über den erſten. Laß mich noch eine Bemerkung hinzufügen. Die meiſten jungen Leute, die ein Verdienſt in ſich fühlen, fordern mehr von ſich als billig. Dazu werden ſie aber durch die gigantiſche Umgebung gedrängt und genöthigt. Ich kenne deren ein halb Dutzend, die gewiß auch zu Grunde gehn und denen nicht zu helfen wäre, ſelbſt wenn man ſie über ihren wahren Vortheil aufklären könnte. Niemand bedenkt leicht, daß uns Vernunft und ein tapfres Wollen gegeben ſind, damit uns nicht allein vom Böſen, ſondern auch zum Uebermaß des Guten zurückzuhalten."

Die erſten und gediegenſten Werke dieſer Periode der Eleganz ſind: Pandora und die Wahlverwandtſchaften. Paondra iſt ein dramatiſches Gedicht, worin, wie in allen ſeinen Dichtungen aus dieſer Zeit das Lehrhafte waltet. Der griechiſche Mythus von Prometheus ſollte hier weiter als in dem Bruchſtücke, das mit Werthers Leiden zugleich entſtanden ausgeführt werden. Die Gegenſätze des Handelnden und Leidenden durch die Titanenbrüder Prometheus und Epimetheus dargeſtellt, werden in dieſer Dichtung durch Nebenhandlungen anſchaulich gemacht und erläutert und treffliche Gedanken bietet ſie in der anmuthigſten und wohlklingendſten Sprache; allein es geht dem Dichter wie dem Titanen Prometheus, er kann ſo wenig des gewaltigen Stoffes Herr werden, als dieſem es gelingen will, das Menſchengeſchlecht dahin zu bringen, wohin ſein kühner Geiſt wohl möchte, ſo daß er am Ende ausruft:

Neues freut mich nicht, und ausgeſtattet
Iſt genugſam dies Geſchlecht zur Erde.
Freilich fröhnt es nur dem heut'gen Tage,
Geſtrigen Ereignens denkt's nur ſelten;
Was es litt, genoß, ihm iſt's verloren.
Selbſt im Augenblicke greift es roh zu,
Faßt, was ihm begegnet, eignet's an ſich,
Wirft es weg, nicht ſinnend, nicht bedenkend,
Wie man's bilden möge höhrem Nutzen.
Dies tadl' ich; aber Lehr und Rede
Selbſt ein Beiſpiel, wenig will es frommen.
Alſo ſchreiten ſie mit Kinderleichtſinn
Und mit rohem Taſten in den Tag hin.
Möchten ſie Vergang'nes mehr beherz'gen,
Gegenwärt'ges, frommend, mehr ſich eignen,
Wär es gut für alle: ſolches wünſcht ich.

In dieſen Worten liegt auch das Hauptergebniß dieſes dramatiſchen Lehrgedichts.

Populärer und gemein verſtändlicher iſt der Roman: die Wahlverwandtſchaften, worin gleich wie im Werther und Meiſter, der Kampf der Empfindungen mit den Verhältniſſen dargeſtellt wird. Hier iſt es zunächſt die Ehe, welche, wie wir geſehen,

von den Romantikern in Dichtung und Leben so häufig verletzt wurde, deren Heiligkeit und Würde Göthe aufrecht zu erhalten und zu retten sucht. Eduard, der Held des Stücks, ist auch ein Faust, aber ein schwachherziger Faust weshalb ihm auch wegen des verführerischen Mephistopheles ein wohlgesinnter Mann — Mittler ist sein bezeichnender Name —, an die Seite gestellt wird. „Wer mir den Ehestand angreift" — — sagt dieser Mittler —, „wer mir durch Worte, ja durch That diesen Grund aller sittlichen Gesellschaft untergräbt, der hat es mit mir zu thun. Die Ehe ist der Anfang und Gipfel aller Kultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildetste hat keine bessere Gelegenheit seine Milde zu beweisen. Unauflöslich muß sie sein, denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er sich unglücklich zu finden. Lasse man den Augenblick vorübergehen, und man wird sich glücklich preisen, daß ein so langes Bestandenes noch besteht. Sich zu trennen gibts gar keinen hinlänglichen Grund. Der menschliche Zustand ist so hoch in Leiden und Freuden gesetzt, daß gar nichts berechnet werden kann was ein Paar Gatten einander schuldig werden. Es ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unbequem mag es wohl manchmal sein, das glaub' ich wohl, und das ist eben recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewissen verheirathet? das wir oft gerne los sein möchten, weil es unbequemer ist, als uns je ein Mensch oder eine Frau werden könnte."

Durch diesen Roman veranlaßte er die deutsche Novellistik, welche mit ungleichem Erfolge bis auf den heutigen Tag unsere Dichter beschäftigt. Mit dem Jahre 1811 begann Göthe sein Leben zu beschreiben, welches er dann unter dem Titel Dichtung und Wahrheit herausgab. „Meine Heiterkeit", so schreibt er an Zelter, „bewahre ich mir hauptsächlich für die biographischen Stunden, damit sich in die Reflexionen, die doch einmal angestellt werden sollen nicht Trübes und Unreines mische." So ist denn dieses Musterstück einer Selbstbiographie entstanden, welches auch zugleich die trefflichsten Ansichten und eine klare Uebersicht der deutschen Li-

teratur enthält. Nicht zu läugnen iſt indeß, daß Göthe in dieſem Werke ſeines vorgerückten Alters ſchon viel gemeſſener, rückhaltiger und alſo reizloſer erſcheint als in der italieniſchen Reiſe, die er ſchon früher verfaßt hatte. Es iſt übrigens ungerecht von dem Greiſe zu verlangen, daß er noch mit derſelben Jugendfriſche fortarbeite und ihm zu verargen wenn er zurückgezogen von der Welt, der er ſo trefflich durch Wort und Beiſpiel vorgeleuchtet nun ſeiner Weiſe lebte und derſelben auch gemäß dichtete. Iſt Letzteres auch nicht, wie leider oft geſchehen, als Muſter zu betrachten, ſo darf man doch manche köſtliche Perle in den nachfolgenden Schriften nicht verwerfen, ſoll es vielmehr als lehrendes und mahnendes Zeichen des theuren Mannes ehren und bewahren. Die Romantiker hörten nicht auf, ihm auch jetzt noch zu huldigen, ja ſie bildeten ſich ein, ihn allererſt erkannt und zu Ehren gebracht zu haben. Allein Göthe hatte immer eine unüberwindliche Abneigung gegen ſie, welche mit den Jahren wuchs wie das aus einem Briefe an Zelter unter andern zu erſehen.

„Nehmen Sie den beſten Dank, lieber Freund, für das was Sie an dem jungen Eberwein thun wollen und können. Die Kunſtwelt liegt freilich zu ſehr im Argen, als daß ein junger Menſch ſo leicht gewahr werden ſollte worauf es ankömmt. Sie ſuchen es immer wo anders als da wo es entſpringt, und wenn ſie die Quelle ja einmal erblicken, ſo können ſie den Weg dazu nicht finden.

Deswegen bringen mich auch ein halb Dutzend jüngere poetiſche Talente zur Verzweiflung, die bei außerordentlichen Natur-Anlagen ſchwerlich viel machen werden was mich erfreuen kann, Werner, Oehlenſchläger, Arnim, Brentano und andere arbeiten und treiben immerfort; aber alles geht durchaus in's Form- und Charakterloſe. Kein Menſch will begreifen, daß die höchſte und einzige Operation der Natur und Kunſt die Geſtaltung ſei, und in der Geſtalt die Specifikation, damit ein jedes ein Beſonderes, Bedeutendes werde, ſei und bleibe. Es iſt keine Kunſt ſein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoriſtiſch walten zu laſſen; etwas muß immer daraus entſtehen, wie aus dem verſchütteten Samen Vulkans ein wunderſamer Schlangenbube entſprang.

Sehr ſchlimm iſt es dabei, daß das Humoriſtiſche, weil es

keinen Halt und kein Geſetz in ſich ſelbſt hat, doch zuletzt früher oder ſpäter in Trübſinn und üble Laune ausartet, wie wir davon die ſchrecklichſten Beipiele an Jean Paul (ſiehe deſſen letzte Produktion im Damenkalender) und an Görres (ſiehe deſſen Schriftproben) erleben müſſen. Uebrigens gibt es doch immer Menſchen genug die dergleichen Dinge anſtaunen und verehren, weil das Publikum es jedem Dank weiß, der ihm den Kopf verrücken will. Wunderbar jedoch war es, daß er ſelbſt allmählig vom Hellen und Klaren zum Myſtiſchen und Dämmerigen, vom Sinnlichen zum Ueberſinnlichen, von der Anſchaulichkeit zur Beſchaulichkeit überging, wie das aus den Dichtungen der nachfolgenden Jahre leicht zu erweiſen ſteht, ja er fügte ſich ſogar in die ſüdlichen Versmaße der neuen Schule und ſchrieb Sonette, welche er Anfangs doch perſiflirte.

Das Sonett.

Sich in erneutem Kunſtgebrauch zu üben,
Iſt heil'ge Pflicht, die wir dir auferlegen:
Du kannſt dich auch wie wir beſtimmt bewegen
Nach Tritt und Schritt, wie es dir vorgeſchrieben.

Denn eben die Beſchränkung läßt ſich lieben,
Wenn ſich die Geiſter ganz gewaltig regen;
Und wie ſie ſich denn auch geberden mögen,
Das Werk zuletzt iſt doch vollendet blieben.

So möcht' ich ſelbſt in künſtlichen Sonetten,
In ſprachgewandter Maßen kühnem Stolze,
Das Beſte, was Gefühl mir gäbe, reimen;

Nur weiß ich hier mich nicht bequem zu betten,
Ich ſchneide ſonſt ſo gern aus ganzem Holze,
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

Volksdichter.

Ohne zur romantiſchen oder einer andern Schule anzugehören, widmeten ſich einige Dichter dieſer Zeit ganz dem gemeinen Volke und dichteten in deſſen Denk- und Empfindungsweiſe. Nur ver-

fehlten ſie meiſt den Standpunkt der Volkspoeſie, weil ſie das Gemeine mit dem Volksmäßigen verwechſelten und das Witzige oder Komiſche für den Hauptgegenſtand ihrer Dichtungen hielten. Dieſes widerfuhr beſonders dem Sachſen Langbein, (geboren 1751 geſtorben als k. Cenſor zu Berlin) und dem Oeſtreicher Blumauer (geboren 1755 zu Steyer und dann Cenſor und Buchhändler, geſtorben 1798). Der Nürnberger Flaſchner Konrad Grübel, (geb. 1736, geſt. 1809) welcher Gedichte und Erzählungen in Nürnberger Mundart verfaßte und der Schweizer Martin Uſteri (geboren 1763 geſtorben als Mitglied der Zürcher-Regierung 1826), welcher Lieder und Idyllen aus ſeiner Alpenwelt in Schweizer Mundart dichtete, verdienen ſchon mehr Beachtung. Doch über alle dieſe erhebt ſich Peter Hebel aus Schwaben. Er war 1760 im Badiſchen von armen Eltern geboren, fand aber Gelegenheit zur Schule zu kommen, ſtudierte und wurde Geiſtlicher, Profeſſor und endlich ſogar Prälat und ſtarb allgemein verehrt und geliebt 1820. Von ihm haben wir Gedichte in der ſogenannten alemanniſchen Mundart, welche in einigen Gegenden von Schwaben geſprochen wird. Unter allen Volksdichtern hat keiner ſo verſtanden, wie er, zum Volke zu ſprechen und bei demſelben der Poeſie Eingang zu verſchaffen. Göthe ſelbſt hat dieſe Gedichte in der Jenaiſchen Literaturzeitung recenſirt und wir führen ſeine eigenen Worte an und ſetzen wenigſtens den Anfang der Recenſion her, weil ſie ſo trefflich zum Leſen dieſer Gedichte einführt.

„Der Verfaſſer dieſer Gedichte" ſchreibt er „die in einem Oberdeutſchen Dialekt geſchrieben ſind, iſt im Begriff ſich einen eignen Platz auf dem deutſchen Parnaſſe zu erwerben. Sein Talent neigt ſich gegen zwei entgegengeſetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit friſchem, frohem Blick die Gegenſtände der Natur, die in einem feſten Daſein, Wachsthum und Bewegung ihr Leben ausſprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert ſich der beſchreibenden Poeſie doch weiß er durch glückliche Perſonifikationen ſeine Darſtellung auf eine höhere Stufe der Kunſt herauf zu heben. An der andern Seite neigt er ſich zum Sittlich-Didaktiſchen und zum Allegoriſchen; aber auch hier kommt ihm ſeine Perſonifikation zu Hülfe, und wie er dort ſeine Körper für einen Geiſt fand,

ſo findet er hier für ſeine Geiſter einen Körper. Dies gelingt ihm nicht durchaus; aber wo es ihm gelingt, ſind ſeine Arbeiten vortrefflich, und nach unſerer Ueberzeugung verdient der größte Theil dieſes Lob.

Wenn antike, oder andere durch plaſtiſchen Kunſtgeſchmack gebildete das ſogenannte Lebloſe durch idealiſche Figuren beleben, und höhere, göttergleiche Naturen als Nymphen, Dryaden und Hamadryaden, an die Stelle der Felſen, Quellen, Bäume ſetzen, ſo verwandelt der Verfaſſer dieſe Naturgegenſtände zu Landleuten, und verbauert, auf die naivſte, anmuthigſte Weiſe, durchaus das Univerſum; ſo daß die Landſchaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unſerer erhöhten und erheiterten Phantaſie nur eins auszumachen ſcheint. Das Lokal iſt dem Dichter äußerſt günſtig. Er hält ſich beſonders in dem Landwinkel auf, den der bei Baſel gegen Norden ſich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Behaglichkeit der Menſchen, Geſchwätzigkeit und Darſtellungsgabe, zudringliche Geſprächsformen, neckiſche Sprachweiſe ſteht ihm immer zu Gebot, um das, was ihm ſein Talent eingibt, auszuführen.

Gleich das erſte Gedicht enthält einen ſehr artigen Anthropomorphism. Ein kleiner Fluß, die Wieſe genannt, auf dem Feldberg im Oeſtreichiſchen entſpringend, iſt als ein immer fortſchreitendes und wachſendes Bauernmädchen vorgeſtellt, das, nachdem es eine ſehr bedeutende Berggegend durchlaufen hat, endlich in die Ebene kommt und ſich zuletzt mit dem Rhein vermählt. Das Detail dieſer Wanderung iſt außerordentlich artig, geiſtreich und mannigfaltig, und mit vollkommener, ſich ſelbſt immer erhöhender Stätigkeit ausgeführt. Wenden wir von der Erde unſer Auge an den Himmel, ſo finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute, wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fenſterläden; der Mond ihr Mann kommt forſchend herauf, ob ſie wohl ſchon zur Ruhe ſei, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn der Morgenſtern, ſteht früher auf als die Mutter, um ſein Liebchen aufzuſuchen."

So ſang der Mann, während die halbe Welt in Waffen ſtand, gleich der Natur die er beſang, die auch nicht aufhört zu blühen wenn gleich die Menſchen ringsum in Hader ſind.

Die Dichter des Befreiungkrieges.

Nun kam das Jahr 1813, das Jahr des Heils für Deutſchland, wo nach langer Knechtſchaft ſich endlich das deutſche Volk ermannte, zu den Waffen griff und den übermüthigen Feind aus allen ſeinen Gauen und über den Rhein jagte. „In dieſer thatenbedürftigen Zeit", ſagt Gervinus, „zündete die Dichtung Schillers; ſie drang in die Handlungen ein und bahnte den Geſinnungen den Weg zur That." Schon 1809 ſangen Joſeph von Kollin und Friedrich von Schlegel Kriegslieder für die öſtreichiſche Armee, jetzt waren es Moritz Arndt, Max von Schenkendorf, Theodor Körner und Friedrich Rückert, welche die Streiter in das Feld riefen.

Moritz Arndt geb. auf der Inſel Rügen 1769, war Profeſſor zu Greifswalde und mußte 1806 vor den Franzoſen nach Schweden flüchten. 1813 kehrte er zurück nach Deutſchland, wo er durch Schrift und That den Nationalgeiſt weckte. Wer kennte nicht ſein großes Lied: „des Deutſchen Vaterland"? Nachfolgende Probe mag beweiſen, wie er das poetiſche Talent durch hohe Begeiſterung zu erſetzen wußte, ſo daß ſeine Soldatenlieder die Kampfluſt bis zur Leidenſchaft ſteigerten.

Das Lied von Blücher.

Was blaſen die Trompeten? Huſaren heraus!
Es reitet der Feldmarſchall im fliegenden Saus,
Er reitet ſo freudig ſein muthiges Pferd,
Er ſchwinget ſo ſchneidig ſein blitzendes Schwert.

O ſchauet wie ihm leuchten die Augen ſo klar!
O ſchauet wie ihm wallet ſein ſchneeweißes Haar!
So friſch blüht ſein Alter wie greiſender Wein,
Drum kann er auch Verwalter des Schlachtfeldes ſein.

Er iſt der Mann geweſen, da alles verſank,
Der muthig auf zum Himmel den Degen noch ſchwang,
Da ſchwur er beim Eiſen gar zornig und hart
Franzoſen zu weiſen die deutſche Art.

Er hat den Schwur gehalten, als Kriegsruf erklang,
Hei wie der weiße Jüngling in Sattel ſich ſchwang!
Da iſt ers geweſen der Kehraus gemacht,
Mit eiſernem Beſen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue, da hielt er ſolchen Strauß,
Daß vielen tauſend Welſchen die Haare ſtanden kraus,
Daß tauſende liefen gar haſtigen Lauf
Zehntauſend entſchliefen, die nimmer wachen auf.

Bei Katzbach an dem Waſſer da hat ers auch bewährt,
Da hat er viele Tauſende ſchwimmen gelehrt.
Fahrt wohl, ihr Franzoſen, zur Oſtſee hinab
Und nehmet, Ohnehoſen, den Wallfiſch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe wie fuhr er hindurch!
Da ſchirmte die Franzoſen nicht Schanze, nicht Burg,
Sie mußten wieder ſpringen wie Haſen übers Feld,
Und hinterdrein ließ klingen ſein Huſſa der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o ſchöne Ehrenſchlacht!
Da brach er den Franzoſen in Trümmer Glück und Macht,
Da liegen ſie ſo ſicher nach letztem harten Fall,
Da ward der alte Blücher ein Feldmarſchall.

Drum blaſet, ihr Trompeten: Huſaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarſchall, wie Sturmwind im Saus,
Du reit' dem Glück entgegen zum Rhein und übern Rhein,
Du alter tapfrer Degen und Gott ſoll mit Dir ſein.

Max von Schenkendorf geboren 1783 zu Tilſit in Preuſſen, ſtudierte in Königsberg und ſtellte ſich 1813 in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger, wurde 1816 Regierungsrath zu Koblenz wo er aber ſchon 1819 ſtarb. Seine vaterländiſche Poeſie iſt romantiſch, ſo daß immer religiöſe Gefühle und die Sehnſucht nach den Zeiten des Mittelalters vorherrſchen. Er kämpft nicht nur für den deutſchen Boden, ſondern auch für den deutſchen Glauben und die Feinde des Vaterlandes ſind ihm Ungläubige, ſo wie er ſich in folgendem Liede ausſpricht:

Landſturm.

Die Feuer ſind entglommen
Auf Bergen nah und fern.

Ha, Windsbraut, ſei willkommen,
Willkommen Sturm des Herrn!
O zeuch durch unſre Felder
Und reinige das Land,
Durch unſre Tannenwälder,
Du Sturm von Gott geſandt.
Ihr Thürme, hoch erhoben
In freier Himmelsluft,
So zauberiſch umwoben
Von blauem Wolkenduft,
Wie habt ihr oft gerufen
Die andachtvolle Schar,
Wenn an des Altars Stufen
Das Heil zu finden war!
Die Wetter oft ſich brachen
Von eurem Glockenklang:
Nun führt ihr andre Sprachen,
Es klingt wie Brautgeſang.
Das Land iſt aufgeſtanden,
Ein herrlich Oſterfeſt!
Iſt frei von Sklavenbanden:
Die hielten nicht mehr feſt.
Wo, Tod, ſind deine Schrecken?
O Hölle, wo dein Sieg?
Und Satan, wie dich decken
In dieſem heil'gen Krieg?
Beſchritten iſt der Grenze
Geweihter Zauberkreis.
Nicht mehr um Eichenkränze
Ficht Jüngling nun und Greis.
Nun gilt es um das Leben,
Es gilt ums höchſte Gut:
Wir ſetzen dran, wir geben
Mit Freuden unſer Blut.
Du liebende Gemeine,
Wie ſonſt am Tiſch des Herrn
Im gläubigen Vereine,
Wie fröhlich ſtrahlt dein Stern!
Wie lieblich klingt, wie heiter
Der Loſung Bibelton:
Hie Wagen Gottes, Gottes Reiter!
Hie Schwert des Herrn und Gideon!

Zugleich ſehnte er ſich nach dem alten Kaiſerreich zurück, wo noch der Münſter von Straßburg und alles deutſche Land überm Rhein deutſche Herren hatte.

Nicht so poetisch als Schenkendorf, jedoch durch Leben und That unter allen Vaterlandsdichtern der hervorragendste ist Theodor Körner. Zu Dresden 1791 geboren, nährte seine Jugend die Muse Schillers, der in seinem väterlichen Hause lange wohnte und trotz des Vaters Mahnungen widmete er sich nach vollendeten Studien ganz der Poesie. So wurde er 1812 Theaterdichter in Wien verließ aber diese vortheilhafte Stelle und die Kaiserstadt, sobald 1813 der Aufruf an das deutsche Volk erging und trat als freiwilliger Jäger in das Lützowische Jäger-Corps, wo er die deutsche Jugend mit Leier und Schwert zum Kampfe begeisterte aber noch in demselben Jahr, am 26. August bei Gadebusch in Mecklenburg in einem Gefechte fiel. Sein Tod und seine Lieder, welchen man es ansieht, daß sie im Augenblicke der schönsten und vollsten Begeisterung, ja mitten im Kriegsgetümmel gedichtet worden seien, wirkte ungemein auf das deutsche Volk und so lange die Deutschen Waffen werden tragen, werden auch diese Lieder leben: Der Aufruf, das Reiterlied, Lützows wilde Jagd, Unsere Zuversicht, Gebet während der Schlacht, das Schwertlied — wer kennt sie nicht diese und viele andere Lieder, die seinem schlachtmuthigen Herzen frei und unmittelbar entquollen sind; weshalb wir uns auch enthalten eine Probe zu geben, da seine Gedichte in aller Händen sind.

Friedrich Rückert, geb. 1789 in Schweinfurt war während des Befreiungskrieges Privatdocent in Jena und wirkte von hier aus durch seine geharnischten Sonette und andere Vaterlandslieder, die er unter dem Namen Freimund Reimar herausgab, auf die deutsche Jugend. Bei ihm ist es nicht nur Begeisterung, sondern das reichste poetische Talent, welches ihm seine Lieder eingab. Wir werden noch im nächstfolgenden Zeitraume von diesem Manne, der jetzt noch als Meister unter den Lyrikern des Vaterlandes steht, sprechen, hier geben wir nur als Probe drei seiner geharnischten Sonette.

I.

O daß ich stünde auf einem hohen Thurme,
Weit sichtbar rings in allen Deutschen Reichen,

Mit einer Stimme Donnern zu vergleichen
Zu rufen in den Sturm mit mehr als Sturme:
„Wie lang willſt du dich winden gleich dem Wurme,
Krumm unter deines Feinds Triumphrads Speichen?
Hat er die harte Hand noch nicht mit Streichen
Dir genug gerieben, daß dich's endlich wurme?"
Die Berge, wenn ſie könnten, würden rufen:
„Wir ſelber fühlten mit fühlloſem Rücken
Lang' genug den Druck von eures Feindes Hufen."
Des Steins Geduld bricht endlich auch in Stücken,
Den Götter zum getreten ſein doch ſchufen —
Volk mehr als Stein, wie lang darf man dich drücken?

II.

Was ſchmiedſt du, Schmied? „Wir ſchmieden Ketten, Ketten!"
Ach, in die Ketten ſeid ihr ſelbſt geſchlagen.
Was pflügſt du, Baur? „Das Feld ſoll Früchte tragen."
Ja für den Feind die Saat, für dich die Kletten.
Was zielſt du, Schütze? „Tod dem Hirſch, dem fetten"
Gleich Hirſch und Reh wird man euch ſelber jagen.
Was ſtrickſt du, Fiſcher? „Netz dem Fiſch dem zagen."
Aus eurem Todesnetz wer kann euch retten?
Was wiegeſt du, ſchlafloſe Mutter? „Knaben."
Ja, daß ſie wachſen und dem Vaterlande
Im Dienſt des Feindens Wunden ſchlagen ſollen.
Was ſchreibeſt, Dichter du? „In Glutbuchſtaben
Ein ſchreib' ich mein' und meines Volkes Schande,
Daß ſeine Freiheit nicht darf denken wollen."

III.

Es ſteigt ein Geiſt umhüllt von blankem Stahle,
Des Friedrichs Geiſt, der in der Jahre ſieben
Einſt that die Wunder die er ſelbſt beſchrieben,
Er ſteigt empor aus ſeines Grabes Male
Und ſpricht: „Es ſchwankt in dunkler Hand die Schale
Die Reiche wägt, und meins ward ſchnell zerrieben.
Seit ich entſchlief, war niemand wach geblieben,
Und Roßbachs Ruhm ging unter in der Schale.
Wer weckt euch heut und will mir Rach' erſtreiten?
Ich ſehe Helden, daß michs will gemahnen
Als ſäh' ich meinen alten Ziethen reiten.

Achter Zeitraum:

Von den Befreiungskriegen bis auf die neueste Zeit.

Vom Jahr 1813 — 1843.

Allgemeine Ueberſicht.

Das deutſche Volk ſtand nun in der ſchönſten Blüte geiſtiger Bildung und ſeine Erhebung in dem Befreiungskriege erhob auch ſeine Lebenskraft zu jeder menſchlichen Thätigkeit. Unverdroſſen baute der Landmann ſeine zerſtörte Hütte wieder auf, pflügte ſein Feld zu neuer Saat, die nun kein fremder Söldner aufzehren ſollte; Handwerke, Handel und allerlei Gewerbe wurden wieder mit Luſt und Liebe betrieben, die Jugend höherer Bildung, die in den heiligen Krieg mitgezogen war, kehrte nun freudig zurück in die Hörſäle, wo manche ihrer geliebten Lehrer, die auch mitgeſtritten hatten den unterbrochenen Unterricht und Kunſt und Wiſſenſchaft fortſetzten. Wirklich iſt die deutſche Literatur bei allen fremden Nationen im Preiſe geſtiegen, ſeit die Deutſchen ihre Mannheit auch mit Schwert und That bewieſen haben und es war mehr Frage als ſonſt in England und Frankreich nach deutſcher Philoſophie und Poeſie. Auch die Kunſt, welche in der Zeit der Bedrückung nur kümmerlich ihr Leben friſtete, erhob ſich nun, den großen Sieg zu verherrlichen; die Maler und Bildhauer in Wien, München, Berlin, Dresden, Düſſeldorf, Stuttgart und andern Orten, vor allen aber die Muſik, die Kunſt dieſes Zeitalters, die allenthalben ihre Tempel erbaut und der von allem Volke Preis und Lohn gezollt wurde. Großen Einfluß hatte gewiß ſeit jeher die Tonkunſt auf die Poeſie und nicht geringeres Lob, als ſelbſt die Dichter, verdienen unſere großen Meiſter: Sebaſtian Bach mit ſeinen Söhnen, Graun, Gluck, Händel, Haſſe, Himmel und dann Haydn, Mozart und Beethoven,

welche vollends den Italienern die Palme entriſſen, und der Natur die Zaubertöne ablauſchten, womit ſie uns in ihren Kunſtwerken entzücken. Schade nur daß ſich dieſe Kunſt immermehr von der Poeſie ihrer Schweſter trennt; durch ihren ſinnlichen Reiz iſt ſie eine gefährliche Nebenbuhlerin und ſo geſchah es, daß ſie in der Kirchenmuſik und in der Oper allmählig die Poeſie verdrängte oder ſie doch nur als dienende Magd ſich unterordnete. Wer frägt z. B. in den Opern Mozart's nach dem Texte, der freilich auch in dieſem Stande der Erniedrigung wie z. B. in der Zauberflöte nur ſehr mittelmäßig iſt. Dies hat ſich indeß zum Theil geändert, ſeit Maria Weber die Heldenlieder Körner's und Kind's Freiſchützen in Muſik ſetzte, ſo daß in dieſen und ähnlichen Werken beide Künſte Poeſie und Muſik ſich einander durchdringen. Aber auch in der Poeſie ſchritten die Deutſchen weiter fort, denn ſeit ſie als Männer der Schlacht ſo geſtritten, wie konnte ihnen eine weinerliche, weichliche und weibiſche Poeſie genügen? Was brauchten ſie gleich den verſtiegenen Romantikern zurückzuſchaun in die Vergangenheit und aus dem Mittelalter ſich ihre Helden und Heiligen zu ſuchen, da ſie doch nun ſelber eine Gegenwart und ihre Helden und ihre Heiligen hatten? Was brauchten ſie Legenden und mönchiſches Verſenken in trübſelige Beſchaulichkeit, wo es galt ſich eine Zukunft zu bereiten, würdig eines Kampfes wie der, der eben glücklich vollendet war? Die Poeſie ſollte fürderhin nicht dem Leben entſagen, ſondern ſich mit demſelben ausſöhnend eng verſchwiſtern. Auf dieſe Weiſe handhabten nun die jungen Dichter alle vorhandenen poetiſchen Elemente; Romantik, Humoriſtik, morgenländiſche Poeſie, Calderon und Shakespeare; und ſo viel auch Manche anfangs in der Irre ſchweiften, es trafen doch viele den rechten Weg. Wenn auch einige wie Fouqué die Romantik, ſammt Volksfreiheit und Volksrecht, ausſchließend für den Adel in Beſchlag nahmen, waren doch die Meiſter ſelbſt bürgerlicher Herkunft und dehnten alſo dieſe hohen Güter der Menſchheit, für die nun Bürger und Bauer ſo gut als Edelmann geblutet, auf alle Stände aus und ihre romantiſchen Träume flogen in eine Zeit zurück, wo noch alles Volk frei und gleich im Heerbann focht und der Tapferſte zum Fürſten gewählt wurde. Im Humoriſtiſchen hatte J. P. Richter

eine Unzahl von Nachahmern, weil das Leſepublikum an dieſer Art den meiſten Gefallen fand und die Novelle war dazu eine bequeme Form; da war nun Wilhelm Hoffmann der Stifter einer wahren Teufelsſchule, der ſogar ſeines Meiſters Reizmittel (Wein und andere berauſchende Getränke) gebrauchte, um ſeine wahnwitzigen Zerrbilder und geſpenſtigen Tollhausgeſchichten zu erzeugen; K. Heun (Clauren) und ſeines Gleichen machten ſich aus Kotzebue's und Langbein's gemein frivoler Erzählungsart eine Manier, die erſt in ihrer Erbärmlichkeit erkannt wurde, als der geniale W. Hauff mit ſeinem Mann im Monde auftrat. Dafür ſuchten ebenderſelbe W. Hauff, ſodann Prätzel, Weißflog, St. Schütze und manche Novellendichter edlerer Art gleich Tieck, der eben damals zu dieſer Gattung übergegangen war, den deutſchen, geſunden, kräftigen Humor wieder herzuſtellen. Die morgenländiſche Poeſie wurde neuerdings von Göthe ſelbſt angeregt, der ſich gerade während des Befreiungskrieges nach dem Oriente wendete, ſich in die perſiſche, arabiſche und chineſiſche Poeſie vertiefte und in dem Geiſte des perſiſchen Dichter's Hafiz (lebte um das Jahr 1350) eine Art lyriſch didaktiſcher Gedichte ſchrieb, und unter dem Titel: weſt-öſtlicher Divan herausgab, die Gervinus wohl mit Recht „körperlos, nebelhaft und höchſt unſinnlich" nennt; allein wer will dem Dichtergreiſe dieſes Spiel verargen, es ſagte ſeinem Alter, ſeiner Neigung und ſeinem damaligen Gemüthszuſtande zu. Sind ſie auch nicht ſo lebendig und friſch wie ſeine Jugend- und Mannesgedichte, ſo ſind ſie doch nicht überzierlich, ſchwülſtig oder geſpreizt, wie die Minnelieder der Romantiker, ſondern ſtets würdig eines Greiſes, der da ruhen will unter Roſen und Weinlaub. Daß aber die friſchaufblühende Lyrik der Deutſchen ihm auf dieſem Wege nachzog und ſo wieder die kaum gebannte Weichlichkeit und Verſchwommenheit herholte, das war ſchlimm. Im Drama galt noch immer Schiller, nur meinte man durch Calderon mehr ſüdliche Glut und anmuthige Form, durch Shakespeare mehr Handlung und Charakterzeichnung hinzufügen zu müſſen. Außerdem dürfte es in einer Ueberſicht der neueſten Poeſie auch nothwendig ſein, einen Blick auf die Einflüſſe fremder Literaturen und der Begebenheiten und Weltereigniſſe zu werfen. Mit der Ermüdung und Hinneigung

zur Ruhe und Erhohlung kam nun auch, weil man nicht Trieb genug hatte, aus Eigenem zu ſchöpfen, die alte Sucht der Deutſchen ſich Fremdes anzueignen und zwar nicht nur Altes, Muſtergiltiges, von aller Welt Anerkanntes, ſondern das Neueſte, was Aufſehen in England und Frankreich machte oder eben Mode war. Vor allen wirkte Walter Scott der ſchottiſche Romanendichter, den ſelbſt Göthe hochhielt, und nach ihm alle übrigen engliſchen und amerikaniſchen Schriftſteller dieſer Gattung: Washington Irwing, Cooper, Bulwer, Voz u. ſ. w. die alle fleißig überſetzt und eben ſo fleißig geleſen wurden. Sie hatten das Gute, daß ſie die leichtfertige, ſchlüpfrige oder flache und ekelhaft liebelnde Romaniſterei der Heunianer wenigſtens aus dem beſſern Theile des Leſepublikums verdrängten. Gewaltiger noch und zugleich verderblicher wirkte Lord Byron auf die deutſche Literatur; ein überreiches poetiſches Talent, das aber im Leben und Dichten aller Schranken ſpottete und darum, wie alles Unbegränzte und Maaßloſe mehr Fluch als Segen verbreitete. Ach er wandelte ja ſelbſt nur heil- und ſegenlos im Leben, und hätten ihn nicht Standesvorzüge mannigfach geſichert und geſchützt, er wäre vielleicht untergegangen ohne erkannt zu werden. Sobald er ſich aber Bahn gebrochen, fiel ihm die ganze Jugend zu, denn er ſang ihr ein weltenſtürmendes, glauben- und ſittenzerſtörendes Lied. Göthes Fauſt war ſein berauſchender Nektar*) und der alte Herr hatte ſein Wohlgefallen an dem Brauſekopf, und in ſeiner Helena führt er ihn unter dem Namen Euphorion auf.

Felſengedränge hier
Zwiſchen dem Waldgebüſch
Was ſoll die Enge mir,
Bin ich doch jung und friſch.
Winde ſie ſauſen ja,
Wellen ſie brauſen ja;
Hör ich doch beides fern,
Nah' wär ich gern.

*) Byron widmete ihm ſein Trauerſpiel: Werner, ein Werk, das kunſtgerechter iſt, als ſeine übrigen.

So war auch Göthe in ſeiner Jugend, und er erkannte den Geiſtesverwandten, gleichſam den Sohn der Zeit, die er ſelber herbeigeführt, deren Gatte er war. Allein Göthe hatte ſich zu mäßigen gewußt und die Deutſchen Dichter, die nur ihm folgten, haben ſich erhalten, während dem alle diejenigen untergingen, die der Stimme Euphorions welche aus dem „düſtern Reiche des Todes heraufhallte" in ihrem Uebermuthe, in ihrer Selbſtverkennung folgten. Erinnerungen an die franzöſiſche Revolution, Freiheitsſinn der Nation, Einfluß brittiſcher und deutſcher Literatur, aber auch zugleich Unterhölung des häuslichen Lebens, in welchem die Frauen ihrer natürlichen Beſtimmung ſich zu entwinden ſuchen und Gleichſtellung der unreifen Jugend mit dem Alter, waren die Stoffe, woraus ſich im Gegenſatz zu der ſogenannten klaſſiſchen d. h. altfranzöſiſchen oder vorrevolutionären Poeſie die neue romantiſche in Frankreich bildete. Man darf ſie alſo keineswegs mit der deutſchen Romantik verwechſeln, da ſie im Grunde keine andere Begränzung hat, als die der gänzlichen Freiheit in Stoff und Form, die ſie aus allen Zeiten und Zuſtänden zu nehmen berechtigt iſt. Auch ſelbſt die Freiheit und Unfreiheit in Staat und Kirche haben neben einander in der franzöſiſchen Revolution Platz, nur der ſteife höfiſche Zwang in der Sprache und der Wahl des Stoffes, der ſich bei der franzöſiſch-claſſiſchen Schule nicht in die neuere Zeit verſtieg, iſt aus derſelben verbannt. Da ſie ſich aber um moderne Gefühle und Gegenſtände und um die Wirklichkeit mehr als um das Ideale drehte, war das Poetiſche nicht eben Viel bei ihr auszubeuten. Allein das Volk, das in jüngſter Zeit die Welt erſchüttert, und noch immer durch Freiſinn, Tapferkeit und Sittenanmuth ausgezeichnet da ſteht, hatte ſo viel Sympathien für ſich in Deutſchland, daß man auch ſeine Poeſie noch immer liebte und die Chateaubriand's, Victor Hugo's, Lamartine's, Delavigne's, ſo wie die Balzac's, Sue's, und George Sand's, wurden geleſen, überſetzt, ja zum Nachtheil deutſcher Sittlichkeit und deutſcher Denk- und Empfindungsweiſe nachgebildet, obwohl das Publikum nur klein iſt, das mehr aus Leckerheit und Ueberſättigung, als aus wahrem Bedürfniſſe nach ſolcher Koſt Belieben trägt.

Noch weniger konnten die Erzeugniſſe der neuern italieniſchen Li-

teratur in Deutschland Fuß fassen, nur dem Namen nach sind Manzoni, Alfieri, Nicolini im deutschen Volke bekannt. Wenden wir nun unsere Blicke auf die neuesten Weltereignisse und ihren Einfluß auf die deutsche Poesie, so stoßen wir in den ersten Jahren auf Triumph- und Siegeslieder, auf eine Frühlingspoesie voll Hoffnung und Zuversicht, die sich am gemüthlichsten und innigsten in der neuen schwäbischen Schule, worin der alte Minnesang wieder in's Leben zu treten schien, aussprach. Aber auch in andern deutschen Ländern, in Dresden und ganz Sachsen, in Berlin und Breslau, am Rhein und an der Ostsee und ganz vorzüglich in Oestreich regte sich ein junges frisches Dichterleben. Da kam 1817 das Jubelfest der Reformation, welches die deutsche Jugend auf der alten Wartburg etwas zu laut feierte und Besorgnisse aller Art stiegen auf und veranlaßten, als vollends der Schwärmer Sand Kotzebue ermordete, Beschränkungen, Rückschritte und Hemmnisse freier Entwickelung in Staat und Wissenschaft. Finsterer Ernst lagerte sich anstatt der hellen Freude um den deutschen Parnaß und die Sänger, welche nicht wie Rückert im Orient träumten, verstummten beinahe oder sangen heimlich nur für Freundesohr und Empfindung. Neuen Stoff als Vorwand vom Kampf für Freiheit zu singen, lieferten die neuen Griechen, welche sich seit 1821 von dem Joche der Türken heldenmüthig zu befreien strebten, und mancher deutsche Jüngling ist hingezogen um dort für eine fremde Sache zu bluten. So kam das Jahr 1830 heran, und mit demselben die Juli-Revolution in Belgien, der Aufstand der Polen und die Cholera. Neue Sympathien regten sich in Deutschland, neue Hoffnungen und eine neue Schule — das junge Deutschland — erhob sich, durch Schrift und That auch in Deutschland neue Zustände herbeizuführen. Doch war das Streben dieser Jugend nicht so begründet und gekräftet, daß Erfolg und wirklicher Vortheil daraus erwachsen konnte: lockere Verbindungen zerstoben fast so leicht und ohne Spur zurückzulassen, als eine eben so lockere, leicht beschwingte und zugleich leichtfertige Poesie. Im Jahre 1832 starb auch der alte Meister Göthe, nachdem er bis an seinen letzten Hauch der Wissenschaft treu fleißig gedient und das Denkmal hinterlassen eines deutschen Mannes, an dem sich unsere Zeit erhe-

ben konnte. So unzufrieden er in der letzten Zeit mit der Tagespoeſie war, gewann er doch wieder neue Zuverſicht bei den jüngſten Erſcheinungen, die er in ſeinem Vermächtniß ſo ſchön ausſpricht.

Ihr ſollt nicht mit dem Edeln Kurzweil treiben;
Erſt ſollt ihr leben — und nach dieſem ſchreiben;
Erſt ſollt ihr dichten — und nach dieſem malen;
Sonſt ſpielt ihr nur mit Farben, Kunſt und Zahlen
Und ſeid, obwohl von Jedermann geleſen,
Doch ſelbſt nur Schrift und Pergament geweſen.

Ein Jeder ſuche wie und was er ſchreibe!
Der Kopf ſei angemeſſen ſeinem Leibe!
Zehntauſend Schultern Einem anzupaſſen,
Das nennen ſie erfinden und verfaſſen,
Wir aber nennen dies Manier; ob Viele
Sie auch verwechſeln mit dem ernſten Stile.

Der ernſte Stil, die hohe Kunſt der Alten,
Das Urgeheimniß ewiger Geſtalten,
Es iſt vertraut mit Menſchen und mit Göttern;
Es wird in Felſen wie in Büchern blättern.
Denn was Homer erſchuf und Scipionen
Kann nimmer im gelehrten Treibhaus wohnen.

Sie wollten in dies Treibhaus uns verpflanzen,
Allein die deutſche Eich' erwuchs zum Ganzen,
Ein Sturm des Wachsthums iſt ihr angekommen
Sie hat das Glas vom Treibhaus mitgenommen.
Nun wachs o Eich'! erwachs zum Weltvergnügen:
Schon ſeh' ich neue Sonnen-Aare fliegen.

Und wenn ſich meine grauen Wimpern ſchließen,
So wird ſich noch ein mildes Licht ergießen,
Bei deſſen Widerſchein von jenen Sternen
Die ſpätern Enkel werden ſehen lernen,
Um in prophetiſch höheren Geſchichten
Von Gott und Menſchen Höhres zu berichten.

Und ſie kamen wirklich dieſe Aare, die noch in jüngſter Zeit mehr als bloße Lyrik, große Volkslieder im edelſten Stile aus dem

Marke des deutſchen Alterthums und der Griechenwelt hervorgegangen ſangen und noch ſingen, ſo daß man mit Uhland über das üppige Wachſen und Blühen dieſes neuen Dichterfrühlings ausrufen möchte:

Man weiß nicht was noch werden mag
Das Blühen will nicht enden.

Wird auch dieſes volle Dichterleben, wird es eindringen in das Volk und erwärmen Hoch und Nieder, daß ſich „Alles, Alles wende!" zum Guten, zur allgemeinen Wollfahrt wende?

Göthe's letzte Jahre.

Wollen wir nun die einzelnen Erſcheinungen der neueſten Literatur in kurzem Umriſſe darſtellen, ſo laſſen wir zuerſt das große Bild des alten Meiſters an uns vorübergehn, bis es der Sonne gleich am Abend hinter den Bergen verſchwindet, die unſer enges Leben begränzen. Wir ſehen ihn in den Jahren der Völkerſchlachten im weſt-öſtlichen Divan europäiſche und aſiatiſche Lyrik verbinden, fortwährend in Kunſt und Naturwiſſenſchaft thätig forſchen, und des Erworbenen froh werden. Außerdem ſetzte er ſeine Lebensgeſchichte in verſchiedenen Abſchnitten fort, außer den 3 Bänden von Dichtung und Wahrheit, die italieniſche Reiſe, die Reiſen in der Schweiz, an den Rhein, den Feldzug in der Champagne und ſpäter die Tags- und Jahresberichte. Wilhelm Meiſters Lehrjahre wurden in den Wanderjahren fortgeſetzt, ſeltſame Zuſammenfügung und Aneinanderreihung lang gehegter Ideen, wenn auch ohne poetiſchen Reiz, doch Poetiſches anregend und Muſter einer runden, klaren und anmuthigen Proſa. Puſtkuchen, der die Wanderjahre parodiren wollte und andere kleine und kleinliche Geiſter mäckelten an den Werken des Meiſters, der aber ſchrieb:

Haben da und dort zu mäkeln,
An dem äußern Rand zu häkeln,
Machen mir den kleinen Krieg.
Doch ihr ſchadet eurem Rufe;
Weilt nicht auf der niedern Stufe,
Die ich längſt ſchon überſtieg!

Und:

„Die Feinde, ſie bedrohen dich;
Das mehrt von Tag zu Tage ſich,
Wie dir doch gar nicht graut!“
Das ſeh ich alles unbewegt,
Sie zerren an der Schlangenhaut,
Die längſt ich abgelegt.
Und iſt die nächſte reif genug,
Abſtreif ich die ſogleich,
Und wandle nun belebt und jung
Im friſchen Götterreich.

Noch im Jahr 1826 ſchrieb er ſeine Löwennovelle und Gedichte aller Art. Was er ſonſt that und dachte und trieb, wie jugendlich kräftig er noch in mancher Epoche aufflammte iſt in dem Zelteriſchen Briefwechſel und in den Geſprächen von Eckermann und Riemers Mittheilungen über Göthe zu leſen. Noch in ſeinem 82. Jahre vollendete er von Dichtung und Wahrheit den 4. Band, voll der jugendlichſten Erinnerung an ſeine Lilli und auch des Fauſt's zweiten Band. Dieſes wunderliche Versgebäude, das aus einzelnen in verſchiedenen Zeiten entſtandenen und gewaltſam zuſammengefügten Stücken beſteht, iſt, von Einigen über Alles erhoben, von Andern als ein ſinn- und geſchmackloſes Machwerk herabgeſetzt worden. Wollen wir unbefangen urtheilen, wie ſchon die einſichtsvollſten Kunſtrichter gethan, ſo meinen wir, daß Göthe in dieſes Werk, das in einem Zwiſchenraume von mehr als 30 Jahren nur allmählig entſtanden, habe wollen Alles das hineinlegen, was er über Kunſt, Natur und Welt gedacht, geahnet und erfahren, daß er aber dieſe große Aufgabe in einem Lebensalter unternommen, wo ſeine abnehmende Schöpfungskraft nicht mehr hinreichte den gewaltigen Stoff künſtleriſch zu bilden, ſo daß ein formloſes Werk entſtanden, das mehr bedeuten will, als es zu bezeichnen und anzudeuten Geſtalt hat und daher

nur in einzelnen Partien Genuß und Befriedigung gewährt. Das Räthſelhafte und Geheimnißvolle darin aufzulöſen, haben ſich auch Viele angelegen ſein laſſen; denn es gibt ja immer noch Leute, die da meinen: es könne noch im Gebiete des Ueberſinnlichen Manches zu erforſchen ſein, und jeder neue Weiſe und Unweiſe, der Neues zu bringen verſpricht, wird freudig als Meſſias begrüßt. Am kürzeſten und unſers Bedünkens für vernünftige Leute am genügendſten hat Gervinus die Bedeutung dieſer Dichtung auseinandergeſetzt. Fauſt meint er, wurde im zweiten Theile in die Tiefen der Natur hinabgeführt, wo er das Ideal der Schönheit, die Wohlgeſtalt, die er im erſten Theile nur in einem Zauberſpiegel geſehen, nun wirklich findet. Er wird dann, betäubt wie er iſt, auf griechiſchen Boden geführt, wo ein neuer Geiſt ihn durchglüht und neue Kraft das Gemüth beſeelt. Das bedeutet denn des Dichters Flucht aus der Romantik oder Sentimentalität ins Griechenthum, worin er ganz erſtarkte. Beigemiſcht ſind alle die alchimiſtiſchen und andere phyſikaliſchen Alfanzereien, denen einſt Göthe auch ergeben war, und die ihm bei weitem nicht ſo albern ſchienen, als uns Kindern der Jetztzeit, weil er mit derſelben aufgewachſen und ſo zu ſagen von Jugend auf daran gewöhnt worden. Wer Luſt hat einen Lehrcurs über derlei geheime Naturlehre in ſich aufzunehmen, findet in den Commentaren über den Fauſt hinlängliche Aufklärung. Auch auf Göthe's phyſikaliſche Anſichten wird in dieſen Phantasmagorien (nur etwas verworrener) angeſpielt. Klarer und erfreulicher iſt dann der dritte Akt, wo Fauſt mit Helene vermählt wird. Es iſt dieſes Stück aus der frühern Zeit, wo der Dichter noch im lebensfriſchen Mannesalter ſtand und ſticht darum um ſo mehr von dem übrigen ab. Durch dieſe Vermählung wird nun die Verbindung des romantiſchen Dichters mit der Antike gefeiert, und zugleich, doch nur nebenher, auf Griechenlands Wiedergeburt und wie ſchon oben erwähnt wurde auf Byron (Euphorion) angeſpielt. Die Frucht dieſes Bundes iſt die romantiſch-griechiſche Poeſie, welche auf Göthe folgte, ein Genius ohne Flügel und will doch fliegen, weswegen er gleich Ikarus zu Grunde geht. Mit ſeinen Ueberbleibſeln markt Mephiſtopheles, — eine bittere Satyre auf die Verzweiflungs-Poeſie der neueſten Zeit, — wäre ſie von

Göthe noch in den neunziger Jahren ausgeführt worden, mußte allerdings ein treffliches Nachſpiel zum Triumph der Empfindſamkeit hervorgehn; doch ſo iſt es meiſt unklar, matt und langweilig. Im vierten Akte zeigt ſich der Dichter wie er zur Revolution und Reſtauration geſtanden und unterläßt nicht auf die Geſpenſter in mittelaltrigen Rüſtungen zu ſtechen. Im fünften Akte berührt er ſein Verhältniß zur Weltliteratur und den Unmuth, den ihm die Geſellen ſeines Begleiters zu Hauſe bereiten. Man fühlt es, wie hier die Poeſie mit dem Greiſe immermehr abnimmt, ſo daß der Dichter ſich nicht anders zu helfen weiß als, iſt es Sinnbild oder Satyre auf die neueſten Frömmler? — das Ave Maria wieder ſingen zu laſſen.

Blicket auf zum Retterblick
Alle wenig Zarten,
Euch zu ſeligem Geſchick
Dankend umzuarten.
Werde jeder beſſ're Sinn
Dir zum Dienſt erbötig
Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin, bleibe gnädig!

Das Beſte iſt der Schluß, wo wieder der Grundſatz ſeiner Lebensweisheit ausgeſprochen wird:

Alles Vergängliche
Iſt nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereigniß;
Das Unbeſchreibliche
Hier iſt es gethan.
Das Ewig Weibliche
Zieht uns hinan.

Strebſamkeit und Thätigkeit, die er auch bis zum letzten Hauch ſeines Lebens bewahrte. Ihm, dem auserwählten Erdenſohn, dem die Natur ſo viel verliehen, hat ſie auch die hohe Gunſt gewährt, daß er nicht auf einem Krankenlager ſiech und abgezehrt nach langen ſchmerzlichen Leiden dahin ſtarb, ſondern daß er in ſchöner Fülle

gesunder Mannheit nur allmählig seine Kräfte verlor und gleich einem Lichte verlöschte. Dies geschah den 22. März 1832, nachdem er bis an den letzten Tag beschäftigt war, ja selbst diktirte und sich vorlesen ließ. Obschon unwohl, ließ er sich nicht im Bette halten, sondern sitzend im Lehnstuhl, ohne Sterbegedanken vergingen ihm allgemach die Sinne und als sich das Auge verdunkelte, war noch die Seele wach und er meinte die Stube sei verfinstert worden und weil er sich einbildete ein schönes Bild zu betrachten, so rief er aus: mehr Licht! und also neigte sich sein Haupt und seine Seele entwich. So starb er, wie er gelebt, anschauend und zur klaren Anschauung des hellen Lichts begehrend, das er auch im Tode uns ermahne: anzuschauen und zu wandeln im Lichte und in der Wahrheit.

Rückert.

Das ist Einer von den Aaren, die Göthe fliegen gesehn und der es verdient, zunächst dem Meister genannt zu werden. Eine reiche poetische Seele, mit so viel Phantasie und Gemüth ausgestattet, daß er sich über Welt und Leben würde emporgeschwungen und im Unendlichen gleich Klopstock und seinen Nachahmern verloren haben, hätte er nicht eben so viel Verstand und Reife des Geistes besessen, seinen Flug zu mäßigen und wieder mit so viel Verstand und Geist begabt, daß wir nicht Poesie sondern nur den nackten Kern seiner Weisheit in einfachster Sprachumhüllung hätten, wenn nicht Phantasie und Gemüth ihn Spiele lehrten, die den Gedanken mit herzlicher Empfindung gepaart in die zierlichsten Redehülsen kleiden. Freilich hat er nicht immer beide Naturen, die gemüthlich-bildende und die denkende zugleich walten lassen und wenn in den jüngern Jahren die erstere vorherrscht, gebietet in den ältern die andere und daher kommt, daß Kritiker, die ihn nur nach diesen beurtheilen, ihm Dichtergabe absprechen und bloß Sprachkünstelei zugestehen. Es geht ihm hierin wie Göthe,

dem er ſo treu gefolgt, man vergißt der Gaben ſeiner Jugend und mißt ſeinen Werth nach den Werken ſeines reifern Alters. Nicht dürfen wir ihn zwar, ſo ſehr wir ſein Genie ehren, neben Göthe ſtellen, denn die Mannigfaltigkeit und Gewandtheit in allen Gattungen der Poeſie hatte er nicht, weder Epos noch Drama iſt ihm gelungen, ſo oft er es auch im Kleinen verſuchen wollte; allein im Lyriſchen iſt er ein wahrer Meiſter und im Epiſchen hat ihn die Zeit in der er lebte, das Schaffen verleidet, und dann ſein Beruf als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen und der zu früh eintretende Hang zur ruhigen Beſchaulichkeit, gehindert ſo groß zu werden, als ſeine Meiſterſchaft im Erzählen, in Märchen und Romanzen erwarten ließen. Von ſeinen geharniſchten Sonetten iſt ſchon geſprochen worden; kein deutſcher Dichter iſt ihm in dieſer Gattung, wie überhaupt im Kampf- Freiheits- und Vaterlandsliede gleich gekommen. Wir führen in dieſer Hinſicht nachfolgendes Gedicht an, welches ganz anders als die neuern Barden von der Freiheit ſingt.

Die Freiheit.

Zittr' o Erde, dunkle Macht,
Bis zum Abgrund nieder;
Der Gedank' iſt aufgewacht,
Schüttelt ſein Gefieder,
Will geflügelt dir entfliehn,
Wenn du nicht wirſt feſſeln ihn;
Sprich, ob du's wirſt können!

Wie des Kerkers Fuge kracht,
Wenn von einem Blitze
Dem, der drinnen liegt in Nacht,
Wird gezeigt die Ritze;
Wie das Haupt die Hoffnung hebt,
Und der Geiſt zur Freiheit ſtrebt,
Und entfleugt den Mauern.

Wie im Arm der Buhlerin
Einer liegt verſunken,
Ihm durch den berauſchten Sinn

Plötzlich zuckt ein Funken,
Daß er dort, wo Engel gehn,
Sieht die reine Liebe ſtehn
Die ihm aufwärts winket!

Zittr' o Erde, dunkle Macht,
Bis zum Abgrund nieder;
Der Gedank' iſt aufgewacht,
Schüttelt ſein Gefieder',
Will geflügelt dir entfliehn,
Wenn du nicht wirſt feſſeln ihn,
Sprich, ob du's wirſt können.

Dann war es aber zunächſt Liebe und Natur, was er beſang und mit einer Glut und Empfindung und einer Anmuth, die ſelber Natur und Liebe iſt. So ſein Liebesfrühling, wo er, wie in den alten Minneliedern der Nachtigallengeſang, immer daſſelbe wieder bringt ohne zu ermüden. In den meiſterhaften Terzinen Edelſtein und Perle wird auch die alles verklärende Liebe gefeiert. Es iſt vielleicht ſein beſtes Gedicht und wir können es uns nicht verſagen, bei ihm ein wenig zu verweilen. Es findet der Dichter die Geliebte ſchlafend, die Perle im Ohre, den Edelſtein an der Bruſt. Letzterer erzählt, ſeiner Stelle froh, wo ihm zu ruhen vergönnt iſt, wie er die ſchweigenden Gedanken der Liebſten höre und die ſtillverborgenen Triebe des Herzens, die alle in Liebe ſich vereinen. Dann erzählt er ſeinen Urſprung:

Die Engel haben der Geſchäfte viele;
Worauf ſie ausgehn, kann man nicht durchdringen,
Und manchmal gehn ſie auch wohl aus zum Spiele.
Der aber mochte eine Botſchaft bringen,
An Sterne einen göttlichen Beſchluß;
Er trug am Rücken und am Fuße Schwingen.
Die an dem Rücken waren aus dem Guß
Von Sonnenlicht geſchmolzen und gewoben.
Aus Mondesſtrahlen waren die am Fuß.
Das beſte war den Augen aufgehoben;
Denn drinnen war ein Lichtblick aus dem Quelle,

Der höher fließt, als Mond und Sonne; oben
Von ſeinem Pfad ab bracht' ihn ſeine Schnelle.
Er war gekommen tief hinab ins Dunkel,
Eh' er's gewahr ward an der eignen Helle.
Wo nie hinunter Sonn' und Mondgefunkel
Gedrungen war in eines Erdſpalts Ritze
Verirrte ſich der wandelnde Karfunkel.
Da mußt' er rühren mit der Flügelſpitze,
Wo er hindurch ſich wand, die Felſenwände,
Und vor ſich ſchoß er ſeines Auges Blitze.
Er ſpähte, daß er einen Ausgang fände;
Von Flügelſchlag und von dem Blick getroffen,
Verwandelten ſich rings die Gegenſtände.
Der Engel ſchwebend, fuhr hindurch, dem ſchroffen
Geſtein rücklaſſend ſeines Wandels Spuren,
Und vor ihm war der Himmel wieder offen.
Worüber ſeines Rückens Flügel fuhren,
Da war der Abglanz nun zu ſehn der Sonne,
Von Golde träufte das Geſtein, vom puren.
Und wo die Flügel, die ihr Licht vom Bronne,
Des Monds geſchöpfet, im Vorbeigehn ſchweiften,
Schimmerte Silber nun in ſtiller Wonne.
Doch wo des Engels Blicke ſelber ſtreiften,
Da blieben Funken blitzender und reiner,
Feſthangen, die zu Edelſteinen reiften.
Von dieſes Blitzes Funken bin ich einer.

Die Perle ſtammt aber vom Himmel unmittelbar, wie ſie ſelbſt erzählt:

Ein Engel weint um einer Schwachheit willen,
Und ſinken mußt' ein Tropf' in die Verdammung.
Denn auch die Engel weinen wohl im Stillen;
Doch ihre Thränen ſind der Welt zum Frommen,
Weil aus denſelben ſolche Perlen quillen.

Beide nun Edelſtein und Perle lobſingen der Liebe, der ſie ihren Urſprung verdanken. Wie ſchön leitet er dann in einem andern Gedichte dieſe Liebe auf Gott, welcher der Urquell der Liebe, deſſen Allgegenwart die Liebe ſelbſt iſt.

Ich ſage dir, warum das Weltmeer ſchlägt die Wogen:
Es tanzt im Glanze vom Weltedelſtein der Liebe.

Ich ſage dir, wie aus dem Ton der Menſch geformt iſt
Weil Gott dem Tone blies den Oden ein der Liebe.
Ich ſage dir, warum die Himmel immer kreiſen:
Weil Gottes Thron ſie füllt mit Wiederſchein der Liebe.
Ich ſage dir, warum die Morgenwinde blaſen:
Friſch aufzublättern ſtets den Roſenhain der Liebe.
Ich ſage dir, warum die Nacht den Schleier umhängt:
Die Nacht zu einem Brautzelt einzuweihn der Liebe.
Ich kann die Räthſel alle dir der Schöpfung ſagen
Denn aller Räthſel Löſungswort iſt mein der Liebe.

Wie unterſcheidet ſich aber dieſes Verſenken in die göttliche Natur und in die Gottheit ſelbſt, von dem verzückten und verſtiegenen Weſen der Myſtiker; da iſt alles freie, geſunde, proteſtantiſche Andacht, das freudige Jauchzen des Sohnes zum himmliſchen Vater, wie in Ganymed von Göthe. Mit welch' liebenswürdiger Redſeligkeit und Naivität erzählt er aber ſeine Kindermärchen: vom Bäumchen das andere Blätter wollte — vom Bübchen das überall mitgenommen ſein wollte — vom Männchen in der Gans, vom Spielmann. Ganz kleine Kinder die kaum reden können, horchen und lauſchen, wenn man ſie lieſt und den Erwachſenen entzückt die kindliche Einfalt. Hat es den lieben Sänger etwa verdroſſen, daß die Leute unſerer Zeit nicht hören wollten, daß er aufgehört hat in dem Tone fortzuſingen und mehr ſolcher Märchen zu erzählen. Für ein Schock ſolcher Kindermärchen würde ihm die liebe Jugend, ja die Welt mehr Dank wiſſen, als für alle indiſchen Dramen die er etwa noch bringen will. Auch einige Romanzen und Legenden, Barbaroſſa, Ottilie, die Nixen, beſtrafte Ungenügſamkeit, die beiden Fuhrleute, Zwergengänge gehören zu den gelungenen epiſchen Gedichten Rückerts, wogegen ſchon Kind Horn, die Ortsſage, der Blinde u. a. m. bei unendlicher Breite, gar zu viel Malerei und mehr Verskünſtelei als wirkliche Poeſie enthalten. Merkwürdig iſt nun das Gedicht: deutſches Künſtlerfeſt in Rom 1818, wo alle Künſte redend eingeführt werden, und nach der Muſica, Malerei, Bildhauerei und Architektur die Poeſie die Mutter aller Künſte alſo ſpricht:

Ich habe meine Töchter reden laſſen;
Und was ſie ſprachen, das ſprachen ſie durch mich,
So kann ich ſelbſt mich nun ins Kurze faſſen,
Denn was ſie ſind zuſammen, das bin ich.
Muſik hat ihres Tones Füllen nur,
Und Malerei nur ihren Bilderhort
Ihre Geſtalt Sculptur, Architektur
Ihr Ebenmaß erhalten durch das Wort,
Das Wort, das durch den Mund des Herren ging,
Und einſt hat ſichtbar dieſe Welt erbaut
Das Wort, ſo Fleiſch zum Heil empfing,
Das leiblich es gehört werd' und geſchaut.
Ich bin des Worts demüth'ge Dienerin.
Ihr alle, die ihr euch genannt die meinen!
Zum Dienſt des Wortes, deſſen Magd ich bin,
Fordr' ich euch auf, mit mir euch zu vereinen.
Des Wortes Kraft durch Worte zu entfalten,
Dies hohe Amt iſt vor der Welt das meine;
Ihr aber ſollt auf eure Art geſtalten
Daſſelbe, das ſein Preis vielfältig ſcheine.

Sollte es Rückert wirklich Ernſt ſein, die Poeſie zur Magd des Wortes zu machen und den Werth dieſer Kunſt in dem Ausdruck, in der Sprache zu ſuchen? Wir wollen das nicht ſo verſtehen, und eben darum nicht an Worten hängen bleiben, ſondern dieſes Wort mit dem Schilleriſchen in ſeiner Huldigung der Künſte zu einen ſuchen, der dort ſagt:

Mein unvergeßlich Reich iſt der Gedanke
Und mein geflügelt Werkzeug iſt das Wort.

Werkzeug der Poeſie iſt alſo die Sprache, und die regelloſe Poeſie —

„In ſchöner Form die ſchöne Seele" —

die durch die Sprache geoffenbarte Seele, der Inbegriff des ganzen innern Menſchen iſt die Poeſie. Hat nicht etwa Rückert unter dem Worte eben daſſelbe Wort verſtanden, was der Evangeliſt Johannes unter ſeinem: Am Anfang war das Wort d. i. der thätige ſich ausſprechende ſchaffende Geiſt, verſteht? Indeſſen iſt wohl ausgemacht, daß Rückert auch auf das äußere Wort, auf das klingende, ſingende Wort zu viel wendete, ja die künſtlichſten

Versmaße gefliſſentlich ſuchte, und hierin mit unſerer Mutterſprache wahre Zauberkünſte ins Werk ſetzte, die er ihr dann auch in ſeinem Gedichte (an unſere Sprache) zumuthet, wenn er ſingt:

Stürme, rauſche, liſpl' und ſäusle!
Zimmre, glätte, hau und meiſle,
Schaffe fort mit Schöpfergeiſt!
Dir läßt gern der Stoff ſich zwingen,
Und dir muß der Bau gelingen
Den kein Zeitſtrom niederreißt.

Da rauſcht und ſäuſelt und zimmert und meiſelt er denn wirklich oft wie zur Wette und hat ſein Spiel mit den Gedanken und den Worten und ſeine Freude an dem Spiele, unbekümmert ob die Poeſie herauskomme oder nicht. Daß er aber das Spiel mit Bewußtſein trieb, iſt ſichtbar und in folgendem Sonette ſpricht er's gerade zu aus.

Die Tannen ſplittern und die Föhren krachen,
Die Eichen rühren zitternd ihre Spitzen.
Der Himmel glüht und glutgeäugte Blitze
Durchſpähn das Nachtgewölk wie feur'ge Drachen.

Der Donner rollt mit ſeinen tauſend Achen
Das Leben ſchütternd in dem tiefſten Sitze
Des Buſens auf; tief wogt in dumpfer Hitze
Der Bruſt Vulkan, wie wird er Luft ſich machen?

Was wird der Geiſt erſinnen Ungeheures?
Zu welcher Rieſenthat wird er ſich heben?
Sich flügeln auf zu welchen Himmelsthoren?

Weh mir! zergangen iſt der Sturm des Feuers
Matt in ſich ſelbſt; was hat ſich denn ergeben?
Der große Berg hat ein Sonett geboren?

Ein andermal treibt er ſeinen Spott mit einem Bilderalmanach

Ihr Dämchen und ihr Herrchen, die gern haſchen
Nach Büchern, aber nicht nach Folianten,
Die gar zu ſchwer, und auch nicht nach Quartanten,
Die unbequem ſind denen, die nur naſchen;

Ihr lieber greifend nach den leichten raſchen,
Verbrämten, aufgeſtutzten, eleganten
Kunſtſächelchen, die mit verzierten Kanten
So ſchön ſich laſſen ſchieben in die Taſchen;

Die ihr am liebſten blätternd mit den Fingerchen
Aufſuchen möchtet glatte, nette Küpferchen,
Amorchen, Nymphchen, ohne Buſentüchelchen;

O ſehet her! die allerliebſten Dingerchen,
Die Springerchen, die Hüpferchen, die Schlüpferchen;
Um Gottes Willen, kauft das art'ge Büchelchen!

Dieſe Sprachkünſtelei nahm bei Rückert noch mehr überhand, als er ſich zur Orientaliſchen Dichtung wandte, wo denn in allen Versarten der Araber, Perſer, Inder und Chineſen die „tauſend Nachtigallen in ſeiner Bruſt durcheinander ſchallen." Ganz eigen ſind ſeine Makamen d. i. eine Art perſiſcher Novellen in gereimter Proſa, über die Verwandlungen des Abu Said von Serug, eines morgenländiſchen Eulenſpiegels. Es iſt dies eine Nachbildung des perſiſchen Dichters Hariri mit all' dem Witze und der Laune des Originals ausgeſtattet.

Hareth Ben Hemmam erzählt:

Ich' brachte in Kufa ohne Nachtruh — eine ſchöne Nacht zu, — deren Farbe ein Dunkelklar, — und deren Mond wie eine Silberſpange war; — in Geſellſchaft anmuthig rührender, — Geiſtesflammen ſchürender, — mit Redezauber umſchürender, — Nachtgeſpräche führender — Männer, aus deren Mund — kam, was in einem Buche ſtund, — deren Wort man bewahrte wie das Herz inwendig, — und es lernte wie den Koran auswendig. — Sprech- und Hörluſt hielt uns munter, — bis der Mond ging unter, — ohne daß der Mund verſiegte, — oder Schlaf das Auge beſiegte. — Als nun die große Lampe war ausgegangen, — in Zelt der Nacht, und nur die kleineren blieben hangen, — die auch zu verlöſchen zitterten, — weil ſie das Nahen des Frühhauchs witterten; — als die eilende Nacht zurückte den Blicken, — ſich nun zu ſchicken, — wenn ſie wollten vor Tags noch ein Stündlein nicken; — hörten wir draußen im Finſtern einen andern, der wachte, — der erſt von weitem ein Hundegebell nachmachte, — dann, genaht, an unſern Pforten krachte. — Wir riefen: Wer iſt der Lärmer, — in der dunkeln Nacht der Schwärmer? — da rief es:

Volk dieſes Hauſes! ſei vorm Leid verſtecket
Vorm Schaden ſtets beſchattet und bedecket!
Es trieb die Finſterniß die ſchauernd ſchrecket,
Zu euerm Hof, das Haar vom Thau belecket,
'nen Mann der Reiſe, die ſich weit erſtrecket,
Davon er ward gekrümmt und fahl geflecket,
Dem Halbmond gleich, wenn er im Oſten blecket
Er hat ſich nun zu eurer Hall' erkecket,
Inſonderheit nach euch die Hand gerecket,
Ruh ſuchend vor der Unruh, die ihn necket.
Da habt ihr einen Gaſt, dem alles klecket,
Der nimmt was ſüß, und auch was bitter ſchmecket,
Und, ſcheidend, ſeinem Wirthe Wohlduft wecket,
Weil er den Dank nicht in die Taſche ſtecket.

Hareth Ben Hemmam erzählt: Als ſeine tönenden Glocken — uns ſo begannen zu locken, — und wir merkten, welch erquicklicher Regen, — ſei hinter ſeinen Donnerſchlägen; — eilten wir die Pforten aufzureißen, — und ihn bei uns willkommen zu heißen, — dem Sklaven zurufend: Schnelle! Schnelle! — Beſtelle! — und ſchaffe, was im Haus iſt, zur Stelle! — doch der Gaſt ſprach: Bei dem, der mich geführt zu euerm Hauſe! — ich rühre nichts an von eurem Schmauſe, — ihr verſprechet mir denn, euch für mich nicht in Ungemach zu ſetzen, — noch um meinetwillen eure Ruh zu verletzen. — Eßgier ſchadet dem Eſſer; — zu ſcharf wird ſchartig das Meſſer. — Der Gaſt iſt lieb, — der nimmt vorlieb, — und nicht Ungelegenheit — im Hauſe macht zur ungelegenen Zeit. — Ein ſchlimmer Gaſt wird — genannt, wer zur Laſt wird ſeinem Gaſtwirth; — zumal zu ſolcher Stund und Nachtzeit, — wo kaum noch Wachtzeit, — geſchweige denn Eſſenszeit iſt — für einen Mann der geſcheit iſt. — Wenn Schlaf will bethauen — die Augenbrauen, — bleibt für die Zähne keine Zeit zu kauen. — Das Sprichwort ſagt: das beſte Abendmahl — iſt das vor dem letzten Abendſtrahl — und Nachteſſen ſchadet den Augen, — wenn es auch dem Magen mag taugen. — Ach Gott! nur daß das Feuer des Hungers brennt, — das nicht den Thau des Schlummers kennt! — Sprachs und mit ſeinen Entſchuldigungen — war ihm der Sieg über uns gelungen: wir bezeugten ſeinem holden Mund unſre Huldigungen, — und wünſchten alles Süßes und Feiſtes — dem trocknen Gaumen eines ſo ſchönen Geiſtes. — Als nun der Diener herbeigeſchafft, — was in der Eile war zuſammengerafft, — und vor uns angezündet das Licht, — ſchaute ich, und ſchaute Ebu Seid's Geſicht. — Da ſprach ich zu dem Freunde: Glück zur guten Stunde — und zum guten Funde, — zum ſeltenen Gaſt in eurer Runde! — Der Wind des Glücks hat zum Platz — euch hergewehet einen mühloſen Schatz, — der für alles andere beut Erſatz. — Wenn der Mond des Geſichtkreiſes iſt untergegangen, — ſo iſt der Mond des Gedichtkreiſes nun aufgegangen; — und wenn der himmliſche Leitſtern im Dunſt iſt geſchwunden, — ſo iſt der irdiſche Zeitſtern der Kunſt uns gefunden. — Da durchdrang ſie der Moſt der Freude, — und Schläfrigkeit verlies das gewölbte

Augengebäude; — ſie verabſchiedeten wieder die Stille, — zu der ſich hatte geneigt ihr Wille, — und entfalteten neu den Scherz und die Luſt, — die ſie hatten zuſammengefaltet in der Bruſt. —

Von vielen Werken aus und nach dem Morgenländiſchen und dem Lehrgedichte: Weisheit des Brahmanen gilt das einmal gefällte Urtheil, daß Rückert darin wie Göthe in ſeinem Divan mehr als Philoſoph und Sprachkünſtler, denn als Dichter zu bewundern ſei. Eigenthümlich iſt es ihm und der ganzen ſchwäbiſchen Schule, daß er keine griechiſchen Versmaße gebraucht und durchaus dem deutſchen Reime treu bleibt; wie er indeß die Griechenwelt aufgefaßt habe, zeigt das Gedicht: die griechiſchen Tageszeiten, das man mit den verwandten Göttern Griechenlands von Schiller zuſammenſtellen kann, um zu ſehen, wie ſich die Gedankenbilder der Neueſten von den Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts unterſcheiden.

Griechiſche Tageszeiten.

Auf am Himmel wacht Aurora,
Und in Roſen blüht der Oſt,
Doch es blickt die ſchöne Göttin
Nach der Erden ohne Troſt.

Her von Idas wald'gem Gipfel
Klaget ein Cicadenton
Der die ſchöne Göttin mahnet,
Daß der Liebe Glück entflohn.

Einſt auf Idas wald'gem Gipfel
Ein trojan'ſcher Königsſohn,
Seines Vaters Herden weidend,
Ging der blühende Titon.

Und Aurora, ihn erblickend,
Warf den duftgewebten Flor
Liebend um den ſchönen Jüngling,
Hob zu ſich ihn leiſ' empor.

Weihet ihm ihr ew'ges Lieben;
Aber in der Göttin Schoß

Konnt' er doch, der Erdgeborne,
Nicht entgehn dem Erbenlos.

Weil ſie ewig jung geblieben,
Muß er altern immerfort,
Und, vom Frühthau ſtets begoſſen,
Iſt er welkend hingedorrt.

Zur Cicad' iſt er geworden,
Und auf Idas Gipfel hoch,
Wo ihn einſt die Göttin liebte,
Klagt er um ſie immer noch.

Sprüh, o Göttin, deine Thränen
Auf den alten Gatten dort,
Der davon nicht jüngt, und wende
Dann die hellen Augen fort.

Von ägypt'ſchen Pyramiden
Thut ein andrer Klageton
Die ſich kund, dich auch zu mahnen
An den frühgeſtorb'nen Sohn.

Aus dem Morgenduft geboren,
Und geſäugt vom Morgenroth,
Steht, zur Säule nun erſtarret,
Memnon, ſcheinbelebt im Tod.

Und die Mutter Morgenröthe,
Die mit Strahlen ihren Sohn
Will erwecken aus dem Steine,
Weckt nur ſeinen Klageton,

Seiner Mutter Blick empfindend,
Tönet er in's Licht empor,
Seine Sehnſucht ſteigt in leiſen
Seufzern zu der Mutter Ohr.

Schmerzen muß es ihre Liebe,
Kränken muß es ihren Stolz,
Daß noch unter ihrem Kuſſe
Nie der Stein ins Leben ſchmolz.

Daß, wie tauſendmal die Inbrunſt
Ihrer Blicke ſich ergoß,
Ihres Lachelns Widerſchein nur
Ihm die kalte Wang' umfloß.

Aus der Starrheit ihn zu löſen,
Hat ſie ſchon gehofft ſo oft,
So vergebens', daß die arme
Kaum es mehr zu hoffen hofft.

Und die ſchöne Göttin blicket
Von der Erd ab, ohne Troſt,
Hüllt den Gram in blaſſe Schleier,
Und die Roſe ſtirbt im Oſt.

Sink' nur, ſchöne Göttin, wieder
In der Nacht geheimen Schoß!
Glänzend über Deine Spuren
Kommt gefahren Helios.

Sieh', der Tanz geſchürzter Horen
Oeffnet ihm des Himmels Thor,
Und, die Flammenroſſe zügelnd,
Stürzt er ſich mit Macht hervor.

Von der Blendung ſeiner Strahlen
Iſt des Tages Auge voll,
Und die Welt verſinkt im Glanze,
Der vom Huf der Roſſe quoll.

Doch der helle Gott, er ſchleudert
Eines ernſten Blickes Groll
Hin nach dem theſſal'ſchen Tempe,
Nach Peneios Fluthgeroll.

Und er denkt vergang'ner Tage,
Wo er ird'ſcher Liebe voll,
Hier die Roſſ' am Himmel laſſend,
Dort bei Hirten war Apoll.

Und er ſieht vor allen Bäumen
Ragen einen Lorbeer hoch,

Und er kennt in der Verwandlung
Die geliebte Daphne noch.

Daphne, die mit kalten Sinnen
Vor des Gottes Glut geflohn,
Und als keine Flucht ihr weiter
War geblieben, ihm zum Hohn

Ihres Buſens rege Füllen
In die rauhe Rinde ſchloß,
Ihre Füße ließ zu Wurzeln,
Arme werden zum Geſproß.

Damals hat ihr unterm Stamme
Noch das ſpröde Herz gepocht,
Als der Gott aus ihren Locken
Einen Kranz für ſeine flocht.

Und ſo hat zu tauſendmalen
Ihr ſeitdem das Herz gepocht,
Ob ſich Kränz' erſang' ein Dichter,
Ob ein Held ſich Kränz' erfocht.

Doch von ſeinem Strahlenwagen
Sieht der Gott ſie an, und grollt
Die ihm todt nun angehöret,
Und es lebend nicht gewollt.

„Ob du gleich Dich mir geſträubet,
Mir Dich ſträubeſt immer noch,
Wie ich damals Dich geliebet,
Dich noch lieb' ich immer doch.

Und ſo lang mein ew'ger Wagen
Uebers Grün der Schöpfung rollt,
Will ich ſtets ums Haupt Dir legen
Meiner Strahlen ſchönſtes Gold."

Spricht es, und aus vollen Händen
Seiner Lichter Glanzgeflock
Streuet er auf des geliebten
Baumes ſproſſendes Gelock.

Doch im Spiel der Morgenlüfte
Fliehn die ſchlanken Zweige ſo
Vor des Gottes lichten Küſſen,
Wie vor ihm einſt Daphne floh.

Seinen hellſten Liebeslichtern
Trotzt des Laubes dunkler Spott,
Und von ſeinem ſpröden Liebling
Wendet ſich erzürnt der Gott.

Mit dem Athem der Entrüſtung,
Gibt er ſeinen Roſſen Sporn,
Und die ſteilern Himmelsbahnen
Fährt er auf im hellen Zorn.

Doch von eines Gartens Beete,
Wo ein ganzer Blumenflor
Zum entflammten Gott im Mittag
Seelen ſterbend haucht empor,

Richten zwei beſond're Blumen
Auf ſich unter'm andern Chor,
Tragen mit den letzten Düften
Leiſe Liebesklagen vor:

„Ich einſt ein Spartanerknabe,
Hyakinthos, — weißt Du noch,
Wie ſich Deine lichte Schönheit
Neigte mir aus Himmeln hoch?

Als Aurora ſelbſt mit Staunen
Niederſah vom Morgenroth,
Wo Du frühwach ſchon mich ſuchteſt
Am ſpartaniſchen Eurot.

Als Dein goldner Sonnenwagen
Leer am leeren Himmel flog,
Und Du mit mir badend ſtandeſt
In Eurotas Flutgewog.

Wie anſtatt der Strahlenwirbel
Dann um Dich die Rennbahn ſtob,

Und anſtatt der Sonnenſcheibe
Deine Hand den Diskos hob.

Damals unter Deiner Leitung
Hab' ich jede Kunſt erprobt,
Und die Lernbegier des Zöglings
Haſt Du nachſichtsvoll gelobt.

O wie hab' ich mich am Lächeln
Deiner Mienen da geſonnt,
Und es thaten Deine Blicke,
Was nicht meine Kraft gekonnt.

Aber wenn Dein helles Antlitz
Ueberflog ein raſcher Groll;
Wie verfinſtert war der Himmel
Meiner Seele, o Apoll!

Doch ich denke nun des Tages,
Wie mein ſchöner Pädagog
Stand vor mir in ſolchen Strahlen,
Daß mein Aug' ſich trunken ſog.

Wie zum Schwung die Scheib' erhebend,
Er ſich herrlich rückwärts bog;
Ach, ich merkte nicht, geblendet,
Daß nach mir die Scheibe flog.

Doch dem Wurf des Sonnengottes
Unterlag der ird'ſche Stoff,
Als von den zerquetſchten Schläfen
Mein verblutend Leben troff.

Von dem Purpur meiner Jugend
Färbte roth ſich der Eurot;
Doch, durch ſeine Thränen lächelnd,
Sah der Gott mich an im Tod.

Und ich ging, ein Blumenleben,
Neu an ſeinem Blick hervor,
So im ew'gen Tode ſuchend,
Was im Leben ich verlor.

Und wie dort des Gottes Liebe
Meine Jugend einſt entflort,
So noch jeden Mittag ſterb' ich
Vom geliebten Strahl durchbohrt.

Sende mir aus Deiner Höhe
Eines Blickes Glanzgeſchoß,
Denn in deinen Flammen wieder
Will ich ſterben, Helios!"

Und der Gott, im Zweifel ſchwebend
Ob dem goldnen Wagenjoch,
Seine Blicke halten wollend,
Senkt er ſie zur Erde doch.

Aber wie er will verüben
Mit dem Blick den Liebesmord,
Wird dagegen eiferſüchtig
Laut ein andres Blumenwort:

„Ihr nicht, ſondern mir die Strahlen,
Ihr nicht, ſondern mir den Tod!
Meine eiferſücht'gen Qualen
Sieh', o glänzender Deſpot!

Nebenbuhlerinnen dulden
Lernt' ich niemals, weißt Du wohl
Wie Du deine Liebeshulden
Mir entzogeſt, hoher Sol?

Das Bewußtſein nicht entreißen
Konnt' ein Tod mir: weißt Du wohl?
Klytie war ich geheißen,
Und Du wareſt mein Idol.

Damals nur um Deine Strahlen,
Als um ihres Lebens Pol,
Drehte ſich in Liebesqualen
Meine Seele, hoher Sol!

Und ich zürnte der Vergeudung
Meines ſüßen Liebeshorts,
Wenn Du Deine hellen Blicke
Ließeſt lieben anderorts.

Und ich bebte, wenn am Himmel
Du Dein goldnes Haupt nur bogſt,
Daß Du mir entziehen würdeſt,
Was Du endlich mir entzogſt.

Weißt Du, wie Du meine Liebe
Mit Leukothea betrogſt,
Leben, das aus Deinen Augen
Ich nur ſog, aus ihren ſogſt?

Ach, was half es, daß ich einer
Nebenbuhlin Dich entzog,
Wenn ich ſelbſt dadurch auf ewig
Mich um Deine Hand betrog.

Seit dem Tag mit keinem Strahle
Auf mich nieder ſah mein Gott,
Wenn er über mir am Himmel
Spornte ſeiner Roſſe Trott.

Schmachtend zu Dir aufwärts blickt' ich,
Wenn Du aus dem Oſten flogſt,
Schmachtend zu Dir aufwärts blickt' ich,
Wenn Du auf zum Mittag zogſt.

Schmachtend aufwärts blickt' ich, wenn Du
Mit der Fahrt nach Weſten bogſt,
Schmachtend aufwärts, bis Du wieder
Glänzend aus dem Oſten flogſt.

Wie Du ſtiegeſt, wie Du ſankeſt,
Wie Du wieder neu Dich hobſt
Wie Du Deine Liebesfunken
Ueber all die Schöpfung ſtobſt;

Ach ich ſah, daß Du nur meinem
Blick mit Wolken Dich umwobſt,
Wie Du ſtiegeſt, wie Du ſankeſt,
Wie Du wieder neu Dich hobſt.

Nun iſt Klytie verſchmachtet,
Und ich blüh' als Heliotrop
Zürnſt Du Deiner Sonnenwende,
Daß zur Sonn' ihr Haupt ſich hob?

Wie Du ſtets Dich ab mir wendeſt
Nach Dir wend' ich ſtets mich doch:
Gib, eh Du ins Meer Dich ſenkeſt,
Gib den letzten Blick mir noch!"

Und der Gott, der ſtets ihr zürnet,
Gab den letzten Blick ihr doch,
Und ins Meer dann ließ er tauchen
Seiner Roſſe Glanzgejoch.

Schlaget nun, ihr kühlen Fluten,
Still um dieſe Flammenloh,
Schlagt zuſammen um die Gluten,
Denen unſer Gott entfloh.

Liebesqual und Liebeswonnen,
Liebesſehnſucht, Liebeshohn,
Allem iſt der Gott entronnen,
Der in euren Schoß geflohn.

Und nun athme tiefen Schlummer
In dem duft'gen Meeresſchoß,
Bis des Tagwerks Luſt und Kummer
Neu Dich wecket, Helios!

Aber, nun in feuchter Tiefe
Ruht Dein ſtrenger Bruder ſo,
Komm nicht ſeinen Lichtblick ſcheuend,
Schweſter-Göttin, dämmerfroh!

Luna! im azurnen Meere,
Deſſen Rand der Horizont,
Schwimm herauf durch Sternenwogen,
Und Dein Nachen ſei der Mond.

Tilge Du die glut'gen Spuren
Deines Bruders lind und hold;
Sättige mit Deinem Silber,
Was verſchmachten ließ ſein Gold.

Sieh', ein ſonnenbrandverlegner,
Glutgeknickter Blumenflor
Richtet ſich an Deiner Strahlen
Milden Stützen leiſ' empor.

Und, ein Liebeduftnetz webend,
Ordnen ſie im Kreis ſich ſchon
Um ein Lager, wo auf Latmos
Schlummert Dein Endymion.

O du Sonnenbrandentnommner,
Wacher Lebensmüh' entflohn
Ewig Schlummerduftumſchwommner,
Seliger Endymion!

Wie der Tag auf Erden toſet,
Deinen Schlummer bricht kein Ton;
Wie das Licht verräthriſch koſet,
Du erwacheſt nicht davon.

Hoch auf himmelan erhobnem
Kariſchem Gebirgesthron
Hüllt die Nacht mit ſterngewobnem
Schleier ewig ihren Sohn.

Durch den Schleier nie gedrungen
Iſt Dein Glutblick, Helios!
Ihn zu heben, iſt gelungen
Deiner keuſchen Schweſter bloß.

Wenn aus Lüften Luna grüßet,
Decket ihren Schlummerſohn
Auf die Nacht, und Luna küſſet
Deinen Traum, Endymion!

Sterne lauſchet! Lüfte ſchweiget!
Und Ihr Blumen, athmet bloß!
Denn die keuſche Göttin ſteiget
In des ew'gen Schläfers Schoß.

Laß den duft'gen Schleier wallen,
Mutter Nacht! ſie nahet ſchon.
Laß den duft'gen Schleier fallen
Ueber ſie und Deinen Sohn.

Leiſe ſei er feſtgezogen
Der geheimnißvolle Flor;
Denn ſchon dort am Himmelsbogen
Tritt Aurora neu hervor.

Ludwig Uhland.

Ludwig Uhland geb. 1787 in Tübingen, ſtudierte die Rechte, ward 1808 Advokat, unternahm 1810 eine Reiſe nach Paris, wo er die Schätze der altfranzöſiſchen Poeſie aufſuchte und zu ſeinen Lieblingsſtudien benützte, denn der Geſchichte des Mittelalters und der Poeſie widmete er alle ſeine freien Stunden. Es erſchienen ſchon ſeit dem Jahre 1804 von ihm in Almanachen und Zeitſchriften Lieder und Balladen; dennoch ſtellen wir ihn unter die Dichter der neueſten Periode, weil die Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Gedichte erſt 1814 erſchien, und er auf die neueſte Dichterwelt den entſchiedenſten Einfluß hatte und in ſeiner ganzen Richtung in dem mittelalterlichen Ideenkreiſe, der Heimath unſerer neuern ſchwäbiſchen Schule, verharrte. In dem Jahr 1813 rief auch er das deutſche Volk zu den Waffen, und ſang:

Lied eines deutſchen Sängers.

Ich ſang in vor'gen Tagen
Der Lieder mancherlei:
Von alten, frommen Sagen,
Von Minne, Wein und Mai.
Nun iſt es ausgeſungen,
Es dünkt mir Alles Tand:
Das Heerſchild iſt erklungen,
Der Ruf: für's Vaterland!

Man ſagt wohl von den Katten:
Sie legten Erzring' an
Bis ſie gelöſt ſich hatten
Mit einem erſchlagnen Mann.

Ich ſchlag' den Geiſt in Bande
Und werf an den Mund ein Schloß,
Bis ich dem Vaterlande
Gedient als Schwertgenoß.

Und bin ich nicht geboren
Zu hohem Heldenmuth,
Iſt mir das Lied erkoren
Zu Luſt und ſchlichtem Ruhm:
Doch möcht ich Eins erringen
In dieſem heil'gen Krieg:
Das edle Recht, zu ſingen
Des deutſchen Volkes Sieg.

Es iſt ihm das Glück zu Theil geworden: zu ſingen des deutſchen Volkes Siege, und wie ernſt mahnend iſt ſein Lied:

Am 18. Oktober 1816.

Wenn heut ein Geiſt herniederſtiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein ſolcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der ſänge wohl auf deutſcher Erde
Ein ſcharfes Lied, wie Schwertesſtreich,
Nicht ſo, wie ich es künden werde,
Rein! himmelskräftig, donnergleich:

„Man ſprach einmal von Feſtgeläute,
Man ſprach von einem Feuermeer,
Doch was das große Feſt bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer?
Wohl müſſen Geiſter niederſteigen,
Von heil'gem Eifer aufgeregt,
Und ihre Wundenmale zeigen,
Daß Ihr darein die Finger legt."

„Ihr Fürſten! ſeid zuerſt befraget:
Vergaßt Ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem Ihr auf den Knieen laget
Und huldigtet der höhern Macht?

Wenn Eure Schmach die Völker löſten,
Wenn ihre Treue ſie erprobt,
So iſt's an Euch nicht zu vertröſten,
Zu leiſten jetzt, was ihr gelobt.

Ihr Völker! die Ihr viel gelitten,
Vergaßt auch Ihr den ſchwülen Tag?
Das Herrlichſte was Ihr erſtritten
Wie kommt's, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt Ihr die fremden Horden,
Doch innen hat ſich Nichts gehellt,
Und Freie ſeid ihr nicht geworden,
Wenn Ihr das Recht nicht feſtgeſtellt.

Ihr Weiſen! muß man Euch berichten,
Die Ihr doch Alles wiſſen wollt,
Wie die Einfältigen und Schlichten
Für klares Recht ihr Blut gezollt?
Meint Ihr, daß in den heißen Gluten
Die Zeit, ein Phönix, ſich erneut,
Nur um die Eier auszubruten,
Die ihr geſchäftig unterſtreut?

Ihr Fürſtenräth' und Hofmarſchälle,
Mit trübem Stern auf kalter Bruſt,
Die Ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle
Wohl gar bis heute Nichts gewußt,
Vernehmt! an dieſem heut'gen Tage
Hielt Gott der Herr ein groß Gericht,
— Ihr aber hört nicht, was ich ſage,
Ihr glaubt an Geiſterſtimmen nicht.

Was ich geſollt', hab' ich geſungen,
Und wieder ſchwing ich mich empor,
Was meinem Blick ſich aufgedrungen,
Verkünd' ich dort dem heil'gen Chor:
Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröſtlich iſt's noch allerwärts,
Doch ſah ich manches Auge flammen
Und klopfen hört' ich manches Herz."

Ja ſo oft ihm die Muſe ſeiner früheſten Jugend, die von Natur, Liebe, Elfen und alten Helden ſang, nahte, wies er ſie um dieſe Zeit ſtrenge zurück; hat er auch dem erſten Kampfe, dem Kampf im Waffenfelde nicht beigewohnt, dem härtern, der nun beginnen ſollte, dem Kampf für des Volkes „altes Recht" weiht er ſein Lied und ſein Leben.

Das neue Märchen.

Einmal athmen möcht' ich wieder
In dem gold'nen Märchenreich;
Doch ein ſtrenger Geiſt der Lieder
Fällt mir in die Saiten gleich.

Freiheit heißt nun meine Fee,
Und mein Ritter heiße Recht;
Auf denn Ritter, und beſtehe
Kühn der Drachen wild Geſchlecht!

Und dann:

Ausſicht.

Wird das Lied nur immer tönen
Mit dem ernſten, ſcharfen Laut?
Und das Feld des heitern Schönen
Bleibt es forthin ungebaut?

Sind die Wälder erſt gelichtet
Und die Sümpfe abgeführt,
Dann zu reiner Sonne richtet
Sich das Auge, fromm gerührt.

Mittlerweile war Uhland Professor in Tübingen geworden und bald hernach zum Deputirten der würtembergischen Landstände gewählt. Wie er da sein Wort löſete: für das Recht zu sprechen, für das alte gute, ist allbekannt; er entsagte, um dies in einem zweiten Landtage wieder zu dürfen, der Professur und lebte seitdem der Sagenforschung, in seinem Vaterlande und ganz Deutschland allverehrt und allgeliebt, denn seit Schiller hing das Volk an keinem Dichter so, als an ihm. Was ihm aber diese Liebe gewann, ist das reiche, das deutsche Gemüth, das ihm inne wohnt, und das er in alle seine Dichtungen zu legen versteht und bei ihm Verstand und Phantasie ganz durchdringt. Diese Gemüthlichkeit war in seiner früheſten Jugend (er dichtete schon in seinem siebzehnten Jahre Vollendetes), ehe sie noch zur Harmonie mit den übrigen Seelenkräften gelangte, ganz die deutsche Sentimentalität, die mannigfach von der Außenwelt verletzt so gerne klagt und er selbst sagt in seinem Vorworte zur ersten Auflage von seinen Gedichten:

Anfangs sind wir fast zu kläglich,
Strömen endlos Thränen aus,
Leben dünkt uns zu alltäglich,
Sterben muß uns Mann und Maus.

Eine elegische Wehmuth klingt durch seine Frühlings-, Abschieds- und Wanderlieder und wenn er Minne und Freundschaft singt und von den sanften Tagen und von der Mohnblüte. Ein ächter Romantiker erscheint er uns in seiner Liebe zur Natur. „Ludwig Uhland" sagt G. Schwab*) „lieſt in dieser Natur mit dem Auge seines Gemüthes, wie auf dem Antlitz einer Geliebten, wie in einer vertrauten Menschenseele; seine Phantasie nährt sich von ihren Erscheinungen, weil sie Symbole des menschlichen Gemüthes sind; alle ihre Anschauungen verarbeitet er zu Gedichten; die ganze Natur vermenschlicht sich ihm, aber nicht lieblich, wie bei den Alten, sondern sie wird bei ihm persönlicher Geist." Auch die Romantiker, besonders Tieck und Novalis, lehrte diese Natur Liebe, doch verloren sie sich meist so sehr

*) Siehe Moosrosen. Taschenbuch v. 1826.

in ihr, daß ſie nicht den Weg zurückfanden zur Menſchenwelt; wie klar ſieht Uhland's Auge von ſeinen Blumen und ſeinen Auen auf, und wie bei Göthe iſt Alles ſtets offenes, aller Welt verſtändliches und allheimliches Gefühl, was aus ſeinen Liedern ſingt. Eben ſo iſt aber auch ſeine Andacht nicht eine gereimte Katechismuslehre, nicht erzwungene Pſalterei oder breite Empfindelei von Morgen- und Abendopfern, ſondern es iſt das innigſte Gefühl der Frömmigkeit; wie im Geſange der Nonnen, in Schäfers Sonntagslied, in der verlornen Kirche, ja in allen ſeinen Poeſien iſts der ernſte, reine, ſittſame und fromme Sinn, der uns Deutſchen ſo lieb und erbaulich iſt, wir mögen ihn in Feld und Flur, oder in Kirche und Schule, zu Hauſe oder in der Fremde, hören. — Mit der Gemüthlichkeit iſt dann auch der Humor, nicht der vernichtende, in Verzweiflung oder Liederlichkeit geboren, der ächte, deutſche, geſunde Humor verbunden z. B. in: Abreiſe, Auf einen verhungerten Dichter, Metzelſuppenlied, Trinklied, Entſchluß, die Zufriedenen u. a. m.

Doch nicht nur im Lyriſchen, auch im Epiſchen und Dramatiſchen iſt Uhland Meiſter. Wer iſt wie er in Romanzen und Balladen Göthen ſo nahe gekommen? Wer hat den naiven Volkston ſo getroffen? Erſtlich das Sinnlichzarte der franzöſiſchen Romantik, von der er ſingt:

In den Thalen der Provence
Iſt der Minneſang entſproſſen,
Kind des Frühlings und der Minne,
Holder inniger Genoſſen.

Blütenglanz und ſüße Minne
Konnt an ihm den Vater zeigen,
Herzensglut und leiſes Schmachten
War ihm von der Mutter eigen.

Der Waller, Bertrand de Born, Dürand, des Sängers Fluch gehören hieher und ſind zugleich das Gelungenſte ſeiner Erzeugniſſe. In Sängers Fluch wird, wie in den Kranichen des Ibycus, die Würde und Hoheit des Dichters be-

ſungen, — ein Lieblingsgegenſtand Uhlands, der in mehreren Gedichten, am ſtrahlendſten in folgendem erſcheint:

Geſang und Krieg.

1.

Wühlt jener ſchauervolle Sturm aus Norden
Zerſtörend auch im friſchen Liederkranze?
Iſt der Geſang ein feiges Spiel geworden?
Wiegt fürder nur der Degen und die Lanze?
Muß ſchamroth abwärts flieh'n der Sängerorden,
Wann Kriegerſcharen ziehen im Waffenglanze?
Darf nicht der Harfner, wie in vor'gen Zeiten,
Willkommen ſelbſt durch Feindeslager ſchreiten?

Bleibt Poeſie zu Wald und Kluft verdrungen,
Bis nirgends Kampf der Völker Ruhe ſtöret,
Bis das vulkan'ſche Feuer ausgerungen,
Das ſtets ſich neu im Erdenſchoß empöret:
So iſt bis heute noch kein Lied erklungen,
Und wird auch keins in künftger Zeit gehöret.
Nein über ew'gen Kämpfen ſchwebt im Liede,
Gleichwie in Goldgewölk, der ew'ge Friede.

Ein jedes weltlich Ding hat ſeine Zeit,
Die Dichtung lebet ewig im Gemüthe,
Gleich ewig in erhabner Herrlichkeit,
Wie in der tiefen Lieb' und ſtillen Güte,
Gleich ewig in des Ernſtes Düſterheit,
Wie in dem Spiel und in des Scherzes Blüte,
Ob Donner rollen, ob Orkane wüthen,
Die Sonne wankt nicht und die Sterne ſpielen.

Schon rüſten ſich die Heere zum Verderben,
Der Frühling rüſtet ſich zu Spiel und Reigen;
Die Trommeln wirbeln, die Trompeten werben,
Indeß die wilden Winterſtürme ſchweigen;
Mit Blute will der Krieg die Erde färben,
Die ſich mit Blumen ſchmückt und Blütenzweigen:
Darf ſo der ird'ſche Lenz ſich frei erſchließen,
So mög' auch unſer Dichterfrühling ſprießen.

2.

Nicht ſchamroth weichen ſoll der Sängerworden,
Wenn Kriegerſcharen ziehn in Waffenglanze:
Noch iſt ſein Lied kein ſchnödes Spiel geworden,
Noch ziert auch ihn der Degen und die Lanze;
Wohl ſchauervoll iſt jener Sturm aus Norden,
Doch weht er friſch und ſtärkt zum Schwertertanze.
Wollt Harfner, Ihr durch Feindeslager ſchreiten,
Noch ſteht's Euch frei — den Eingang zu erſtreiten.

Wann: Freiheit! Vaterland! ringsum erſchallet,
Kein Sang tönt ſchöner in der Männer Ohren,
Im Kampfe, wo ſolch heilig Banner wallet,
Da wird der Sänger kräftig neu geboren.
Hat Aeſchylos, deß Lied vom Siege hallet,
Hat Dante nicht dies ſchönſte Lied erkoren?
Cervantes ließ, gelähmt, die Rechte ſinken
Und ſchrieb den Don Quixote mit der Linken.

Auch unſers deutſchen Liedertempels Pfleger,
Sie ſind dem Kriegesgeiſte nicht verdorben.
Man hört ſie wohl, die freud'gen Lehnſchläger,
Und mancher hat ſich blut'gen Kranz erworben.
Du, Wehrmann Leo, Du, o ſchwarzer Jäger,
Wohl ſeid Ihr ritterlichen Tod's geſtorben!
Und Fouqué, wie mir Du das Herz durchdringeſt!
Du wagteſt, kämpfteſt — doch Du lebſt und ſingeſt.

Den Frühling kündet der Orkane Sauſen,
Der Heere Vorſchritt macht die Erde dröhnen,
Und wie die Ström' aus ihren Ufern brauſen,
So wogt es weit von Deutſchlands Heldenſöhnen;
Der Sänger folgt durch alles wilde Grauſen,
Läßt Sturm und Wogen gleich ſein Lied ertönen.
Bald blüht der Frühling, bald der goldne Friede,
Mit mildern Lüften und mit ſanfterm Liede.

Zu den lyriſchen Romanzen gehören: Entſagung, die Nonne, der Schäfer, das Schloß am Meere, der Räuber u. a.; ganz zum Volksliede und alſo mehr zum Epiſchen nei-

gen ſich: des Goldſchmieds Töchterlein, der Königsſohn, des Wirths Töchterlein, der junge König und die Schäferin. Seltener waltet bei ihm das Phantaſtiſche der Ballade, wo es ſich aber findet, wie im: Harald, Junker Rechberger, das Nothhemd, das Glück von Edenhall, der ſchwarze Ritter, da iſt es meiſterlich gelungen und im Unſtern und den Zechbrüdern ſpielt auch ſein Humor.

Außer dieſen epiſchen Formen, die alle mehr oder minder lyriſch und der idealen Anſchauung verwandt und mithin ſentimental ſind, hat Uhland auch im Epiſchen ſich gezeigt, wir meinen die hiſtoriſchen Heldenlieder (Mähren nennen ſie die Einen, Andere nach Homer Rhapſodien) und ſo beginnt er z. B. ſein Lied von Eberhard Rauſchebart:

Iſt denn im Schwabenlande ꝛc.

Darauf folgen einzelne Begebenheiten oder Abenteuer aus dem Leben Eberhards, und Alles wird, kleine Züge und Nebendinge abgerechnet, mit hiſtoriſcher Treue einfach, ruhig und doch lebendig erzählt, ſo daß die Helden ganz geſtaltig (plaſtiſch) vor uns aufſteigen und kämpfen und ſo die Geſchichte zur Poeſie, die wirklichen Helden zu idealen Geſtalten ſich erheben. Das iſt die Epik Homers, ſo iſt das Nibelungenlied und im Versbau dieſes Liedes hat auch unſer Dichter ſeine Mähren erzählt und wie es ihm gelungen ſei, mag man erſehen, wenn man frühere hiſtoriſche Gedichte z. B. Graf Eberhard von Schiller vergleicht. Bei Uhland iſt kein rhetoriſcher Schmuck, kein Schwall von Empfindung, keine breite Schilderung, weder Landſchaftsmalerei noch Portrait's, woraus zu ſchließen, welch ein poetiſches Talent dazu gehöre, ohne alle dieſe Mittel ſo viel poetiſches Leben zu erzeugen. Außer den Eberhard'ſchen Heldenſagen hat Uhland noch andere, z. B. klein Roland, Siegfrieds Schwert, Schwäbiſche Kunde, Schenk von Limburg, Taillefer gedichtet; hätte es ihm doch gefallen, ein ganzes Heldengedicht zu ſchreiben, er war der Dichter, der uns ein neues Nibelungenlied ſchenken konnte. Noch iſt zu erwähnen Fortunat, das aber ein Bruchſtück geblieben. Iſt ſeine allzu-

ſtrenge Selbſtkritik Schuld, daß er es nicht vollendete, daß er überhaupt ſo wenig nur gegeben aus ſeinem reichen Dichterſchatze? Die Neigung deutſcher Gelehrten nicht nur eine Fülle von Kenntniſſen, ſondern auch vielfach Schulformen und in allen Erwerbniſſen Gründlichkeit zu erringen, hat auch ihn dem Weltleben und der Poeſie wie es ſcheint entzogen. Dies iſt auch die Urſache, warum ſeine trefflichen Dramen nicht den Erfolg erlebten, den ſie ihres poetiſchen Lebens, ihres vaterländiſchen und hohen Sinnes wegen verdienen. Dichter wie Uhland, (was ja auch von Göthe, ſelbſt von Schiller gilt) ſollten in großen Städten wohnen, wo Welten ihre Schätze tauſchen, wo lärmend der Markt, in großer Bewegung das Volk, glänzender Hof und große Charaktere unter der Menge wandeln. So hatte es Shakespeare und darum ſind ſeine Dramen noch jetzt ſo effektreich. Freilich tummeln ſich manche Kotzebues in großen Städten herum und ſtudieren noch weit weniger als jener Britte, ohne nur ſo viel Draſtiſches zu erzeugen, als Uhland, allein es ſind dies eben eine Art von Talenten, die ſich mit Allgewalt ſelbſt zu Dichtern machen wollten. Uhland hat bisher nur zwei Dramen gedichtet: Ernſt, Herzog von Schwaben und Ludwig der Baier, beide haben vaterländiſchen Stoff und beide ſind auch ſo ganz in vaterländiſcher Geſinnung empfangen und erzeugt, und wir kennen nur wenige Schauſpiele, wo das deutſche Gemüth ſo innig ausgeſprochen, wo deutſche Treue ſo kräftig und lebendig dargeſtellt wäre. Denn dieſe Nationaltugend liegt dieſen Kunſtwerken zu Grunde und es iſt der erſte gelungene Verſuch ſeit Göthe, nach Art der Griechen, ein Drama, ohne Frauenliebe anziehend zu machen. Im Ernſt von Schwaben iſt wohl die Liebe im Hintergrunde der Handlung, doch kommt die Minnigliche nicht einmal aufs Theater, der Held erwähnt ihrer nur, da er ihrem Vater auf ſeiner Flucht begegnet und gleichſam im Vorbeigehn, unter andern was ſie reden, ſagt er:

Nur Eines bitt' ich, ſag es mir zum Troſt:
Hat deine Tochter, wenn einmal von mir,
Von meinem Mißgeſchick die Rede ward,
Hat ſie, ich meine nicht, um mich geweint,
Nein! ob das Aug' ihr flüchtig überlief,

Nur wie ein leichter Hauch den Spiegel trübt?
Ob ſie geſeufzet nicht, nein! tiefer nur
Geathmet, wie man oft im Traume lebt?

Hugo.

Von Thränen und von Seufzern merkt ich nichts,
Nur daß ſie ernſter, feierlicher ward.
Mildthätig, hülfreich war ſie ſchon zuvor,
Jetzt gab ſie gänzlich ſich der Armuth hin.
Wie fromme Wittwen pflegen, ſpendete
Die jungfräuliche Wittwe jeden Tag,
Almoſen, war der Kranken Wärterin,
Erquickte Pilger und Gefangene.

Ernſt.

Gefangene!

Hugo.

Bis nun die Botſchaft kam,
Daß du mit Acht belegt und Kirchenbann,
Da bat ſie eines Morgens freundlich mich
Sie zu geleiten zum Ottilienberg.
Du kennſt das Kloſter, das von ſeiner Höh'
Das ſchöne Elſaß weithin überſchaut.
Als ſie vom Zelter dort geſtiegen war
Und in der Hand den Ring der Pforte hielt,
Da ſprach ſie: „wohlgelegen iſt dies Stift,
Man ſieht von ſeiner Schwelle weit umher
Die Städt' und Burgen, Fluß und Feld und Hain,
Und allen Reichthum dieſer ſchönen Welt
So freundlich und ſo blühend hingelegt,
Daß, wem nicht alles Erdenglück erſtarb,
Wem nicht die Hoffnung ganz entwurzelt iſt,
Hier an der Pforte noch umkehren muß."
Mit dieſem trat ſie in der Mauern Kreis.
Und dort im Hofe quillt ein heil'ger Born,
Ein wunderkräft'ger, der die Augen ſtärkt,
Und ſelbſt der Blindheit mächt'ge Binde löſt.
Damit benetzte ſie der Wimpern Saum:
„Mein Aug iſt trübe worden — hob ſie an —
Und wohl bedarf ich, daß ein Himmelsthau
Zur ew'gen Klarheit mir den Blick erſchließt."
So ſagte ſie dem Ird'ſchen Lebewohl. (Ab.)

Ernſt.

Auch du hinab, du goldner Liebesſtern,

Der meiner Jugend Pfade ſchön erhellt,
Der tröſtend in mein Kerkergitter ſchien!
An dieſes Weibes liebevoller Bruſt
Hätt' ich geneſen können. Vieles noch
Und Härtres hätt' ich auszuſtehn vermocht,
Wenn ſie mir blieb. Noch kannt ich keine Schmach,
Kein Drangſal, keine Wunde, keinen Schmerz,
Dafür nicht ſie der ſüße Balſam war.
Ja! ſie erquickte mich Gefangenen,
Sie hätte dem erſchöpften Pilgersmann
Noch einſt den friſchen Lebenskelch gereicht.
Nun muß ich wandern meinen rauhen Pfad
Einſam, umnachtet, ewig herberglos.

Das iſt Alles, was von Liebe handelt; in Zeiten und Lagen wo der Edle von der Argliſt und Gewalt Verfolgung leidet, müſſen die zärtern Gefühle im Buſen ſchweigen, ſein Herz ſich mit Mut und Kraft zum Kampfe rüſten. Dafür iſt es die Freundſchaft, die die Helden Ernſt und Werner trägt und hält und nur im letzten Kampfe, im Tode endet. Die unerſchütterliche Treue des wildherzigen Werner wie rührend, wie ergreifend! Sollte es nicht ein würdigeres Schauſpiel ſein, zu ſehen einen Mann, aus Liebe für einen Mann zu entſagen Allem, was auf Erden Menſchen beglückt und kämpfend zu ſterben, als die Helden unſerer meiſten Dramen wie Romeo oder Ferdinand (in Kabale und Liebe) für ein Mädchen in der Blüte ihres Mannesalters nach langem Gewimmer und Gejammer elendiglich verkommen?

Dieſelbe Freundſchaft, doch nicht untergehend, ſiegend, und trotz aller Gewalten ausharrend, iſt auch in Ludwig dem Baier zu ſchauen, wo zwei Jugendfreunde, Ludwig und Friedrich als Gegenkaiſer ſich befehden, der beſiegte und gefangene Friedrich nach Hauſe kehrt, mit dem Verſprechen wieder in die Haft zurückzukommen, wenn ſeine Partei nicht Frieden halten ſollte, dann wirklich kommt und Ludwig gerührt von ſolcher Treue ausruft:

Du ein Gefangener? nein! du biſt ein Sieger.
Bei Mühldorf ſiegt' ich durch der Waffen Macht,
Jetzt durch die Macht der Treue ſiegeſt du.
Vor dir verliert der Purpur ſeinen Glanz

Nicht kann ich König ſein, wenn du's nicht biſt.
Ja, Friedrich! als du tratſt in dieſen Saal,
Da hub es ſich zu hellen an und jetzt
Iſt mir es klar geworden wie der Tag.
In welcher Blendung irrten wir, in welcher
Bethörung! Wir, die Enkel eines Ahns,
Die Jugendfreunde, wir verfolgten uns,
Wir trieben uns durch Fluten und durch Flammen,
Durch blut'ge Schlachten, Kerker, Kirchenfluch,
Und mit uns lernten unſre Völker ſich
Verkennen, haſſen und bekämpfen, ſie,
Die einem Stamm entſproſſen ſind gleich uns,
Die alle deutſchen Bluts Genoſſen ſind.
Und doch ſo nahe lag die Löſung, nicht
Im Schwertkampf, nicht in Liſt noch Zauberei,
Sie liegt uns einzig in der Kraft des Herzens.
Das Herz nur kann uns retten, das uns ſtets,
Wenn wir zum Kampfe ſchritten, Warnung gab,
Das oft die Schlacht noch dann vereitelte,
Wenn Heer dem Heere ſchon die Stirne bot.
Als wir noch waren, wie die Kinder hier,
Die dich mir eben zugeführt, da wußten
Wir beſſ're Wege, damals hatten wir
Die Schlüſſel und den Becher und das Bett
Gemeinſam — und warum nicht jetzt den Thron?
O hätt' ich dieſes längſt dir angeboten!
O hätteſt du es längſt von mir begehrt!

Friedrich.

Du träumeſt Ludwig!

Ludwig.

Das iſt mehr als Traum.
Es ſteht mir wahr und wirklich vor dem Geiſt.
Und wie es vor mir ſteht, verkünd ich dir's
Das Reich mit allen Rechten, allen Würden,
Wir ſollen's Beide haben als ein Mann,
Und als ein Mann uns wider jeden ſetzen,
Der unſer Einem feindlich ſich erweiſt.
Wir ſollen Brüder heißen und als Brüder
Uns halten. In dem Siegel unſrer Macht
Soll Beider Name ſich verſchlingen und
Wir ſelbſt auch ſollen feſt verflochten ſein.
Und ungeſchieden bis der Tod uns trennt,
Und noch im Tode, nehm' ein Grab uns auf!

Die Krone, Friedrich, die du mir gebracht,
Ich ſetze ſie auf dein geweihtes Haupt.
(Er krönt Friedrich.)

Die Stund' iſt heilig. Unſer große Ahn,
Der königliche Rudolf, ſchaut hernieder
Und ſegnet uns, und hier in dieſen Kindern
Grüßt freudig uns das werdende Geſchlecht.

Friedrich.

Ich faſſ' es nicht.

Ludwig.

Jetzt bin ich hochgemuth,
Jetzt bin ich ſtark, jetzt führ ich ſelbſt mein Heer
Gen Brandenburg und bin des Sieg's gewiß.
Dir, Bruder, übergeb ich unterdeß
Die Pflege meiner Kinder, meines Landes.
Ich kann Dir Theureres nicht anvertraun,
Und ihnen kann ich keinen Schutzvogt ſetzen,
Der ſo in allem mein Vertreter und
Verweſer wäre, ſo mein andres Selbſt.
Wenn Leopold herangezogen kommt,
Mein Baiern zu verwüſten, tritt ihm du
Entgegen in der Königswürde Schmuck,
Und lächeln wird ſein finſtres Angeſicht.

Friedrich.

Ich frage nicht mehr, ob es möglich iſt?
Ob im feindſel'gen Treiben dieſer Erde
So herrlicher Entſchluß beſtehen kann?
Genug es iſt in dieſer großen Stunde,
Es lebt in dieſem hehren Augenblick,
Ich fühls und werfe mich an Deine Bruſt.

Ludwig.

In dieſer innigen Umarmung ſei
Auf ewig ausgeſöhnt der Bruderkrieg,
Der uns entzweit hat und das deutſche Volk.

Wir enthalten uns über die Schönheiten dieſes Schauſpieles mehr zu ſagen und verweiſen auf Wienbargs Schrift: die Dramatiker der Jetztzeit. Erſtes Heft. Jedenfalls ver-

dient der Verfaſſer ſeiner Begeiſterung für Uhland wegen volle Anerkennung und wir ſtimmen ihm gerne bei, wenn er ſagt:

„Wie ſchön ſteht dem hochgewachſenen deutſchen Weſen der ſtrenge und keuſche Faltenwurf Albrecht Dürerſcher Geſtalten. Da ſteht Uhland, der Jüngling, der Dramendichter. In dieſer Beleuchtung muß er aufgefaßt werden. Dramatiſche Grundharmonie, die nur deutſcheiniges Weſen wiedertönt, ohne die leiſeſte fremdartige Störung. So als Balladendichter, ſo als Dramendichter. Er iſt kein Genie, oder wenn man will, ſein Genie hat nichts Perſönliches, er iſt gleichſam der geſchichtliche Genius deutſcher Poeſie. An Glanz, Reichthum, Flug, leidenſchaftlichen Vibrazionen, Dialektik, übertrifft ihn Mancher. Selbſt die lebhafteren Farben, welche die Sympathien des Augenblicks gewähren, gehen ihm ab, ihm iſt nicht heiß, nicht fiebriſch, ihm iſt, wie Göthe und dem Fiſcher, kühl bis an's Herz hinan. Erreicht ſeine Dramatik nicht die leidenſchaftliche Wärme, die Manche für unerläßlich halten — die Deutſchen mögen, daß ihre Dichter ſie vergeſſen machen, daß ſie Deutſche ſind — ſo trägt ſie auch keine Schminke auf den Wangen, ſo iſt ſie ohne geſtohlene Reize. Kein Genieſpringer, geht ſie einfältig, ſinnig, klar und herzig einher. Harte Stirn und weiche Locken. Auf der Stirn den Zug des Gedankens und der Erinnerung. In den Locken den Duft des Morgens im Gebirge, und den leiſen, leiſen geiſterhaften Anhauch von dem verwitternden Geſtein der Felsruine, in der eine poetiſche Liebhaberei in der verwichenen Mondſcheinnacht ihr Lager ſuchte. Wißt ihr nun, was ich an Uhlands unvollkommenen Dramen liebe? Es iſt die lautere weſenhafte, unter der Oberfläche meiſt troſtloſer Erſcheinungen und von außenher angeflogener flitterhaften Bildung, durch das urſprüngliche geiſtige Leben ſich hinziehende und die Wünſchelruthe an die goldhaltigſten Adern der Nation anſchlagende, deutſchdramatiſche Poeſie.“ —

So iſt Uland, der ſo treu in Göthe's Fußſtapfen getreten, daß er plaſtiſche mit ſentimentaler Dichtung und den naiven Volkston mit dem heiterſten Humor und deutſche Gemüthlichkeit zu verweben wußte, aber auch zugleich eine über alle Vorurtheile erhabene Geſinnung zeigte. Weil er aber auch über die erſt im neunzehnten Jahrhundert eröffneten Schätze der mittelaltrigen Epik gebot,

hat er noch den Vorzug eines altdeutſchen Rhapſoden und wird alſo durch dieſe vielfache Richtung ſeines Genies das Vorbild der neuern Dichter, die alle wetteifern, ihm ihre Liebe und Achtung zu bezeugen.

Die übrigen Dichter der ſchwäbiſchen Schule.

Zu den Dichtern die neben Rückert und Uhland, im alten Dichterlande Schwaben, nicht jene phantaſtiſche Verſtandes-Romantik welche Tieck nnd Schlegel, wohl aber die ächte alte Minnepoeſie voll Gemüthlichkeit, Natur und Einfalt wieder erweckten, gehören: Guſtav Schwab, Juſtinus Kerner, Guſtav Pfitzer, Karl Mayer, ja auch die Schweizer Rudolf Tanner und Emanuel Fröhlich.

Den erſten Platz neben Uhland nimmt Guſtav Schwab (geb. 1792 zu Stuttgart, jetzt Pfarrer in Gomaringen) als trefflicher Sänger hiſtoriſcher Sagen und Legenden ein. Seine größten Werke in dieſer Gattung ſind Robert der Teufel, der Appenzellerkrieg, die heiligen drei Könige u. a. m. Doch wir lieben ihn auch in ſeinen kleinern Gedichten, wovon wir folgende herausheben: die Schöpfung am Bodenſee, des Fiſchers Haus, der Reiter und der Bodenſee, das Gewitter, Elsbeth von Cabr, das Mahl zu Heidelberg, wo er ſich meiſt zur Ballade neigt und ſein Rieſe von Marbach, wo er dem großen Landsmann Schiller im Volkstone ein ehrend Denkmal ſetzte.

Juſtinus Kerner (geb. 1786 zu Ludwigsburg, Uhlands vertrauteſter Freund, jetzt Arzt in Weinsberg) iſt mehr lyriſch als epiſch und trotz ſeiner innern Seelenharmonie und ſchwäbiſchen Heiterkeit, ſo wie er in die Harfe greift, bis zum Krankhaften kläglich und voll trüber Anſchauung und in dieſem trüben Spiegel zeigt er uns auch die Natur, in die er tiefe Blicke thut, doch immer das Nächtlichſte zu gewinnen weiß. So ſind ſeine: ſtillen Thränen, Waldleben, Rath im Mai, Sehnſucht, ſelbſt ſeine epiſchen

Gedichte: Kaiſer Rudolfs Ritt zum Grabe und die zwei Särge. Heiterer ſind ſein: Trinklied zum neuen Wein, Wanderlied, dann zuſchreitend und lebensmuthig ſein: Vorwärts und ſein Bürgerwall. Seine Seherin in Prevoſt und was er ſonſt als Arzt mit Magnetismus und Geiſterbeſchwörung treibt, iſt aber eine Sünde an ſeinem edlen Geiſte, die er auszutilgen ſchuldig iſt.

Guſtav Pfitzer, geb. zu Stuttgart 1809 ein Dichter der Reflexion, die aber durch die redliche und volle deutſche Empfindung von der ſie begleitet wird, und die den einfachen Ton ſeiner Lyra angibt, oft rein poetiſch wird, und darum anſpricht, weil ihr nichts Menſchliches fremd und alle Bezüge zum Vaterlande theuer ſind.

Karl Mayer, geb. 1786 zu Neckarbiſchofsheim, lebt in Waiblingen, eine wahre deutſche Lerche, die freudig aufſliegt aus dem blühenden Kornfelde und hoch in Lüften ihr lebensmuthiges Lied erklingen läßt, z. B.

Naturgeſchäftigkeit.

Vogelflug
Und Wolkenzug,
Wieſenblühn
Und Waldesgrün
Locken aufwärts, locken nieder
Augen, Wünſche, Herz und Lieder.

Die Blumen.

Blumen, Eure lieben Augen
Sollten nicht zum Sehen taugen?
Lieblinge des Angeſichts,
Schautet Ihr vom Maie Nichts?

Ihr entzücktet Erd' und Lüfte
Und entbehrtet Blick und Düfte,
Und der Vogel fänd' Euch taub,
Der Euch preiſt aus jungem Laub?

Sagt man nicht, daß ſelbſt die Seele
Eurer ſüßen Unſchuld fehle?
Blumen, Ihr beglücket nur,
Selbſt verwaiſt von der Natur?

Doch, wer kennt die ſtillen Sinne
Eurer Maienluſt und Minne?
Sel'ge Blumen, Ihr nur wißt,
Welches Glück Euch eigen iſt!

Ihm gleicht Rudolf Tanner, geb. 1794 in Aarau, lebt daſelbſt als Präſident des Obergerichts, nur berührt zuweilen auch Klage ſein Seitenſpiel, es iſt aber eine ſtille, ſanfte Klage und immer auch Troſt dabei.

Das Gerede der Wellen.

Eine Welle ſagt zur andern:
„Ach, wie raſch iſt dieſes Wandern!"
Und die zweite ſagt zur dritten:
„Kurz gelebt, iſt kurz gelitten."

Heimzug.

Daß die Heimath ſie erreiche,
Hebt die Taube Blick und Flug;
Nach dem ſüßen Himmelreiche
Hat die Seele ihren Zug.

Emanuel Fröhlich, geb. 1796 in Brugg in der Schweiz ſeit 1835 Hilfsprediger und Lehrer in Aarau, hat eigenthümliche Fabeln gedichtet, deren Stoff er der Natur entnommen, z. B.

Freiheitspreſſe.

Die vom Katzenhauſe rühmen
Ihres Leuen Herrlichkeit,
Der gedämpft der ungethümen
Schäferhunde Widerſtreit.

„Aber", ſagt darauf der Leu,
„Beſſer hat es doch der Hai;
Stets in Nacht kann der regieren
Und bei lauter ſtummen Thieren."

Gleichzeitige Dichter in Norddeutſchland.

In eigenthümlicher Richtung, theils an die frühere Romantik angelehnt, theils mehr nur an Göthe ſelber haltend, und meiſt in der letzten Zeit in den Ton der ſchwäbiſchen Schule einſtimmend, gab es auch in Norddeutſchland einige ausgezeichnete lyriſche Dichter, unter denen wir blos Chamiſſo, Eichendorff, Wilhelm Müller, Kind, Lappe, Pape, die Gebrüder Follen, und Smets nennen.

Adalbert von Chamiſſo geb. 1781 in Frankreich, verließ während der Revolution ſein Vaterland, trat 1798 in preußiſche Kriegsdienſte, wurde 1810 als Profeſſor zurückberufen, kehrte aber ſchon 1812 in ſein zweites Vaterland zurück, machte in den Jahren 1815 bis 1818 als Naturforſcher eine Reiſe um die Welt mit, und lebte dann als Mitglied der Akademie und Cuſtos des botaniſchen Gartens in Berlin, wo er im Jahr 1838 auch ſtarb. In ſeinen frühern Dichtungen hing er noch an der ältern Romantik, befreite ſich aber dann von dem Nebelhaften dieſer Schule und näherte ſich immer mehr der Uhlandiſchen Muſe. Merkwürdig iſt wie in dieſem Manne Franzoſen- und Deutſchthum kämpfte, ſo daß Erſteres in vielen ſeiner epiſchen Gedichte die Oberhand gewinnt, denn

ſo ſehr er ſelbſt voll deutſcher Milde und verſöhnender Natur im Leben war, ſucht er doch in ſeinen Poeſieen allermeiſt gräßliche und ſchauderhafte Stoffe. Dieſe ſeine Doppelnatur als Franzoſe und Deutſcher ſchildert er in dem reizenden Märchen: Peter Schlemihl oder der Mann ohne Schatten. Er ſchrieb dies Gedicht im Jahr 1813, wo er mit Verzweiflung oft ausrief: die Zeit hat kein Schwert für mich, nur für mich keins, da er nicht gegen ſein Vaterland kämpfen wollte. Er ſelbſt iſt dieſer Schlemihl, dem der Schatten, die Nationalität, das Bewußtſein des Vaterlandes, fehlte. Indeſſen haben wir auch von dieſem höchſt anſpruchloſen Dichter viele treffliche, ja lebensheitere Lieder wie z. B.

Der Frühling iſt kommen, die Erde erwacht,
Es blühen die Blumen genung;
Ich habe ſchon wieder auf Lieder gedacht,
Und fühle ſo friſch mich, ſo jung.

Die Sonne beſcheinet die blumige Au,
Der Wind beweget das Laub.
Wie ſind mir geworden die Locken ſo grau?
Das iſt doch ein garſtiger Staub.

Es bauen die Neſter und ſingen ſich ein,
Die zierlichen Vögel ſo gut.
Und iſt es kein Staub nicht, was ſoll es denn ſein,
Mir iſt, wie den Vögeln zu Muth.

Der Frühling iſt kommen, die Erde erwacht,
Es blühen die Bäume genung.
Ich habe ſchon wieder auf Lieder gedacht,
Und fühle ſo friſch mich ſo jung.

Seine liebenswürdige Beſcheidenheit beweiſt aber ſein Gedicht: der Nachhall, wo er unter andern ſingt:

„Ich danke Dir, mein heimiſch deutſches Land,
Du haſt in dieſer ernſten ſtürm'ſchen Zeit
Mir unverhofft geliehen Ohr und Herz,
Und haſt mitfühlend mir die eignen Freuden,
Die Luſt der Lieder in bewegter Bruſt

Reich, überſchwänglich reich gelohnt. Hab Dank!
Ich ſang ja nur, ſo wie der Vogel ſingt."

Trefflich iſt auch ſein Zuruf an die Dichter, die er frei ſein heißt wie der Vogel, doch nicht Erwerbes halber dichten ſollen ſie, ſondern im Schweiß ihres Angeſichtes ihr Brot eſſen:

„Wenn aber ſchlägt die Abendfeierſtunde
Und in des Himmels Räumen ſich entzündet
Das Licht der Sterne, dann, Geweihte ſchüttelt
Von Euch die Sorgen, frei erhebt das Haupt
Und frei belebt die heilge Nacht mit Tönen;
Ruft in den Schlafenden die Träume wach
Die Träume jener Welt, die in Euch lebt; —
Das Reich der Dichtung iſt das Reich der Wahrheit,
Schließt auf das Heiligthum, es werde Licht!"

Joſeph Freiherr von Eichendorff geb. 1788 zu Lubowitz in Schleſien; trat 1813 als freiwilliger Jäger in die Reihen der vaterländiſchen Streiter, bekleidete nach geſchloſſenem Frieden mehrere Staatsämter und lebt als k. preußiſcher Regierungsrath zu Berlin. Trefflich charakteriſirt ihn Kühne, wenn er ſagt: „Er iſt eine außerordentlich liebenswürdige Offenbarung deutſcher Geiſteswelt, geſund und tüchtig, friſch und innig, bis zur Muſik weich und träumeriſch, und bis zum Humor fröhlich und frei. So was man ein gutes Herz nennt, das bezeichnet Eichendorffs Stimmung, ein gutes Herz, das, weniger um die Strömungen des Geiſtes bekümmert, ſich der Natur in die Arme wirft und aus ihr den Geiſt herauszufühlen meint, den Geiſt, die Liebe, die Religion und alle hellen Freuden und alle dunkeln Gefühle des Lebens. Und dieſe Muſe mit dem guten Herzen hat ein ſehr feines Ohr für die Naturtöne, es erlauſcht ſich die Magie der Sprache, in der ſich die Elemente unterhalten, ſo daß das Reich der äußern Welt ein allbelebtes wird, ein Inſtrument mit tauſend Saiten, auf welchem die Seele des Menſchen ſpielt. — Sein Humor iſt die geſunde Fröhlichkeit ſeiner Seele, oder ein ironiſches Intermezzo, indem die Werkelthätigkeit des Berufs ſich mitten in dieſer Romantik der Geſchichtswelt verlauten läßt. Denn natürlich iſt weder die moderne Wirk-

lichkeit noch die Gedankenwelt unſerer Gegenwart in die Poeſie dieſes Sängers aufgegangen. Die Kreiſe ſeiner innern Anſchauung ſind nicht allzureich und weit, immer aber iſt Inhalt und Form gleich ſchön und voll ſeelenvoller Wärme." — Eichendorff hat in ſeinen Liedern ganz den Volkston der ſchwäbiſchen Dichter, nur daß er ſorgloſer im Ausdruck und Versbau iſt, weil es ihm lediglich nicht um Beifall, ſondern um ſeine Sängerluſt zu thun iſt, wie er auch einmal geradezu ſagt:

„Und ob ihr's leſt oder bleiben laßt,
Ich ſinge doch aus froher Bruſt."

Uebrigens zeigt folgendes kleine Gedicht, welch eine würdige Anſicht er von dem Dichter habe:

Dichterloos.

Für Alle muß vor Freuden
Mein treues Herze glühn,
Für Alle muß ich leiden,
Für alle muß ich blühn.
Und wenn die Blüthen Früchte haben,
Da haben ſie mich längſt begraben.

Hieher zählen wir auch folgendes Gedicht:

Troſt.

Es haben viel Dichter geſungen
Im ſchönen deutſchen Land,
Und ſind ihre Lieder verklungen,
Die Sänger ruhen im Sand.

Aber ſo lange noch kreiſen
Die Stern' um die Erde rund,
Thun Herzen in neuen Weiſen
Die alte Schönheit kund.

Im Walde da liegt verfallen
Der alten Helden Haus,
Doch aus den Thoren und Hallen
Bricht jährlich der Frühling aus.

Und wo nimmer müde Fechter
Sinken im muthigen Strauß,
Es kommen frische Geschlechter
Und fechten es ehrlich aus.

Eichendorff hat sich auch im Dramatischen, doch nicht mit Glück versucht, auch seine Novellen, so anmuthig sie erzählt sind, werden durch das Lyrische, dessen sie voll sind, nicht selten etwas verschwommen. Doch sind einige z. B. aus dem Leben eines Taugenichts und Dichter und ihre Gesellen, von eigenthümlicher Frische und was das Vorzüglichste an ihm ist, durchaus voll gesunder Gemüthlichkeit.

Wilhelm Müller geb. in Dessau 1795, auch Freiwilliger im Jahre 1813, reiste 1817 nach Italien und starb 1827 zu früh für Deutschland als Bibliothekar und Hofrath in seiner Vaterstadt. Auf diesen reichbegabten Dichter voll Schöpfungskraft und Innigkeit hatte Uhland den meisten Einfluß. Daran erinnern auch seine Naturlieder z. B.

Das Frühlingsmahl.

Wer hat die weißen Tücher
Gebreitet über das Land?
Die weißen duftenden Tücher
Mit ihrem grünen Rand?

Und hat darüber gezogen
Das hohe blaue Zelt?
Darunter den bunten Teppich
Gelagert über das Feld?

Er ist es selbst gewesen,
Der gute reiche Wirth

Des Himmels und der Erden,
Der nimmer ärmer wird.

Er hat gedeckt die Tische
In seinem weiten Saal,
Und ruft, was lebet und webet,
Zum großen Frühlingsmahl.

Wie strömts aus vollen Blüthen
Herab von Strauch und Baum!
Und jede Blüth' ein Becher
Voll süßer Düfte Schaum.

Hört Ihr des Wirthes Stimme?
„Heran was kriecht und fliegt,
Was geht und steht auf Erden,
Was unter den Wogen sich wiegt!

Und Du mein Himmelspilger,
Hier trinke trunken Dich,
Und sinke selig nieder
Auf's Knie und denk' an mich!"

Den größten Ruhm erwarben ihm seine Griechenlieder z. B. der kleine Hydriot, der Mainotte, die letzten Griechen, wo er ein zweiter Tyrtäus geworden, aber auch den Völkern Europa's strafend zuruft:

Was habt Ihr, Völker, denn gelernt, von Hellas alter Kunst?
Frei sein, so heißt ihr erster Spruch. Blast weg den eitlen Dunst,
Den ihr auch als hellenisch preist; Ihr seid so frei noch nicht,
Zu helfen frei mit Wort und That, wo Freiheit Ketten bricht!
Wir fragen nichts nach unserm Ruhm, nach unsrer Mannen Preis.
Was frommt's ob der Barbaren Schwarm von unsern Thaten weiß.
Wenn Hellas sinken muß in's Grab, wir wollen keinen Stein
Für unsre Gruft. Laßt ungenannt die letzten Griechen sein.

Welcher Reichthum und welche Mannigfaltigkeit in seinem Gemüthe gewohnet, bezeugt noch manches ächte deutsche Trinklied, wie z. B. die Arche Noäh und das Est, est, wobei es jedem recht aufs Herz fällt, daß dieser gemüthliche deutsche Mann schon so frühe ins Grab sinken mußte.

Friedrich Kind geb. 1768 zu Leipzig, gestorben 1843 als Hofrath in Dresden hat in der anmuthigen weichen Manier der Tiedge-Mahlmann gedichtet und war besonders glücklich in der poetischen Erzählung. Auch seine Dramen: Van Dyks Landleben, das Nachtlager von Granada und der Text zu Weber's Oper: der Freischütz zeugen von anmuthiger Phantasie, tiefem Gefühle, und Meisterschaft in der Sprache.

Karl Lappe geb. 1773 in Pommern verdient durch die ungekünstelte Darstellung und innige Herzlichkeit in seinen lyrischen Gedichten fortzuleben im Andenken der Deutschen. Dasselbe gilt von Samuel Pape, geb. 1774. Er war Prediger im Lande Hadeln und seine Balladen und Romanzen, wie seine Lieder sind voll Anmuth, Frische, Reichthum der Phantasie und Wohllaut. Fouqué hat die Sammlung seiner Gedichte bevorwortet. Ein Geistesverwandter dieser gefälligen und innigen Lyriker ist auch Franz Freiherr Gaudy geb. 1800 in Frankfurt a. d. O. war Officier und privatisirt jetzt in Berlin; ausgezeichnet sind auch seine Romanzen und Erzählungen und haben so wie die Lieder eine reiche Mitgabe von Witz und Laune. Noch sind zu erwähnen die Gebrüder Ludwig und Karl Follen aus Darmstadt, ersterer der Demagogie beschuldigt saß eine Zeit lang gefangen in der Stadtvogtei zu Berlin und wanderte dann in die Schweiz; freie Stimmen frischer Jugend, eine Sammlung lyrischer Gedichte dieses Dichters enthält die kühnsten Klänge einer deutschen Harfe und rechtfertigt ganz ihre Ueberschrift. Eben jetzt hat er uns aus seinem neuen Vaterlande das Nibelungenlied im Tone des deutschen Volksliedes zugesendet. Karl Follen, sein jüngerer Bruder hat die allbekannten feurigen Schlachtlieder: Schalle du Freiheitsfang! und Unterm Klang der Kriegeshörner — gedichtet, verließ ebenfalls der Demagogie verdächtig sein Vaterland; schiffte nach Amerika und lehrt jetzt als Professor in Massachusset. Wilhelm Smets, der Sohn der

großen Schauſpielerin Sophie Schröder, ſchließt ſich würdig an die Reihe der Vaterlandsdichter, welche mit Leier und Schwert geſtritten. Er war 1796 zu Reval geboren, verbündete ſich nach vollendeten Studien auf der Hochſchule zu Bonn 1812 mit mehreren deutſchen Jünglingen gegen die Franzoſen, und mußte, da das Geheimniß entdeckt wurde, entweichen. Er trat darauf in Deutſchland in die preußiſche Armee unter Gneiſenau und diente bis zum Frieden als Lieutnant. Darauf nahm er ſeinen Abſchied und begleitete einen jungen Edelmann nach Wien, wo er ſeine Mutter nach zehnjähriger Trennung wiederfand und ſich eine Zeitlang als Schauſpieler daſelbſt verſuchte. Im Jahre 1818 kehrte er, der Bretter überdrüſſig, an den Rhein zurück und ward Lehrer an der Kriegsſchule zu Coblenz, ſtudierte dann zu Münſter unter Georg Hermes Theologie und wurde 1822 in der Cölnerdomkirche zum Prieſter geweiht. Seiner Kränklichkeit halber mußte er aus verſchiedenen geiſtlichen Aemtern, wo er als Pfarrer und Schuleninſpektor äußerſt wohlthätig gewirkt hatte, ſich in den Ruheſtand zurückziehen und lebt ſeit 1837 als Weltgeiſtlicher in Cöln. Wir haben von ihm Taſſo's Tod ein Trauerſpiel, kleine epiſche und lyriſche Poeſien, worin allenthalben das tiefſte Gefühl, lebendige Phantaſie, hoher Adel der Geſinnung und die anmuthigſte Sprache zu finden. Folgendes Gedicht ſetzen wir her, weil es den Gang und das Weſen ſeines Genius ſo ſchön als treu darſtellt.

Des Dichters Lebensbilder.

Es ſpricht aus dreizehn Bildern
Mein ernſter Lebensgang,
Gleich edeln Wappenſchildern
Sie geben guten Klang;
Und wie ein Bild vorüber
Nun trüb, dann heiter zieht,
Bald heitrer und bald trüber,
Ertönet auch mein Lied.

Das erſte zeigt am Strande,
Den Finnlands Flut benetzt,
Ein Kind, das ſich im Sande
Am Muſchelſpiel' ergötzt.

Durch vielverſchlungne Wege
Gelangt's zum ſchönen Rhein; —
Ach, ohne Mutterpflege,
An Vaters Leichenſtein.

Das zweite läßt ertönen
Des Jünglings Citherklang,
Den Kummer zu verſöhnen
Durch tiefen Herzensſang:
Und wo in Frühroth's Milde
Am Berg das Schloß ſich zeigt,
Dem ſchönſten Frauenbilde
Sich fromm ein Sänger neigt.

Das dritte ruft zum Streite
Mit Kreuzfahn', Speer und Schwert,
Drob ziehn viel wackre Leute
Von ihrer Heimath Herd:
Da ſucht mein junges Leben
Im Opfertod ſein Ziel,
Dem Vaterland ergeben
Mit Schwert und Saitenſpiel.

Das vierte läßt mich ſchauen
Ein altes Chriſtenhaus,
Viel hundert Jahr' dran bauen
Und bauen's nimmer aus:
Und drin ein Jüngling kniet,
Verworren, trüb' und bleich,
Bis Gnade ihn durchglühet,
An Ruh' und Glauben reich.

Das fünfte nennt das klare,
Holdſel'ge Mutterherz:
Treu ſucht' ich's viele Jahre, —
Da ſchwand der Trennung Schmerz:
Wie heb' ich kühn die Lanze
Gen Ränke, Neid und Hohn!
Doch, groß im Lorbeerkranze,
Die Mutter wehrt's dem Sohn.

Das ſechste zeigt der Lande
Mir mannigfaltig viel'
Erſt an des Meeres Strande,
Da iſt des Wandrers Ziel:

Der eilet durch die Menge
Mit ſtill verſchämtem Blick,
Doch läßt er der Geſänge
Kühn redend Wort zurück.

Das ſiebente geleitet
Den Sänger wunderbar:
Im Prieſterſchmucke ſchreitet
Er zu des Herrn Altar,
Und wendet ſich zum Volke,
Und ſpricht ein tröſtend Wort,
Doch ſcheucht er ſelbſt die Wolke
Sich von der Stirn nicht fort.

Das achte zeigt daneben
Manch reines Jünglingsherz,
Mir innig hingegeben,
Mich flügelnd himmelwärts;
Des Schülers Blicke ſehen
Begeiſtert auf mich hin,
Nicht ahnend mein Geſtehen,
Wie unwerth daß ich bin.

Das neunte nennt die Namen
Der Freunde Arm in Arm,
Die mir entgegen kamen
Mit Herzen treu und warm:
Der Eine ſchlägt die Saiten,
Der Andre ſingt ein Lied,
Für ächte Kunſt zu ſtreiten
Sind alle heiß erglüht.

Das zehnte iſt in Trauer
Des Siechthums eingehüllt,
Und kalter Todesſchauer
Des Mannes Herz erfüllt;
Doch will noch von der Lippe
Der letzte Hauch nicht wehn,
Es ſoll an dieſer Klippe
Dies Herz noch nicht vergehn.

Das eilfte hebt den Schleier
Von lang' verhaltnem Gram,
Der von des Lebens Feier
Früh ſeinen Theil ſich nahm:

Doch ganz nicht überwunden
Hat er die Lebensluſt,
Die noch in Weheſtunden
Schwellt die verletzte Bruſt.

Das zwölfte froh mir zeiget
Manch herrliches Gemüth,
Das ſchonend ſich geneiget
Zu mir und meinem Lied;
Da ſeh' ich Alle wieder,
Die mir ſo hold geſinnt;
Nicht ſchönern Lohn der Lieder
Ein Sänger je gewinnt!

Das Schlußbild zeigt den Sänger
Ernſt und gedankenvoll,
Ob Gram und Siechthum länger
Ihn noch bedrängen ſoll?
Doch hat ihn nie ſo ſinnig
Die Muſe angeblickt,
Und nie ſo treu und innig
Die Freundſchaft ihn beglückt.

So ſpricht aus dreizehn Bildern
Mein ernſter Lebensgang,
Gleich edeln Wappenſchildern
Sie geben guten Klang;
Der Klang, dem ich gelauſchet,
Der ſanft wie Weſte bald,
Bald wie der Waldſtrom rauſchet,
In meinen Liedern ſchallt.

Das Drama.

Das Theater erſchien in Deutſchland in der That nach dem Befreiungskriege als eine Fortſetzung des ſo mächtig erhobenen Nationallebens, deſſen günſtiger Erfolg aber auch zugleich durch dieſelben Mißſtände, an denen viele Hoffnungen der Vaterlandsſtreiter ſcheiterten, gehindert wurden. Die verſchiedenen einander oft ent-

gegengesetzten Interessen der deutschen Völkerstämme, die nach der Besiegung des furchtbaren Feindes sich allmählig wieder trennten, kamen auch im Schauspielhause zum Vorschein; alte Vorurtheile, Ungleichheit der Stände, Mangel an Vertrauen zu deutscher Treue verscheuchten freiere Gestalten, manch kühnes Wort von der Bühne; was den meisten Nachtheil brachte, war eine neue Aristokratie auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, die Kaste zahlloser Kritiker, die oft frech genug waren dem guten Volke, wenn es seinen lauten Beifall erhob, Stillschweigen zu gebieten und die edelsten Dichter in öffentlichen Blättern schonungslos verfolgten. Dem ohngeachtet hat eben diese Zeit dramatische Dichter, welche Frankreich und England mit Gold und Ehren überschütten würden und das Mittelmäßige ist wenigstens in Form und Sprache besser als Manches, was in dem achtzehnten Jahrhundert mit Jubel aufgenommen wurde. Eben ums Jahr 1815 eröffnete Adolph Müllner aus Weißenfels, geb. 1774 gest. 1829, den deutschen Theatern neue Aussicht. Nachdem dieser talentvolle Dichter schon im Lustspiele bessere Wege zeigte, schrieb er in Werners effektreicher Manier zwei Schicksals-Tragödien: der 29. Februar und die Schuld, wovon besonderes Letzteres durch die poetische Sprache, durch den Reichthum an Bildern und Gedanken, und die feine südlich calderonische Sittlichkeit allgemeinen Beifall sich errang, denn es erschien hier Werner's chaotisches Walten geordneter und zum Theil veredelter und auch für theatralische Darstellung kunstgemäß eingerichtet. Allein was er in der Folge lieferte, entsprach nicht der großen Erwartung, und man kam bald zu der Einsicht, daß ihm poetische Schöpfungskraft, Tiefe des Gefühls und Adel der Gesinnung fehlten, Eigenschaften, ohne die kein dramatischer Dichter groß werden kann. Daß er das Schicksal in das Drama wieder eingeführt, sollte nicht so sehr getadelt werden, wo dieses, wie in der Schuld sich rächt, da ist wohl an keine Begünstigung des Lasters zu denken und titanische, strebende Geister schreckt der gespenstige Gedanke an das Fatum eben so wenig, als irgend eine andere Macht auf Erden; nur müßte das Schicksal nicht ausschließend in jeder Tragödie vorwalten und somit die Idee desselben nicht im Gebiete der Poesie zum Dogma werden. In Müllner's Fußstapfen

trat ein Mann, vielleicht der größte Bühnendichter unſerer Zeit, der mit ſeiner dramatiſchen Kraft auch wahre Poeſie vereinigte — Franz Grillparzer, geb. zu Wien 1790 ſeit 1832 k. Archivdirektor. In ſeinem erſten Schauſpiele: die Ahnfrau herrſcht die Grundidee des Fatalismus noch weit nächtlicher, ſchauriger, mächtiger als in der Schuld und treffend ſagt ein Kunſtrichter über dieſes Drama: „das Feuer bricht nur in ſeiner zerſtörenden Wirkung hervor und färbt alle Figuren mit einem gewaltſamen Lichte, die Ruhe am Schluſſe iſt nicht die Ruhe der geſtirnten Nacht, ſondern die Verödung räuberiſch verbrannter Wohnungen.“ Ein ſtrebender Geiſt von ſolch geſunder Urtheilskraft und ſittlicher Größe, wie dieſer junge Dichter war, konnte nicht lange auf dem Wege verharren, er wandte ſich zu Göthes freundlicherem Genius und mit ihm zum Griechenthum und ſo erhielten wir Sappho, eine griechiſche Tragödie in moderner Weltanſicht. Der ungetheilte Beifall, der dieſer Sappho in Wien und Berlin und in andern deutſchen Städten zujauchzte — denn ſeit Schillers Erſcheinung iſt kein dramatiſcher Dichter ſo aufgenommen worden, als er, — konnten ihn für die Kritik entſchädigen, die in ſeiner Beurtheilung allerdings zu pedantiſch und einſeitig es aus dem Auge ſetzte, daß er nicht für Griechen, ſondern für unſere Zeit geſchrieben; denn zugleich hemmte den freudigen Aufflug des Mannes, der ſelbſt ſtrenger als alle Kritiker war, zunehmende Einſicht in das Weſen der Kunſt, wozu noch ſchwächliche Geſundheitszuſtände kamen und der Unmuth ſich in der Freiheit der Gedanken beengter zu ſehen, als einem Genius wie der ſeinige zu ertragen möglich war. Im Gefolge des Kaiſers von Oeſtreich unternahm er ſodann eine Reiſe nach Italien und nährte dort ſeinen Geiſt mit unmittelbarer Anſchauung des Alterthums und ſo erſchien, wiewohl erſt 1822 die Trilogie: das goldene Vließ. Dieſe helleniſche Blume ſeines Genies war nun freilich griechiſcher als Sappho, allein ſie wurde kälter aufgenommen, was um ſo begreiflicher iſt, da in dieſen Jahren eben die Griechen ihren Verzweiflungskampf kämpften, und die ganze Menſchheit mit Entſetzen zuſchaute, wie Medea ihre Kinder mordete. Wahre Kenner haben den hohen Werth dieſer Trilogie anerkannt und Grillparzer genoß auf einer Reiſe nach Nord-

deutſchland die würdigſte Auszeichnung und bei Göthe in Weimar die freundlichſte Aufnahme. „Grillparzer“ ſchreibt der alte Meiſter an Zelter, „iſt ein angenehmer, wohlgefälliger Mann; ein anmuthiges, poetiſches Talent darf man ihm wohl zuſchreiben, wohin es langt, und wie es ausreicht will ich nicht ſagen. Daß er in unſerm freien Leben etwas gedrückter ſchien, iſt natürlich.“ Er war nicht gedrückt und trat für ſeine Umgebung nur zu frei auf in ſeinem Trauerſpiele Ottokar, das freilich viel verlieren mußte von ſeiner deutſchen Tüchtigkeit in der Geſtalt, in der es erſt erſcheinen durfte. Daſſelbe gilt auch zum Theil von einem ſpätern Stücke, der treue Diener ſeines Herrn und wie ſollte da das komiſche Leben gedeihen, das man in ſeinem Luſtſpiele: Wehe dem der lügt, vermißte! Doch ſeine ganze Fülle poetiſcher Kraft und der muſikaliſche Wohlklang ſeiner Sprache thut ſich wieder kund in ſeinem dramatiſchen Märchen: der Traum ein Leben. Wie da der Jüngling Ruſtan alſo ſpricht:

O es mag wohl herrlich ſein,
So zu ſtehen in der Welt
Voll erhellter, lichter Hügel,
Voll umgrünter Lorbeerhaine,
Schaurig ſchön, aus deren Zweigen,
Wie Geſang von Wundervögeln
Alte Heldenlieder tönen,
Und vor ſich die weite Eb'ne,
Lichtbeſtrahlt und reich geſchmückt,
Die zu winken ſcheint, zu rufen:
Starker, nimm dich an der Schwachen!
Kühner, wage! Wagen ſiegt!
Was du nimmſt, iſt dir gegeben!
Sich hinab zu ſtürzen dann
In das rege, wirre Leben,
An die volle Bruſt es drücken,
An ſich und doch unter ſich:
Wie ein Gott an leiſen Fäden
Trotzende Gewalten lenken,
Rings zu ſammeln alle Quellen,
Die, vergeſſen, einſam murmeln,
Und in ſtolzer Einigung,
Bald beglückend, bald zerſtörend,
Brauſend durch die Fluren wälzen.

Beidenswerthes Glück der Größe!
Welle kommt und Welle geht,
Doch der Strom allein beſteht.

Oder im zweiten Aufzuge derſelbe:

Freiheit! Ha, mit langen Zügen
Schlürf' ich deinen Aether ein!
In des Morgens Purpurſchein
Seh' ich deine Banner fliegen,
Die auf Höh'n, am Himmelszelt,
Weit umher du aufgeſtellt,
Allen Lebenden ein Zeichen
In der Schöpfung weiten Reichen.
Freiheit! Athem der Natur,
Zeiger an der Weltenuhr;
Alles Großen Wieg' und Thron,
Nimm ihn auf den neuen Sohn,
Laß mein Stammeln dir gefallen,
Die du Mutter biſt von Allen!

Wie er dann erwacht vom Traume, während durch das Fenſter die aufgehende Sonne den kommenden Tag verkündet, ruft er aus auf die Knie ſtürzend:

Sei gegrüßt, du heil'ge Frühe,
Ew'ge Sonne, ſel'ges Heut'!
Wie dein Strahl das nächt'ge Dunkel
Und der Nebel Schaar zerſtreut,
Dringt er auch in dieſen Buſen,
Siegend ob der Dunkelheit.
Was verworren war, wird helle,
Was geheim, iſt's fürder nicht;
Die Erleuchtung wird zur Wärme,
Und die Wärme, ſie iſt Licht.

Dank dir! Dank! daß jene Schrecken,
Die die Hand mit Blut beſäumt,
Daß ſie Warnung nur, nicht Wahrheit,
Nicht geſchehen, nur geträumt.
Daß dein Strahl in ſeiner Klarheit,
Du Erleuchterin der Welt,

Nicht auf mich den blut'gen Frevler,
Nein, auf mich, den Reinen, fällt.

Breit' es aus mit deinen Strahlen,
Senk' es tief in jede Bruſt.
Eines nur iſt Glück hienieden,
Eins: des Innern ſtiller Frieden
Und die ſchuldbefreite Bruſt!
Und die Größe iſt gefährlich,
Und der Ruhm ein leeres Spiel;
Was er gibt, ſind nicht'ge Schatten,
Was er nimmt, es iſt ſo viel!

Das ſind Worte eines tief fühlenden Herzens eines deutſchen Herzens, eines noch jungen Herzens! und Deine Kraft, Du Stolz und Zierde Auſtrias, denn man nennen wird in der Geſchichte mit den Helden und Weltweiſen und Fürſten dieſes Stammes; Deine Kraft hat ausgelangt und ausgereicht und das deutſche Volk, wenn es die heilige Frühe nach der dunkeln Nacht eines langen ſchweren Traumes begrüßen und ſich freuen wird der Strahlen, die nicht auf blutige Frevler ſondern auf Reine fallen, dann wird es auch Dich grüßen, (möchteſt Du es doch erleben!) und Deine Geſtalten wieder zu ſchauen begehren und Deine Worte ganz verſtehen und nachſingen und auch ihre Kinder ſingen lehren, denn ſie ſind rein und keuſch wie alles was echt und deutſchen Urſprungs iſt und der Glanz Deiner Geſtalten iſt gleich dem Glanze der Sterne, die in ſtiller Größe nicht blenden, die erleuchten,

Und Erleuchtung wird zur Wärme,
Und die Wärme ſie iſt Licht.

Grillparzer zunächſt, wenn auch nicht mit gleichem Talente, doch mit eifrigem Beſtreben ſtehen Houwald, Raupach und Zedlitz. Ernſt Freiherr von Houwald geb. 1778 Syndikus der Niederlauſitzer Stände, auf ſeinem Gute Sellendorf lebend, ein lyriſch epiſches Talent, das ſich aber mit Vorliebe der dramatiſchen Dichtung zuwandte. Anfangs waren noch Werner und Müllners Schickſalstragödien ſeine Muſter und ſeine ernſten Trauerſpiele: die Freiſtatt, die Heimkehr und der Leucht-

thurm ſind ganz in dieſer Richtung geſchrieben. Milder und verſöhnender wird er ſchon in dem Drama Fluch und Segen und ſein Meiſterſtück das Bild nähert ſich bereits dem reinern Vorbilde — Schiller, mit dem er aber auch das Rhetoriſche gemein hat, wie überhaupt in ſeinen Dramen meiſt lange Reden, viel Empfindung, wenig Handlung und Bewegung ſtattfindet. In ſeinen Novellen, namentlich in ſeinen Jugendſchriften, zeigt er die liebenswürdigſte Gemüthlichkeit und eine ſittliche Reinheit, die ihn auch in ſeinen Dramen zum Liebling des beſſern Leſepublikums gemacht. Auch im Luſtſpiele hat er ſich verſucht und die alten Spielkameraden (ſo heißt ſein einziges Luſtſpiel) gehören allerdings zu den beſſern Bühnenſtücken.

Ernſt Raupach, geb. 1784, eines Predigers Sohn aus Schleſien, ſtudierte Theologie, ging als Erzieher nach Petersburg und wurde daſelbſt 1816 Univerſitätsprofeſſor mit dem Hofrathstitel. Politiſcher Verdächtigung wegen verlies er 1822 Rußland, machte eine Reiſe nach Italien und lebt jetzt in Berlin. Er iſt der fruchtbarſte Theaterdichter unſerer Zeit, doch iſt es freilich ſeiner allzugroßen Schreibfertigkeit zuzuſchreiben, daß ſeine Dramen nicht den Stempel der Vollendung an ſich tragen, wiewohl ſie nicht ſo ferne davon ſtehen, als manche Kritiker behaupten und es gab Dichter, die ſich erlaubten über Lebrecht Hirſewenzel, (unter dieſem Namen hatte er ſeine italieniſche Reiſe und viele ſeiner Schriften herausgegeben) zu ſpotten, ohne doch ſelbſt etwas beſſeres zu ſchreiben. Raupachs Dramen haben in der That große Vorzüge; ſeine erſten Trauerſpiele Chawanski, die Freunde, die Gefeſſelten u. a. ſind mit lautem Beifall auf allen deutſchen Bühnen aufgenommen worden und zeichneten ſich ſchon durch bühnengerechte Anordnung, ſchöne Sprache, Bilderreichthum und beinahe ſüdliche Innigkeit der Gefühle aus, nur kennt man ihnen zu ſehr die Muſter — Schiller, Shakespeare, Calderon und Göthe an —. W. Schlegels Worte: daß in der Geſchichte der Hohenſtaufen das Feld ſei, auf dem man echt nationale Dramen pflanzen könnte und Raumers hiſtoriſches Werk veranlaßte ihn in einer Reihe von Schauſpielen dieſe Heldenzeit dem deutſchen Volke vorzuführen und iſt ihm die Ausführung auch nicht ganz

gelungen, bleiben es doch immer Bühnenstücke, die ihres historischen Grundes wegen öfter und mit allem Aufwand der Kunst aufgeführt werden sollten. Einen glücklichen Griff that er in seinem Trauerspiele Isidor und Olga oder die Leibeigenen; ein Werk, wofür ihm alle Menschenfreunde herzlich danken und die Millionen, die noch in manchen ost-europäischen Ländern, wenn auch unter andern Namen, die Fessel der Leibeigenschaft tragen, werden ihn als den Sänger ihres Elends im Herzen tragen und manches stolze Aristokraten-Gemüth wird dieses Gemälde erschüttert haben und noch erschüttern. Trefflich gewählt ist auch der Stoff des altpreussischen Stückes: Vor hundert Jahren und zu seinem besten rechnet man die treugezeichneten Charaktergemälde: Cardinal und Jesuit und die gute Königin, so daß man versucht wird zu behaupten, diese Art von Dramen sei seinem Talent die angemessenste. In seinem dramatisirten Märchen Tassos Tod, der Müller und sein Kind u. A. ist zu viel Rührung, und die Sprache zu süßlich. Von seinen Lustspielen sind manche gelungen und würde er sich ganz harmlos ohne Hinblick auf Muster, die er nicht erreichen kann, seinem dramatischen Talente überlassen, wären sie meist noch besser gerathen.

Christian Freiherr von Zedlitz geb. 1790 in Oesterreichisch-Schlesien, k. k. Offizier, jetzt Kammerherr und Geheimsekretair des Fürsten Metternich. Ein lyrisch episches Talent von großer Behaglichkeit und Lebensfülle. Er trat mit einem größern lyrischen Gedichte: die Todtenkränze auf, und wand mit diesen Canzonen, worin er die größten Menschen der Geschichte verherrlichte, auch um sein Haupt eine Lorbeerkrone. Großes Interesse erregte in Deutschland und Frankreich seine Ballade: die nächtliche Heerschau. In seinen beiden Trauerspielen: Turturell und zwei Nächte zu Valladolid zeigt sich neben hohem Schwung der Phantasie, Gedankenreichthum und innigem Gefühle unverkennbare Nachahmung Calderons. Mehr Beifall fand sein späteres Trauerspiel Kerker und Krone, worin er auch gleich Raupach: Tasso in seiner Erniedrigung und im Kerker schildert.

Nach diesen Meistern unserer jetzigen Bühnen haben sich noch folgende dramatische Dichter hervorgethan: Freiherr von Auf-

fenberg, Auguſt Apel, Johann von Zahlhas, Friedrich von Uechtritz, Michael Beer, Egon Ebert, Julius Moſen, Karl Immermann, Graf Auguſt von Platen. Von Moſen, Immermann, Platen und Ebert werden wir noch unten handeln; von Michael Beer, dem Bruder des großen Tonſetzers Meier Beer ſind die Trauerſpiele: Paria und Struenſee, beide von anerkanntem Werthe, wenn auch mehr rhetoriſch als poetiſch, doch voll ergreifender Momente und Letzteres beſonders, des allzufrüh verſtorbenen Dichters letztes Werk, von einer Kühnheit der Gedanken und einer Kraft des Ausdrucks, die an Schiller, den Sänger der Freiheit mahnt; iſts vielleicht darum, daß es nur einmal in München aufgeführt, nicht wieder auf die Bühne kommt? Freilich konnten dieſe wenigen, meiſt hiſtoriſchen Dramen eine Unzahl leicht gearbeiteter doch bühnenbequemer Theaterſtücke der platteſten Mittelmäßigkeit noch nicht verdrängen! Indeſſen nahm die Neigung des deutſchen Volkes zum Theater immer mehr zu und die Gewinnſucht der meiſten Direktoren benutzte dieſe nicht ſelten zum Nachtheil des guten Geſchmackes und ſelbſt der Sittlichkeit; das Haus zu füllen und die große Menge anzulocken, ſchaffte man nur immer Neues, Sinnaufregendes, Blendendes, gewaltige Heroenſpiele mit prächtigem Schaugepränge, Poſſen mit fadem Witz, und albernen oft unſittlichen Späßen ausgeſtattet und ſolche Machwerke wurden oft beſſer gezahlt, als Dramen, worin der feinſte Geſchmack und das reichſte Talent gearbeitet hatten. Darum verdienen Dichter, die den Beſſern zu gefallen ſtrebten und ihre Würde um keinen Preis verſcherzen wollten, dreifaches Lob und dankbares Andenken der Nation, weil ſie dieſelbe werthgehalten raſtloſer Anſtrengung und eifrigen, wenn auch unbelohnten, Strebens. Ein Uebelſtand für die deutſche Bühne iſt es, daß keine Hauptſtadt die beſten Köpfe vereinigt und in ſeinem Theater der ganzen Nation das rechte Muſter aufſtellt. Solch eine Hauptſtadt des feinen Geſchmacks war wie wir geſehen ſonſt Weimar, doch nahm das literariſche Leben und das Theater daſelbſt mit dem Hinſcheiden der Begründer dieſes deutſchen Athens, der Herzogin Amalie des Großherzogs Karl Auguſt ihres Sohnes und Göthes allmählig ab und Wien, Berlin, Breslau, Dresden, Hamburg, Darmſtadt

und München wurden die Hauptſitze der dramatiſchen Muſe, die ſich aber in den verſchiedenen Orten oft in höchſt verſchiedener Richtung geſtaltete, ſo daß der Dichter jederzeit im Auge haben mußte, ob er für Berlin oder Wien, für Hamburg oder München ſchreibe, ja in größern Städten wie Berlin und Wien hatte jedes Theater ſein eigenes Publikum. Sehr nachtheilig wirkte es auch auf die dramatiſche Poeſie, daß die Schauſpielkunſt, die allerdings zu großer Vollendung heranreifte, nicht ſelten eine völlige Selbſtändigkeit behauptete und ſich anmaßte dem Publikum durch ſeine eigene Leiſtung vollſtändig zu genügen, wenn auch die Dramen werthlos waren und die größten Schauſpieler ſich herabließen, ſchlechte Produkte darzuſtellen. Das war beſonders der Fall mit den noch immer beliebten Schauſpielen, Familiengemälden, Converſationsſtücken und Luſtſpielen, deren Vorrath man aus Mangel der Erfindung und weil man immer Neues wollte, aus Frankreich holte und überſetzte. In der Geſchichte der deutſchen Poeſie kann man nur diejenigen erwähnen, die auch in dieſer Gattung mit Gewandtheit und edlem Geſchmack arbeiteten. Als ſolche nennen wir die Wiener Franz Ratſchky, Freiherrn von Steigenteſch, Friedrich Treitſchke, Ludwig Deinhardſtein, Joſeph Schreivogel, Ignaz Holbein. Die Norddeutſchen: Theodor Winkler, Julius von Voß, Karl Töpfer, Karl Stein, Friedrich Rochlitz, Karl Schall, Ludwig Robert und ganz beſonders Karl von Holtei. Es muß Letzterer in der That vor allen genannt werden, wenn vom Theater die Rede iſt, weil er dieſer Anſtalt ſein ganzes Leben und ſein reiches poetiſches Talent widmete. 1797 zu Breslau geb. trat er ſchon frühzeitig mit einem freien Blick in's Leben und nahm von der Wiſſenſchaft immer nur das, was auf das Leben Bezug hatte. Darum iſt auch in ſeinen Schriften und Dichtungen Alles ſo wahr und unmittelbar aus dem Leben gegriffen und keine Spur eingelernter Dinge oder hohler Phraſen, nichts riecht nach Schule, nichts nach Zunft und Kaſte und überdies iſt er vom Scheitel bis zur Sohle ein Deutſcher. Im Jahr 1813 zog auch er aus gegen die Feinde des Vaterlandes, ſetzte dann zu Breslau ſeine juridiſchen Studien wieder fort, verließ aber dieſe Laufbahn und betrat als Schauſpieler die Bühne, mit dem vollen Ernſte eines wer-

denden Künſtlers, der von der Würde ſeiner Kunſt durchdrungen, das Höchſte in ihr erſtreben will. Vieles Mißlungene, manches Verfehlte, der Tod zweier Gattinnen, deren jede als Frau und als Schauſpielerin ausgezeichnet und liebenswürdig, der Tod ſeines einzigen Sohnes und mancher Freunde machten ſein von Natur zur Heiterkeit geſtimmtes Gemüth immer trüber und es zeigt ſich in ſeinen Dichtungen meiſt jene deutſche Sentimentalität, die uns aber für ſich einnimmt, ſo wie wir ihr tiefer ins Auge ſchauen und da ſo viel Mannheit und Adel der Geſinnung gleichſam im Hintergrunde entdecken. Er zog ſich nachdem er abwechſelnd in Berlin, Darmſtadt, Weimar, Wien und in andern Städten Deutſchlands und endlich in Riga für das deutſche Theater als Dichter, Schauſpieler und Direktor gewirkt, endlich ganz in's Privatleben zurück und lebt zu Berlin, wo er jüngſt ſeine Denkwürdigkeiten ankündigte, ein Buch, das mit dem Leben dieſes trefflichen Mannes auch noch ein Bild der neueſten Zeit in mannigfacher Beziehung und genialer Auffaſſung bieten wird. Wenn wir aus ſeinen Briefen aus Grafenort ſchließen wollen, ſo dürfen wir uns die anmuthigſte und lebendigſte Darſtellung verſprechen. Die Beweglichkeit und Gewandtheit ſeines Geiſtes verbunden mit dem ſchönſten Blick in die Menſchennatur und einem Geſchmack, der alles Gemeinen bar, unbeſchadet ſeiner deutſchen Natürlichkeit, an franzöſiſche Feinheit gränzt, machen ihn zum wahren dramatiſchen Dichter. Da er zugleich als Schauſpieler die Bretterwelt aufs Genaueſte kennt, ſo ſind ſeine Stücke, ſo wenig Aufwand von Kunſt und Zierlichkeit des Ausdruckes ſich auch zeigen, doch meiſt von großer Wirkung, weil ſie eben das natürliche Weſen an ſich haben, das ſo lebendig entſproſſen, lebendig ausſieht, und wieder Leben ſchafft und Poeſie heißt. Darum iſt er eben bei all' ſeiner Sentimentalität ein treuer Schüler Göthes, der wenn auch nicht mit demſelben Genie, doch mit ſeinem tüchtigen Talente eben auch zur Natur in die Schule ging.

Von ſeinen Schau- und Luſtſpielen ſind die bekannteſten und beliebteſten: Des Adlers Horſt, Ein Trauerſpiel in Berlin, Der alte Feldherr, Lenore (nach der Bürgeriſchen Ballade) die Berliner in Wien, die Wiener in Berlin, die

Wiener in Paris, Shakespeare in der Heimath, die Perlenschnur. Im Lorbeerbaum und Bettelstab spricht er den Gedanken aus: der deutsche Dichter, um frei zu singen und den Lorbeer zu verdienen, müsse ein Bettler sein, was schon Schiller in seinem Gedichte: die deutsche Muse aussprach und es steht ihm der Stolz gut an, es ist, als ob er seinen Stammadel noch einmal selber schaffen wollte. Die meisten dieser Dramen sind Liederspiele, indem eingeflochtene Gesänge das dramatische Leben steigern, ohne die Handlung zu unterbrechen, denn auch seine Lyrik ist dramatisch. Damit hat er nun die Dramatik mit einer neuen und wie es scheint volksthümlichen Gattung bereichert; denn wer, wenn er froh und munter ist, singt nicht, oder möchte nicht singen? Sehr glücklich hat er selbst als Schauspieler die Art und Weise der französischen Vaudeville's auf's deutsche Theater gebracht. Was aber selbst seine Possen auszeichnet, ist die deutsche Sittenreinheit. Die Gebrechen und Mißstände des deutschen Theaters hat vielleicht Keiner so eingesehen, als er wie z. B. seine Schrift: Wider das Theater beweist. Zu solchen Gebrechen gehört auch, daß Theaterstücke, je vorzüglicher, je poetischer sie sind, desto unvollkommener dargestellt werden, weil es immer nur wenige Schauspieler gibt, die außer ihrer Kunst auch Poesie verstehen, und die Wenigen nicht hinreichen, alle Rollen zu besetzen, so daß die Nebenpersonen, die doch alle in gleicher Haltung zur Haupthandlung mitzuwirken haben, nachlässig, ungeschickt und ungenügend gegeben werden und so auch die Wirkung der Hauptpersonen schwächen, oder gar vernichten. So ist es z. B. ein Jammer Shakespearesche ja selbst Schillerische und Göthische Dramen aufführen zu sehen, wo meist nur die ersten Rollen richtig und treu gespielt werden, während die übrigen meist ohne Verstand und Einsicht mit dem Ganzen gegeben werden. Darum unternahm es Holtei klassische Dramen, besonders Shakespearesche, öffentlich vor dem großen Publikum vorzulesen. Die ihn gehört, werden erfahren haben, wie erstaunliches er in diesen Vorlesungen geleistet, wie tief er in den Sinn der Dichter eingedrungen, wie er Worte und Handlungen an seinem Tischchen sitzend durch Stimme, Geberden und Mienenspiel so lebendig darzustellen wisse, daß man z. B. im Sommernachtstraum die Elfen rauschen hört und

im Julius Cäſar in der Tumultſcene die einzelnen Gewerbe der lärmenden Bürger, den Schuſter von dem Gerber unterſcheiden konnte. Er nennt keine Perſonen, wenn er lieſt, doch mit dem erſten Tone mit welchem er z. B. König Heinrich V. zu ſprechen beginnt, gewahrt man die Majeſtät und weiß, daß nun der König ſpreche. Hochgebildete Männer und Dichter, ſo wie große Schauſpieler, haben eingeſtanden und es öffentlich erklärt, daß ſie ihm Dank wiſſen, wie er ihnen Shakespeares Dramen erſt recht lebendig vor die Seele geführt habe. Selbſt in Paris fanden dieſe deutſchen Vorleſungen großen Beifall und in Deutſchland ſah man nicht nur gebildete Kreiſe, ſondern ſelbſt einen großen Theil des Volkes ſichtbar hingeriſſen und befriedigt im Theater oder irgend einem Verſammlungsſaale ſeinen Vorleſungen zuhören. Iſt das nicht ein Fingerzeig, daß die Zeit der alten Rhapſoden, welche Heldengedichte vorlaſen, wiedergekommen ſei und daß auf dieſem Wege mit weniger Aufwand Poeſie unter das Volk gebracht werden könnte. Da wäre ja in jeder Stadt, auch der kleinſten ein oder mehrere gute Vorleſer zu haben und viel leichter zu erhalten, als eine ganze Schauſpielertruppe und es kämen nicht nur die gangbaren Dramen, ſondern auch ſolche, welche zwar ganz poetiſch, aber nicht bühnengerecht ſind, an die Reihe; ja ſelbſt Epopöen und Romanzen würden gerne gehört werden, und am Ende könnten ſelbſt die Dichter ihre eigenen Werke, wie bei den alten Griechen und Römern öffentlich vorleſen und ſo mehr Ruhm und Ehrenſold einernten, als ihnen jetzt zu Theil wird. Das Leſen der ſtummen Buchſtaben bis es Leben im Volke erzeugt, braucht lange Zeit und meiſt muß man ſelbſt ein Dichter ſein, um Dichter ganz zu verſtehen; doch das lebendige Wort eines der Muſe geweihten Vorleſers eröffnet ſchneller und gewiſſer Herz und Verſtändniß für poetiſche Schönheit und für alle Weisheit die in dieſem reizenden Gewande verhüllt liegt.

Aber auch lyriſcher Dichter iſt Holtei und zwar Volksdichter im vollen Sinne und darf daher ſingen wie folgt:

Der Gaſſenhauer.

Mel. Sah ein Knab' ein Röslein ſteh'n ꝛc.

Viele ſchelten, daß mein Lied,
Nach bekannten Weiſen,
Immer hin und wieder zieht,
Wollen d'rum das arme Lied
Gaſſenhauer heißen
Liedlein, Liedlein, Liedlein, kling',
Nach bekannten Weiſen!

Durch die Gaſſen haut' ſich ſchwer,
Nach bekannten Weiſen,
Solch' ein Lied; denn kreuz und quer
Kommen viele Gegner her,
Die zurück es weiſen.
Liedlein, Liedlein, Liedlein kling',
Nach bekannten Weiſen!

Aber hat ſich's Bahn gemacht,
Nach bekannten Weiſen,
Schwirrt es fort bei Tag und Nacht,
Freut ſich herzlich und verlacht
Neid, auf luſt'gen Reiſen!
Liedlein, Liedlein, Liedlein kling',
Nach bekannten Weiſen!

Kehr' ich manchmal nächtlich heim,
Nach bekannten Weiſen,
Hör' in n' Gaſſen meinen Reim,
Schwillt des neuen Liedes Keim,
Muß mich glücklich preiſen.
Liedlein, Liedlein, Liedlein kling',
Nach bekannten Weiſen!

Sänger geh'n vorüber mir,
Nach bekannten Weiſen;
Ei, wie ſingt ſo herrlich ihr!
Der es machte, der ſteht hier,
Dicht bei euren Kreiſen!
Liedlein, Liedlein, Liedlein kling',
Nach bekannten Weiſen!

Doch die Sänger zieh'n davon,
Nach bekannten Weiſen;
Spenden keinen andern Lohn;
Hallen hör' ich noch den Ton
Fern', den reinen leiſen, . . .
Liedlein, Liedlein, Liedlein kling',
Nach bekannten Weiſen! —

Es ſind keine gemachten, ſondern aus freier Bruſt geſungene Lieder, denn jedes hat ſeine Melodie, wie er wieder in ſeinem Gefunden ſagt:

Es geht ein Knabe über Feld
Auf Frühlings Blumenbahnen;
Sein Buſen hebt ſich, angeſchwellt,
Von liebebangem Ahnen;
Er möchte küſſen, was er ſieht,
Iſt jung und doch nicht blöde,
Iſt ſittſam, doch nicht ſpröde,
Und kurz: der Knabe iſt mein Lied.

Er lächelt hin, er lächelt her,
Möcht' in die Lüfte ſchweben,
Doch iſt er immer noch ſo ſchwer,
Er kann ſich nicht erheben:
Es fehlt ihm was, es quält ihn was,
Es will ihn höher treiben,
Er mag im Thal nicht bleiben,
Er flöge gern; — wie macht er das?

Da kommt ein blühend Mädchen ihm
Auf halbem Weg' entgegen,
Hat Flügel, wie die Cherubim
Vielleicht ſie haben mögen;
Iſt jung und ſchön; ja ſchön, und wie!
Umarmet ihn mit Tönen,
Will ihn mit Blüthen krönen,
Und kurz es iſt die Melodie.

Nun fliegt das Paar ſo neu vermählt,
Hoch über See'n und Hügel,

Denn ſie beſitzt ja, was ihm fehlt,
Denn ſie hat ja die Flügel;
Nun hebt ſie ſich mit ihm empor,
Sie hält ihn feſt umſchlungen;
Was beide vorgeſungen,
Das wiederholt ein neuer Chor.

Sie halten ſich gar feſt im Arm,
Sie liegen ſich am Herzen,
Gebären bald noch einen Schwarm
Von Kindern, welche ſcherzen.
Doch auch den Ernſt beſingt dies Paar!
Ihr Feinde des Geſanges,
Komm' einer und erlang' es....
Wenn's keine Flügel hätt'!? Nicht wahr?

Noch anmuthiger und lebendiger tritt ſein innerſtes Gemüth in den ſchleſiſchen Gedichten*) hervor. Er hat ſie in der Mundart ſeiner Heimath geſchrieben, um ſo dem Volke noch näher zu kommen und es iſt ihm gelungen, wie Wenigen. Man hält mit Recht Hebel in ſolchen Verſuchen dialektiſcher Poeſie für den Altmeiſter, Holtei ſelbſt erkennt ihn dafür, wenn er ſagt:

Jemerſch, o jemerſch, ne, ne, was
biſt du doch fur a Tichter!

Bei allen Vorzügen Hebels darf ſich aber doch Holtei, was der beſcheidene Schleſier freilich nicht thut, ganz kühn neben ihn ſtellen, denn Lieder wie: De Blo Bälken, Su gärne, s'Blökätel, Hurt u. a. worin die Poeſie ſo zart wie Blumenduft waltet, Gedichte wie dè läbme Grethe und der Stürz, — andere wie der Zutäbärg und Obernigk, wo das innigſte Heimweh ſo liebanmuthig ſich ausſpricht, können mit den beſten alemaniſchen Gedichten wetteifern. So harmlos und ſorglos iſt freilich unſer Dichter nicht, wie Hebel, das iſt's aber nun eben, was Holtei in unſern Augen

*) Schleſiſche Gedichte von Karl v. Holtei. Berlin 1830.

erhebt, daß er die Noth der Zeit jederzeit mitgefühlt und oft mit Thränen in den Augen lacht, wie in Obernigk, wo er ſich der Heimgegangenen erinnert und die Heimath ſo verändert, ſo todt, ſo winterlich geſtimmt findet:

... „Zeiten, wu ſeyd èr nu hin!? Ihr Tage, wu ſeyd èr geblieben?
Lud, was huſt dè gethân? Ihr Gräber, künnt èr nich' räden?
Ihr, nó Lábendigen óch, .. Ihr ſeid ju ſu ſtille gewurden?
Schnie liegt Euch uf èm Kupp, wie Schnie uf einſamen Gräbern;....
Kinder, 's is' Winterſchzeit, Ihr künt mer'ſch globen, ich friere.
Oder, èr muß doch wùl zurückekummen, dèr Frühling?
Is 's uf der Êrden nich' meh', ſu is 's doch unter dèr Erden
Und verleichte, wenn ich vermodert bin und verwittert
Lange ſchòn, blüh' ich àmol fur Blimel verſtellt aus ein Grabe,
Blüh' und mei' Heinerle*) kummt und 'fluckt mich, gibt mich der Schwäſter:
„Siech Mariele und reuch!"
Du friereſt, Edler, weil du ein Deutſcher biſt, doch halte feſt am Glauben:
Oder, èr muß doch wûl zurücke kummen, der Frühling?

---

*) Holtei's Sohn hieß Heinrich, ſeine noch lebende treffliche Tochter, Marie.

Anm. Zu ſpät erhielt der Verfaſſer Holtei's jüngſtes Werkchen: die beſchuhte Katze, ein Mährchen in 3 Akten mit Zwiſchenſpielen (Berlin, b. Dunker 1843) um es noch in dieſem Abriſſe aufzunehmen; doch kann er ſich nicht enthalten es wenigſtens zu begrüßen. Es iſt dies eine Parodie auf das Trauerſpiel: Sohn der Wildniß, worin der ſchlechte Geſchmack, der eben nur über die Fehler und Unweſentlichkeiten dieſes ſonſt guten Bühnenſtückes ſein Lob ergießt, auf die Art wie in Tieck's geſtiefeltem Kater, (daher auch der Titel) in Zwiſchenſpielen gehechelt wird. Uebrigens wird dieſe ergötzliche Gabe vor dem Forum der Kritik ſicherlich weit unter Tieck herabgeſetzt werden und der Dichter ſpielt ſelbſt beim Schluſſe darauf an:

„Ach leider ſeine Katze iſt kein Kater!"

Wer ſich aber unbefangen beim Leſen dem Eindrucke dieſer ariſtophaniſchen Groteske überläßt, der wird mehr Humor und Komik drin finden als in allen hochgefeierten Luſtſpielen Immermanns und Platens und was den Werth derſelben noch erhöht, iſt bei ſo viel Muthwillen, dieſe Keuſchheit und allenthalben der feinſte Geſchmack; es iſt eine Satyre voll Glimpf und Gutmüthigkeit, über welche ein wahrhaft poetiſcher Zauber weht, wie bei Ariſtophanes, wenn dieſer bei den Thorheiten der Menſchen ſeine Thiere Weisheit in entzückenden Chören ſprechen läßt.

Epiſche Poeſie.

Auch die epiſche Poeſie blieb in dieſem Zeitraume nicht zurück, wie ſchon bei der ſchwäbiſchen Schule bemerkt worden, die zwar keine eigentlichen Epopöen, aber doch Romanzen und Balladen lieferte, von dem richtigen Gefühle geleitet, daß das alte Epos in ſeinem weiten Umfange nicht mehr für unſere Zeit paſſe. So waren es auch wieder bei den übrigen Dichtern dieſer Zeit, mit wenigen Ausnahmen nur Romane und Novellen und romantiſche Epopöen, die in erzählender Form herauskamen. Von Romanen- und Novellendichtern nennen wir nur diejenigen, bei denen die Poeſie durch die proſaiſche Verwäſſerung des epiſchen Stoffes nicht ganz unterging und zwar Friedrich Rochlitz, Ernſt Wagner und ſeinen Freund Friedrich Moſengeil, die Gebrüder Wilhelm und Chriſtian Conteſſa, Franz Horn, Heinrich Häring, Ludwig Bechſtein, Auguſt Blumenhagen, Friedrich Bouterweck, Auguſt Fiſcher, Karl Herlosſohn, Friedrich Jakobs, Lauritz Kruſe, Ludwig Halirſch, Wilhelm von Lüdemann, Ludwig Rellſtab, Philipp Rehfues, Stephan Schütze, Chriſtian Weisflog, Friedrich Gleich (wohl zu unterſcheiden von dem fruchtbaren Roman- und Theaterdichter Aloys Gleich in Wien), Karl von Wachsmann, Ludwig Storch. Zu den Lieblingen des Leſepublikums gehören Guſtav Schilling, deſſen Romane 80 Bände ausmachen, Friedrich Schulze, (wohl zu unterſcheiden von dem etwas ältern Friedrich Schulz), er nannte ſich in ſeinen Romanen Friedrich Laun, Karl Van der Velde, Karl Spindler, Ferdinand von Bronikovſky, Auguſt von Witzleben (Tromlitz) und Karl Heun (H. Clauren.) Das Bedürfniß der leſenden Menge war groß und die Zahl der Schriftſteller und Schriftſtellerinnen es zu befriedigen nicht kleiner.

Wichtiger für die Geſchichte der Poeſie ſind die eigentlichen Epopöen, von denen wir auch nur die beſten anführen wollen. Halb zum vorigen Zeitraum noch gehört der talentvolle und zu früh geſtorbene Ernſt Schulze. Er wurde 1789 zu Celle geboren, ſtudierte in Göttingen und war ſchon Privatdocent daſelbſt, als der

Befreiungskrieg ausbrach, wo er als Freiwilliger mitzog. Eine ihm durch den Tod entriſſene Geliebte feierte er durch das romantiſche Gedicht: Cäcilie, welches durch Wohllaut, Fülle und Anmuth allgemein entzückte, wiewohl die ganze Dichtung in Nebel verſchwommen, mit Wunderbarem überfüllt, eine allzu weichliche Empfindung ausdrückt, denn es war das Werk eines edlen Jünglings, deſſen Lebenskeim aber ſchon welkte. Ein anderes romantiſches Gedicht: die bezauberte Roſe hat beſtimmtere Geſtalten und empfahl ſich den nächſten Zeitgenoſſen durch die Muſik ſeiner Sprache und die Zartheit ſeiner Empfindung. Es trug unter mehrern eingeſammelten Gedichten den erſten Preis der im Jahre 1816 von dem Herausgeber der Urania ausgeſchrieben war, davon. Der Dichter erlebte dieſe Freude nicht, er war ſchon 1817 in ſeiner Vaterſtadt mit Tod abgegangen. Ladislaus von Pyrker aus Ungarn, jetzt Erzbiſchof zu Erlau, ſchrieb unter dem Titel: Perlen der Vorzeit, bibliſche Sagen und Legenden und zwei Heldengedichte: Tuniſias und Rudolph von Habsburg, noch ganz in der Geßner-Klopſtockiſchen Weiſe; doch einzelner trefflicher Schilderungen ungeachtet wurden dieſe Werke des redlichen Kunſtfleißes wenig beachtet.

Weit höher ſteht der ſchon als epiſcher Dichter genannte Egon Ebert; aber auch ſein Heldengedicht Wlaſta hat trotz aller Fülle der Gedanken und Empfindungen und dem Reichthum der Phantaſie, den es entwickelt, nicht können das allgemeine Intereſſe auf ſich ziehen, weil es ſich eben noch in der alten Klopſtockiſchen Form bewegt und viel zu lang ausgeſponnen iſt. Uebrigens iſt von dieſem Manne, der noch in vollem Mannesalter ſteht und in ſeinen lyriſchen Dichtungen ſo Zart- und Tiefempfundenes bereits geſungen, in ſeinen Dramen, kleinern und größern epiſchen Gedichten ſolchen Adel der Geſinnung verräth, noch das Meiſterſtück zu erwarten.

Glücklicher hat Anaſtaſius Grün (Graf Auersperg geb. 1806 in Krain) ſeine Form gewählt, er flocht ſein Epos: der letzte Ritter in einen blühenden Romanzenkranz. Es iſt kein Epos, ſagen ſie, es hänge nicht zuſammen und bilde kein Ganzes; das eben iſt der glückliche Einfall des Dichters, daß er uns nicht langweilt mit einem aus langen Epiſoden und noch längern Rhapſodien zuſammengezimmerten Ganzen, wo die Muſe beim Ein-

gang pflichtſchuldigſt angerufen, die hundert Helden genannt und beſchrieben und ganze Chroniken geplündert werden, um ſie in Reime zu bringen. Anaſtaſius Grün kennt ſeine Zeit, die junge Zeit, die gerne hört von alten Heldenſagen, doch frei und ungebunden, ja geſungen müſſen ſie ihr werden, wie die Sänger des Nibelungenliedes, der Gudrun, Rolands und andere Heldenlieder thaten. Darum hat unſer Dichter, im deutſchen, nicht griechiſchen Versmaße, ſeinen Helden Maximilian in Romanzen geſungen, die in ſofern ein Ganzes bilden, als ſie der Hörer und Leſer in ſeiner Phantaſie zu einem ganzen Gemälde jener Zeit zu geſtalten vermag. Daß ihm dies leichter fallen wird, als bei der Meſſiade, oder der Tuniſias, iſt offenbar; denn was man ſchnell hintereinander, in anmuthiger Abwechſelung aufgenommen, reiht ſich gewiß fügſamer zu einer Geſammtvorſtellung in der Seele, als ein langes nur mit Anſtrengung aufgefaßtes Einerlei, worin keine andere Empfindung aufkommen wird als Staunen und Bewunderung. Der Held dieſes Epos iſt Kaiſer Maximilian.

In unſern weichen, ſeidnen Zeiten
Was ſoll der Mann in ſtarrem Erz?
Vielleicht daß ſein Vorüberſchreiten
Nach heute rührt manch deutſches Herz!

Er wollte alſo der Nation einen Weckauf hinſtellen, weil es hohe Zeit war zu erſtehen. Freilich war Maximilian ſelbſt kein eigentlicher Held, der Dichter konnte einen andern wählen, allein er wollte eben einen aus dem Hauſe ſeiner Landesfürſten und hat dieſer Maximilian oder Theuerdank (bekanntlich hat das Heldenbuch Theuerdank die Veranlaſſung zu dieſem Gedichte gegeben) auch nicht die hohen Tugenden und die Kraft eines Rudolfs von Habsburg oder Hohenſtaufen, ſo beſaß er doch ein wahrhaft deutſches Gemüth und es lebte in ihm, wie ein neuerer Geſchichtsforſcher ſagt, ein höchſt lebendiges Vorgefühl der kommenden Dinge und darum hat er die freie Entwickelung ſeines Volkes nie gehindert, was ja die Aufgabe guter Fürſten iſt, die in einer Zeit leben, welche gewaltiger iſt als ſie.

Taugt, Winterabende zu kürzen,
Der Jäger Theuerdank auch nicht,
Kann er uns doch die Lehren würzen,
Wie ſichs mit wilden Beſtien ficht;

Die Ungethüme ſind die alten,
Noch heut nicht laſſend von der Art,
Nur Spiele der Natur entfalten
Sich neu in Schnauzen, Tatzen, Bart. —

Mein Jugendlied hat nicht geprieſen
Den Helden, weil's ein Ritter war,
Nur darum war's entflammt für dieſen,
Weil er der Letzte jener Schaar.

So iſt denn dieſer Romanzenkranz ein Seitenſtück zu Götz von Berlichingen, wo auch einer der letzten Ritter vorgeſtellt wird. Betrachten wir nun das Gedicht an ſich, ſo finden wir von Romanze zu Romanze das vollſte Leben, die kühnſten, üppigſten Bilder, und ein reiches überſtrömendes Gemüth mit allem Wohlklang der Sprache; aber auch zugleich eine kunſtreiche und verſtändige Geſtaltung, denn die Helden ſtehen da wahrhaft wie in den Nibelungen, nicht verſchwommen in Nebel, nicht moderne Schwächlinge im theatraliſchen Ritteraufputz, ganz gegenſtändlich erhebt ſich das Gemälde jener Zeit, von der Geburt des Helden, ſeiner Jugend, ſeiner Vermählung mit Maria von Burgund, ſeinem Kampf mit Frankreich, von dem treuen Kunz von der Roſen, der ihm zu Liebe die Narrenkappe trägt, kurz ſein ganzes ſtill großes Kaiſerleben bis zu ſeinem Vermächtniß, wo er alſo zu ſeinem Enkel ſpricht:

„Leicht trug ich meine Krone, ſie ließ kein Wundmal mir,
Und wär's auch, ſie bedeckt es mit grüner Lobeerzier;
Denn Kraft und Recht und Glauben war Loſung meiner Zeit,
Mein Schwert und Herz, ſie ſtanden als Kämpfer treu im Streit.

„Dich rufen andre Kämpfe, die Schwerter roſten ein,
Ein Kampf wird's der Gedanken, der Geiſt wird Kämpfer ſein,
Ein ſchlichtes Mönchlein predigt zu Wittenberg im Dom,
Da bebt auf altem Thronſitz der Mönche Fürſt zu Rom.

„Ein neuer Dom steigt herrlich in Deutschland dann empor,
Da wacht mit Lichteswaffen der heil'gen Streiter Chor,
An seinen Pforten möge der Spruch des Weisen stehn:
Ist's Gottes Werk wird's bleiben, wo nicht, selbst untergehn!

„Am Altar weht ein Flämmchen, die Flamme wächst zur Glut,
Zur riesigen Feuersäule, roth lodernd fast wie Blut!
O fürchte nicht die Flamme, hellprasselnd himmelan!
Ein himmlisch Feuer zündet kein irdisch Haus euch an.

„Geläutert schwebt aus Gluten dann der Gedank' an's Licht,
Und schwingt sich zu den Sternen! O hemm im Flug ihn nicht!
Frei wie der Sonnenadler muß der Gedanke sein,
Dann fliegt er auch wie jener zu Licht und Sonn' allein.

Man hat dem Dichter es getadelt, daß er sich meist der Allegorie bedient, die mehr Erzeugniß prosaischen Verstandes als dichterischer Schöpfungskraft ist. So traten gleich zu Anfang Tod und Leben als allegorische Gestalten auf und es kommt ein Junker Fürwitz, ein Meuchler Unfall, ein böser Geist Neidhardt im Gedichte vor; allein der Dichter scheint geflissentlich diese Allegorien beibehalten zu haben, um so in der Weise des Theuerdanks zu bleiben, nur sollen nachkommende Dichter getadelt werden, die etwa das für Poesie halten und nachahmen; dasselbe gilt auch von den rhetorischen Gegensätzen, welche unserm Dichter so eigen sind.

Der letzte Ritter war Grüns Jugendlied, ein fröhliches, heiteres Lied, wie es der Deutsche gerne hört; allein der Jüngling wurde als Mann ernster und wie es die Zeit mit sich brachte beinahe zu ernst für einen Dichter und er wird ein zorniger Kämpfer für die Freiheit in seinen Wiener Spaziergängen.

Freiheit prangt als heil'ge Losung über deinen Friedenshütten,
Freiheit glänzt auf allen Bannern, drunter je dein Volk gestritten;
Besser als die Händ' in Fesseln taugen dir die Fesselosen,
Sei's das Schwert der Schlacht zu schwingen, sei's zu pflücken Friedensrosen.
Doch: Vertrauen heißt die Fessel, die dir gut, dein Volk zu binden,
Und um Brüder sie und Brüder und um Fürst und Volk zu winden;
Wenn der heil'ge Regenbogen stolz sich wölbt durch Wettergrauen,
Strahlt aus ihm herab das große, schöne ew'ge Wort: Vertrauen!
Drum wohl darfst du stolz und freudig, Austria, dein Haupt erheben,

Durch der fernſten Zeiten Nebel wird dein Schild noch glänzend ſchweben!
Viel hat dich der Herr geſegnet, doch du darfſt auch rühmend ſagen,
Daß bei dir die edlen Keime reich und herrlich Frucht getragen! — —

Es ſind dieſe Poeſieen nächſt den geharniſchten Sonetten Rückerts vielleicht das Kühnſte, was je ein deutſcher Dichter geſungen. Leider hat ihm ſeine glühende Vaterlandsliebe den heitern poetiſchen Himmel zerſtört und ſo finden wir ihn in ſeinem größern Gedichte, Schutt, zerfallen mit ſich ſelbſt und der Zeit, und er iſt nicht mehr der freiſchaffende, ſondern der leidende Reflex des Weltenjammers. In dieſem Geiſte iſt nun auch das Buch der Liebe, wo die reine, heitere Minne gar ſehr durch die finſtern Gedanken getrübt wird und nicht ſelten großer Aufwand von Bildern und ſpitzigen Redefiguren den Mangel an unmittelbarem Ausdruck der Empfindungen ſchlecht verdecken. Dem ungeachtet iſt und bleibt Anaſtaſius Grün einer der größten Dichter unſerer Zeit, von dem noch zu erwarten ſteht, daß er als reifer Mann die Deutſchen mit geſundem, kräftigem Lebensmuthe, anſtatt in die Nacht trübſeliger Empfindungen, zu friſcher Zuverſicht auf baldiges Morgenroth führen werde, wie er ſo ſchön in ſeinem Epiloge zum letzten Ritter ſingt:

Erſchallt, Poſaunen der Wahrheit, damit es auferwacht!
Flammt auf, ihr Sonnen des Lichtes, erhellt die Grabesnacht!
Wie die Natur im Lenze am meiſten wirkt und ſchafft,
So wirk' und walt' im Frieden des Menſchen Schöpferkraft!
Begeiſt'rung, Himmelstochter, laſſ' dich zur Erde nieder
Und ſchwing' ob unſern Häuptern dein ſiegreich Banner wieder
Bann' ihn hinweg den Unhold, den Dämon unſrer Zeit,
Dies ſchläfriglahme Schickſal, genannt: Gleichgültigkeit!
Den Dämon mit dem Antlitz aus ſtarrem Stein geprägt,
Der träg' im gleichen Takte die Hände klatſchend ſchlägt,
Ob nun der Fürſten Beſter dem treuen Volk ſich zeige,
Ob ein geſchminkter Gaukler die Bretterbüh'n beſteige!
Ihr edlen deutſchen Fürſten, erfaßt mit milder Hand
Den Zauberſtab, den ſchönen, Lieb' und Vertraun genannt!
Ein Volk, das für den Fürſten gern Gut und Blut gegeben,
Wie könnt es jemals dürſten nach ſeinem Blut und Leben?!
Ihr edlen deutſchen Völker, laßt uns auf oben baun,
Von Thronen und aus Sternen glänz' uns das Wort: Vertraun!

Das Zauberwort, das Herzen zur Opfergluth entzündet,
Die Menſchen an die Götter, an Fürſten Völker bindet!
Das wahre Friedensleben wird herrlich dann erſtehn,
Und doppelt feſt wird Liebe der Throne Bau erhöhn,
Durchs Land, von Herz zu Herzen wird Liebe ſegnend gehn,
Und an des Landes Marken wird Kraft und Treue ſtehn.
Auf Feldern blüht dann Segen, in Städten rauſcht der Fleiß,
Die Ström' und Straßen führen der Müh und Arbeit Preis,
Und drüberhin, als Zeichen der hohen Göttergunſt,
Wölbt ſich der Regenbogen der Wiſſenſchaft und Kunſt.
Deß wollen ſie uns mahnen, die ehrnen Kraftgeſtalten,
Im Dome hier verſammelt, ein ſtreng Gericht zu halten;
Auf andrer Bahn als ihrer, führt uns zwar Ruf und Pflicht,
Das Ziel bleibt doch ſtets Eines: Recht, Seligkeit und Licht!
Und würdig, traun, iſt Deutſchland, des ſeligſten Geſchicks,
Und werth biſt du vor Allen, o Oeſtreich ſolchen Glücks!
Mein Oeſtreich, deſſen Boden ich hochbegeiſtert küſſe,
Und das ich freud'gen Stolzes, mein Vaterland begrüße!
Dein Fürſtenhaus iſt edel und mild, wie keines mehr,
Voll Treue Kraft und Hochſinn iſt deiner Völker Heer,
Geſegnet reich vor Allen, iſt deiner Gau'n Verein,
Sollſt du nicht glücklich werden, wer ſollte ſonſt es ſein? — —

Auch in Nord-Deutſchland erhob ſich aber faſt zu gleicher Zeit ein großer Dichter, der im Lyriſchen und Dramatiſchen, aber ganz vorzüglich im Epiſchen Ausgezeichnetes lieferte. Das iſt Julius Moſen, geb. 1803 in dem ſächſiſchen Dorfe Marienei. Des Vaters Unterricht, die alten Klaſſiker, Bibel und deutſche Dichter bildeten den Jüngling, der ſchon im Jahre 1822 auf der Univerſität zu Jena im jugendlichen Freiheitstraume mehrere ſeiner vaterländiſchen Gedichte ſchrieb, welche ſchon jetzt im Volke leben. Dahin gehören: die letzten Zehn vom vierten Regiment, Andreas Hofer, der ſächſiſche Tambour, der Löwe, die Völkerſchlacht bei Leipzig, welches wir, weil es nur kurz iſt herſetzen:

Es wollten viel treue Geſellen
Sich kaufen ein Vaterland
Zu Leipzig mit eiſernen Ellen
Ein freies Vaterland.

Bei Leipzig ruhet begraben
Wohl mancher Mutter Kind,
Das Grablied ſangen ihm Raben,
Die dort geflogen ſind.

Was fraget ihr Todesgenoſſen
Die ihr da unten ruht:
Was half es, daß gefloſſen
So viel vom rothen Blut.

Wer kann euch Antwort ſagen,
Wer ſagen ſolches Leid?
Wohl euch, daß ihr erſchlagen,
Daß ihr erſchlagen ſeid!

Im Jahre 1824 ſtarb ſein Vater, er ſuchte ſeinen Schmerz durch die Befriedigung ſeiner längſt gehegten Sehnſucht nach Italien zu mildern. Nachdem er in dieſem Lande der Kunſt mit einem Freunde ein ſchönes poetiſches Leben zwei Jahre lang genoſſen hatte, fand er bei ſeiner Rückkehr in die Heimath Mutter und Geſchwiſter in die größte Dürftigkeit verſunken. Er hatte in Italien ein epiſches Gedicht: Das Lied vom Ritter Wahn gedichtet und hoffte mit deſſen Herausgabe dem Elende der Seinigen zu ſteuern, allein er fand keinen Verleger und mußte den Gedanken aufgeben, ſein Leben ausſchließend der Poeſie zu weihen, zu der er ſich geboren fühlte. Da ſtudierte er nun zu Leipzig die Rechte und zwar ſo eifrig, daß er ſchon 1830 die Advokatur erlangte. Seine juridiſchen Arbeiten in untergeordneten kleinern Aemtern, (denn erſt ſpäter wurde er in Dresden als Armenadvokat angeſtellt) ließen ihm nur die Nächte für ſeine poetiſchen Arbeiten übrig. Er ſchrieb, weil man dergleichen lieber las, als epiſche Gedichte, auch Novellen, Tragödien und Luſtſpiele und mit Vergnügen ſehen wir wieder einen Dichter; der ſich in dieſer Zeit der Zerwürfniſſe aus dem ſelbſtquäleriſchen Zuſtande eines reizbaren Gemüthes gewaltſam zu erheben wußte; denn in ſeinen Poeſien iſt die lebendigſte Jugendfriſche, wel-

ches ſich bereits in ſeinem erſten Epos, das endlich im Jahr 1831 herauskam, kund that. Ueber die Sage vom Ritter Wahn äußerte er ſich ſelbſt im Vorwort folgendermaßen: Ein beſonderes Sagengeſchlecht, welches von unnennbarer Sehnſucht, von Wanderung in ein ſchönes, wunderbares Land, Heimweh, Rückkehr in die Heimath, und vom Untergange daſelbſt handelt, lebt in vielfacher Geſtaltung in den entfernteſten Gebirgsgegenden Italiens. An einem anderen Orte habe ich bereits zu zeigen mich bemüht, daß dieſe Sagen in und durch die Zeit der großen Wanderung germaniſcher Völker begründet, durchaus germaniſchen Urſprungs ſind. Zu dieſer Sagenwelt gehört unſtreitig der Stoff meines Gedichtes, wie er auch immer im Verlaufe tauſendjähriger Zeit in verſchiedenen Weiſen ausgeprägt worden iſt, und in ihm, wie in einem vielſeitig geſchliffenen Kryſtall vielfache Lichter menſchlichen Träumens und Dichtens zu Farben des Regenbogens ſich gebrochen haben. Während ich mich vor einigen Jahren in Italien aufhielt, hörte ich in Cortona einen Mandolinenſpieler dem um ihn herum verſammelten Volke die Sage erzählen und nahm ſie auf. In welcher Weiſe ich die, wie auf einem Marmorblocke flüchtig vorgezeichneten Geſtaltungen herauszuarbeiten bemüht geweſen bin, und wie endlich ein Meiſelſchlag den andern gegeben hat, liegt vor. — Mehrere meiner Freunde, welche ich wegen Herausgabe dieſes Gedichts zu Rathe gezogen, wünſchten den italieniſchen Stoff beigedruckt zu ſehen. Ich fand kein Bedenken dieſes zu veranſtalten. Nicht umſonſt würde ich Zeit, Lebensverhältniſſe, und manches andere aufgeopfert haben, wenn, das wunderbare Vließ dieſer Sage dem Fremden möglichſt abgerungen zu haben, meine Landsleute erfreuen könnte! —

Das Gedicht ſelbſt ſchreitet aufs Lebendigſte fort, ſo daß der Leſer das Buch nicht weglegen kann, er muß es in einem Zuge bis zu Ende leſen. Sehr glücklich gewählt iſt das Versmaß, höchſt klar und einfach die Sprache; die Bilder, neu und anmuthig, ſind nicht künſtlich herbeigezwungen, ſie ergeben ſich gleich ſprachüblichen Tropen, wie von ſelbſt und dabei iſt überall ſo viel Bedeutung und durchweg die reinſte, keuſcheſte Geſinnung. Da das Gedicht ſo wenig bisher bekannt iſt, können wir es nicht unterlaſſen ein Aben-

teuer aus demſelben hieher zu ſetzen. Ritter Wahn, nachdem er ſchon den Tod bezwungen und in den Himmel gekommen, wo ihm der Ritter Georg als Gefährte beigeſellt wird, bekommt eine unbezwingliche Sehnſucht wieder zurück zur Erde:

Wahns Heimweh.

Schau hin, Georg, was ſteigt mit mattem Schimmer
Dort auf, und geht einher ſo hoch und leicht
Durch vieler Sterne ſtrahlend Glutgeflimmer?

Wie wird mir doch in meinem armen Herzen?
Es klingt durch meine Seele wie ein Lied
Von einſt erlebten Freuden und von Schmerzen.

Das ſpricht herauf zu mir, das winkt, das nicket,
Gleich einer Mutter, die ihr Kindlein haſcht,
Und herzlich lächelnd an die Bruſt es drücket.

Wie iſt mir doch ſo wohl! Auf jenem Sterne,
Iſts anders eine Welt, wie andre ſind,
Wär' ich, o Bruder, ach von Herzen gerne!

Jetzt rollt ſie her, die Kugel; und wie helle!
Jetzt hebt ſie ſich empor, und kommt herauf.
Wie ſie ſo ſtattlich ziehet und ſo ſchnelle!

So rufet Wahn mit freudiger Geberde,
Und Sankt Georg antwortet ihm darauf:
Kennſt unſre Heimath du nicht mehr, die Erde?

Biſt du's, o Erde? ruft voll Schmerz der Ritter.
Unſterblich bin ich; aber dich zu ſehn
So fernab rollen — ach das iſt zu bitter.

Nicht alſo Freund, ſpricht Sankt Georg mit Bangen.
Der Ritter achtet's nicht und ſpricht ſo fort,
In ſeiner Heimath Schauen ganz vergangen.

Drei Ketten ſind es, die den Hals mir zieren,
Helene gab ſie mir; doch ſie zu ſehn,
Wollt' ich das Kleinod unbeklagt verlieren.

Ob ſie noch weilet in dem ſchönen Garten?
Dort an dem blauen See, im weißen Schloß
Steht ſie vielleicht, mich brünſtig zu erwarten.

Freund! wiederholet Sankt Georg mit Bangen.
Doch hörts der Ritter nicht, und ſpricht ſofort,
In ſeiner Heimath Schauen ganz befangen:

Dich einmal nur zu ſchauen noch im Leben,
Traun, alle Hab' und meine rechte Hand
Wollt' ich um ſolches Labſal gern hingeben.

Nur einmal möcht' an deinem Blick mich letzen,
Dran wollt' ich auch mit freudevollem Muth'
Das Licht der Augen unbedenklich ſetzen.

Nicht ſo vermeſſen, ſagt Georg mit Beben,
Sprich von dir ſelbſt, o Bruder, ohne Scheu,
Nicht ſo vermeſſen von dem Erdenleben!

Doch Ritter Wahn läßt ſich dadurch nicht wehren
Zu rufen und mit wilder Leidenſchaft
Das einſt Verlaſſ'ne wieder zu begehren.

Hör' ich nicht dort das Tönen von Schalmeien,
Nach deren Wohllaut drunten in dem Thal
Die flinken Mägdlein ſich zum Tanze reihen?

Fährt der Ritter fort: am untern Himmel
Wie fliegt der Wolke wechſelndes Gebild!
Ihm gleicht der Menſchen buntes Frohgewimmel.

Mir tönet's wie heran zu meinen Ohren:
Komm' her, noch einmal, einmal her zu uns,
Daß du lebendig wirſt und neugeboren!

Ja wahrlich, meinen Leib wollt' ich verlieren,
Könnt' ich zu euch hinunter noch einmal
Mit aller Menſchenluſt und ſüßen Gieren!

Könnt ich noch einmal auf Erden wandeln
Dahin am klaren Strome durch die Au,
Das Heil der Seele wollt' ich traun verhandeln.

Armſel'ges Menſchlein! was haſt du geſprochen?
Ruft ängſtlich Georg; das wird fürwahr
Dereinſt vom ew'gen Gott an dir gerochen.

Ein Gegenſatz zu dem Ritter Wahn, wo die Vereinigung der Seele mit Gott dargeſtellt wird, wollte er in dem Gedichte Ahasver ausführen, um zu zeigen, wie ſich das Menſchengeſchlecht trotzig dem Chriſtenthum gegenüberſtellt; allein ſo ſchön das Gedicht an ſich iſt, will ſich doch auch ihm nicht die Mythe vom ewigen Juden, an der alle Poeſie ſcheitern muß, fügen und es ermangelt der Klarheit, die unſern Dichtern ſonſt ſo eigen iſt. Indeß wurde er auf dieſe Weiſe der wüſten Elemente los und wandte ſich um ſo gekräftigter zu dem reinern Ideale ſeines ſchöpferiſchen Geiſtes, in welchem er ſo gerne das geſammte Völkerleben in der Weltgeſchichte als ein einziges Großes anſieht, das ſich wieder in einzelnen Völkern und Menſchen verklärt und in ſeinen Gegenſätzen ſteigert, ſo daß ihm die Geſchichte ſelbſt für die Geſchichte Gottes gilt. In neuſter Zeit wandte ſich Moſen der Novelliſtik und Dramatik zu. Sein Trauerſpiel Kaiſer Otto III. wurde ſchon in Dresden und Leipzig mit großem Beifall gegeben. Hieher gehört auch das Trauerſpiel Cola Rienzi und das ſatyriſche Luſtſpiel die Wette, worin der polizeiliche Schnüffelgeiſt perſiflirt wird. Sein hiſtoriſches Schauſpiel Heinrich der Finkler nennt er ſelbſt ein inniges Gebet zu dem Gott ſeines Volkes. Möchte dieſen trefflichen Sänger Muße und allſeitige Begünſtigung noch zu vielen Werken ermuntern und ihm die Friſche und Heiterkeit ſeines Geiſtes bis ins Greiſenalter bewahren.

Immermann und Platen.

Glücklicher als Moſen waren zwei gleichzeitige Dichter, Immermann und Platen, denn ihr Talent wurde nicht nur

anerkannt, ſondern auch von einem großen Haufen der Nation überſchätzt. Dieſe Gunſt verdanken ſie theils ihren gelehrten Kenntniſſen, theils aber ihrem Beſtreben, die herrſchenden Kunſtideen der damaligen gelehrten Welt zu verbreiten und ihnen gemäß zu dichten. So geſchah es, daß beide eben in der Gelehrtenwelt berühmt wurden, ohne daß je das eigentliche Volk ihren Namen kannte. Karl Immermann wurde 1796 zu Magdeburg geboren, ſtudierte 1813 zu Halle, folgte dem Rufe des Vaterlandes als Freiwilliger, kam in den Staatsdienſt und ſtarb 1841 als Landgerichtsrath zu Düſſeldorf. Er war ein Mann von edler vaterländiſcher Geſinnung, voll ernſten Geiſtes, der ſtets über dem Gemeinen ſchwebt; allein eben dieſer Ernſt und zum Theil ein allzu einſeitiger Begriff von dem Weſen der Poeſie, verleitete ihn zu einer Verachtung der öffentlichen Meinung und machte, daß er ſtörrig in ſeiner wunderbaren, nach Bedeutung ringenden Weiſe verharrte, die Niemand zuſagte als ſeinen gelehrten Freunden und einer Schule verbildeter Geiſter, die ſich eben damals in Berlin erhob. Seine beſten Kräfte widmete er dem Theater, das er durchaus umſchaffen wollte, zu welchem Zwecke er eine Menge von Trauer- und Luſtſpielen ſchrieb, deren keins den allgemeinen Beifall erlangen konnte. Großes Weſen machen ſeine Freunde noch immer aus ſeinem Romane: die Epigonen, worin die Zuſtände nach der Julusrevolution in Bildern dargeſtellt werden ſollten, allein die Bilder ſind theils ſo ungeheuerlich und abenteuerlich, theils der gemeinen Wirklichkeit bis zum Ekel entnommen und ſichtlich den Göthiſchen Romanen nachgebildet, ſo daß wenig Poeſie für ſolche Leſer, die eine ſuchen und wenig Unterhaltung für das gewöhnliche Leſepublikum vorzufinden iſt. Beſſer iſt ſein humoriſtiſcher Roman Münchhauſen, wo er manche berühmte Zeitgenoſſen, deutſche Zuſtände und dergleichen geißelt und in der Epiſode von dem weſtphäliſchen Schulzen eine ſchöne deutſche Idylle liefert; nur iſt des Bizzaren und Wunderlichen eben auch noch zu viel vorhanden. Unter ſeinen dramatiſchen Werken verdienen Andreas Hofer oder das Trauerſpiel in Tyrol und das Luſtſpiel, das Auge der Liebe, ehrenhafte Erwähnung. Nach allem dieſen muß man ihm allerdings ſeltenen Reichthum der Phantaſie, Herrſchaft über die Sprache und tüchtige Geſinnung

zuerkennen, allein wahre poetiſche Schöpfungskraft, die lebendig iſt und wieder Leben ſchafft, zeigt er nur, wenn er ſich an fremde Erzeugniſſe lehnt. Sein letztes Werk, das er leider nicht vollenden konnte, Triſtan und Iſolde, ein Gedicht in Romanzen, bekräftigt dieſe Anſicht. Der alte Dichter Gottfried von Straßburg und ſein Meiſterwerk Triſtan und Iſolde begeiſterten ihn zu dieſer Dichtung, ſo daß er das alte Kunſtwerk nachbildend und für unſere Zeit umbildend keinen ſchönen Zug, kein gelungenes Bild, keine erhabene Stelle überſieht, aber überdies das Mangelhafte ergänzt, die Lücken ausfüllt und mit der ſchönen Eigenthümlichkeit ſeiner Seele verſchmelzt, ſo daß ſeit Romeo und Julie kaum ein Dichterwerk den Traum der Liebe anmuthiger und hinreißender malte, als er. Wir ſetzen zur Probe das Vorſpiel her, um ſich einen Begriff von der ſchönen Sprache und der zarten minniglichen Empfindung zu machen, die darin waltet:

Die Welt, die draußen ſich vermißt,
Gehört nicht eigen mir, das wißt.
Ich laſſe die da draußen ſchalten,
Läßt ſie die meine mich behalten.
Die draußen führt ein laut Geſchrei
Und regt viel tauſend Arm' und Hände;
Mit Dichten, Trachten, Schelmerei
Beginnt ſie ſtets, bringt's nie zu Ende,
Indeß vollendet im Gemüth
Vom Urbeginn, die Andre blüht!

Die Wunderroſ' im Wunderthale,
Geküßt vom erſten Sonnenſtrahle! —
Die ſpäteren ſind ihr zu frech,
Sie thut davor ihr Haupt hinweg,
Verbirgt es in der Blätter Grünen,
Die ſpreiten ihr ein ſchirmend Dach;
Geſchützet vor des Lichts Erkühnen
Verträumt die Roſe ſo den Tag;
Erwacht zu Nacht; ihr hold Geſichte
Schaut wieder nach dem erſten Lichte.

Die Roſ' in meines Herzens Thal,
Zu der ſich immerdar nur ſtahl

Das zärteſte, das frühſte Leuchten
Des Sonnengotts im Morgenfeuchten;
Die züchtige Träumerin, verſteckt
In bergend Laub und nie gefunden
Vom heißen Tag, zum Gruß geweckt
Allein vom Gruß der trautſten Stunden;
Die hohe, keuſche Wunderblüth',
Ewig vollendet im Gemüth:

Das iſt die ſchöne Welt der Liebe,
Das iſt die Welt der ſchönen Liebe!
Der edlen Herzen nährend Brot,
Der ſüße Gram, die holde Noth!
In ihrem Zauberreiche ſtehen
Die Schmerzen in der Wonnen Pflicht;
Wem nie von Liebe Leid geſchehen,
Geſchah von Lieb' auch Liebes nicht.
Iſt einer der um ihre Schmerzen
Nicht alles trüg' in ſeinem Herzen?

Allein, wie geſagt, Immermann konnte das Gedicht ſo wenig vollenden, als Gottfried von Straßburg, der Tod raubte ihn in der Fülle ſeiner Manneskraft, und es ſtand zu erwarten, daß er in dieſer Weiſe vieles Herrliche geſchrieben hätte, was uns entſchädigen würde für das Verfehlte in ſeinen Jugendwerken.

Auguſt Graf Platen zu Hallermünde war geb. 1796 zu Anſpach, diente ſeit 1814 als bairiſcher Offizier, verließ aber aus Liebe zu den Wiſſenſchaften dieſe Laufbahn, ſtudierte zu Würzburg und Erlangen Philoſophie, alte und neue auch orientaliſche Sprachen, war ein eifriger Schüler Schellings und Rückerts und lebte ſeine letzten Jahre in Italien, wo er auch 1835 wohl zu früh für ſeine Freunde und Deutſchland ſtarb. Auch er hatte wie Immermann mehr Kenntniß und Gewandtheit der Form als Schöpfungskraft und dabei eine ſo hohe Meinung von ſeinem Talente, daß er nothwendig ſeine Feinde zum Angriff herausfordern mußte. Man nehme nur z. B. folgendes Gedicht:

Ich war ein Dichter und empfand die Schläge
Der böſen Zeit, in welcher ich entſproſſen,
Doch ſchon als Jüngling hab ich Ruhm genoſſen
Und auf die Sprache drückt ich mein Gepräge.

Die Kunſt zu lernen war ich nie zu träge,
Drum hab ich neue Bahnen aufgeſchloſſen,
In Reim und Rhythmus meinen Geiſt ergoſſen,
Die dauernd ſind, wofern ich recht erwäge.

Geſänge formt' ich aus verſchied'nen Stoffen,
Luſtſpiele ſind und Mährchen mir gelungen
In einem Styl, den keiner übertroffen:

Der ich der Ode zweiten Preis errungen,
Und im Sonett des Lebens Schmerz und Hoffen
Und dieſen Vers für meine Gruft geſungen.

Dieſes Gedicht ſollte ſeine Grabſchrift ſein, zeigt aber in welcher Selbſtverblendung der Mann geweſen ſei. Er ſchilt ſeine Zeit böſe und hatte recht und manches gedruckte und ungedruckte Lied ſtrafte die Lenker dieſer Zeit, nur ſind dieſe Lieder nicht poetiſch. Auch iſt es wahr, daß er mehr gelernt als irgend ein Dichter und daß er Sprache und Versbau gehandhabt, wie Rückert etwa ausgenommen keiner, daß er Geſänge aus verſchiedenen Stoffen, orientaliſche Gaſelen, italieniſche Sonetten und dergleichen aufs Zierlichſte verfertigt und auch Luſtſpiele nach Ariſtophanes geſchrieben habe; allein ſeine Lieder ſind mit dem Verſtande gemacht und künſtlich in Form gebracht und Niemand ſingt ſie; für die Schule allenfalls um Metrik daran zu lehren, taugen ſie; ſeine morgenländiſchen Mährchen und lyriſchen Spielwerke haben das Schickſal der Rückert'ſchen, ſie ſind ſchön wie die Sterne, allein man begehrt ſie nicht; ſeine Luſtſpiele will man nicht aufführen und ſo witzig ſie auch ſind, kann man dem Dichter doch nicht hold werden, der ſo grob und anmaßend Dichter und andere Zeitgenoſſen angreift. Hat er keinen andern Gegenſtand der Satyre in Deutſchland gefunden? gerade Dichter, die vielleicht in unſerer Zeit am treueſten ihre Pflicht erfüllt, verdienen nicht ſolchen Spott, da ohnehin das proſaiſche Philiſterthum auf Gelegenheit lauert ſie in ihrem poetiſchen Frieden zu ſtören. Allein er wollte reformiren, den Parnaß ſäubern von allem Unreinen, Mittelmäßigen und Schlechten, darum ſchrieb er zuerſt ſein Luſtſpiel: die verhängnißvolle Gabel, worin er Müllner und die ganze Schule der Schickſalstragödien meiſtert. Das war

wohl gut und zeitgemäß, doch nicht der anmaßende der beleidigende Ton eines Dichters iſt zu loben, eines Dichters, der ſelbſt noch keine Schuld, keine Ahnfrau geſchrieben, noch ſchreiben konnte. Darauf folgte das zweite Luſtſpiel: der romantiſche Oedipus, worin er ſeinen ganzen Zorn gegen die Berliner und alle Norddeutſchen und gegen die dort verehrten Dichter Immermann und Heine losläßt. Allein wie ſchwach und albern wird oft die Satyre, wo er den einen Nimmermann einen ſchwulſteinpöckleriſchen Muſenſohn nennet und von Depeſchenmordbrandehebruchstyrolerin, phantaſtiſchplatten Quinteſſenztragödien u. dgl. Dingen in dergleichen klafterlangen Wörtern ſpricht und das Alles im vollen Ernſte für ariſtophaniſchen Witz hält. Immermann rächte ſich durch die Poſſe: der im Irrgarten der Metrik herumtaumelnde Cavalier, wo es freilich auch nicht allzu witzig hergeht. Deſto ſchärfer und ſchneidender geißelte ihn Heine, deſſen Satyre aber kein Rechtſchaffener ohne Abſcheu leſen wird, da ſie den Charakter Platens der rein und lauter war, aufs Schändlichſte antaſtet. Allein die Meiſten gönnten ihm ſogar dieſe Kränkung, da er ſelbſt in ſeiner Anmaßung außer den Griechen und Göthe alles herabſetzt, nicht einmal Shakespeare und Schiller für Dramatiker will gelten laſſen. Indeſſen konnte er ſelbſt, ſo ſehr er ſtrebte, nichts als künſtliche Verſe und langweilige Tragödien von allen Farben zu Stande bringen, ſo großen Anlauf er immer nahm zu einer großen Nationaldichtung und er irrte ſein ganzes Leben in finſterer Nacht, von der eines ſeiner wenigen Gedichte ſingt:

Wie rafft ich mich auf in der Nacht, in der Nacht
Und fühlte mich fürder gezogen,
Die Gaſſen verließ ich vom Wächter bewacht,
Durchwandelte ſacht,
In der Nacht, in der Nacht
Das Thor mit dem gothiſchen Bogen.

Der Mühlbach rauſchte durch felſigen Schacht,
Ich lehnte mich über die Brücke,
Tief unter mir nahm ich der Wogen mir Acht,
Die wallten ſo ſacht

In der Nacht, in der Nacht,
Doch wallte nicht eine zurücke.

Es drehte ſich oben unzählig entfacht
Melodiſcher Wandel der Sterne,
Mit ihnen der Mond in beruhigter Pracht,
Sie funkelten ſacht
In der Nacht, in der Nacht
Durch täuſchend entlegene Ferne.

Ich blickte hinauf in die Nacht, in die Nacht,
Ich blickte hinunter aufs Neue:
O wehe, wie haſt du die Tage verbracht,
Nun ſtille du ſacht
In der Nacht, in der Nacht
Im Herzen die pochende Reue.

Das junge Deutſchland.

Nichts Anders, als eine Fortſetzung dieſes begonnenen Dichterſtreites, war eine neue Schule, welche unter dem Namen des jungen Deutſchlands bekannt iſt, und insgeſammt wenigſtens Anfangs, gegen Göthe und alle Poeſie, die nicht national und poetiſch war, auftrat und als im Jahr 1830 die Julirevolution ausbrach ihren Witz und ihre Satyre auch gegen die Regierungen wandte. Eigentliche Dichter waren außer Heine darunter keine, ſie ſchrieben nur meiſt Romane, Novellen und eine Art Kritiken, Denkwürdigkeiten und Reiſebeſchreibungen, wie ſchon Kotzebue gethan, nur witziger, geiſtreicher, aber auch dreiſter und revolutionärer, wie ſie denn in ihren Sitten mehr oder minder den Romantikern der neunziger Jahre glichen und auch in ihren Schriften Sittlichkeit, Chriſtenthum und alles Alte und Ehrwürdige angriffen. Für den Stifter dieſer Schule hält man gewöhnlich den geiſtreichen Wolfgang Menzel, der in ſeiner Geſchichte der deutſchen Literatur auf folgende Weiſe raiſonnirt: „Die Deutſchen thun nicht viel, aber ſie ſchreiben deſto mehr. Wenn dereinſt ein Bürger der kommenden Jahrhunderte auf den

gegenwärtigen Zeitpunkt der deutſchen Geſchichte zurückblickt, ſo werden ihm mehr Bücher als Menſchen vorkommen. Er wird durch die Jahre, wie durch Repoſitorien ſchreiten können. Er wird ſagen, wir haben geſchlafen und in Büchern geträumt. Wir ſind ein Schreibervolk geworden und können ſtatt des Doppeladlers eine Gans in unſer Wappen ſetzen. Die Feder regiert und dient, arbeitet und lohnt, kämpft und ernährt, beglückt und ſtraft bei uns. Wir laſſen den Italienern ihren Himmel, den Spaniern ihre Heiligen, den Franzoſen ihre Thaten, den Engländern ihre Geldſäcke und ſitzen bei unſern Büchern. Das ſinnige deutſche Volk liebt es zu denken und zu dichten und zum Schreiben hat es immer Zeit. Es hat ſich die Buchdruckerkunſt ſelbſt erfunden und nun arbeitet es unermüdlich an der großen Maſchine. Die Schulgelehrſamkeit, die Luſt am Fremden, die Mode, zuletzt der Wucher des Buchhandels haben das Uebrige gethan, und ſo baut ſich um uns die unermeßliche Büchermaſſe, die mit jedem Tage wächſt, und wir erſtaunen über das Ungeheure dieſer Erſcheinung, über das neue Wunder der Welt, die cyklopiſchen Mauern, die der Geiſt ſich gründet.

Das ſchulgemäße Treiben hat zu gelehrter Pedanterie geführt. Die geſunde unmittelbare Anſchauung hat einer hypochondriſchen Reflexion Platz gemacht. Man ſchreibt Bücher aus Büchern, ſtatt ſie aus der Natur zu entlehnen. Man ſtellt die Dinge nicht mehr einfach dar, ſondern kramt dabei den Schatz ſeiner Kenntniſſe aus. Man weicht von dem urſprünglichem Zwecke der Wiſſenſchaften ab und macht nur die Mittel zum Zweck. Ueber den gelehrten Hülfsmitteln vergißt man die Reſultate. Man ſieht kaum einen Theologen oder Juriſten, nur theologiſche juridiſche Philologen. Alle hiſtoriſchen Wiſſenſchaften werden durch die philologiſch-kritiſche Gelehrſamkeit ungenießbar gemacht. Man frägt nicht nach dem Inhalt, nur nach der Schale. Man unterſucht die Richtigkeit, nicht die Wichtigkeit der Citate. Man freut ſich kindiſch wenn man diplomatiſch erwieſen hat, daß dieſer oder jener Ausſpruch wirklich gethan worden iſt, ohne ſich darum zu bekümmern, ob er auch innere Wahrheit hat und ob überhaupt etwas daran liegt. Man

häuft mit unsäglichem Fleiße Nachrichten, unter denen man mit eben so vieler Mühe wieder das Wenige zusammensuchen muß, was der Erinnerung werth ist. Man verschwendet ein jahrelanges Studium, um die richtige Lesart eines alten Dichters ausfindig zu machen, der oft besser gänzlich stillgeschwiegen hätte. Selbst die neuere Poesie wird unter der Last der Gelehrsamkeit erdrückt, die Sprache des natürlichen Gefühls und der lebendigen Anschauung wird nur zu oft verdrängt durch gelehrte Reflexionen, Anspielungen und Citate. Es gibt keinen Zweig der Literatur, auf welchen die Stubengelehrsamkeit nicht einen nachtheiligen Einfluß übte.

In der eigentlichen Schulweisheit, namentlich in den sogenannten Brotwissenschaften herrscht ein Mechanismus (vulgo Schlendrian) der in den alten Gleisen völlig seelenlos sich fortbewegt. Die Universitäten sind Fabrikanstalten für Bücher und Büchermacher geworden. Man weicht von gewissen Formeln der Schule nicht ab und jede neue Generation machte ihre Exercitien darnach. Aber die ursprüngliche Wahrheit wird verdunkelt durch die unendlichen Commentare. Die Sache auf die es eigentlich ankommt, verschwindet endlich unter der Last der Citaten, die sie beweisen sollen. Das Leben entflieht unter dem anatomischen Messer. Das Wichtigste wird langweilig, das Ehrwürdigste trivial. Der Geist läßt sich nicht auf die Compendien spannen, und die Natur greift kräftig durch die Paragraphe, die sie einzuschließen wagen."

In diesem Tone der Anmaßung, worin Wahrheit und Irrthum humoristisch mit dem Leser spielen, fährt er fort, nennt Jakob Böhme einen großen Philosophen und Poeten und setzt Göthe, der damals noch lebte herab, wie einst Kotzebue und Merk gethan und wird auf diese Weise ein Abgott der Jugend. Beinahe zu gleicher Zeit stoßen zwei Israeliten Ludwig Börne und Heinrich Heine in dasselbe Horn, der eine ein ernster über den bürgerlichen Druck seiner Glaubensgenossen schmerzlich ergriffener und gewaltig entrüsteter Mann, der mit seltener Kraft der Rede, glänzendem Witz und scharfem Verstand in ästhetischen und politischen Schriften aller Art die neuen Freiheitslehren predigte; der andere ein leichtfertiger Roquairol, mit einem schönen lyrischen Talente, springendem Humor und, wie er selber schreibt, von lockern Sitten.

Bei ſeinem erſten Auftreten als lyriſcher Dichter in Berlin 1827 entzückte er alle Welt; dieſes leichte natürliche ungezwungene Singen einer freien jugendfriſchen Bruſt, dieſe bunten, wunderluſtigen, glänzenden Elfen und Feen, dieſer wehmüthige Schmerz der aus den ſchönen Augen ſeiner Lieder ſo rührend herausſchaut, alles das wirkte mit unbeſchreiblichem Zauber und er konnte wohl mit Recht von ſich rühmen:

Ich bin ein deutſcher Dichter,
Bekannt im deutſchen Land,
Nennt man die beſten Namen
So wird auch der meine genannt.

Doch der junge Dichter wurde von Freunden und der Welt zu ſehr gehätſchelt und ließ ſich von ſeinem Witze verleiten, aller Empfindungen auch der heiligſten zu ſpotten und alſo auch ſeine Leſer zum Beſten zu halten, ſo daß er ſich erlaubte, mitten unter die ernſteſten und gefühlvollſten Verſe platte und gemeine Späße hineinzuwerfen und was er eben bis zu den Sternen erhob, gleich wieder bis in den Koth zu treten.

Das Fräulein ſtand am Meere
Und ſeufzte lang und bang
Es rührte ſie ſo ſehre
Der Sonnenuntergang.

Mein Fräulein! ſein Sie munter,
Das iſt ein altes Stück;
Hier vorne geht ſie unter
Und kehrt von hinten zurück.

Oder:

Denkſt du der Vögel und der Bäume
Des ſchönen Gartens, wo du oft
Geträumt der Liebe junge Träume,
Wo du gezagt, wo du gehofft?

Es iſt ſchon ſpät, die Nacht iſt helle,
Trübhell gefarbt von feuchtem Schnee,

Ankleiden muß ich mich nun ſchnelle
Und in Geſellſchaft gehn. O weh!

Wir enthalten uns, um unſer Buch nicht zu verunreinen, viel ärgere anzuführen. So lüderlich hingeworfene Verſe machten ihn zum Dichter der Lüge, der alle Gefühle, ſelbſt die ſeinigen dem Gelächter preisgiebt und ſo die Poeſie ſelber leichtfertig vernichtet. Er ſchrieb darauf Reiſebilder, Zeitungsartikel und dergleichen in Proſa, von der Guſtav Pfitzer urtheilt wie folgt: „Wir ſind weit entfernt ihm ein großes Talent auch für die Proſa abzuſprechen; er beſitzt in ausgezeichnetem Grade die formellen Bedingungen und Eigenſchaften dafür: große Gewandtheit und Klarheit des Ausdruckes neben der ſeine Leiſtungen in der Poeſie bedingenden glücklichen Anſchauungs- und Einbildungskraft, die dem Proſaiker nicht minder noth iſt, als dem Dichter, aber bei jenem etwas mehr gezügelt und gemäßigt, ſtatt geſpornt ſein will. Nicht nur ſteht ihm das, was ein Autor aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen hat: Verſtand, Geiſt, Witz, Combinationskraft in reichem Maaß zu Gebot: auch ſein Gedächtniß iſt mit einem anſehnlichen Vorrath von Kenntniſſen und von Wiſſen ausgeſtattet, ohne daß er jedoch in irgend einem Fache auf den Namen eines Gelehrten wird Anſpruch machen wollen. Nicht nur die Begabung zu einem glücklichen Proſaiſten beſitzt Heine; er hat ſich auch ſchon als ſolcher gezeigt, wenigſtens in einzelnen, kürzeren Abſchnitten ſeiner Schriften, wenn er ſich eine Weile des unmäßigen Haſchens nach Witz, der Mediſance, der Liederlichkeit enthielt, wenn der Gegenſtand günſtig war und ihn eine Weile zwiſchen den ihm verderblichen Extremen, die ihn magnetiſch anziehen, ſchwebend erhielt." —

Wie es ſcheint, bewog ihn Furcht vor den Behörden, da er ſich in ſeinen Schriften die ungezogenſten Schmähungen erlaubte, Deutſchland zu verlaſſen und gleich Börne nach Paris zu ziehen, wo er ſein Büchlein „zur Geſchichte der neuern ſchönen Literatur in Deutſchland" ſchrieb und vor den Franzoſen mit deutſcher Gelehrſamkeit prahlte, die er nicht beſaß, wie denn ſein Oheim in Hamburg ſehr witzig und richtig von ihm ſagt: „hätte er was gelernt, ſo brauchte er nicht Bücher zu ſchreiben." Wie

wenig Schöpfungskraft er beſitze, iſt am Tage, da er ſchon ſo lange außer Flugſchriften und Zeitſchriftartikeln Nichts geliefert. Mit Börne entzweite er ſich, drückte aber nach deſſen Tode durch ſeine Schrift: Ueber Börne vollends das Siegel auf ſeine niedrige Denkungsweiſe. Er nennt ſelbſt ſeine Lieder vergiftet und ſie ſind in der That für unſere Jugend zu Gifte geworden, zu Gifte beſonders für diejenigen Iſraeliten, die ſich, angeweht von dem mächtigen Odem des Jahrhunderts, begünſtigt von der Duldſamkeit der öffentlichen Meinung und der Geſetze ſich aus den Feſſeln des Rabbinismus befreien und europäiſche Wiſſenſchaft und Poeſie ergreifend, ſich unter die freimüthigen Sprecher und Verkündiger einer neuern, beſſern Zeit zu ſtellen wagten. Waren auch einige ſo glücklich, den rechten Weg einzuſchlagen und gleich Spinoza oder doch Mendelſohn durch gründliches Studium ſich einen redlich erworbenen Ehrenplatz unter den deutſchen Schriftſtellern zu verſchaffen, oder wie Michael Beer, Ludwig Robert, Auguſt Frankl u. A. einer ernſten Muſe ernſtes Streben zu widmen, ſo ließen ſich doch die Meiſten von Heines Beiſpiel verleiten, nichts Gründliches zu lernen wie er und ſich durch leichtfertigen Witz und gemachten Humor ein Leſepublikum zu verſchaffen, das aus den getreuen Anhängern des Kotzebue-Claureniſchen Geſchmacks beſteht und nichts Anderes vertragen kann, als ſolche leichte Waare. „Es gibt nichts Gemeines," ſagt Göthe, „was, fratzenhaft ausgedrückt nicht humoriſtiſch ausſieht;" und das iſt der Kunſtgriff dieſer Sudler, daß ſie ſich eben auf Fratzenbildung verſtehen, was dann für Humor gelten ſoll. Mit dieſen Leuten ſollte man jedoch das junge Deutſchland, ſo ſehr es ſich auch in mancher Hinſicht an gutem Geſchmack und Sitten verſündigte, nicht vermengen; wir finden darunter junge Männer, deren edles Beſtreben Achtung verdient.

Der würdigſte und gelehrteſte im jungen Deutſchland iſt allerdings Ludwig Wienbarg aus Hamburg, der in ſeinen äſthetiſchen Feldzügen und in andern kritiſchen Schriften, ernſten Sinn und tüchtiges Streben zeigt, auch Göthe und andere Schriftſteller der Deutſchen hochſtellt und nur durch ſeine politiſchen und religiöſen Meinungen dem jungen Deutſchland angehört. Burſchikoſer und kecker, von Heineſcher Gewandtheit und mit Börne-

ſcher Proſa trat Heinrich Laube mit ſeinem Romane das junge Europa auf; worauf denn bis auf jetzige Zeit mehrere folgten, die durch große Schönheiten und in den letztern durch den gemäßigten Ton eines zur Harmonie ſtrebenden Geiſtes, den Beifall verdienen, der ihnen geworden. Ob ſein dramatiſches Talent, denn auch in dieſer Gattung will er ſich verſuchen, — auslangen werde, ſteht zu erwarten.

Karl Gutzkow, der durch ſeine Romane, Maha guru und Wally, Religion und Sittlichkeit verletzte, veranlaßte ein Zerwürfniß mit Menzel und auch Einſchreiten der Behörden, ſo daß alle Schriften des jungen Deutſchlands mit Verbote belegt wurden. Gutzkow, dem man Friſche des Talents und Darſtellungskraft nicht abſprechen kann, hat ſich ſeitdem zum wahren Literaturleben erhoben; ſein: Göthe aus dem Wendepunkte zweier Jahrhunderte und die Romane Seraphine und Blaſedow verſöhnen ihn allmählig auch mit dem beſſern Theile des Publikums. Auch er hat bereits für das Theater geſchrieben, es ſcheint aber dieſe Gattung ſeinem Talente nicht angemeſſen zu ſein. Nun folgte eine Reihe talentvoller Schriftſteller, die ihrer jugendlichen und freien Geſinnung wegen, wenn auch von verſchiedenſten Richtungen dem jungen Deutſchland doch im beſten Sinne und mehr in Wienbargiſchem Ernſte dürfen beigezählt werden wie z. B. Mundt, Kühne, Willkomm, Glasbrenner, Dingelſtädt und dann der zu früh geſtorbene Dichter Waiblinger, zuletzt Fürſt Pückler, Freiherr von Sternberg, Friedrich von Hayden und Leopold Scheffer, die ſolch freie Sprache auch in die Kreiſe der höhern Geſellſchaft ſpielen. Ein tüchtiger Mann der Bewegung, gereift durch Studien und Erfahrung, mit der neueſten Philoſophie bekannt und von gewandter Feder iſt Theodor Mundt. In ſeinen „Lebenswirren" hat er das Jahr 1833 trefflich geſchildert, ſeine übrigen Schriften läutern ſich immer mehr und ſeine Vorleſungen über die Literatur der Gegenwart, die er im Jahr 1842 in Berlin gehalten, geben einen trefflichen Ueberblick. Sein Freund Friedrich Kühne, jetzt in Leipzig, hat, in ſeinen Romanen und Novellen und biographiſchen Gemälden mehr Denker als Dichter, Charakterzeichnungen und Schilderungen von

ſeltener Anſchaulichkeit und Wahrheit. Auch Ernſt Willkomm berechtigt durch ſeinen Roman: die Europamüden zu friſchen Hoffnungen. Adolph Glasbrenner in Berlin, hat in ſeinen Erzählungen und andern Dichtungen einen heitern, anſpruchloſen Humor, der in dieſer Zerriſſenheitsperiode wohlthuend wirkt. Franz Dingelſtädt als Lyriker und Novelliſt vielſeitig thätig, ſcheint noch nicht den rechten Standpunkt ſeines Talents gefaßt zu haben. Wilhelm Waiblinger, aus Würtemberg, ein bedeutendes Dichtertalent, erging ſich anfangs in alter Formloſigkeit des jungen Deutſchlands, gewann aber in Italien diejenige Mäßigung und Ruhe, die zu ächtpoetiſchen Erzeugniſſen erforderlich iſt und ſeine lyriſchen, dramatiſchen und epiſchen Dichtungen die er dort geſchrieben beurkunden ein ſeltenes Talent: leider entriß ihn uns der Tod, ehe er noch die Hoffnungen des Vaterlandes erfüllen konnte. Endlich iſt Fürſt Pückler von Muskau zu erwähnen, deſſen Briefe eines Verſtorbenen Göthe mit Vergnügen las und ein willkommenes Buch für die gute Geſellſchaft nannte. Allerdings haben ſeine Schriften bei einer bewunderungswürdigen Darſtellungsgabe das Gute, der in allzu plebejiſcher Gemeinheit verſunkenen deutſchen Literatur des jungen Deutſchlands denſelben Dienſt geleiſtet zu haben, welchen ſich Göthe einſt von der Wiedereinführung der franzöſiſchen Dramatiker verſprach, — er lehrte Dreiſtigkeit und Kühnheit der Gedanken und Geſinnung mit Feinheit und Anmuth der Sitte vereinigen. Daſſelbe dürfte auch von dem Freiherrn Alexander von Sternberg gelten, der aber, produktiver durch ſeine Novellen, einen großen Theil des Leſepublikums für ſich hat. Die vornehme Welt ſchildert auch der reichbegabte Friedrich von Hayden, deſſen Romane und Novellen um ſo anziehender ſind, da ſie ein poetiſches Gemüths- und Naturleben verrathen. Sehr wahr ſagt Mundt von ihm, „wir haben es hier mit einem eigenthümlichen Geiſte zu thun, der dem literariſchen Marktgewühl fremd, noch um der reinen Luſt des Schaffens willen dem Schaffen hingegeben ſich in einer gewiſſermaßen jungfräulichen Welt der Richtung ergeht und darin ſtets urſprüngliche Gebilde voll unverdorbener Lebenskraft und mit wahrhaft poetiſcher Liebenswürdigkeit hervorzaubert. Er hat ſich auch als Epiker und Dramatiker gezeigt

und ſeine Schauſpiele wurden ſchon mehrmal mit Beifall gegeben. Auch Leopold Scheffer aus Muskau bewegt ſich in ſolch glücklichen Verhältniſſen, daß er ſich der reinen Luſt des Schaffens überlaſſen darf; ſeine Romane verrathen tiefe Menſchen- und Weltkenntniß und ſind nicht ſelten von erſchütternder Wirkung und ergreifender Wahrheit, je kühner er in's innerſte Seelenleben ſich eintaucht; doch iſt er ſelten Herr über die Form und ſeine Schreibart erinnert an die bizzarren Sprünge und Härten J. P. Richters. Durch ſeinen Laienbrevier verſuchte er wieder die alte didaktiſche Poeſie einzuführen, doch wie es ſcheint iſt dieſer Verſuch nicht zeitgemäß. Den Schluß dieſer jugendlichen Dichter macht ein Schriftſteller, der als Repräſentant der ganzen Verzweiflungspoeſie gelten kann, Dietrich Chriſtian Grabbe, geboren zu Detmold 1801 geſtorben 1836, von ſeiner Mutter ſeit ſeinem vierten Lebensjahre mit Branntwein auferzogen, in ſeiner Kindheit ſchon durch wilden Trotz ausgezeichnet und dann als Jüngling und Mann der roheſten Sinnlichkeit und dem Trunke ergeben, mußte das reiche poetiſche Talent, ſo ſehr er es mit unabläßlichen Studien nährte, zu Grunde gehen. Er ſtudierte zu Leipzig die Rechte, konnte aber, ſeiner zurückſtoßenden Perſönlichkeit wegen lange kein Amt erhalten, bis er endlich in ſeinem Vaterlande als Regiments-Auditor angeſtellt wurde. Sein erſtes Trauerſpiel Herzog von Gothland iſt das Entſetzlichſte, was je ein Menſch geſchrieben; zum Glück durfte nicht Alles, ſo wie es im Manuſcripte ſtand, gedruckt werden. Die folgenden Tragödien und Luſtſpiele, die er während der heftigſten Gemüthsbewegungen dichtete, da ihn eine zurückgewieſene Leidenſchaft zu einem Mädchen ergriffen hatte, waren eben ſo ungeheuer und ungenießbar, Alles verhöhnend, Alles bekämpfend und keines Menſchen, keines Anſehens ſchonend. Endlich erzwang er ſich die Hand ſeiner Geliebten, die ſchon als Braut ihr und ſein Verderben vorausſah; aber jetzt warf ihn Krankheit, die Folge ſeines wüſten Lebens, nieder, wozu Zerwürfniß mit ſeinen Vorgeſetzten, mit ſeiner Gattin, mit ſich ſelber kam. Im tollen Wahne, er ſei zum Feldherrn geboren, verlangte er von ſeinem Fürſten eine Hauptmannsſtelle, die er freilich nicht erlangte. Er wurde endlich nach unabläſſigen Verſäumniſſen und Fahrläſſigkeiten, nachdem er es trotzig ſelber verlangt,

gänzlich entlaſſen. Da verließ er auch ſeine unglückliche Gattin, deren klugen Rath er nie hören wollte und folgte dem Rufe Immermanns nach Düſſeldorf, wo er zur Aufnahme des daſigen Theaters mitwirken ſollte. Doch ſein fortgeſetztes Säuferleben, während dem er gleich dem dämoniſchen Hofmann ſeine bizarren Dichtungen entwarf, führten ihn endlich ſeinem Tode entgegen. Beinahe ſterbend ſchleppte er ſich nach Detmold zurück, verſöhnte ſich mit ſeiner Gattin und ſtarb, von Niemand beweint, als ihr, die er ſo ſehr gekränkt im Leben und von ihrer treuen Hand gekrönt mit dem Lorbeerkranze, der ihm jedenfalls gebührt, ob er ſich gleich eben ſo ſehr an der Kunſt verſündigt hatte, als an ſich ſelbſt und der Menſchheit. Er hatte Anlagen zu gigantiſchen Werken, kannte aber die Schönheit nicht und ſein Schaffen war mehr das krampfhafte Beſtreben einer kranken Seele als das freie Geſtalten eines lebensfriſchen Sinnes; doch ſind ſein Don Juan und Fauſt, ſein Hannibal, ſeine Hermannsſchlacht und ſein Heinrich der Löwe Dichtungen, die noch die Nachwelt in Erſtaunen ſetzen werden.

Deutſche Dichterinnen.

Es iſt Zeit auch von den Beiträgen zu ſprechen, welche die Frauen zur deutſchen Poeſie geliefert haben und von unſern Dichterinnen, deren manche wohl ihre Weiblichkeit über der Schriftſtellerei einbüßte, während viele und zur Ehre derſelben ſei es geſagt, die meiſten, gleich der eben jetzt (1843) verſtorbenen Karoline Pichler, Frauen waren, die die häusliche Myrte in ihren Lorbeer zu flechten wußten. Iſt nun wohl meiſt verfehlt zu nennen, was unſere Frauen in den höhern Gebieten der Dichtkunſt: im Epos und im Drama verſucht haben, ſo verdienen ſie allerdings volles Lob, wenn ſie in der Lyrik und im Romane wahre Gefühle und geſunde Gedanken ausſprechen und einen Erzählungston anſchlagen, der ſeiner weiblichen Anmuth und Natürlichkeit wegen ſo wohl thut.

Wir beginnen mit der edlen Johanna Schoppenhauer, die durch Erziehung und weite Reiſen, die ſie an der Seite ihres Gatten machte, gebildet, in ihren Romanen, Novellen und Reiſebeſchreibungen den Frauen der höhern Kreiſe harmoniſche Bildung des Herzens und Geiſtes und liebevolles Walten im Familienleben aufs dringendſte empfahl. Charlotte von Ahlefeld war ſchon als zehnjähriges Mädchen Dichterin und hat außer Romanen, worin die geſundeſte Aufklärung und die naturgemäßeſte Auffaſſung des Lebens herrſcht auch lyriſche Gedichte geſchrieben. Auguſte von Wolzogen iſt die Verfaſſerin des vielgeleſenen Romans: Agnes von Lilien. Dieſe drei Frauen lebten und leben zum Theil meiſt in und um Weimar und gehörten alſo zu dem ſchönen Kreiſe, worin Göthe als Mittelpunkt geiſtreicher Unterhaltung waltete. Wilhelmine von Chezy, Enkelin der Dichterin Karſchin, war in Paris verheirathet, wo ſie jedoch ihr deutſches Gemüth ganz bewahrte, wie aus ihren anmuthigen Erzählungen und phantaſiereichen Gedichten zu erſehen iſt. Luiſe Gräfin von Haugwitz, welche unter dem Namen Arminia bekannter iſt, gewährt in ihren Erzählungen und lyriſchen Gedichten eine bildende Lektüre. Karoline Paulus (Eleutheria Holbeck) die Gemahlin des ehrwürdigen Conſiſtorialraths und Theologen Paulus in Heidelberg, ſchrieb Erzählungen und Romane voll reicher Phantaſie und feiner Charakterzeichnung und gehört allerdings zu den intereſſanteſten Erzählerinnen. Eliſe Rächler geborene Ehrhardt ſchrieb außer Romanen auch eine poetiſche Erzählung in ſechs Geſängen: die Wunderblume, mit welcher ſie den zweiten Preis gewann. Fanny Tarnow, die in ihren Romanen voll zarter Weiblichkeit immer nur auf den Glauben hinweiſt, der über alle Kämpfe ſiegt. Karoline von Woltmann, ſchrieb außer Romanen auch Volksſagen der Böhmen und hiſtoriſche Aufſätze, die durch Inhalt und Anmuth der Darſtellung von bleibendem Werthe ſind. Von Wilhelmine von Gersdorf haben wir viele hiſtoriſche Romane. Außerdem ſind noch Amalie Schoppe, Henriette Hanke und Friederike Lohmann aus dieſer Zeit und eine der genialſten Schriftſtellerinnen, die zu früh verſtorbene Adelheid Reinbold, die unter dem Namen Franz Berthold dichtete. Sie

war ſo lange ſie lebte eine der anmuthigſten Erſcheinungen in den Dresdner Kreiſen, welche Tiecks Genius belebte und dieſe Anmuth liegt auch reich und üppig ausgegoſſen in ihren Dichtungen. Wir nennen nur die Novelle: Irwiſch-Fritze, wo mit niederländiſcher Meiſterſchaft das idylliſche Landleben mit den zarteſten Farben gemalt erſcheint und Sebaſtian, wo ein hiſtoriſcher Stoff mit eben ſo viel Einſicht und Begeiſterung, als weiblicher Mäßigung bewältigt wird. In der jüngſten Zeit hat die weibliche Literatur in Deutſchland einen bedeutenden Aufſchwung genommen, ſo daß ſchon manche Schriftſtellerin in Form und Darſtellung mit den Schriftſtellern erſter Größe wetteifert. So will man die Romane der Gräfin Ida Hahn-Hahn über die Sternbergiſchen Gemälde der vornehmen Welt ſtellen, auf jeden Fall beurkundet ſie in Allem, was ſie ſchreibt, ein poetiſches Talent und unter ihren lyriſchen Gedichten iſt manches gefühlvolle Lied. Hieher gehören auch die gelungenen Darſtellungen der Amalie Winter, Ida Frick und Luiſe Mühlbach, nur daß bei letzterer ein liberaler Ton anklingt, den wir nicht einmal der geiſtreichen Bettina Arnim vergeben. Auch die Verfaſſerinnen der hiſtoriſchen Romane Evremont und Godwie-Caſtle, erſterer von Sophie von Knorring, Tiecks verſtorbener Schweſter, letzterer von Frau von Paalzow ſcheinen durch ihre Kühnheit die Schranken des weiblichen Dichterkreiſes überſchritten zu haben und wolle man uns Männern gar nicht Herrſchſucht zumuthen, wenn wir die Frauen von dem lärmenden Schauplatz der Welt weg und auf ihr Herz in den ſtillen Kreis der Familie hinweiſen. Lehrt nicht die Erfahrung, daß nur dieſe Sphäre ſie glücklich mache? was nützt der George Sand ihre Unabhängigkeit und ihr männlicher Geiſt, den ſie blos affektirt, indem ſie nur zu weiblich, d. h. ſchwach, ja innerlich zerriſſen und unglücklich iſt? Was nützte es der geiſtreichen und hochherzigen Rachel, daß die bedeutendſten Männer (worunter auch Weiber waren, wie das berühmte Wort des Friedrich von Genz beweiſt, der ſich ſelbſt das größte Weib nannte) ſich um ihre Neigung bewarben? und hat nicht ſelbſt Bettina Arnim nur dem Glücke, Mutter zu ſein, Dauer ihrer Geiſtesfriſche zu verdanken? Allgemein anſprechend iſt das dramatiſche Talent

der Prinzeſſin Amalie von Sachſen, weil ſie ſich eben ganz in dem Kreiſe zarter und feiner Weiblichkeit im Converſations-Schau- und Luſtſpiel bewegt. Wollten doch unſere Dichterinnen das Beiſpiel der zu wenig gewürdigten Julie von Zerzog nachahmen, die in ihrem: Götz von Berlichingen für Kinder, dem jugendlichen Deutſchland ein werthvolles Geſchenk brachte; denn erzählen, Kindern erzählen, das thaten ſchon die deutſchen Mütter und Töchter des Mittelalters und das liegt auch im Wirkungskreiſe des Weibes und ſteht ihm beſſer, als unter Männern ſitzen und kanngießern oder gar philoſophiren. Noch müſſen wir eine hochbegabte Dichterin erwähnen, deren ſchwere Leiden herzzerſchneidend durch ihre wunderſchönen Lieder fortklingen — Betti Paoli. Das Thema ihrer Poeſien iſt wohl nur ächte weibliche aber unglückliche Liebe und wir enthalten uns eines Urtheils und wollen nur eins ihren ſchönſten Gedichte für ſie ſprechen laſſen.

Sichere Richtung.

Sieh dort durch des Tempelbaues Hallen
Ernſt die gottgeweihte Jungfrau wallen!
Eine Lampe, deren Flamme zittert,
Trägt ſie, und mit reiner Hand umgittert
Sorglich ſie dies Licht, daß es im Grimme
Rauher Stürme ſterbend nicht verglimme.
Nicht vermag es alle dunklen Stellen
Dieſes weiten Domes zu erhellen;
Doch genügt's, daß Helle es verbreitet
Auf dem Pfad, auf dem die Jungfrau ſchreitet,
Daß ihr Schein, der milde, ernſte, klare,
Ihr die Richtung zeige zum Altare,
Wo die Perlen ihres ſel'gen Sehnens
Thauen, wie der Balſam Magdalenens.

Jener Jungfrau gleichet meine Seele,
Wie ſie durch des Lebens Dunkel ſchreitet,
Nur vom ew'gen Liebesſtrahl geleitet,
Daß ſie nimmer ihres Weges fehle.
All ihr Denken, Fühlen, Thun und Treiben
Dienet nur die Flamme zu beſchirmen,
Daß ſie von des Lebens rauhen Stürmen

Unereicht und unberührt mag bleiben.
Meines Daſeins dunkle Schattenmaſſen
Kann ſie nicht zerſtreu'n mit mächt'ger Lichtung,
Aber leuchtend weiſ't ſie mir die Richtung
Zu dem Troſt nur mehr allein zu faſſen;
Sichert mir den Weg, den ich betrete,
Leitet mich mit ihrer frommen Helle
Treulich hin zur wundervollen Stelle,
Wo ſich Klagen wandeln zu Gebeten. —
O es gleicht mein unverlöſchlich Lieben
Jenem Stern, der einſtmals fortgetrieben
Die drei Könige aus ihren Landen,
Der ſie über Berg und Meer geführet,
Bis ſie endlich wonnevoll gerühret,
Betend vor dem Gotteskinde ſtanden.

Harmoniſcher und vielſeitiger iſt das lyriſch-epiſche Talent der Adelheid von Stolterfoth die uns bereits mit zwei größern Epen: Zoraide und Alfred einem Rheiniſchen Sagenkreis und in Zeitſchriften und in Almanachen mit Romanzen und Liedern voll Anmuth und Empfindung beſchenkte und eine geſunde meiſt ſänftigende Lektüre gewährt. Möge ſie noch lange ſingen an ihrem Rheine, der edle jungfräuliche Schwan und andere erheiternd heiter bleiben.

Preis und Dank verdienen unſere dichtenden Frauen, da ſie nicht wie die franzöſiſchen von Emancipation, ſondern meiſt von Entſagung und Ergebung ſprechen und als reine Prieſterinnen des Hauſes das deutſche Familienleben, was leider ſo manche Männer in ihren Schriften und Leben mit frecher Hand zu zerreißen ſich nicht ſcheuten, zu erhalten ſtreben und nicht dringend genug können wir unſere Schriftſteller mahnen, ja in ihren Werken der Weiblichkeit, die noch immer ſo rein bei uns Deutſchen geblieben, zu ſchonen, ihrem Genius zu gebieten, daß ſie ſich keine Lucinde, keine Wally, kein Accorombona erlauben; ja ſelbſt über den trefflichen Marbach können wir uns nicht genug wundern, wie es ihm einfallen konnte über die moderne Literatur an eine Dame, ja an ſeine Braut in einem Tone zu ſprechen, den er ſelbſt keck

und unliebenswürdig nennt; allein die Frauen haben über ihn gerichtet, ſie bedauerten die Freundin, welche dieſe Briefe leſen mußte und laſſen ſie ſelber ungeleſen.

Oeſtreichiſche Dichter.

Uhlands kräftiges Lied: Vorwärts! klingt auch in Oeſtreich nach und vielleicht iſt unter allen deutſchen Stämmen keiner, der ſeit dem Jahre 1809 ſo große Schritte vorwärts gethan, als der öſtreichiſche. Es hatte freilich eben dieſes Volk größere Schritte zu machen um das Verſäumte einzuholen und es konnte auch nicht ſobald den ſeit drei Jahrhunderten vorangeeilten proteſtantiſchen Landsleuten nachkommen, allein da das Fortſchreiten in neueſter Zeit nicht mehr einer einzelnen Kirche, ſondern der ganzen Menſchheit Element geworden, äußert ſich der friſche lebenskräftige Geiſt der Oeſtreicher auf eine erfreuliche Weiſe und wie überall, wo Völkerleben im Anlauf iſt, ziehen auch hier die Sänger voran und unter ihnen ſolche, welche ſich unter die erſten von ganz Deutſchland ſtellen dürfen. Von dieſen wollen wir nun der Reihe nach ſprechen und was wir ſchon von einzelnen an ihrer Stelle bemerkt haben, zu einem Bilde der ganzen poetiſchen Literatur Oeſtreichs zuſammenfaſſen.

Was die Joſephiniſche Zeit im Poetiſchen geleiſtet, iſt wohl nicht ſo hoch anzuſchlagen; es war eine Zeit der realen Richtung, wo Poeſie nicht gedeihen konnte. Ein Uebergang zu der neuern Dichterwelt bildet der behagliche Volksdichter Johann Friedrich Caſtelli, der alle Gattungen von Poeſie durchmachte, ohne ſich darin über den Bildungskreis des großen Haufens zu erheben. Am glücklichſten iſt er im Komiſchen und Naiven, weil das der Wiener liebt und ſeine Lieder in öſtreichiſcher Mundart ſind trefflich gelungene Nachbildungen der herrſchenden Volkslieder. Der neuern Zeit angehörig und bei aller Herzlichkeit und Einfachheit der Darſtellung auch von wahrhaft poetiſchem Talente iſt Gabriel Seidel, ſeit 1840 Kuſtos im Antikenkabinet zu Wien. Auch er

iſt ein Volksdichter und wenn er ſich auch nicht zur höchſten Höhe erhoben, ſo darf man ihm doch eine Tiefe des Gemüths und die reinſte, edelſte Geſinnung nicht abſprechen und Mädchen und Frauen, die ſeine Lieder liebgewonnen, bedauern, daß er nun ſchon ſo lange ſchweigt. Eine ganze Liedertafel gemüthlicher Sänger, die ſich ſchon mehr dem höhern Fluge der ſchwäbiſchen Schule nähern reiht ſich an dieſe Volksdichter, worunter wir nur die Ritter von Leithner, Lewitſchnigg und Tſchabuſchnigg, Johann Mayerhofer, Dräxler-Manfred, Andreas Schuhmacher, Freiherr Ernſt von Feuchtersleben und den Balladendichter J. N. Vogl nennen. Zu früh verſtorben iſt der geniale Dichter Dr. Auguſt Hornboſtel (O. Ernſt Bohl), der ſich in allen Gattungen der romantiſchen Dichtung vortheilhaft auszeichnete, aber nur Weniges aus ſeinem reichen Vorrathe in Zeitſchriften bekannt machte. Von ſeinen Dramen wurde das Trauerſpiel Marie oder die Peſt in Leon und die Heimkehr auf dem Burgtheater aufgeführt; letzteres war das letzte Schauſpiel, welches der alte Kaiſer Franz in Wien ſah, er kehrte bald darauf auch ſelbſt heim und einige Jahre darnach auch der Dichter. Wir erwarten von ſeinen Angehörigen eine Herausgabe ſeiner hinterlaſſenen Schriften, die unſtreitig nach dem Wenigen zu urtheilen, was wir kennen, mit zu dem Gediegenſten gehören, was öſtreichiſche Dichter geſchrieben haben.

Auch dürfen wir nicht einiger Ungarn vergeſſen, welche in deutſcher Sprache gedichtet und uns auch durch Ueberſetzungen mit der ungariſchen Poeſie bekannt gemacht haben, dahin gehören Georg von Gaal, Graf Johann Mailath, Baron von Mednyansky, Guſtav Steinacker. Von anerkanntem Werthe ſind ferner des Freiherrn von Hammer-Purgſtall lyriſche und epiſche Gedichte nach dem Orientaliſchen. Ein ausgezeichnetes Dichtertalent ging mit Joſeph Emanuel Hilſcher unter. Dieſer edle Sänger wurde 1804 zu Leitmeritz in Böhmen geboren und kam als der Sohn eines Regimentsprofoſen in das militairiſche Erziehungshaus, aus welchem er dann in ſeinem achtzehnten Jahre als Gemeiner in das Regiment eintrat. Ein Ortskaplan und ein wiſſenſchaftlich gebildeter Lehrer im Erziehungshauſe halfen ſeine natürlichen Anlagen entwickeln und flößten ihm Liebe zur Poeſie ein, ſo daß er ſchon

als Knabe neben Klopſtock und Schiller auch Göthe und Kollin, Shakespeare, Calderon, Dante, Arioſto in Ueberſetzungen las und ganze Strophen recitirte, wenn er zur Nachtzeit Wache ſtand. Ein Liebhaber-Theater der Unterofficiere in der Kaſerne, wo er auch mitwirkte nährte dieſe Neigung immermehr und er ſchrieb ſelbſt für dieſe Bühne zwei Dramen, die leider verloren gegangen ſind. Den gewaltigſten Eindruck machten auf ihn Byrons Werke, von denen er eine Ueberſetzung zu dieſer Zeit in die Hände bekam; weil ihm aber dieſe nicht genügte, lernte er mit unausgeſetztem Eifer das Engliſche und nun war es freilich zu ſeinem Unglück die verzehrende Glut dieſes außerordentlichen Britten, in welche ſich ſeine Seele von der ſtarren Außenwelt, den drückenden Feſſeln ſeines Standes und der Leerheit und Geiſtloſigkeit ſeiner Umgebung zu entrinnen, warf. Mehrere Poeſien dieſes Dichters überſetzte er und zwar mit einer Meiſterſchaft, die ihn weit über alle damaligen Ueberſetzer erhob. Doch blieb die gewöhnliche Wirkung, welche dieſer ebenſo liebenswürdige als entſetzliche Dichter auf Dichterjünglinge hat, nicht aus; inneres Zerwürfniß und Zerriſſenheit und ein finſterer Trübſinn, der durch alle ſeine Poeſien wie ein ſchwarzer Faden geht. Dazu kam noch die erwachte Neigung zu einem Mädchen, die ohne Ewiederung bleiben mußte. Als Unterofficier kam er ſodann nach Italien und endlich durch Verwendung des literäriſchen Hauptmanns Marſano als Fourier nach Mailand. Hier lernte ihn Auguſt Frankl kennen, der nach ſeinem Tode ſeine Dichtungen mit einem biographiſchen Vorworte herausgegeben. Durch dieſen Freund, der dann nach Wien zurückkehrte, wurden dem Unglücklichen Ausſichten auf Verlag und Herausgabe ſeiner Werke verſchafft, allein Hilſcher erlebte die Freude nicht, bekannt und anerkannt zu werden; ſein von Natur ſchwächlicher Körper unterlag der Anſtrengung ſeines arbeitenden Geiſtes und dem innern Grame über ſeine hilfloſe, drückende Lage; er ſtarb 1837 nach mehrmonatlichem Krankenlager. Ein ernſtes Streben beurkundet auch Dr. Auguſt Frankl, der ſich dem Epos zuwendet. Sein Habsburglied, ein Jugendverſuch, hat bei allen Mängeln ächt deutſches Gepräge und ſein Colombo enthält prachtvolle Stellen und friſche Empfindung durch und durch. Anziehend iſt aber vor allen ſein

jüngſtes Gedicht: Rachel, worin er ſeine Stammgenoſſen, die weinenden und verlaſſenen Kinder Rachels zum Grabe dieſer liebenden Mutter führt und ſie durch das Heimweh heiligen, tröſten und veredeln will.

Geiſt der Mutter, Geiſt des Troſtes,
Sehnſucht füllt das Herz nach dir!
Ach, verlaſſe dein bemooſtes
Grabmal, lang ſchon harren wir!

Deines Wandels Segensnähe
Haſt du immer ausgeübt,
Wenn mit dunklem Wolkenwehe
Sich der Kinder Tag getrübt:

Gab ein Machtſpruch die Befehle
Abzuſchwören ihren Gott,
Warſt du nahe ihrer Seele,
Und ſie trugen Schmach und Spott;

Warfen fort die goldnen Güter,
Heimathlos in Nacht und Wind,
Freudig, daß ſie noch die Hüter
Des geſunknen Tempels ſind.

Wenn ein Mann von unſerm Stamme
Forſchend bei der Lampe denkt:
Du biſt nahe, wenn die Flamme
Sich wie eine Fahne ſchwenkt.

Komm und ſammle mild zur Einheit
Jedes Geiſt- und Herzenslicht,
Daß in wundervoller Reinheit
Durch die Nacht die Sonne bricht.

Lehre Heimweh deinem Volke;
In ein Kanaan will ſein Herz?
Führe denn als Feuerwolke
Seine Sehnſucht himmelwärts!

Daß es hier auf Erden walle,
Seiner Sendung ſich bewußt,

Und die Urne Tunnin ſchnalle
Prieſterlich um ſeine Bruſt.

Und ein Jeder von dem Stamme
Trage wie das Würmlein ſacht,
Still die reine Gottesflamme
Schützend durch die Erdennacht.

Denſelben Weg auf dem epiſchen Felde ſchlägt Karl Beck aus Peſth in Ungarn ein, wie er in ſeinem Heldengedichte, wo er den Sieg des Kaiſers Otto über die Magyaren ſchildert, dargethan. Außerdem hat er aber auch ſeine lyriſchen Gedichte unter dem Titel: Gepanzerte Lieder, Nächte, Stille Lieder herausgegeben, worin ſich meiſt in Byroniſcher Manier ein für Freiheit und Vaterland glühendes Herz ausſpricht. Die Folge wird lehren, ob dieſes allzuhaſtig zufahrende Talent zur plaſtiſchen Ruhe und derjenigen Harmonie gelangen wird, ohne die kein poetiſches Talent lange ausreicht und in der That berechtigt ſein neueſtes Gedicht der fahrende Schüler zu den beſten Hoffnungen. Mit beſonderer Liebe ward aber von den öſtreichiſchen Dichtern das Theater gepflegt und wir haben ſchon von Grillparzer, Ebert und Zedlitz geſprochen, ſo daß nur noch einige neuere Erſcheinungen im tragiſchen Fache und das Luſtſpiel zu erwähnen ſind. Im erſtern ſehen wir Pannaſch im hiſtoriſchen Schauſpiel die nächſten Muſter verfolgen. Größern Beifall erntete Freiherr von Münch Bellinghauſen (Fr. Halm). Er ahmte in Griſeldis, der Adept und der Sohn der Wildniß Raupachs ſchöne rhythmiſche Sprache, aber auch die bis zum Krankhaften geſteigerte Empfindelei deſſelben nach, wurde aber durch den Inhalt und das Thema ſeiner Stücke der Liebling des Publikums, da in denſelben die Rechte des Weibes, wie ſie in unſern Zeiten beſonders von franzöſiſchen Dichtern und Dichterinnen gepredigt werden, hervorgehoben ſind. Immerhin dürfte es zu hart und voreilig ſein einem Dichter, der in ſolcher Jugend ſchon ſolchen Erfolg gehabt eine Zukunft abzuſprechen, wenn auch ſein letztes Stück verfehlter iſt als ſein erſtes.

Im Luſtſpiele waren ſchon in frühern Zeiten Schreivogel

(Weſt), Holbein, Lembert, Caſtelli u. A. bemüht, ausländiſche ſowohl ſpaniſche als franzöſiſche Komödien für die deutſche Bühne zu überſetzen und zuzurichten. Von Shakespeare überſetzte dergleichen mit Glück Eduard von Bauernfeld, beſchenkte aber die Bühne auch mit Originalluſtſpielen, worunter einige, wie die Bekenntniſſe, Bürgerlich und Romantiſch und der Selbſtquäler vorzüglich ſind. Alles Lob verdient ſein Luſtſpiel: der literariſche Salon, worin er das ſchlechte Treiben gewiſſer Dichterlinge geißelt. Zu großen Hoffnungen berechtigt Uffo Horn.

Die alten Volkspoſſen, wie ſie mit dem Verſchwinden des Hanswurſts in der Leopoldſtadt buntſcheckig und feuerwerkartig, mit Flugwerk und Verſenkung, mit Genien, Feen und Zauberern, voll Sinn und Unſinn gang und gäbe waren, ergötzen noch immer einen großen Theil des Wiener Publikums und haben ſich von der Leopoldsſtadt auch auf die übrigen Vorſtadt-Theater verbreitet. Ferdinand Raimund verſtand es in dieſe Art von Luſtſpielen wahre Poeſie und reinen, oft erhabenen Sinn zu legen. So ſind ſein Bauer als Millionär, ſein Menſchenfeind, die gefeſſelte Phantaſie, der Diamant des Geiſterkönigs, das Mädchen aus der Feenwelt und der Verſchwender Poſſen von ſo lebenskräftiger Geſtaltung und ſo hoher Bedeutung, daß ſie ſelbſt in Norddeutſchland, wo doch manches Oertliche und Mundartige verloren ging, mit rauſchendem Beifall aufgenommen wurden, den der Dichter ſelbſt durch ſeine Anweſenheit und ſein treffliches Spiel erhöhte. Leider hat ihn auch bei aller Geſundheit ſeines Dichtertalents, der Trübſinn und die Zerriſſenheit unſerer jungen Dichterwelt erfaßt; der allgemeine Beifall, eine ſorgloſe Muße und die angenehmſten Verhältniſſe, in denen er nahe bei Wien auf einem freundlichen Landſitze lebte, konnten ihn nicht befriedigen, die Schwermuth nicht bannen, die ſeine Seele umlagerte, er endete freiwillig, beklagt und bedauert als Dichter und als Menſch. Sein Nachtreter in dieſer Gattung Neſtroy iſt wohl unerſchöpflich in neuen Erzeugniſſen, worin er aber von Raimunds Höhe herab immer tiefer zum Gemeinen ſinkt und die Nahrung, die er bietet ſind Zerrbilder und falſcher Witz. Daß

ſelbſt das Publikum der Wiener Vorſtädte für Beſſeres und Höheres Sinn habe, bewies es bei Raimunds Darſtellungen und neuerdings bei Holtei, der in Sprache und Empfindung edler und freier als Raimund, in ſeinem Lorbeerbaum und Bettelſtab Perlſchnur, Shakespeare in der Heimath und andern in überfüllten Häuſern ungetheilten Beifall erntete.

Die jüngſten Erſcheinungen in der deutſchen Poeſie.

Wie ſehr auch theils das politiſche, theils das materielle Leben in Deutſchland überhand nimmt, theils die Poeſie ſelbſt von einer Unzahl Dichter und Dichterlinge in eine eintönige Gefühlſeligkeit oder inhaltloſe und nüchterne Sprach- und Verskünſtelei ausartet, ſo darf man doch nicht ſagen, daß die deutſche Poeſie in Abnahme begriffen ſei, da eben in neueſter Zeit der üppigſte Dichterflor ſich erhebt und einen Zauber verbreitet, deſſen ſich auch die ernſthafteſte Lebensproſa nicht erwehren kann. Von glühender Vaterlandsliebe ergriffene Dichterherzen haben Töne erfunden, in welchen naiv und einfach, ohne rhetoriſchen Prunk, der Freiheit und der Vernunft wahrhaft poetiſch ein Lied geſungen wird und anderſeits durch kräftige Darſtellungen bunter und neuer Lebensbilder Luſt zu hören und zu leſen bei dem Volke geweckt, das bei den zierlichen und manierlichen Theepoeſien ſchon eingeſchlafen war. Erſchloſſen wurde dieſer poetiſche Sinn durch die Bekanntmachung altdeutſcher Dichter, die auch für Ungelehrte durch treffliche Ueberſetzungen nun ſchon zugänglich ſind. So wurde das Nibelungenlied von Hinsberg, Pfizer und Marbach, Bruchſtücke aus Triſtan und Iſolde von Hofmann von Fallersleben, das ganze Gedicht von Marbach, die Gudrun von Keller, Parcival und die übrigen Gedichte Eſchenbachs von Sanmarte und Simrok, andere Gedichte von andern überſetzt. Uhlands und der ganzen ſchwäbiſchen Schule Beiſpiel lehrte den Weg zur Poeſie,

welchen jene Alten gegangen, wieder aufſuchen und nur wer dieſen Weg ging, war willkommen. Nächſt den alten Deutſchen hielt man noch immer, wie Göthe gethan, am Griechenthum und wir ſehen in neueſter Zeit die Antigone des Sophokles und die Medea des Euripides auf unſern Bühnen. Aber auch das unmittelbare Dichten ſuchte man dem großen Meiſter Göthe abzulauſchen und iſt dies auch nicht eine lernbare Kunſt, ſondern das Ergebniß eines durchaus poetiſchen Genies, ſo läßt ſich nicht läugnen, daß auch Minderbegabte Augenblicke haben, wo die poetiſche Empfindung ſo harmoniſch zudrängt, daß keine mühſame Arbeit dazu gehört, ſie feſt zu halten und durch das Wort darzuſtellen, und erfreulich iſt es zu ſehn, daß eben bei den jüngſten und neueſten Dichtern dieſe Unmittelbarkeit ſichtbar iſt.

Ein Blick auf die poetiſche Literatur der Deutſchen in den letzten zehn Jahren beweiſt uns nun, daß unſere letzten Meiſter noch nicht geſungen haben und daß es mit unſerer Poeſie noch nicht aus ſei. Schweigen auch Uhland und Grillparzer und iſt auch Immermann geſtorben, was haben in dieſer letzten Zeit Rückert und Moſen geleiſtet? was wieder mit verjüngter Kraft Zedlitz und Holtei? und welche neue Pracht glänzt an unſerm Dichterhimmel gleich Sonnen, um die wieder mildleuchtende Planeten allenthalben kreiſen: Seatsfield, Würtenberg, Hoffmann, Bauer, Mörike, Freiligrath, Duller, Lenau. Seatsfield nennt ſich der bisher dem Publikum unbekannte Verfaſſer von Romanen, die meiſt über dem Meere und in Amerika ſpielen und worin bei den großen Gegenſtänden die Darſtellung von unnennbarer Schönheit und reichem poetiſchen Leben iſt. „In der Schilderung" ſagt von ihm Theodor Mundt „der amerikaniſchen Landſchaft, der ungeheuern Vegetation, in der Poeſie der Wildniß, die er in allen ihren Einzelnheiten eben ſo wie in ihrer ganzen fruchtbaren Unendlichkeit vor das Auge zu zaubern weiß, hat er das Erhabenſte, und doch in der einfachſten Entwickelung der Farben, geleiſtet. Eben ſo bewundernswürdig iſt ſein pſychologiſcher Standpunkt, auf dem er die Verbindung des Nationellen und allgemein Menſchlichen in der Individualität ſeiner Geſtalten mit den feinſten Details zeichnet. Zugleich hat er die transatlantiſchen Verhältniſſe

mehrfach als Gegenſatz zu den europäiſchen erſchimmern laſſen, und ſich dabei als einen ebenſo ſcharfen Kenner der dieſſeitigen Zuſtände gezeigt, die er denn in manchem Betracht der amerikaniſchen Natürlichkeit und Sittlichkeit nachſtellt. Die Kunſtloſigkeit und das nachläſſige Gefüge ſeiner Darſtellungen läßt ſie nur noch mehr als unmittelbaren Abdruck des Erlebten erſcheinen. —" Sollten dieſe Romane nun auch nicht in der Länge den bleibenden Werth muſtergiltiger Kunſtwerke behaupten, ſo haben ſie doch das Verdienſt, die Leſewelt aus der von allen Seiten bis in's Kleinliche geſchilderten europäiſchen Welt voll poetiſcher und materieller Stoffe und veralteter Zuſtände, in ein neues, friſches, fernes und darum ſo leicht zu idealiſirendes Naturleben jugendlicher Staaten und Völker, wo es noch gilt in jeder Stunde und bei jedem Schritt auf Schutz und Trutz gerüſtet das Leben täglich aufs Neue zu erbeuten, geführt zu haben. Nachhaltiger dürften eines andern Dichters Erzeugniſſe ſein, weil in ihm rein poetiſches Leben auch in poetiſcher Form gegeben waltet. Das iſt **Ferdinand Freiligrath**, geb. **1810** in Detmold, erſt Kaufmann, als ſolcher einige Jahre in Amſterdam, dann privatiſirend in Unkel am Rhein; ſeit **1841**, wo er geheirathet in Darmſtadt. Reiſe und Seeabenteuer und die Wunder der fremden Welttheile erfüllten ſchon als Knabe ſeine Seele; ſein Aufenthalt in Amſterdam, der tägliche Anblick des Meeres, die Mittheilungen der Seeleute vermehrten ſeinen Bildervorrath aus jenen wunderreichen Zonen, die zu ſchildern dann ſeine Poeſie begann wie z. B. in:

Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren.

Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren,
Wär' ich auf Yemen's glüh'ndem Sand,
Wär' ich am Sinai geboren
Dann führt' ein Schwert wohl dieſe Hand.

Dann zög' ich wohl mit flücht'gen Pferden
Durch Jethros flammendes Gebiet;
Dann hielt' ich wohl mit meinen Heerden
Raſt bei dem Buſche, der geglüht;

Dann Abends wohl vor meinem Stamme,
In eines Zeltes luft'gem Haus,
Strömt' ich der Dichtung inn're Flamme
In lodernden Geſängen aus;

Dann wohl an meinen Lippen hinge
Ein ganzes Volk, ein ganzes Land;
Gleichwie mit Salomonis Ringe
Herrſch't ich, ein Zauberer, im Sand.

Nomaden ſind ja meine Hörer,
Zu deren Geiſt die Wildniß ſpricht;
Die vor dem Samum, dem Zerſtörer,
Sich werfen auf das Angeſicht.

Die allzeit auf den Roſſen hängen,
Abſitzend nur am Wüſtenbronn:
Die mit verhängten Zügeln ſprengen
Von Aden bis zum Libanon;

Die Nachts als nimmermüde Späher,
Bei ihrem Vieh ruh'n auf der Trift,
Und, wie vor Zeiten die Chaldäer,
Anſchaun des Himmels goldne Schrift;

Die oft ein Murmeln noch vernehmen
Von Sina's gluthgeborſt'nen Höh'n:
Die oft des Wüſtengeiſtes Schemen
In Säulen Rauches wandeln ſeh'n:

Die durch den Riß oft des Geſteines
Erſchau'n das Flammen ſeiner Stirn —
Ha, Männer, denen glüh'nd, wie meines,
In heißen Schädeln brennt das Hirn.

O Land der Zelte, der Geſchoſſe!
O Volk der Wüſte, kühn und ſchlicht!
Beduin, du ſelbſt auf deinem Roſſe
Biſt ein phantaſtiſches Gedicht! —

Ich irr' auf mitternächt'ger Küſte,
Der Norden, ach! iſt kalt und klug.
Ich wollt', ich ſäng' im Land der Wüſte,
Gelehnt an eines Hengſtes Bug.

Dies wäre denn wieder die alte beſchreibende Poeſie, der unſre Kritik längſt ſchon poetiſchen Werth abgeſprochen hat; allein ſchon aus dem eben angeführten Stücke ſehen wir, wie die Schilderung dergeſtalt von Empfindung gehoben und getragen wird, daß das Gemälde ganz lebendig ſich vor unſerer Phantaſie bewegt, ſo daß man nicht mehr bloße Malerei ſondern die Wirkung der Lyrik an ſich wahrnimmt. Noch ergreifender iſt das Pathos im Gefühle des Reiſenden, wo die Geiſterkaravane durch die arabiſche Wüſte zieht.

Vor den Kameelen ſchweben die geſpenſt'ſchen Treiber,
Ueppig in den hohen Sätteln lehnen ſchleierloſe Weiber;
Neben ihnen wandeln Mädchen, Krüge tragend, wie Rebekka
Einſt am Brunnen; Reiter folgen, ſauſend ſprengen ſie nach Mekka;
Mehr noch! — nimmt der Zug kein Ende? nimmermehr, wer kann ſie zählen?
Weh! auch die zerſtreuten Knochen werden wieder zu Kameelen,
Und der braune Sand, der wirbelnd ſich erhebt in dunkeln Maſſen,
Wandelt ſich zu braunen Männern, die der Thiere Zügel faſſen.
Denn dies iſt die Nacht, wo Alle, die das Sandmeer ſchon verſchlungen,
Deren ſturmverwehte Aſche heut vielleicht an unſern Zungen
Klebte, deren mürbe Schädel unſrer Roſſe Huf getreten,
Sich erheben und ſich ſcharen, in der heil'gen Stadt zu beten.

Doch iſt das Urtheil über Freiligrath nur einſeitig, wenn man ihn bloß den Dichter des Meeres und der Wüſte nennt, weiß er ſich doch auch in die Heimath und in unſere europäiſche Gedanken- und Gefühlswelt zu verſetzen, wie er dort am Rhein in dem herrlichen Gedichte: die Roſe, mit ſeinem Freunde Lewin beim Glaſe Wein von allerlei Geheimnißvollem in Natur und Menſchenleben ſpricht und endlich auf die Legende und das Chriſtenthum kommt, wo er bei der Erzählung von der Wunderroſe wieder neu begeiſtert und von dem Glauben ergriffen zum Kinde wird und nachdem er ſich von dem ungläubigen Lewin doch mit herzlicher Liebe gewendet, nimmt er ſich vor im Evangelium Lukas zu leſen, um ſeine fromme Stim-

mung noch zu ſteigern und die wohlthuende fromme Aufregung länger zu erhalten.*) Ob es ihm gelungen Lewin auch zu rühren, wird nicht geſagt, allein das glauben wir behaupten zu können, daß die Gluth der Empfindung, die prachtvolle Darſtellung und die geheimnißvolle Myſtik des Ganzen den Leſer wunderbar ergreifen müſſe.

In dem Gedichte bei Grabbe's Tode finden wir auch jene Byroniſche Verzweiflung und Zerriſſenheit, die ſelbſt die ſchönſte Gabe, die ein Sterblicher vom Himmel erhalten kann, die Dichtergabe verwünſcht:

Der Dichtung Flamm' iſt allezeit ein Fluch!
Wer, als ein Leuchter, durch die Welt ſie trug,
Wohl läßt ſie hehr den durch die Zeiten brennen;
Die Tauſende, die unterm Leinen hier
In Waffen ruh'n — was ſind ſie neben dir?
Wird ihrer Einen, ſo wie dich, man nennen?

Doch ſie verzehrt; — ich ſprech es aus mit Grau'n!
Ich habe dich gekannt als Jüngling; braun
Und kräftig gingſt dem Knaben du vorüber.
Nach Jahren drauf erſchaut' ich dich als Mann;
Da warſt du bleich, die hohe Stirne ſann,
Und deine Schläfe pochten wie im Fieber.

Und Male brennt ſie; — durch die Mitwelt geht
Einſam mit flammender Stirne der Poet;
Das Mal der Dichtung iſt ein Kainsſtempel!
Es flieht und richtet nüchtern in die Welt!
Und ich entſchlief zuletzt; in einem Zelt
Träumt' ich von einem eingeſtürzten Tempel.

Allein Freiligrath iſt ſeitdem harmoniſcher geworden und hat das Schickſal Grabbe's nicht zu befürchten, weil er es eben nicht wie jener Unglückliche ſelbſt herbeiführen wird und ſo erwarten wir noch von dieſem begabten Dichter viel, ſehr viel. Leidet er auch an manchen Gebrechen unſerer Zeit, ſo iſt doch ſein Stre-

*) Wir verweiſen auf Nordnagels deutſche Dichter der Gegenwart, wo dieſes Gedicht erläutert wird.

ben ſo zuſchreitend und lebenvoll, daß man kein Verſchwimmen nebelichter Geſtaltungen und keine endloſe Jammerlyrik zu beſorgen hat. Wie aber ſeine Poeſie recht munter und kühn ins Leben hineinrenne, ſchildert er am beſten in nächſtfolgendem Gedichte:

Der Reiter.

Er lenkte ſchweigend durch die Schlucht ſein Roß;
Bleich war ſein Antlitz, lang und lockig floß
Ihm Bart und Haar auf Bruſt und Achſel nieder.
Er ließ dem müden Thiere das Gebiß;
Er ſeufzte düſter durch die Finſterniß,
Der Föhren: „Gott, warum gabſt du mir Lieder?

Sie ſchliefen Jahre lang in meiner Bruſt,
Wie Erz im Schacht — ich habe nicht gewußt,
Daß Lieder tief mir in der Seele ruhten.
Weh mir, zu öffnen ihr verborgen Thor!
Wie kochend Herzblut brechen ſie hervor,
Unhemmbar! ach, und ich — ich muß verbluten!

Und Keiner weiß es! alle ſtellen ſie
Sich vor mich hin und ſagen lächelnd: Sieh'!
Das iſt ein luſtig und ein kräftig Springen!
Das iſt ein friſcher und ein kräft'ger Strahl!
Ein mäß'ger Strom kann dieſer Quell einmal,
So Gott der Herr will, durch die Lande bringen.

Sie aber wiſſen nicht, daß er ſchon bald
Verſiegen muß, daß ebbend er ſchon wallt;
Sie wiſſen nicht, daß vor der Thür mein Sterben;
Daß mit dem Blut nur, das bis jetzt mir quoll,
Wenn in der Gruft ich einen tragen ſoll,
Ich meinen Liederpurpur mir muß färben.

Doch murr' ich nicht, ich ſage: ſehet da,
Ich bin ergeben, ich bin Seneca,
Als in die Wanne rauſchten ſeine Adern!
Die Dichtkunſt ſagt zu meinem Leben: flieh!
Mein Nero, weh' mir! iſt die Poeſie —
Doch will ich nicht mit meinem Schickſal hadern.

O, hielten ſie mich nur nicht am Gewand,
Und brächten, dieſe Balſam und Verband,
Und die, mein Blut zu ſammeln, Kelch und Schale;
O, könnt ich ſtill zu Tode bluten mich,
Gleichwie die Bruſt von eines Fängers Stich
Durchbohrt, ein Hirſch in einem dunklen Thale.

O, gönnten ſie dem Sterbenden die Ruh'!
O, drückten ſie nur grauſam oft nicht zu
Die Wunde mir, am Herd und auf den Gaſſen;
Und lehrten mich, daß den gewalt'gen Fluß
Verſchließen, eher noch mich tödten muß,
Als ihn, bei pochenden Schläfen rieſeln laſſen.

O, ließen geh'n mich meine Wege ſie,
Und fragten nicht: Sprich, was iſt Poeſie?
O Gott, wie oft vernahm ich ſchon die Frage!
O, lächelten und lachten ſie nur nicht,
Wenn träumeriſch, mit glühendem Geſicht
Und eine Thrän' im Aug' ich ihnen ſage:

Wenn man im Forſt auf einen Eichbaum ſteigt,
Und ſich zum Sitze wählt ſein weit verzweigt
Und rauſchend Laub mit herbe duftendem Laube,
Und ſinnend dann, die Arme ſtumm verſchränkt,
An die Geliebte, welche fern iſt denkt,
Und in das Neſt ſchaut einer Turteltaube:

Wenn man am Meer, von ſeinem Schaum benetzt,
Sich einem Fiſcher auf die Schultern ſetzt,
Und ſich hinein läßt tragen in die Wellen,
Die Odyſſee legt auf ſein ſtruppig Haar,
Und ſingt, und jubelt, daß er denkt: fürwahr,
Das heiß ich einen närriſchen Geſellen!

Und wenn auf muth'gen Roſſen man zu Dritt
Macht oder Vieren einen wilden Ritt —
Sieh' da! die langgeſtreckten Renner ſchnauben,
Ihr beugt euch ſpornend vor, ohn' Unterlaß
Weh'n euch die Mähnen in das Antlitz! — das
Iſt Poeſie, doch wollt ihr es nicht glauben.

Und wenn man Nachts auf langen Brücken fährt,
Und dumpf ihr Holz vom Hufſchlag murren hört,

Bis das Geſpann urplötzlich wieder ſeinen
Huf klirrend auf das Pflaſter ſetzt, das glüh
Die Funken fliegen, dann iſt Poeſie
Der erſte Ton des Eiſens auf den Steinen.

Und Poeſie auch iſt's, wenn, wie ein Schwan,
Man in der Dämmerung in einem Kahn
Langſam durchfurchet eines Hafens Mitte
Und es geſtattet, daß der Kahn ſich ſchmiegt
An irgend ein gewaltig Schiff; — ſo liegt
Oft neben einem Palaſt eine Hütte.

Und Poeſie dann, wenn in Gummiſchuh'n
Man einen Neger ſieht im Tauwerk ruh'n,
Des Abends Kühle ſchwebend einzuſaugen;
Er ſchaukelt läſſig ſich und ſingt ein Lied,
Und ſchaut ihr ihm in's Angeſicht, ſo glüht
Euch wie ein Stern das Weiße ſeiner Augen.

Und Poeſie auch würd' es ſein, wenn jetzt
Dies ſchwarze Roß von Dänenzucht, entſetzt,
Sich bäumete auf dieſer düſtern Stelle,
Mich ſchleuderte an dieſes Felſenſtück,
Daß plötzlich Nacht umflorte meinen Blick
Und meiner Stirne dunkel Blut entquölle.

Und wenn alsdann, wenn ich zum letzten Mal,
Beſchienen von der Abendſonne Strahl,
Das matte Aug', die müde Wimper höbe,
Das treue Thier, als klagt' es um mein Weh',
Geſenkten Halſes auf mich niederſäh',
Und warm in mein erkaltend Antlitz ſchnöbe.

An die ſchwäbiſche Schule ſchließen ſich folgende talentvolle Dichter: Würtenberg, Bauer und Mörike. Graf Alexander von Würtenberg theilte zuerſt im Morgenblatt ſeine Gedichte unter dem Namen: Sandor von S. mit, deren viele in Ungarn ſpielen. Allenthalben zeigt er üppige Phantaſie und oft ungeſtüme Lebendigkeit, wie denn eine Sammlung ſeiner Gedichte mit dem Titel des Sturms ganz vollkommen bezeichnet iſt,

aber auch die Lieder eines Friedenſoldaten ſind nicht friedlicher. Harmoniſcher und plaſtiſcher iſt der Freund Waiblingers und Ludwig Bauers, Eduard Mörike aus Ludwigsburg, den man als den glücklichſten Nachahmer Göthes und der griechiſchen Dichter mit Recht den Klaſſiker unter den Romantikern nennt. Außer ſeinen Gedichten, Novellen und Mährchen, haben wir von ihm das Drama „Letzter König Oeplid" und den trefflichen Roman „Maler Nolten". Möge er von ſeiner mehrjährigen Kränklichkeit doch ganz vollkommen geneſen, damit er uns noch manches wundervolle Gedicht, wie: Mein Fluß, Tag und Nacht, die Herbſtfeier u. dgl. bringe, überall ſo hell und klar geſtaltet und das tiefſte Gemüth durch das Maß griechiſcher Schönheit begränzt.

Mehr dem Drama widmet ſich Ludwig Bauer und ſeine Dichtergabe zum Kölner Dombau: Kaiſer Barbaroſſa, auch in dramatiſcher Form iſt ächter, voller Erguß eines freien deutſchen Mannes. Eigenthümlich, neu und friſch iſt hier der alte Kaiſer geſchildert, neben ihm am beſten der Minneſinger Ofterdingen, den er vom Rheine ſagen läßt:

Mir geht das Herz auf, ſeh' ich einen Fluß,
Es ſchwebt ein Geiſt des Lebens auf den Waſſern:
Schlagadern ſinds im Gliederbau der Erde,
Wegzeiger aus der Dumpfheit in die Welt.
Hier wachſen keine Mönche, hier quillt Kraft,
Hier dampft der Born für Morgenthau und Regen,
Hier wird der Flaum des Abendroths gewoben,
Hier ſchwimmt der Fleiß entgegen dem Bedürfniß
Und mit den Waaren wandert der Gedanke.

Bis zur Wielandiſchen Behaglichkeit harmoniſch gebahrt Zedlitz in ſeinem jüngſten Werke: das Waldfräulein; ein romantiſches Gedicht von ſolcher Naivetät, Jugendfriſche und Klarheit, daß wir kein neueres Dichterwerk kennen, woran ſo gar nichts von den trüben Zeitſtoffen klebte. Dieſe Ruhe des wunderſeligen Dichters half ihm auch Byrons Harald ſo meiſterhaft übertragen, denn während andere Ueberſetzer von dem Originale überwältigt ſich zu ſehr in die ſchwarzen Tinten ſeiner Gemälde vertieften, bringt uns

Zedlitz den prachtvollen Dichterhort in der heiterſten Färbung ans Tageslicht, ſo daß uns kaum eine lichte Perle entgeht, die oft in dunkelſter Tiefe verborgen lag. Drum Preis ihm dem lebensheitern Dichter der Oſtmark, ſingt er auch nicht, wie einſt Helden, ſo iſt uns doch ſein lebensheiteres Harfenſpiel ein Zeichen, daß noch Luſt und Leben wie in des Dichters Bruſt ſo auch im Volke ſei.

Nicht ſo harm- und ſorgelos ſingt Heinrich Auguſt Hoffmann, geb. 1798 zu Fallersleben; bisher Profeſſor und Bibliothekar in Breslau, jetzt auf Reiſen. Dies iſt nun ein politiſcher Dichter, der gegen Alles ankämpft, was freien Geiſt und freies Leben beſchränkt. Darum zieht er los gegen die Pedanten,

Ein Geſchlecht, das in Vokabeln
Wie der Ochs im Joche zieht,
Das vor grauen Götterfabeln
Keine Gegenwart mehr ſieht.

Doch ihm ſteht es an ſo zu ſprechen, da er ſelbſt was gelernt hat und ſein Latein und Griechiſch verſteht, nicht wie die Heine und Konſorten, die auch über die Gelehrten ſchimpfen und nebenbei mit philologiſchen Kenntniſſen großthun, die ſie nicht beſitzen. Gegen Rom zieht er los, das uns lateiniſch beten heißt und führt uns in die Zeit Luthers: wo der deutſche Landsknecht auch auszieht gegen Rom:

Des Kaiſers Feind, des Reiches Feind,
Der gut ſich ſtellt und Böſes meint,
Der böſe Feind! wir ſuchen ihn,
Wir folgen ihm, er muß entfliehn,
Fliehn in Rom.

Er iſt freiſinnig in Allem und liberal, aber nicht einer der Modegecken, deren einem er zuruft:

Du ſchreiſt nach Freiheit, ſchreiſt nach Recht,
Im Anblick großer Kriegesheere,
O du großmäuliges Geſchlecht
Und dich beherrſcht die Schneiderſcheere.

Er iſt wohl burſchikos, und faſt für ſeinen Stand und ſein

Alter zu burſchikos, denn mit einem Knüppel in der Fauſt wandert er am liebſten und ſingt:

Von allen Wünſchen in der Welt
Nur einer mir anjetzt gefällt,
Nur: Knüppel aus dem Sack!

Auch liebt er einen friſchen Trunk und ſeine Trinklieder ſind die beſten, die es in Deutſchland gibt. Alles das wollen wir ihm nun eben nicht zur Tugend anrechnen, das macht ihm aber Ehre, daß er dabei Nichts will von den ſieben Sachen, die einen Herrn von Stande machen, ſondern daß er ein redlicher ſittlich ſtrenger und wahrhaftiger Deutſcher ſei, der die Lumpen und Taugenichtſe ebenſo mit ſeinem Knüppel bedroht wie die Philiſter.

Ihre Gevattern und ihre Geſchwiſter!
Die Poetenverachter,
Monetenbetrachter,
Die Buchſer und Muckſer,
Die Pfennigfuchſer,
Die Mucker und Achſelzucker
Die Agio- und Tarenkucker,
Die Linſenleſer
Und Zinſenzähler,
Die Couponsſchneider
Und Hungerleider,
Die, wo andre vor Freude weinen,
Gleich mit dem Regenſchirm erſcheinen,
Und wo die Freude droht einzuſchlagen,
Den Blitzableiter in der Taſche tragen;
Die den Teufel ſcheuen
Und ſich wie Teufel freuen;
Die nicht mehr mit dem Zopfe prangen
Und doch an dem Zopfe hangen;
Die Pantoffelgedrückten,
Kartoffelentzückten,
Waſſer-Verpraſſer,
Die ſich mit der Schlinge der Mäßigkeit ſchnüren,
Und doch die Klinge der Gefräßigkeit führen;
Die in lauter Formen und Normen ſich bewegen,
In lauter Schmiegen und Biegen ſich regen;
Die auf dem Stuhle des Schlendrians ſitzen;
Und in der Schule des Bocksbeutels ſchwitzen.

Das iſt Humor und Humor iſt es auch, daß er ſeine Lieder unpolitiſch nennt, denn wären ſie politiſch, ſo wären ſie keine Lieder, ſondern gereimte philippiſche Reden voll Gift und Galle, wie andere in jüngſter Zeit geſchrieben. Wir glauben wohl, daß er auch für die Freiheit ein Wort reden, in kräftiger Proſa reden könnte, allein das will er nicht, es wird ohnehin mehr als zuviel geredet, er iſt ein Dichter und darum ſingt er Lieder. Auch ſcheint es ſein Beſtreben, — gehört er doch auch zu der Breslauer Dichterſchule, wo Karl Schall an der Spitze ſtand — die Poeſie recht unter die Leute zu bringen. Aber es ſollte eine deutſche Poeſie ſein, wie ſie der alte freie Deutſche hatte und darum grub er die alten Schätze deutſcher Nationalliteratur, wo er ſie witterte, heraus, förderte ſie zu Tage mit Gloſſen und Anmerkungen, in Ueberſetzungen und Nachbildungen, von Ottfried an bis zum Reinecke und dichtete ſelbſt Jägerlieder, Lieben und Leiden des fahrenden Schülers, Lieder der Landsknechte u. ſ. w. Von letzteren wollen wir eins herſetzen, das von Georg von Frundsberg, dem Helden und Feldherrn Kaiſer Maximilians, das als Soldatenlied kaum ſeines Gleichen hat.

Haſt du den Frundsberg nie geſehn?
Der kann Kalender machen,
Der weiß, was heuer ſoll geſchehn,
Der leitet alle Sachen.

Friſch auf, ihr Landsknecht allgemein
In allen deutſchen Kreiſen,
Den alten Frundsberg hübſch und fein
Zu ſingen und zu preiſen!

Er hat ein Häuptlein aufgeſetzt
Voll Pfaffenliſt und Witze,
Er hat ſein Schwertlein wohl gewetzt,
Die Schneide wie die Spitze.

Er hält das Reich in ſeinem Arm,
Wie's Kindlein zu der Taufe.
Und thät er's nicht, daß Gott erbarm!
So läg's gleich in der Traufe.

Wie ſtattlich er zu Roſſe ſitzt,
Voll Kraft und Gottvertrauen!
Seht doch, wie ihm ſein Auge blitzt,
Aus ſeinen dunklen Brauen!

Ein friſcher Sommer geht daher
Mit Trommeln und mit Pfeifen,
Den Frundsberg greift's an ſeine Ehr',
Er läßt ſein Völklein ſtreifen.

Wohlauf und drauf! die Welt iſt ſein!
Er hat das Glück im Ranzen.
Drum muß auch Alles, Groß und Klein
Nach ſeiner Pfeife tanzen.

Und wer doch wohl das Lied erfand?
Das hat ein Knab' geſungen,
Der iſt aus ſeiner Mutter Hand
Dem Frundsberg nachgeſprungen.

Aber auch ſanft und lieb kann der Mann ſein und ſein Buch der Liebe iſt ein anderes als das von Heine, und wie er die Kinder liebt zeigen ſeine vielen Kinder- und Wiegenlieder, von denen wir nur eins hier anführen.

Kinderlied.

Wer hat die ſchönſten Schäfchen?
Die hat der goldne Mond
Der hinter unſern Bäumen
Am Himmel drüben wohnt.

Er kommt am ſpäten Abend,
Wenn Alles ſchlafen will,
Hervor aus ſeinem Hauſe
Zum Himmel leis und ſtill.

Dann weidet er die Schäfchen
Auf ſeiner blauen Flur;
Denn all die weißen Sterne
Sind ſeine Schäfchen nur.

Sie thun ſich Nichts zu Leide,
Hat eins das andre gern
Und Schweſtern ſind und Brüder
Da droben Stern an Stern.

Und ſoll ich Dir Eins bringen,
So darfſt Du niemals ſchrein,
Mußt freundlich, wie die Schäfchen
Und wie ihr Schäfer, ſein.

Ueberdies iſt nicht zu überſehen, welch einen feinen Geſchmack dieſer Knüppelmann beſitze und wie in allen ſeinen Gedichten der Strophenbau und die Reimverſchlingung ſo ſchön und künſtlich, die Sprache ſo edel ſeien! Als ein wahres Muſter der höchſten Kunſtvollendung kann das herrliche Gedicht die Frühlingsfeier dienen.

Frühlingsfeier.

Wälder knospen, Wieſen grünen,
Neues Leben dringt hervor;
Auch das Gräschen auf den Dünen
Streckt ſein Händlein froh empor.
An den Bächen, an den Quellen
Tanzen Mücken hier und dort,
Fiſche hüpfen auf den Wellen,
Schwalben ſegeln drüber fort.
Alles webet, ſchwebet, ringt,
Freut ſich, ſchwingt ſich, jauchzt und ſingt
Auf gen Himmel, auf gen Himmel.

Sollen wir denn jetzt noch trauern
Wie der Winter ernſt und kalt?
Wir in unſern alten Mauern
Ohne Himmel, Feld und Wald?
Nein! Wir wandeln draußen wieder!
Freude gibt uns ihr Geleit,
Liebe lehrt uns neue Lieder,
Schenkt uns neue Seligkeit.
Unſre Seele ringt und ſtrebt,
Singt und ſchwingt ſich, webt und ſchwebt
Auf gen Himmel, auf gen Himmel.

Auf gen Himmel alles Leben!
Denn vom Himmel kam's herab;
Drum ſo laß uns wiedergeben,
Was er uns ſo gnädig gab.
Ja, froh ſind wir jetzt und ſingen
Auf des Frühlings Freudenau,
Thun, als wollten wir gleich ſpringen
In des Himmels ewges Blau.
Alle Sorg' und Traurigkeit,
Jeder Gram und jedes Leid
Bleibt der Erde, nur der Erde!

Nicht weniger Freiſinn iſt den neueſten Dichtern Oeſtreichs eigen, nur daß er ſich bei ihnen auf eine Weiſe äußert, die den Herolden deutſcher Geſinnung des ſechzehnten Jahrhunderts nahe kommt. Schon bei A. Grün haben wir geſehen, daß ſein Beſtreben zunächſt auf die geiſtige Freiheit gerichtet ſei. So finden wir bei Eduard Duller und noch bei Nikolaus Lenau (Niemptſch von Strehlenau) ein wahrhaftes Hutteniſches Ankämpfen gegen welſche Herrſchaft und Verfinſterungskünſte.

Eduard Duller, geb. 1809 zu Wien, ſtudierte daſelbſt Philoſophie und Rechtswiſſenſchaft, trat aber ſchon in ſeinem 18. Jahre mit dem vaterländiſchen Schauſpiele: Meiſter Pilgram auf. Er verließ darauf Oeſtreich und lebte theils in München, Tyrol, Baden und zuletzt in Frankfurt am Main. Sein dramatiſches Gedicht: Franz von Sickingen wurde vom katholiſchen Clerus hart verketzert, wie denn überhaupt ſein freies deutſches Gemüth, das aus allen ſeinen Schriften ſpricht, den Finſterlingen immer anſtößiger wurde. Schade, daß dieſer talentvolle Mann durch Umſtände gedrängt in manchen ſeiner Dichtungen dem Geſchmacke der gewöhnlichen Leſewelt zu huldigen nicht verſchmäht.

Höher ſteht allerdings Nikolaus Lenau. Er wurde 1802 zu Chatad in Ungarn geboren, wo er aber nur die früheſten Jugendjahre verlebte; auch war ſeine Erziehung und erſte Umgebung deutſch und darf man ihm daher nicht ſo viel Magyariſches zuſchreiben, wie deutſche Kritiker, welche die Verhältniſſe deutſcher Familien in Ungarn nicht kennen, häufig thun. Die Anklänge an ſeine frühe Heimath haben allerdings viel Wahrheit und ſein ganzes Weſen

gleicht dem ſüdlichen Charakter, üppige Phantaſie mit glühender Empfindung und ſtürmiſche Freiheitsliebe. Er ſtudierte zu Wien Philoſophie, Rechtsgelahrtheit, Medicin, wie die meiſten ſtrebenden Oeſtreicher in allen Fächern nach Befriedigung ihres Geiſtes ſuchen. Unverkennbar iſt in ſeinen erſten poetiſchen Verſuchen der Einfluß der ſchwäbiſchen Schule, die ſanfte Schwermuth mit der ſinnigen Naturliebe, wie z. B. in folgenden Liedern:

Primula veris

I.

Liebliche Blume,
biſt du ſo früh ſchon
wieder gekommen?
ſei mir gegrüßet,
Primula veris.

Leiſer denn alle
Blumen der Wieſe
haſt du geſchlummert,
liebliche Blume
Primula veris.

Dir nur vernehmbar
lockte das erſte
ſanfte Geflüſter
weckenden Frühlings,
Primula veris.

Mir auch im Herzen
blühte vor Zeiten
ſchöner denn alle
Blumen der Liebe
Primula veris.

II.

Liebliche Blume,
Primula veris,
holde dich nenn' ich
Blume des Glaubens.

Gläubig dem erſten
Winke des Himmels
eilſt du entgegen,
öffneſt die Bruſt ihm.

Frühling iſt gekommen.
Mögen ihn Fröſte,
trübende Nebel
wieder verhüllen.

Blume, du glaubſt es,
daß der erſehnte
göttliche Frühling
endlich gekommen.

Oeffneſt die Bruſt ihm;
aber es bringen
lauernde Fröſte
tödtend ins Herz dir.

Mag es verwelken,
ging doch der Blume
gläubige Seele
nimmer verloren.

Die polniſche Revolution brachte aber erſt ſeine poetiſche Flamme zum Ausbruch. Aus dieſer Zeit ſind jene glühenden Freiheitslie-

der: Abſchied von Galizien, der Polenflüchtling, Nächtliche Fahrt u. a. m. Der Untergang Polens ergriff ihn ſo gewaltig, daß er es nicht aushalten konnte in Europa und er zog weit übers Meer nach Nordamerika. Doch auch hier in dem Lande der Proſa fand ſeine Seele nicht was er ſuchte und alſo ſang er dort

An ſein Vaterland.

Wie fern, wie fern, o Vaterland,
biſt du mir nun zurück!
Dein liebes Angeſicht verſchwand
mir wie mein Jugendglück.

Ich ſteh' allein und denk' an dich,
ich ſchau' ins Meer hinaus.
und meine Träume mengen ſich
ins nächtliche Gebraus.

Und lauſch' ich recht hinab zur Flut,
ergreift mich Freude ſchier:
da wird ſo heimlich mir zu Muth
als hört' ich was von dir.

Mir iſt ich hör' im Winde gehn
dein heilig Eichenlaub,
wo die Gedanken ſtill verwehn
den ſüßen Stundenraub.

Im ungeſtümen Wogendrang
brauſt mir dein Felſenbach
mit dumpfem vorwurfsvollem Klang
ruft er dem Freunde nach.

Und deiner Heerden Glockenſchall
zu mir herüberzieht
und leiſe der verlorne Hall
von deinem Alpenlied.

Der Vogel im Gezweige ſingt,
wehmüthig rauſcht der Hain,

und jedes Blatt am Baume klingt
und ruft: Gedenke mein! —

Als ich am fremden Grenzefluß
still ſtand auf deinem Saum,
als ich zum trüben Scheidegruß
umfing den letzten Baum,

Und meine Zähre trennungsſcheu
in ſeine Rinde lief,
gelobt' ich dir die ew'ge Treu
in meinem Herzen tief.

Nun denk' ich dein ſo ſehnſuchtſchwer,
wo manches Herz mir hold,
und ſtröme dir ins dunkle Meer
den warmen Thränenſold.

Er kehrte heim und ſeine trübe Seele ſprach immer noch lauter ihren bittern Unmuth aus und an den Gott des Schmerzes wendet er ſich:

— Du Gott des Schmerzes, rüſte du mein Lied,
Und wappne mich auf den verweg'nen Gang
Durch's ungeheure nächtliche Gebiet.
Gib mir ein wildes Herz, daß mein Geſang
Auf ſeiner Bahn vor Schreck nicht ſterben dürfe;
Gib mir ein Herz, das lauter Wetterklang
Wie ſüße Nachtigallenlieder ſchlürfe!
Und wenn ins Thal mit grimmigem Frohlocken
Die Stürme werfen ihre Donnerwürfe,
Daß Wald und Fels herunterbricht erſchrocken;
Dem Herzen ſei's ſchwermüthiges Behagen,
Wie Niederſäuſeln welker Blüthenflocken! —

Iſt nun auch ſeine Poeſie jene der Poeſie ſo feindſelige Klage, ſo iſt's doch, wie bei ſeinem Landsmann A. Grün, eine männliche Klage, die da Hoffnung gab, daß ſich die Mißlaute mit der Zeit auflöſen würden. Noch kommen zu dem Zeitjammer die Byroniſchen Zweifel und Lenau raſt in ſeinem Fauſt in dieſen wilden Tönen, unerquicklich für harmoniſche Seelen, fort und fort,

ſtreift aber immerwährend ganz nahe an die Schönheitslinie, ſo daß man ihm zurufen möchte, wie einem Nachtwandler, wohin zu treten ſei. Allein er hat ſich ſelbſt gefunden und im Savanarola iſt der Uebergang aus dem verneinenden Zerwürfniß zum Feſtzuſchreitenden. Da fand er den Punkt, von welchem aus er ſeine inneren Zerwürfniſſe zur Einheit bringen und ſeiner Poeſie, wie ſeinem Leben, feſte Haltung und würdigen Gehalt geben konnte. Demnach vereinigten ſich alle ſeine Kräfte, um den alten Erbſtreit der Deutſchen gegen Rom zu kämpfen. Da war nun der edle Märtyrer Savanarola ein trefflicher Gegenſtand. Düſter und nächtlich iſt die Darſtellung, wie der Stoff ſelbſt, auch Versmaß und Sprache ermangeln des einſchmeichelnden Liebreizes, weil der Dichter eben ergreifen, Schauder und Entſetzen verbreiten will.

Proteſtanten können die Empfindung nicht ſo leicht beurtheilen, die einen denkenden und nach geiſtiger Freiheit ringenden Katholiken hinreißt; doch ſeiner Zeit und ſeinem Volke gemäß ſind Worte wie folgende:

Nach Florenz wallt das Volk in Schaaren,
Das ihn noch einmal ſchauen muß,
Vielleicht fürs Leben zu bewahren
Von ihm noch einen Scheidegruß.

Doch iſt zu früh noch ſolches Bangen,
Noch iſt's gekommen nicht ſo weit,
Daß ſie den Mann in Ketten zwangen,
Noch kämpft er fort den großen Streit.

Nicht hemmt auf ſeinen Gottespfaden
Das Banngeräuſch den kühnen Mann;
Wie nicht das Zirpen der Cicaden
Den Schritt des Helden ſtören kann.

Wenn Heimchen auch den Helden mahnen,
Daß bald ihn, bald der Raſen deckt,
Ihm iſt der Tod ein ſüßes Ahnen,
Und vorwärts eilt er ungeſchreckt.

Girolamo die heiße Fehde
Des Herrn noch immer treulich ficht;

Und alſo ſeine Kanzelrede
Dem Bannesfluch antwortend ſpricht:

„Prälaten ſind allein mit nichten
Die Kirche, und auch nicht zumeiſt;
Sie ſoll aus Allen ſich errichten,
Bei welchen Glaub' und heil'ger Geiſt.

Chriſtus, der auf dem Kreuz verſchieden,
Iſt unſer Mittler, Er allein;
Der Klerus ſoll zum Gottesfrieden
Ein Führer nur, nicht Mittler ſein!

Das Evangelium iſt das Leben;
Das nur kann gültigen Entſcheid
Und Richterſpruch im Kampfe geben,
Ob ihr die Kirche Chriſti ſeid.

Das iſt die Wurzel, ewig bleibend,
Unſchütterlich, und ohne Raſt
Den Saft des Lebens weiter treibend
Als Tradition von Aſt zu Aſt.

Der Eiche grünes Leben ſprießet
Aus ihrer Wurzel nicht allein,
Sie dorrt, wenn nicht vom Himmel fließet
Der Gnade Thau und Sonnenſchein;

Doch was der Wurzel nicht entſproſſen
Iſt falſch, wenn's auch ſich heilig nennt;
Wenn Nebel nicht das Aug' umfloſſen,
Die Miſtel von der Eiche trennt.

Der Glaubensbaum, der lebensreiche,
Iſt uns gepflanzt von Gottes Sohn;
Die Miſtel wuchernd an der Eiche,
Das iſt die falſche Tradition.

Im Eichenlaub als Vöglein ſingen
Die Seelen, fröhlich und daheim;
Die Miſtelbeeren aber bringen
Dem Teufel ſeinen Vogelleim.

Ihr führt gen Gott ein eitles Kriegen,
Wenn auch der Tod mich bald verſchlingt,
So wird die ſtarke Hand doch ſiegen,
Die mich als ihren Hammer ſchwingt.

Das jammervolle Truggerüſte,
Das ſich die Kirche Chriſti heißt,
Der Bau, den freches Erdgelüſte
Gethürmet, nicht der heil'ge Geiſt;

Die Hand des Herrn wird niederſchlagen,
Und euer Werk zerbricht, zerſtiebt,
So wahr Millionen Herzen klagen,
So wahr noch Gott die Menſchen liebt!"

Auf dieſem Wege gelangte Lenau denn auf die Höhe, von welcher er, ſelbſt erhaben über die Verirrungen des menſchlichen Wahns, beſſer und edler als die Feinde der Wahrheit, verſtändiger und klarer als ſchwachſinnige Schwärmer, freigebahrend die Geſtalten ſeiner Phantaſie hinſtellen konnte zu ſchönen Bildern, welche ſich in ſeinem letzten Werke: Die Albigenſer zu einem loſe verwobenen Ganzen an einander reihen. Der furchtbare Kreuzzug, welchen Innocenz III. gegen die verketzerten Albigenſer in Südfrankreich predigte, iſt der Gegenſtand dieſer Dichtung, der man eben ſo wenig als dem Ritter Wahn oder dem letzten Ritter den Namen eines Epos, wie es der Zeit gemäß iſt, abſprechen dürfte. Was es aber über Savanarola ſtellt, wo die wilde Kraft der Empfindung oft das Maaß der Schönheit überſchreitet und das Auge über die gehäuften Gräuel, die es ſchauen muß, ermüdet, iſt die Schönheit und Anmuth. Weiſe hat der Dichter überall das Gräßliche gemildert, das Aeußerſte vermieden und ſo z. B. ſelbſt die feindlichen Geſtalten, den Wütherich Fulco, Simon Montfort und Innocenz zur idealen Schönheit erhoben. Doch mit aller Anmuth und Liebe werden die Frommen und Guten, ja ſelbſt die Irrenden geſchildert und um das rauchende Schlachtfeld ein blühender Roſenberg gepflanzt. Wir führen weil nicht Raum iſt das ganze Gedicht aeſthetiſch zu entfalten, nur eine Romanze hier an: die zwei Troubadours, deren Einer dem Harfenſpiel in dieſem

Krieg um Himmel und Hölle entſagt, der Andre hingegen die Muſe nicht verlaſſen will in ihrem Mißgeſchicke, bis beide gereizt die Schwerter ziehen und im wilden Streite fallen:

„Wir ziehn zu Fuß in freudenloſer Irre;
Die ſchönen Zelter ſind entſchwundne Träume,
Die weichen Sättel und die Prachtgeſchirre,
Die Silberſchellen und vergoldten Zäume.

Die frohen Tage ſind für uns verloren.
Im freien Feld, in kühler Waldesnacht,
Wenn reitend wir ein neues Lied erdacht,
Wie gaben wir vergnügt dem Roß die Sporen!
Wenn ſonſt nach einer Burg die Sänger zogen,
Wie gaſtlich war und jubelnd der Empfang,
Wie raſch die Pforte aus dem Riegel ſprang;
Den Sängern war ein jedes Herz gewogen.
Wie dort die edlen Ritter, holde Damen
Jed' Wörtlein lauſchend in die Seele nahmen!
Willkommner iſt der Frühling nicht im Thale,
Als einſt der Sänger im geſchmückten Saale.

Das iſt vorbei und wird nicht wiederkehren.
Nun rauſcht die bange Welt von Kriegesheeren;
Die Pfeile finden jetzt den Weg zum Herzen,
Die Lieder nicht, mit Luſt und ſüßen Schmerzen.
O ſchöne Zeit, die wir verloren haben!
O trübe Zeit, die den Geſang begraben!

Wenn ſonſt auch war ein wilder Streit entzündet;
War doch dem Leid die Freude ſtets verbündet;
Da tobte minder grimmig das Gefecht
Um ein Stück Land, um ein gekränktes Recht.

Da mochte noch in ſeinem Lagerzelte,
Als Noth ihn und die Kampfgenoſſen quälte,
Der Troubadour von ſeiner Dame ſingen;
Vergeſſen ward der Hunger wie der Zorn,
Denn alſo lieblich ließ Bertrand de Born
Im Lied die Reize ſeiner Dame klingen,
Daß Sehnſucht ſüß in aller Bruſt erwachte,
Und jeder träumeriſch der Fernen dachte.
Nun aber iſt's ein Krieg um Himmel, Hölle;
Den ew'gen Mächten iſt ſein Dienſt geweiht,

Und fühllos tritt er wie die Ewigkeit
Der Leichen ſtarres blutiges Gerölle!

Der Krieg wird nicht beruhigt und verſöhnt,
Wenn er das Land erſiegt, die Burgen bricht;
Und wenn der letzte Feind im Tode ſtöhnt,
Und ſtille ſenkt das bleiche Angeſicht,
So iſt kein Friedensſchimmer ſein Erbleichen,
Wie Mondenlicht nach Sturm und Wetterſtreichen.
Mag jeder Stein vom Tritt des Krieges beben,
Noch immer iſt es nicht das rechte Land,
Die rechte Burg nicht, die er überwand,
Und nicht der rechte Tod, den er gegeben.

Was ſoll ein Minnelied bei Rachechören?
Wer mag in ſolchem Sturm den Sänger hören?
Die Vögel ſchweigen, wenn die Bäume krachen,
Die Nachtigall iſt fremd im Lenz der Drachen.

Sie freveln hart; ich ſoll es weich beweinen?
Vielleicht mit einem Streitgedicht erſcheinen?
Ha! lieber ſoll mein Schwert in Schlachten ſingen,
Als je mein Lied mit rohen Knechten ringen.

Ich laſſe ruhen hier an dieſem Aſt
Mein Saitenſpiel, den ſonſt ſo werthen Gaſt;
Und wird fortan der Wind die Saiten rühren,
Wird Niemand doch den neuen Meiſter ſpüren,
Wenn eilig Wandrer ziehn vorüber hier,
Das Herz voll Unglück oder Kampfbegier.

Ins Lager fort des Grafen Toulouſe!
Nicht taug' ich zum Gemahl in dieſen Tagen
Für eine königliche Frau, die Muſe;
Sie ſoll mir nicht den Bettlerbündel tragen.

Komm, folge mir und ſey mein Kampfgefährte!
Wir wollen dort den Feinden unſrer Lieder
Eindringlich ins Geſicht und in die Glieder
Gewalt'ge Reime ſchlagen mit dem Schwerte."

Doch andern Sinns, antwortet der Genoſſe:
„Ich ſehne mich nach keinem Edelroſſe,
Nach Prachtgeſchirren nicht, noch Prunkgewanden,
Was ich bedarf iſt wenig und zu Handen.

Ich ſchände nicht mein Herz mit wildem Haſſe;
Dem Unglück bringt, wenn nur für Augenblicke,
Ein Lied des Friedens Traum; und ich verlaſſe
Die Muſe nicht in ihrem Mißgeſchicke.

Ich will den armen Menſchen Lieder ſingen
Und Wohlklang in geſtörte Seelen bringen;
Von tapfern Thaten ſing' ich dem Bedrohten,
Und dem Betrübten lob' ich ſeine Todten.
Ziehſt du dein Schwert zum unheilvollen Streite,
War dies mein letzter Schritt an deiner Seite."

Und wieder ſpricht der kriegeriſch Entbrannte:
„Die Zeit iſt hin, die Harf und Herz beſpannte;
Wo willſt du ſingen, Ruhm und Lieb' erwerben?
Nur einen Schluck vom Trank der edlen Trauben?
Die Einen morden und die Andern ſterben,
Die Einen betteln und die Andern rauben;
So ſinge denn, dir iſt die Wahl geboten,
Vor Bettlern, Mördern, Räubern oder Todten.
Sie haben Ruh' zu wenig und zu viel,
Um aufzuhorchen deinem Saitenſpiel.

Von Burg und Hütte wird man fort dich fluchen,
Und Herberg wirſt du in den Wäldern ſuchen.
So hungre denn im Grünen und beneide
Singvögelein, die reich verſorgten Gäſte,
Und hol' dir ihre Eier aus dem Neſte,
Schling künft'gen Waldgeſang ins Eingeweide!
Nebſt Hunger wird dich dann noch Zweifel plagen,
Wer wohl von beiden mehr beneidenswerth:
Der Sänger, der am Aſt den Wurm verzehrt?
Der Sänger, den im Grab die Würmer nagen?
Fahr wohl! Wenn doch einmal in frohem Zelt
Die alte Luſt zu ſingen mich befällt,
Wenn ich nach guter Schlacht, beim Becherklang,
Zur Kurzweil ſchallen laſſe Spottgeſang,
Und einen feigen Burſchen Glied für Glied
Zuſammenblaſ' in meinem ſcharfen Lied,
Und durch ihn geißle mit belachten Schwänken:
Dann will ich deiner Zug für Zug gedenken!"

Mehr ſchallt kein Wort; doch klirren ihre Degen,
Fern tönt der Wald von ihren harten Schlägen.
Die Sänger reimen gut mit ihren Klingen,

Für jede Wunde die den Einen traf,
Muß neu hervor das Blut des Andern ſpringen,
Und beide ſinken in den gleichen Schlaf,
Beim ſanften Rieſeln ihrer Purpurquellen,
Wo, weiches Moos, die Sterbekiſſen ſchwellen.
Sie liegen todt in tiefen Waldesgründen;
So leicht kann Unmuth wilden Streit entzünden.

Wie manches Lied in ihrem Herzen ruhte,
Ob ſich's verliert im Moos mit ihrem Blute,
Ob es verklång' an ſturmbetäubten Ohren,
Gleichviel, es wäre immerhin verloren.
Am Baume liegen ihre Harfen beide,
Bis ſie vermorſchen einſam und verwittern;
Im Windeshauch die Saiten leiſe zittern,
Und flatternd ſpielt das Band von bunter Seide.

Auch der Humor hat ſeine Stelle in dieſer Dichtung und beweiſt wie mächtig der Dichter ſeines Stoffes ſei, weil er dies für Dichterruhm ſo gefährliche Spiel wagt und glücklich auch beſteht. So iſt ſchon in dem Mährlein von dem Ziegeuner, das der Mönch dem Pierre von Caſtelnau erzählt, der friſcheſte und keckeſte Humor. Reicher fließt noch dieſe Gabe in der Romanze Jacques, wo ein wahnwitziger Schneider auf der Wahlſtatt allerlei Lappen von den Gewändern der Ritter und Pfaffen zuſammenſucht, um daraus einen Sterbekittel zu machen für den Antichriſt, der ohne dieſen nicht verſcheiden könnte. Luſtiger ja muthwilliger iſt der Humor im Grafen von Foix, der mit ſeinem frechen Gefolge ins Kloſter ſtürmt und dort die heilige Stätte zum Tummelplatz ſinnlicher Lüſte macht, denn:

Er lacht der Einen, die für die Lehren
Der Kirche ſich rotten zu grimmigen Heeren,
Er lacht der Andern, die frommen Witzen
Zu lieb ihr köſtliches Blut verſpritzen.

Voll dramatiſchen Lebens und voll Wahrheit iſt das Studentengelage geſchildert, wo die Laune des Dichters bis zur ſchwindelnden Höhe philoſophiſcher Ideen dreiſt und keck hinauf ſich ſchwingt. Doch alle dieſe anmuthigen und leichtfertigen Spiele ſind

nur da zur Erholung dem Leſer, daß ihm die Kraft anklange das Erhabene zu faſſen und aufzunehmen den gigantiſchen Schmerz, daß Menſchen ſo des Menſchengefühls und der Liebe bar gegen einander wüthen können. Durch das Ganze hindurch aber ſchreitet wie ein Rieſe der geſunde und kräftige Gedanke: daß die Kämpfe nicht umſonſt geweſen und daß die Wahrheit endlich ſiegen und die Wahrheit zur Freiheit führen werde:

Woher der düſtre Unmuth unſrer Zeit,
Der Groll, die Eile, die Zerriſſenheit? —
Das Sterben in der Dämmerung iſt ſchuld
An dieſer freudenarmen Ungeduld;
Herb iſt's, das langerſehnte Licht nicht ſchauen,
Zu Grabe gehn in ſchwerm Morgengrauen.
Und müſſen wir vor Tag zu Aſche ſinken,
Mit heißen Wünſchen, unvergoltnen Qualen,
So wird doch in der Freiheit goldnen Strahlen
Erinnerung an uns als Thräne blinken.

Nicht meint das Lied auf Todte abzulenken
Den Haß von ſolchen, die uns heute kränken;
Doch vor den ſchwächern, ſpätgezeugten Kindern
Des Nachtgeiſts wird die friſche Furcht ſich mindern,
Wenn ihr die Schrumpfgeſtalten der Despoten
Vergleicht mit Innocenz dem großen Todten,
Der doch der Menſchheit Herz nicht ſtill gezwungen,
Und den Gedanken nicht hinabgerungen.

Schlußwort.

Das wäre nur ein Abriß deſſen, was unſere Dichter zur Bildung, zum Troſte, zur Erheiterung und Ermuthigung, ja zur Einigung im Volksthümlichen, gedacht, empfunden und zur deutſchen Harfe geſungen haben. Nicht jede einzelne Stimme, ob ſie gleich trefflich mitwirkte im Vereine, konnte beſonders beachtet und beſprochen werden, ſie nehme ihren Theil von dem Lobe, das wir dem ganzen vollen Chore zollen. Verachtung aber verdient kein

Dichter, er ſinge noch ſo ſchmach, wenn er nicht etwa ſein Lied mit undeutſcher Sittenloſigkeit verpeſtet, oder zur Gemeinheit herabſank oder anerkannte Meiſter mit frechem Witze läſterte und überhaupt das Heilige und Wahre zu entweihen wagte. Eine eigene Weiſe ſtimmen unſere jüngſten Dichter: Herwegh, Prutz, Dingelſtedt u. a. an, — die politiſche; ſie ſtehen darin dem freiſinnigſten aller deutſchen Sänger Hoffmann von Fallersleben weit nach und gerathen aus der Poeſie in das Gebiet leidenſchaftlicher Rhetorik. Wahre Dichter wie eben Hoffmann, Mosen, Geibel u. a. behandeln politiſche Stoffe ganz anders und letzterer *) ſpricht zu Herwegh folgendermaßen:

Fürwahr, ein Sämann ſchreitest du
Der Samen ſtreut, doch der Zerſtörung,
Ein Glöckner, der aus ihrer Ruh
Die Völker ſtürmt, doch zur Empörung, —
Du willſt die Flamme, die ſo rein
Und heilig ſtrahlt durch alle Lande,
Du willſt den warmen Gottesſchein
Zur Fackel Heroſtrats entweihn,
Und ſchwingſt ſie wild zum Tempelbrande.

Wozu ſonſt dieſes Schwerterklirren?
Die Kriege, die dein Lied gefodert?
Die heiße Glut, die durch dein Hirn
Ja tauſend Funken prächtig lodert?
O dein Grund iſt nicht deutſche Art!
Wohl kämpfen wir auch für das Neue
Und Freiheitsbanner dicht geſchaart
So ſehn auch wir, doch aufbewahrt
Aus alter Zeit blieb uns die Treue.

Verhaßt auch uns iſt der Baſchkir,
Der Unterjocher der Gedanken.
Und ſeinen Dank begehren wir
Von jenem übermüthgen Franken.
Wir wollen auch, daß frei das Wort
Durch alle Lüfte möge fluten;
Es dünkt auch uns in Süd und Nord

*) Ein junger Dichter, von welchem noch viel zu hoffen.

Das Wort der beste Freiheitshort —
Doch soll darum dein Volk verbluten?

Nein, glaub, der Tag ist bald erwacht,
Der Morgen naht, wo wirs erringen
Nicht ohne Kampf, doch ohne Schlacht
Der Geist ist stärker als die Klingen.

Erfreulich ist es zu sehen, daß die deutschen Poesien nicht nur in Deutschland leben, sondern in aller Welt bei fremden Völkern auch gewürdigt werden und daß auch diejenigen Deutschen, die in fremde Länder und Welttheile ausgewandert, nicht nur ihrer heimischen Sprache und Sitte, auch ihrer Poesie treu geblieben. Kam doch jüngst eine Stimme aus der fernen Fremde zu uns*) von einem bisher noch ungekannten Dichter, die voll deutscher Treue also singt:

Sonntagsstille auf den Fluren — in der Morgenstrahlen Helle
Aus dem Thalgrund unter Linden glänzt das Kreuz der Dorfcapelle.
Durch die Lüfte wellenkreiselnd zittern Glockenmelodieen,
Und dem heilgen Rufe folgend auf gewundnen Pfaden ziehen
Von den Bergeshalden nieder gläub'ge, fromme Christenschaaren,
Ernsten Trittes, heitern Blickes, bunt an Farben, bunt an Jahren.
Und des Kirchleins Archenoä öffnet gastlich weit ihr Thor,
Und der Andacht Wellen tragen sie zu Wolken hoch empor.
Gläubige in der Zerstreuung, du zerstobne Lämmerheerde,
Die ich weide, die ich liebe, — deutsches Volk auf fremder Erde:
Dringt der Sonntagsglocke Tönen nimmer bis zu deinen Ohren
Durch das Werkeltag-Gesumme? ging dein Zion dir verloren?
Und doch ragt vor allen herrlich, stolz wie meine Bergesriesen
Deiner Väter heilig Münster, weit bewundert, weit gepriesen.
Hoch empor aus Felsengrunde tausendjährge Pfeilerstreben,
Schlank wie Tannen, fest wie Eichen um der Wölbung Dach zu weben.
Und es brausen, klingen, flöten, einend sich zum Liederfeste,
Orgelsturm und Chorgesänge durch das Laubwerk, durch die Aeste.
Durch die spitzen Fensterbogen, durch die bunten Scheiben bricht
Zauberisch', wie Alpenglühen, und verklärt der Sonne Licht.

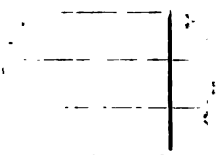
*) Deutsche Xenien aus und für Ungarn. Zweiter Strauß. Leipzig. B. Tauchnitz jun. 1842.

Und des Heiligthumes innen pflegen Prieſter hoher Weihe,
Laut mit Seraphszungen künden ſie das Wort, das ew'ge, freie,
Und es regt der fromme Eifer ſich mit tauſend rühr'gen Händen,
Um des Thurmes Oriflamme, um den Ausbau zu vollenden.
Deutſches Volk in der Zerſtreuung, heimiſch nun im fremden Lande,
Mit des Deutſchthums Mutterkirche lockre frevelnd nicht die Bande!
Wie nach Mekka Allahs Diener, wenn er ſein Gebete ſpricht,
Sei nach Deutſchlands Rieſendome hingewandt dein Angeſicht.
Und wie vom Verklärungsberge wirſt mit leuchtender Geberde
Wieder du dein Antlitz kehren heim zum heimathlichen Herde.
Höher wird die Bruſt dir ſchlagen, kühnern Flug der Geiſt erſinnen,
Und es wird ein Gott dir ſegnen deine Mühen, dein Beginnen.
Was du ſchafft, ſchafft du für Alle! Ob von Thoren auch verkannt,
Bleibe treu dir ſelbſt, o Deutſcher, und dir dankt's das Vaterland!

Was aber der deutſchen Poeſie, wie unſerm Volke ſelbſt, überall freundliche Aufnahme verſchafft, iſt der frohe Lebensmuth, der in ihr wohnt und die Keuſchheit und die Freiheits- und Wahrheitsliebe, Eigenſchaften, die ſie ſich ſelbſt im muthwilligſten Spiele bewahrt, denn was Manche in letzter Zeit in dieſer Hinſicht verſchuldet haben, iſt in dieſen Blättern ſchon nach Würden beurtheilt und als undeutſch verworfen worden. So bleiben denn fürderhin die Griechen, Göthe, die althochdeutſche Heldendichtung und der Minneſang, die anerkannten Muſter unſerer Sänger; Natur, Volksthum, deutſche Redlichkeit und Treue, Tapferkeit und Ehre, Gottesdienſt im Licht und in der Wahrheit, trautes Familienleben und reine Frauenliebe, die Quellen edler Empfindung, die Wecker des Gedankens und der That. Eben dieſe Geſundheit erhöht aber auch den Werth unſerer Dichter und weiſt ihnen den Ehrenplatz unter den Männern der Wiſſenſchaft und unter den Weiſen des Volkes ein. Wenn nämlich, Kunde von den älteſten und neueſten Dichtern haben, zur Gelehrſamkeit gehört, ſo wäre es ungereimt denjenigen weniger zu achten, der einſt ein Gegenſtand nach Gründlichkeit ſtrebender Gelehrſamkeit ſein wird. Auch die Dauer iſt unſerer Poeſie durch ihre Kernhaftigkeit verbürgt, denn was ſo geſund und lebensmuthig zuſchreitet, wird beſtehen; wie überhaupt nicht zu befürchten iſt, daß, ſo viel Raum auch das gemeine materielle Leben gewinne, die Poeſie, dieſe Erhebung in die Welt der Schönheit

ſollte verdrängt werden und mit A. Grün wollen wir ſchließen, der in ſeinem letzten Dichter alſo ſingt:

„Wann werdet ihr Poeten
Des Singens einmal müd?
Wann endlich ausgeſungen
Iſt's alte, ew'ge Lied?
Iſt nicht ſchon längſt geleeret
Des Ueberfluſſes Horn,
Gepflückt nicht alle Blumen,
Erſchöpft ſchon jeder Born?" —
So lang der Sonnenwagen
Im Azurgleis noch zieht,
Und nur ein Menſchenantlitz
Zu ihm empor noch ſieht;
So lang der Himmel Stürme
Und Donnerkeile hegt,
Und bang vor ihrem Grimme
Ein Herz noch zitternd ſchlägt;
So lang nach Ungewittern
Ein Regenbogen ſprüht,
Ein Buſen noch dem Frieden
Und der Verſöhnung glüht;
So lang die Nacht den Aether
Mit Sternenſaat beſä't,
Und noch ein Menſch die Züge
Der goldnen Schrift verſteht;
So lang der Mond noch leuchtet,
Ein Herz noch ſehnt und fühlt;
So lang der Wald noch rauſchet
Und einen Müden kühlt;
So lang noch Lenze grünen,
Und Roſenlauben blüh'n;
So lang noch Augen lächeln
Und hell von Freuden ſprüh'n;
So lang noch Gräber trauern,
Und die Cypreſſen dran,
So lang' ein Aug' noch weinen,
Ein Herz noch brechen kann;
So lange wallt auf Erden
Die Göttin Poeſie,
Und mit ihr wandelt jubelnd,
Wem ſie die Weihe lieh;
Und ſingend einſt und jubelnd
Durch's alte Erdenhaus

Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Menſch hinaus.
Noch hält der Herr die Schöpfung
In ſeiner Hand fortan,
Wie eine friſche Blume,
Und blickt ſie lächelnd an.
Wenn dieſe Rieſenblume
Dereinſtens abgeblüht,
Und Erden, Sonnenballe
Wie Blüthenſtaub verſprüht;
Erſt dann fragt, wenn des Fragens
Bis dahin ihr nicht müd,
Ob endlich ausgeſungen
Das alte ew'ge Lied.

Druck von Ernst Stange in Leipzig.